SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

51

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

79. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 1

Zur Einführung 1
Georg Cleinow und die Grenzboten. Von Dr. Mathilde Kelchner 2
Grenzdeutschtum. Von Max Hildebert Boehm 17
Deutsches Volk und Donauföderation. Von Prof. Dr. Benno Imendörffer (Wien) 23
Die Pariser politische Hochschule und Frankreichs Wiederaufstieg nach 1871. Von Martin Spahn 28
Wirtschaftlicher Grenzschutz West. Von Dr. A. Ringleb, Zweckverband Ost 30

Ausgegeben am 7. Januar 1919

1.25 Mark das Heft
2.50 Mark das Doppelheft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

12.— Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch den Verlag Berlin SW. 11 und durch alle Annoncen-expeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis: 1.—M. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

Germania
Lebens-Versicherungs-Aktiengesellschaft zu Stettin
Sicherheitsfonds 476 Millionen Mark.
Lebensversicherung mit ärztlicher Untersuchung mit und ohne Einschluß der Invaliditätsgefahr.
Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung mit durchweg garantierten Leistungen.
Aussteuer-, Leibrenten-, Unfall-, Haftpflicht-, Frauen- und Kinder-Versicherung.
Hervorragend günstige Bedingungen in allen Geschäftszweigen der Gesellschaft. Prospekte und jede weitere Auskunft kostenfrei.

Schwere Leiden sind häufig die Folgen vernachlässigt. Krampfadern. — Bei Beingeschw., Aderbein., Geschwulst, Entzündung, nasser Flechte, Salzfluss, trockn. Flechte, Gelenkverdickg., Steifigkeit, Plattfuss, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Fisteln, Elefantiasis versendet Broschüre: Lehren und Ratschläge Dr Beinleidende gratis: Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H., Hamburg I

Botscharow der Großkaufmann
Aus einer russischen Kleinstadt.
M 4.— u. 25% Teuerungszuschlag.
Durch jede Buchhandlung.
K. F. Koehler,
Abt. Grenzboten, Leipzig u. Berlin.

Unterrichts-Anstalten

Dr. Fischersche Vorbildungsanstalt
Berlin W 57, Zietenstrasse 22—23 — Leiter Dr. Schünemann — Gegründet 1888
für Fahnenjunker, Kriegsfreiwillige, überhaupt alle Militär- und Schul-Exam., auch für Damen. Empfehlungen aus ersten Kreisen, hervorragende Erfolge, Stamm altbewährter Lehrkräfte, Unterricht während der Kriegszeit ohne Einschränkung. Bis 1. Jan. 18 bestanden 5045 Zöglinge u. a. 3196 Fahnenjunker, 1917 u. a. noch 33 Abitur. (5 Damen), 22 Prim., 144 Einjähr. Vorbereitung Beurlaubter und Kriegsteilnehmer zu allen Prüfungen.

Private Unterrichtsanstalten zu Bückeburg.
Unter staatlicher Aufsicht.
1. Vorbereitungsanstalt für das Einjährigen-, Prima- und Abiturienten-Examen a) Sonderlehrgänge für die Vorbereitung von Kriegsteilnehmern auf die erleichterte Kriegsreifeprüfung. b) Vorbereitung auf alle Schulprüfungen
2. Höhere Handelsschule. 3 Handelsschule (beide mit fachwissenschaftlichen und volkswirtschaftl. Nebenkursen. 4 Familieninternat nach modernen Erziehungsgrundsätzen. — Beste und reichliche Verpflegung. — Dr. Velthaus.
Prospekt und Auskunft durch den Direktor der Anstalten

Technikum Hildburghausen
Programm frei
Höh. Maschb. u. Elektrot.-Schule, Werkmeister-Schule.
Dir. Prof. Zimmann.

Voraussetzungen und Veranlassungen für Bismarcks Eintritt in die Weltpolitik

Preis M. 1.80 — von Dr. Maximilian von Hagen — Preis M. 1.80

25% Teuerungszuschlag

„Jedem, der sich für die politischen und handelswirtschaftlichen Umstände interessiert, unter denen das Deutsche Reich seine Kolonien erworben hat, sei die Hagensche Broschüre aufs angelegentlichste empfohlen. . . . Klar und äußerst verständlich sind die politischen Beziehungen der Großmächte, der Widerstreit ihrer Interessen in den fremden Erdteilen dargelegt, ... fesselnd die diplomatischen Aktionen, mit denen Bismarck, genial wie immer, sie gegeneinander aufzubieten wußte. . . .
(Deutsche Kolonialzeitung)

K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Leipzig u. Berlin

Die Grenzboten

79. Jahrgang. Erstes Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für

Politik, Literatur und Kunst

79. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Berlin

K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten

1920

UNIV. OF
CALIFORNIA

HP30
G7
1.6Y.Y

Univ. of California

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1920. Erstes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Asiatische Problem, Das —, von Arthur Dix 3, 81
Auslandspropaganda Englands, Die —, von Kaethe Miethe 4, 105
Auslieferungsfrage und Ostproblem, von Max Hildebert Boehm 7, 185
Balkan und Bolschewismus, von Gerhard Merrem 8, 238
Bayern und der Vatikan 2, 59
Bolschewistische Gefahr, Die —, von General Graf von der Goltz 9, 249
Caillaux, von Menenius 9, 274
Christliche Volkspartei Bayerns, Die Trennung der —, vom Zentrum, von Martin Spahn 4, 116
Cleinow, Georg, und die Grenzboten, von Dr. Mathilde Kelchner 1, 2
Deschanel und Elsaß-Lothringen 7, 211
Deutschen Diktators, Aufgaben des —, von Hans v. Hentig 4, 103
Deutschen in Polen, Deutschland und die —, von M. W. 5/6, 179
Deutschen in Polen, Unser Verhältnis zu den —, 4, 123
Deutsches Volk und Donauföderation, von Prof. Dr. Benno Imendörffer 1, 23
Deutsche Ziel, Das —, von Dr. Manfred Eimer 2, 33
Deutschtum in Masuren, von W. Halbfaß 4, 123
Donauföderation, Deutsches Volk und —, von Prof. Dr. Benno Imendörffer 1, 23
Elsässische Jubelfest, Das angebliche —, von Fr. Koenig 8, 217
Elsaß-Lothringen, Die Kulturfrage in —, von Hans Wasgau 10, 310
Elsaß-Lothringen, Parteien und Wahlen in —, von Paul Reicher 2, 39
Ententearbeit, Die — im besetzten Gebiet, von Linksrheiner 10, 299
Enthüllungen des Prinzen Sixtus von Parma 5/6, 129
Estland und Kurland, Der Friedensvertrag zwischen —, von M. 7, 215
Eupen-Malmedy, Die Abstimmung in — 10, 305
Europas Lage 7, 191
Frankreichs neue Männer, von Menenius 5/6, 172
Frankreich und die deutsche Einheit, von Menenius 10, 297
Frankreich und der Putsch 11/13, 318
Frankreich und die Reichslande, von Menenius 4, 119
Friedrichs des Großen, Die politischen Testamente —, von Gustav Berthold Volz 10, 281
Gemeinsinn, Neudeutscher —, von Max Hildebert Boehm 5/6, 134
Grenzdeutschen, Die Behandlung der —, von B. 8, 247
Grenzdeutschtum, von Max Hildebert Boehm 1, 17
Hetzpolitik — Aufbaupolitik, von Georg Cleinow 11/13, 813
Indien, von Menenius 11/13, 365
Kärnten, Volksabstimmung in —, von Biwa 7, 213
Kappsche Abenteuer, Das —, von Prof. Dr. Fritz Kern 11/13, 318
Kriegsjahr 1919 in Rußland, Das — und seine Folgen, von Major G. Frantz 8, 226
Kommunismus und Syndikalismus in Deutschland, von Heinz Fenner 3, 76
Kulturfrage, Die — in Elsaß und Lothringen, von Hans Wasgau 10, 310
Lettlands, Die Politik —, von M. 5/6, 181
Londoner Konferenzen, von Menenius 2, 57
Masuren, Deutschtum in —, von W. Halbfaß 4, 123
Ostmark, Abschied von der —, von B. 3, 92
Ostproblem, Auslieferungsfrage und —, von Max Hildebert Boehm 7, 185
Pariser politische Hochschule, Die — und Frankreichs Wiederaufstieg nach 1871, von Martin Spahn 1, 28
Parteien, Die —, und der körperliche Gedanke, von Max Hildebert Boehm 11/13, 346
Parteien und Wahlen in Elsaß-Lothringen, von Paul Reicher 2, 39
Pfälzer Hilfsbund, Der 3, 90
Polen und die Ententehilfe 7, 215
Politischen Testamente Friedrichs des Großen, Die —, von Gustav Berthold Volz 10, 281
Polnisches Danzig, Der „Temps" für ein —, von M. 3, 91
Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II., Die — 2, 60
Reichslande, Frankreich und die —, von Menenius 4, 119
Sibirien, von Menenius 3, 87
Sixtus von Parma, Enthüllungen des Prinzen — 5/6, 129
Stadt und Land, von Max Hildebert Boehm 4, 97
Stimmungsbild aus dem besetzten Gebiet 3, 89
Südosteuropäische Nationalitätenpolitik, von F. E. 4, 124
Südtirol, Die Stimmung in —, von M. 4, 126

485430

	Heft	Seite
Sozialismus, Kommunismus und — in Deutschland, von Heinz Fenner	3,	76
Türkische Frage, Die — und Italien von Dalmo Carnevali	11/13,	350
U-Bootkrieges, Neues zur Frage des —, von H. v. Waldeyer-Hartz	2,	45
Ungarn, von Menenius	8,	235
Ungarn, Die Wahlen in — und das ungarländische Deutschtum, von R. G.	8,	247
Ursache und Wirkung, von Dr. Hans Meydenbauer	10,	290
Vaterland und Mutterland, von Moeller van den Bruck	3,	65
Vatikan, Bayern und der —	2,	59
Zweierlei Maß	11/13,	370

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Abstimmungsgebiete, Die wirtschaftliche Bedeutung der —, von Prof. Dr. W. Halbfaß	2,	48
Arbeiter- und Angestelltenbewegung, Aus der —, von Otto Leibrock	8,	241
Arbeiter, Der — und die Maschine, von Albert Bencke	5/6,	149
Baltische Handel, England und der —, von M. Cremer	5/6,	180
Finanzbolschewismus, von Dr. A. Ringleb	9,	261
Grenzschutz West, Wirtschaftlicher —, von Dr. A. Ringleb	1,	30
Oberschlesiens, Die wirtschaftliche Bedeutung — für das Reich und die Stellung Bayerns, von Rudolf Möhring	5/6,	153
Petschoragebietes, Die Bodenschätze des —, von H. F.	3,	92
Preisgestaltung, Die — von Kohle und Eisen nach der Revolution, von Heinrich Göhring	9,	277
Rubelgeschäfte in Deutschland, von Alexander Ringleb	4,	121
Sechsstundenschicht, Die — im Bergbau, von Otto Leibrock	5/6,	174
Wirtschaftliche Bedeutung der Abstimmungsgebiete, Die —, von Prof. Dr. W. Halbfaß	2,	48
Wirtschaftlicher Grenzschutz West, von Dr. A. Ringleb	1,	30
Wirtschaftsdiktatur, von Dr. E. Stadtler	3,	72
Zwangswirtschaft und Sozialisierung, von Max Conrad	5/6,	139

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Erziehung zur Staatskunst, von Dr. Karl Hoffmann	7,	197
Filmschund und Auslandswirkung, von B.	3,	93
Grundschulgesetz, Das —, von Prof. Dr. Paul Hildebrandt	10,	301
Internationale oder interalliierte Wissenschaft, von Regierungsrat Dr. Willy Bein	7,	208
Lehrmittelverlag, Der staatliche, von Schulrat Dr. Weidemüller	11/13,	353
Religiösen Elemente, Die —, der Kommunismus, von Dr. Karl Buchheim	9,	270
Der —, Treueid der Beamten, von R—r	10,	304

Literatur, Kunst, Philosophie

Braun, Otto, von Hans Heinrich Schaeder	3,	85
Potsdam, von Friedrich von Oppeln-Bronikowski	10,	294
Streit um die Musik, Zum —, von Hans Heinrich Schaeder	11/13,	360
Wagner, Richard, im Lichte älterer und neuerer biographischer Forschung, von Prof. Dr. Ludwig Schemann	4,	110

Bücherbesprechung

Ein B anstelle der Seitenzahl bedeutet Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes

Agrargesetzgebung, Die — der Sowjetrepublik. Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjetrußland (B.)	9,	279
Otto Braun, Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten (Hans Heinrich Schaeder)	3,	85
Dietrich, Rud., Betriebswissenschaft (O. L.)	3,	94
Gerlich, Dr. Fritz, Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich (Karl Buchheim)	10,	270
Goldreich, A. H., Die Kohlenversorgung Europas (O. L.)	2,	63
Hack, Dr. Jakob, Die wichtigsten volkswirtschaftlichen Probleme der bürgerlichen Gesellschaft (O. L.)	3,	95
Hoerschelmann, Harald v., Person und Gemeinschaft (M. H. Boehm)	9,	279
Klibanski, H., Die Gesetzgebung der Bolschewiki (B.)	9,	279
Koch, Max, Richard Wagner. Teil 1 bis 3 (Prof. Dr. Ludwig Schemann)		
Laotse, Tao Te King, übersetzt von Wilhelm (Hans Heinrich Schaeder)	11/13,	372
Oehlke, Waldemar, Geschichte der deutschen Literatur (Curt Hille)	4,	126
Sinclair, Emil, Demian, (Hans Heinrich Schaeder)	11/13,	373
Smilg-Benario, Ein Jahr im Dienste der russischen Sowjetrepublik (B.)	9,	280
Spahn, Martin, Elsaß-Lothringen (M. H. Boehm)	5/6,	182
Spahn, Martin, Großmächte (Karl Hoffmann)	7,	200
Spengler, Oswald, Preußentum und Sozialismus (Max Hildebert Boehm)	2,	60
Steinaecker, Korvettenkapitän Frhr. von, Mit der Eisernen Division im Baltenland (B.)	9,	280
Troelstra, P. J., Politische Aufgaben der Sozialistischen Internationale (O. L.)	2,	62

Mitarbeiter-Verzeichnis

B., Abschied von der Ostmark	3,	92
—, Filmschund und Auslandswirkung	3,	93
—, Die Behandlung der Grenzdeutschen	8,	247
—, „Die Gesetzgebung der Bolschewiki", von H. Klibanski	9,	279
—, „Die Agrargesetzgebung der Sowjetrepublik. Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjetrußland"	9,	279
—, „Ein Jahr im Dienste der russischen Sowjetrepublik", von Michael Smilg-Benario	9,	280
—, „Mit der Eisernen Division im Baltenland", von Korvettenkapitän Frhr. v. Steinaecker	9,	280
Bein, Regierungsrat Dr. Willy, Internationale oder interalliierte Wissenschaft?	7,	208
Bencke, Albert, Der Arbeiter und die Maschine	5/6,	149
Boehm, Max Hildebert, Grenzdeutschtum	1,	17
—, Preußentum und Sozialismus, von Oswald Spengler	2,	60
—, Stadt und Land	4,	97
—, Neudeutscher Gemeinsinn	5/6,	134
—, Elsaß-Lothringen, von Martin Spahn	5/6,	182
—, Auslieferungsfrage nnd Ostproblem	7,	185
—, Person und Gemeinschaft, von Harald v. Hoerschelmann	9,	279
—, Die Parteien und der körperschaftliche Gedanke	11/13,	346
Buchheim, Dr. Karl, Die religiösen Elemente des Kommunismus	9,	270
Carnevali, Dalmo, Die türkische Frage und Italien	11/13,	350
Cleinow, Georg, Hetzpolitik — Aufbaupolitik	11/13,	313
Conrad, Max, Zwangswirtschaft und Sozialisierung	5/6,	139

	Heft	Seite
Cremer, M., England und der baltische Handel	5/6,	180
Dix, Arthur, Das asiatische Problem	3,	81
Eimer, Dr. Manfred, Das deutscheste Ziel	2,	33
F. E., Südosteuropäische Nationalitätenpolitik	4,	124
Fenner, Heinz, Kommunismus und Syndikalismus in Deutschland	3,	76
Franz, Major G., Das Kriegsjahr 1919 in Rußland und seine Folgen	8,	226
Göhring, Heinrich, Die Preisgestaltung von Kohle und Eisen nach der Revolution	9,	277
Goltz, General Graf von der —, Die bolschewistische Gefahr	9,	249
Halbfaß, Prof. Dr. W., Deutschtum in Masuren	4,	123
—, Die wirtschaftliche Bedeutung der Abstimmungsgebiete	2,	48
Hentig, Hans von, Aufgaben des deutschen Diktators	4,	103
Hildebrandt, Prof. Dr. Paul, Das Grundschulgesetz	10,	301
Hille, Curt, „Geschichte der deutschen Literatur", von Waldemar Oehlke	4,	126
Hoffmann, Dr. Karl, Erziehung zur Staatskunst	7,	197
H. F., Die Bodenschätze des Petschoragebiets	3,	92
Imendörfer, Prof. Dr. Benno, Deutsches Volk und Donauföderation	1,	23
Kelchner, Dr. Mathilde, Georg Cleinow und die Grenzboten	1,	2
Kern, Prof. Dr. Fritz, Das Kappsche Abenteuer	11/13,	318
Koenig, Fr., Das angebliche elsässische Jubelfest	8,	217
Leibrock, Otto, Die Sechsstundenschicht im Bergbau	5/6,	174
—, Aus der Arbeiter- und Angestelltenbewegung	8,	241
Linksrheiner, Die Ententearbeit im besetzten Gebiet	10,	299
M., Der „Temps" für ein polnisches Danzig	3,	91
—, Die Stimmung in Südtirol	4,	126
—, Die Politik Lettlands	5/6,	181
—, Der Friedensvertrag zwischen Estland und Rußland	7,	215
Menenius, Londoner Konferenzen	2,	57
—, Sibirien	3,	87
—, Frankreich und die Reichslande	4,	119
—, Frankreichs neue Männer	5/6,	172
—, Ungarn	8,	235
—, Caillaux	9,	274
—, Frankreich und die deutsche Einheit	10,	297
—, Indien	11/13,	365
Merrem, Gerhard, Balkan und Bolschewismus	8,	238
Meydenbauer, Dr. Hans, Ursache und Wirkung	10,	290
Miethe, Kaethe, Die Auslandspropaganda Englands	4,	105
Moeller van den Bruck, Vaterland und Mutterland	3,	65
Möhring, Rudolf, Die wirtschaftliche Bedeutung Oberschlesiens für das Reich und die Stellung Bayerns	5/6,	153
M. W., Deutschland und die Deutschen in Polen	5/6,	179
O. L., „Politische Aufgaben der Sozialistischen Internationale" von P. J. Troelstra	2,	62
—, „Die Kohlenversorgung Europas", von A. H. Goldreich	2,	63
—, „Betriebswissenschaft", von Rud. Dietrich	3,	94
—, „Die wichtigsten volkswirtschaftlichen Probleme der bürgerlichen Gesellschaft", von Dr. Jakob Hack	3,	95
Oppeln-Bronikowski, Friedrich von Potsdam	10,	294
Reicher, Paul, Parteien und Wahlen in Elsaß-Lothringen	2,	39
Ringleb, Dr. A., Wirtschaftlicher Grenzschutz West	1,	30
—, Rubelgeschäfte in Deutschland	4,	121
—, Finanzbolschewismus	9,	261
R—r., Der Treueid der Beamten	10,	304
R. Z., Die Wahlen in Ungarn und das ungarländische Deutschtum	8,	247
Schaeder, Hans Heinrich, Otto Braun	3,	85
—, Zum Streit um die Musik	11/13,	360
—, „Tao Te Kinj", von Laotse	11/13,	372
—, „Demian", von Emil Sinclair	11/13,	373
Schemann, Prof. Dr. Ludwig, Richard Wagner im Lichte älterer und neuerer biographischer Forschung	4,	110
Spahn, Martin, Die Pariser politische Hochschule und Frankreichs Wiederaufstieg nach 1871	1,	28
—, Die Trennung der christlichen Volkspartei Bayerns vom Zentrum	4,	116
Stadtler, Dr. E., Wirtschaftsdiktatur	3,	72
Wiwa, Volksabstimmung in Kärnten	7,	213
Volz, Gustav Berthold, Die politischen Testamente Friedrichs des Großen	10,	281
Waldeyer-Hartz, H. v., Neues zur Frage des U-Bootkrieges	2,	45
Wasgau, Hans, Die Kulturfrage in Elsaß und Lothringen	10,	310
Weidemüller, Schulrat Dr., Der staatliche Lehrmittelverlag	11/13,	353

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Georg Cleinow

Herausgeber der Grenzboten
von 1909—1919.

UNIV. OF
VIRGINIA

Zur Einführung

Die Grenzboten sind von Ignaz Kuranda als Sprachrohr des großdeutschen Gedankens begründet worden. Unter der langjährigen Leitung von Gustav Freytag und Julian Schmidt und nachher unter Johannes Grunow haben sie sich einen festen Platz im deutschen Bürgerhaus erworben. Durch Georg Cleinow, der nunmehr die Herausgeberschaft niederlegt, als Mitarbeiter jedoch den Grenzboten auch weiterhin beistehen will, ist unsere Zeitschrift zu einem führenden Organ der deutschen Ostpolitik geworden. Nachdem aller Wandel der Zeiten und Anschauungen ihre gesicherte Stellung im deutschen Geistesleben nicht zu erschüttern vermocht hat, wollen die Grenzboten auch weiterhin — ihren besten Überlieferungen getreu und allen Notwendigkeiten der veränderten Stunde offen — das feste Band darstellen, das um Grenz- und Auslandsdeutschtum und Mutterland ein festes unlösliches Band schlingt. Alle Fragen deutscher Politik, Kultur und Wirtschaft, die das Mutterland bewegen, wollen die Grenzboten über die neuen Reichsgrenzen zu denen hinaustragen, die bei aller politischen Loyalität gegenüber dem neuen Staatsverband dennoch ihrem angestammten Volkstum und seiner Kultur auch in dieser Notzeit die Treue halten wollen. Für alle Nöte und Sorgen unserer Volksgenossen dort draußen wollen sie daheim Verständnis und Anteilnahme erwecken. Fern vom Hader der Parteien, über alle Schranken von Stand und Bekenntnis hinweg, werden die Grenzboten einzig der Entfaltung und Stärkung unseres durch die Not des Krieges geschwächten Volkstums dienen. Wir wenden uns an alle treuen Mitarbeiter und Leser mit der herzlichen Bitte, uns die Fortführung der Grenzboten im altbewährten Geist und mit frischem Mut zu ermöglichen.

Schriftleitung und Verlag

Georg Cleinow und die Grenzboten

Von Dr. Mathilde Kelchner

„Leben ist Kampf,
und Kampf ist Tat."

ls Georg Cleinow im Sommer des Jahres 1909 die Leitung der Grenzboten übernahm, war er kurz zuvor aus dem Auslande zurückgekehrt. Als 25jähriger hatte er die militärische Laufbahn verlassen. Er widmete sich an der Universität Berlin, später in Paris und Genf eingehenden volkswirtschaftlichen und geschichtlichen Studien. Ihn fesselten in hohem Maße die osteuropäischen Fragen, insbesondere polnische und russische Geschichte, Wirtschaft und Politik in ihren Beziehungen zu Deutschland und dem Deutschtum. Nach zweijähriger praktischer Betätigung im Bankgeschäft und in der Industrie ging er nach Rußland, um auf Grund eigner Anschauung die dortigen Verhältnisse beurteilen zu können. Nicht nur durch gelehrte Forschung in Bibliotheken und Archiven, sondern — und das ist das Entscheidende für die richtige Erfassung des Auslandes — durch Arbeiten, die ihn mit der breiten Masse der Bevölkerung in Fühlung brachten — er untersuchte unter anderm die Lage der Hausindustrie in Tula [1]) — und durch Anknüpfung von Beziehungen zu allen Gesellschaftsschichten, was ihm durch gute Sprachkenntnisse, insbesondere des Russischen und Polnischen, möglich war, gewann er einen tiefen Einblick in die seelische Beschaffenheit des russischen Volkes, seine Lebensformen, seine Nöte und Hoffnungen.[2]) Die ihm eigene Gabe, Zusammenhänge mit sicherem Blick schnell zu erfassen und lebendig zur Darstellung zu bringen, führte ihn dazu, seine Beobachtungen und Erfahrungen publizistisch zu verwerten. Als Korrespondent angesehener deutscher Zeitungen tätig, schrieb er seit 1904 auch Beiträge für die Grenzboten.

Nach sieben Jahren trieb es ihn in die Heimat zurück. Wie sah er sie wieder? In hochgeschraubtem Wohlstand, vielgeschäftig und genußsüchtig, ohne rechte Freudigkeit im Wollen und Vollbringen, erfüllt von Mißmut und Mißtrauen — nach außen glanzvoll, im Innern schwach. Wie war diese Entwicklung möglich geworden, durch welche Faktoren wurde sie getragen, wohin trieb das stolze Schiff Deutschland, wo sollte es landen? Wenn ihm die Augen hell geworden waren durch die Arbeit am fremden Volkstum, so schlug sein Herz um so stärker für das eigene. Selbst noch völlig unter dem Eindruck der 1905 in Rußland erlebten Revolution stehend, war es für seinen regsamen Geist und sein leidenschaftliches Temperament eine lockende Aufgabe, Deutschlands Schicksal zu ergründen, den Fäden nachzuspüren, die sich unheilvoll zu verwirren drohten und zu seinem Teil klärend und wegweisend zu wirken, um

[1]) Erschienen in Schmollers Forschungen. Duncker u. Humblot in München. 1904.

[2]) G. Cleinow „Aus Rußlands Not und Hoffen". Verlag von Friedr. Wilh. Grunow Leipzig. 2 Bände.

eine glückliche Zukunft vorzubereiten. Er erwarb zu diesem Zweck die Grenzboten und machte sich frisch ans Werk.

* * *

Die Pflichten, die ihm die Leitung dieser alten und angesehenen Zeitschrift auferlegte, waren ihm klar. Er machte sich mit ihrer Tradition vertraut und nahm sie in sein Programm auf. Er selbst bezeichnete es als einen „Versuch, einem gebildeten, selbständig denkenden Leserkreis die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zustände und Kämpfe in unserm großen Vaterlande und seine Beziehungen zur Außenwelt zu zeigen. Den Rahmen für die Arbeiten bilden", so fuhr er fort, „unsere weitgehenden Ansprüche an Freiheit der Persönlichkeit, an Herrschaft des deutschen Gedankens und an Einheit und Macht des deutschen Reiches. Alle Arbeiten, Bestrebungen und Tendenzen, die solchen Idealen dienen, werden liebevoll unterstützt werden; wo aber unsere Ansprüche in Widerstreit geraten mit Parteiforderungen oder bureaukratischer Engherzigkeit, wo wir Regierung, Parteien, Wirtschaftsverbände schädlich wirken sehen, werden unsere Spiegelbilder solches klar zum Ausdruck bringen." (Grenzboten 1913 IV Nr. 41) National im besten Sinne des Wortes sollten die Grenzboten sein und über den Parteien stehen, um wahrhaft kulturfördernd wirken zu können. Nicht lediglich Beteiligung am politischen Tagewerk und seinen Kämpfen, sondern tiefschürfende Ergründung der sozialen Erscheinungen sollte das Mittel sein, um den Zweck, die gesunde Entwicklung aller wertvollen Volkskräfte, zu erreichen. So erwuchs dem Herausgeber die Aufgabe, sich in den Mittelpunkt der Zeitschrift zu stellen, durch gewissenhafte Aufzeichnung des Geschehens, sowie seiner historischen Bedingungen eine Grundlage zu schaffen für eine sachliche Kritik, und für den Ausbau des so gezimmerten Gerüstes einen Kreis von Männern zu gewinnen, die gesonnen waren, gleich ihm und mit ihm vereint die Ergebnisse ihrer Spezialforschungen nicht nur auf dem Gebiete der Politik und Wirtschaft, sondern auf allen wichtigen Gebieten des sozialen Lebens, des Rechtes, der Verwaltung und der Kirche, der Schule und Erziehung, der Literatur und Kunst den gebildeten Kreisen zur Kenntnis zu bringen, um sie um bestimmte Ideen und Ideale zu sammeln und zu praktischem Tun im Sinne des als wünschenswert und notwendig Erkannten anzuregen. Die Briefe, die Cleinow an seine Mitarbeiter richtete, waren oft geistvolle kleine Abhandlungen, denen ein längeres Leben an der frischen Luft der Öffentlichkeit zu wünschen gewesen wäre. Wer in den Grenzboten aus der Vorkriegszeit blättert, wird erkennen, wie sehr die politische Wochenschau, der „Reichsspiegel" und sonstige Beiträge Cleinows den Kristallisationspunkt sämtlicher Veröffentlichungen der Zeitschrift darstellten, und wie gut durch das von Cleinow befolgte System der organischen Arbeitsgemeinschaft erreicht wurde, daß strenge Wissenschaftlichkeit und publizistische Wirksamkeit sich die Hände reichten. Gewiß, er hat nicht alles erreicht, was er erstrebte, — der Krieg hat eine ungemein fruchtbare Arbeit in der Ausgestaltung der Grenzboten

ählings unterbrochen — aber seine Ideen sind gegenwärtig noch frisch und jung und zukunftsfroh. Was die im Kriege herangereifte Jugend heute als das ihr eigentümliche Programm verkündet: die aus einer großen Sehnsucht geborene Forderung: „Heraus aus der Parteischablone, aus Utilitarismus und engstirniger Wirtschaftlichkeit" ist nichts als Cleinows Kampfruf, den er unermüdlich erschallen ließ.

In der Tat! Das politische Denken hatte anarchische Formen angenommen! „Die alten Begriffe konservativ, liberal, demokratisch", so schrieb Cleinow, „lassen sich zur Bezeichnung einzelner Parteirichtungen oder zum Verständnis einer Parteipolitik gar nicht mehr heranziehen; sie sind inhaltlose Schlagworte geworden, mit denen auf die Masse und auf die gebildete Jugend eingewirkt wird, um sie dem Gegner abspenstig zu machen. Das Heer der sozialdemokratischen Wähler setzt sich zu einem großen Teil aus Männern zusammen, deren Idealismus sich nicht in Magenfragen erschöpft. Umgekehrt trägt der gerade herrschende Teil der Konservativen Merkmale eines Materialismus an sich, der bereit ist, alle Tradition über den Haufen zu werfen, wenn nur an seiner Herrschaft im Lande nicht gerüttelt wird. Neben diesen Extremen sind die Liberalen in ihrer letzten Entwicklung fast nationale und partikularistische Chauvinisten, die Wirtschaftskämpfe mit Tradition und Hurra auskämpfen wollen, und die Nationalisten stecken so tief im demokratischen Sozialismus, daß sie bereit sind, traditionelle Grundlagen zu opfern, lediglich, um ein verhältnismäßig naheliegendes Ziel zu erreichen. Selbstverständlich leben alle in der festen Überzeugung, streng auf dem Boden des Parteidogmas oder der Parteitradition zu stehen. Selbstverständlich bilden sie sich alle ein, dem Staat oder der Nation als Ganzem zu dienen, — die Demokratie und das Zentrum freilich mit der Spezialtugend, die Menschheit zu beglücken." (Grenzboten 1910, II, Nr. 20)

Diese Veränderung im Bestande sowie in den Zielen der Parteien knüpft an die Periode der Reichsgründung an und war durch den Zollverein vorbereitet: sie war die Folge des Aufschwungs von Industrie und Handel. Das Wesentliche dieses Vorganges läßt sich als Zersetzung der alten politischen Parteien durch Interessenverbände bezeichnen. Die ganze Nation hatte sich in eine unendliche Zahl von kleinen und großen Verbänden mit wirtschaftlichen Zielen gegliedert, die sich zur politischen Betätigung drängten. Die ausschlaggebenden Persönlichkeiten waren nicht mehr die Parteivorstände, sondern die Verbandssekretäre. Eine „deutsche Frage", die nicht vorwiegend Wirtschaftsfrage gewesen wäre, gab es in der amtlichen Politik kaum mehr, obgleich das Deutsche Reich seine historische Aufgabe, die Einigung aller deutschen Stämme, nicht erfüllt hatte. Der Materialismus hatte über den deutschen Gedanken gesiegt und aus dem aristokratischen Kulturträger war ein demokratisch empfindender Staatsbürger geworden, der vom Staat nichts mehr verlangte, als die Förderung seiner Arbeit.

Als Cleinow an die selbstgewählte Arbeit heranging, war daher hoher Wellengang in der inneren Politik: Bülow war durch die Konservativen, die sich der von ihm geplanten Finanzreform widersetzt hatten, gestürzt, der von ihm geschaffene Block war zerfallen. Die Nachwirkung hiervon war eine stärkere Betonung der Parteigegensätze und was schlimmer war: ein Zurücktreten der von der Blockpolitik stark betonten nationalen Motive. Die internationalen Parteien wurden für die ehemaligen Blockparteien bündnisfähig. Die Konservativen fanden das Zentrum „auf demselben Weg" und die Linke verbrüderte sich mit der Sozialdemokratie. Als Bethmann Hollweg ans Ruder kam, erklärte er offen, daß es ihm bei der Verwirrung und Verhetzung der Parteien unmöglich sei, sich auf bestimmte Parteien zu stützen, er wollte vielmehr versuchen, durch ein über den Parteien stehendes Regiment — das heißt, durch praktische Leistungen — die Regierungsgeschäfte über die Zeit der Schwierigkeiten und Wirren hinwegzuführen, aber er mußte bald die Erfahrung machen, daß er doch immer wieder in das parteipolitische Getriebe hinabgezogen wurde. Wenn er sich die Aufgabe gestellt hatte, die Sammlung der bürgerlichen Parteien zur Richtschnur seiner Politik zu wählen, so ist es ihm tatsächlich nicht einmal gelungen, diese Sammlung angesichts einer einzigen wichtigen Aufgabe zustande zu bringen. Die Regierungsautorität wurde auf diese Weise untergraben, und die Folge waren Vorgänge, wie sie sich im Herbst 1910 in Berlin abgespielt haben: in Moabit fanden blutige Krawalle statt und die Staatsgewalt mußte sich drei Nächte lang herumschlagen, ehe die Ordnung wieder hergestellt war. War dieser Aufruhr als Vorläufer einer Revolution zu deuten? Cleinow betrachtete die Lage mit um so größerem Ernst, als sich ihm der Vergleich mit den Zuständen in Rußland nach dem Tode Plehwes (1904) aufdrängte. Plehwe hatte sich in einer ähnlichen Situation befunden wie Bülow. „Sie suchten", so schrieb Cleinow, „jeder mit den ihnen durch die Staatsverfassung zur Verfügung stehenden Mitteln, die Autorität des Staates aufrecht zu erhalten. Beide wurden gestürzt. An ihre Stelle kamen aber keine Reformatoren großen Stils, sondern Männer des Ausgleichs, Männer mit gleichen guten Absichten für den Staat und die Nation — aber Männer ohne starke Initiative. In Rußland Fürst Swjatopolk-Mirski, in Deutschland Herr von Bethmann Hollweg. Beide gaben die Parole aus: ‚Vertrauen zur Regierung und Sammlung der staatserhaltenden Parteien.' Beide zogen sich alsdann aus der Öffentlichkeit zurück. Beider Beschäftigung während der Zurückgezogenheit bestand hauptsächlich in der ‚Reformation' der höchsten Regierungsorgane! Beide hatten auch das Glück, zwei oder drei tüchtige Männer für sich zu gewinnen . . . Zu einer Zusammenfassung der Kräfte, die besonders bei uns vor einem Jahre noch vorhanden waren, ist aber kein Versuch gemacht worden. Beide Minister standen auch den modernen Instrumenten der Staatskunst vollständig ratlos gegenüber. Beide Minister wurden eines schönen Tages durch ‚friedliche' Straßendemonstrationen überrascht . . . . Swjatopolk-

Mirski war ebensowenig ein Schwächling wie Herr von Bethmann Hollweg. Aber jener fühlte sich ebenso von Abhängigkeiten eingeengt wie unser Kanzler; vor lauter Nachsinnen und Erwägen fand er ebensowenig den geeigneten Augenblick zum Entschluß wie Herr von Bethmann Hollweg. Gewiß, Deutschland ist nicht Rußland .... aber das Erbe Friedrich des Großen wurde in kaum 20 Jahren vertan! Wer es ernst meint mit unserm Vaterlande, der bestärke den Leiter der Reichsregierung nicht in seiner Zurückhaltung, damit das Jena, das der konservativen Partei bevorsteht, nicht zu einem Jena der Monarchie werde." (Grenzboten 1910, IV, Nr. 40 und 43)

Die konservative Partei! Wenn Cleinow die Entschluß- und Planlosigkeit der Regierung immer aufs neue größte Besorgnis einflößten und seine Kritik herausforderten, so ging er auch mit den Parteien scharf ins Gericht, nicht zuletzt mit den Konservativen. Durch seine Familientradition, die er hochhielt, und durch seine Erziehung dem Konservativismus verschrieben, hielt er es für seine Pflicht, die der Nation entfremdete Partei zu bekämpfen und zwar ganz ohne Rücksicht darauf, daß er sich mit seiner Zeitschrift vorwiegend an rechtsstehende Kreise wandte. Er hielt sie, die einen ideellen Wert nach dem andern aus ihrem Programm preisgab, für todgeweiht und wollte verhindern, daß das Schicksal der Monarchie an das ihre geknüpft würde. Wenn die „Kreuz-Zeitung" im Anschluß an die Moabiter Vorkommnisse nach energischen, bis zur Vernichtung gehenden Ausnahmemaßregeln rief, so stellte er dem die Forderung entgegen, daß die Leiter der Regierung die ihnen zur Verfügung stehenden politischen Instrumente richtig anwenden sollten. Und als beste Waffe gegen den inneren Feind erkannte er die Pflichterfüllung der staatserhaltenden Parteien. Mit aller Deutlichkeit betonte er, daß die Leistungen der deutschkonservativen Partei auf politischem Gebiet mit den Rechten, die der Staa ihren Angehörigen auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet einräumte, in keinem richtigen Verhältnis stehe. „Wir bekämpfen das an der deutsch-konservativen Partei", so schrieb er, „was diese selbst als Internationalismus, als politischen Egoismus und als unberechtigte Machtgelüste bei den Demokraten bekämpft!" (Grenzboten 1910, IV, Nr. 41) Wenn zwischen Kaiser und Volk eine gewisse Entfremdung eintrat, so war das nicht lediglich die Folge einer Verhetzung, wie sie der „Vorwärts" und der „Simplizissimus" betrieben, sondern vielmehr die sich immer weiter fressende Überzeugung, daß der Kaiser dem Einfluß unverantwortlicher Ratgeber unterlag, die aus konservativen, schechtweg als „reaktionär" bezeichneten Kreisen stammten und daß er daher sein Volk nicht mehr verstehen könne. Mißverständliche Reden, denen entgegenzutreten Cleinow sich nicht scheute — er hat zum Beispiel die in Beuron und Königsberg gehaltenen Reden unter Hinweis auf die durch sie hervorgerufene Beunruhigung mit männlichem Ernst kritisiert — haben allerdings dazu beigetragen, diese Auffassung zu fördern. Die Konservativen freilich sahen alles „Unheil" von den „Liberalen" kommen. Und ebenso dachte das Zentrum.

Diese neben der Sozialdemokratie am besten organisierte Partei hatte den Weg in die katholischen Massen gefunden und erwies sich als überaus geschickt in der Bekämpfung der „liberalen Propaganda". Auch mit ihr befand sich Cleinow im Kampfe. Wenn er anerkannte, daß das Zentrum tatsächlich für seine Idee arbeitete, so sah er doch die Gefahren, die diese Idee in sich barg: ihrem Wesen nach war diese Partei ultramontan und antideutsch, weil international. Bülow und Bethmann Hollweg hatten den Ultramontanismus verschieden bewertet und das dadurch bedingte schnelle Verlassen der von Bismarck und Bülow geschaffenen Grundlagen für die nationale Politik im Innern erschien Cleinow gefährlich. Wenn Bülow seine Aufgabe in der Befreiung vom Zentrumsjoch sah, so hatte Bethmann Hollweg diesen Kampf aufgegeben und eine Annäherung gesucht. Damit bewirkte er aber gerade das, was er vermeiden wollte: die Erstarkung der Demokratie und der kosmopolitischen Bestrebungen. Schon 1911 sah Cleinow den Parlamentarismus getragen von den Schultern des Zentrums, der Sozialdemokratie und eines Teils der Liberalen in Deutschland einziehen, überdies beschuldigte er den Ultramontanismus, die Grundmauern des Kaiserstaats maskiert durch angebliche Pflichten der Religiosität zu untergraben. Er trennte scharf die katholische Religion, der er selbstverständlich alle Ehrerbietung zollte, von dem politischen Ehrgeiz der ultramontanen Kirche und betonte auch, daß die politisch urteilsfähigen deutschen Katholiken selbst gegen jede Regung des Ultramontanismus im Zentrum aufbegehrten. Er wies auf die Gefahr hin, die darin lag, daß die Methoden der Ultramontanen wegen ihrer Feinheit oft nicht zu durchschauen sind und daß es daher schwer ist, ihnen beizukommen. Zum Beispiel werden unter der Flagge der Wissenschaft Geschichtswerke über das Werden des deutschen Volkes verfaßt, die darauf ausgehen, die römische Kirche als denjenigen Faktor der Weltgeschichte hinzustellen, dem allein die Deutschen ihre heutige Kultur und Bedeutung verdanken. Grisars „Luther" und Kißlings „Geschichte des Kulturkampfs im Deutschen Reich" nannte Cleinow Vorboten eines neuen schweren Kampfes um die deutsche Kultur. Wenn aber das Zentrum die rücksichtsloseste der Parteien in der Verfolgung ihrer Ziele war, so muß zugegeben werden, daß der Zustand der anderen bürgerlichen Parteien ihr in verhängnisvoller Weise die Bahn freigab: sie waren ohne Ausnahme von den Wirtschaftsverbänden und anderen praktischen Aufgaben dienenden Organisationen so sehr aufgesogen, daß diese den Parlamenten den Stempel aufdrückten und die Lösung kultureller Aufgaben, die privaten Organisationen und der Presse anvertraut wurden, zurückdrängten. Das Zentrum aber hat den wirtschaftlichen Maßnahmen eine Grenze ziehen und Weltanschauungsfragen in den Vordergrund rücken können, es hat — natürlich vom katholischen ultramontanen Standpunkt aus — praktische Kulturpolitik im Parlament getrieben. Die entsetzliche Zersplitterung jener hat überdies dazu beigetragen, die Regierung zu zwingen, mit dem Zentrum als der größten und bestorganisierten bürgerlichen Partei in erster Linie zu

rechnen. So kam es, daß Bethmann Hollweg, der sich durchaus bewußt war, daß kein Staat ohne eine starke Dosis liberaler Prinzipien vorwärts gebracht werden kann, ohne das keineswegs liberale Zentrum keine Politik machen wollte und konnte.

Neben Konservativen und Zentrum rang die nationalliberale Partei um ihr Leben. Es bestand das Bestreben, sie zu sprengen und die gesamten Vertreter der Industrie an die Rechte zu ketten, während die Jungliberalen dem Freisinn zugeführt werden sollten. Aber weil wir in Deutschland mit dem Zentrum als unumstößlichem politischen Faktor zu rechnen haben, brauchen wir eine liberale Mittelpartei. „Liberal muß diese Partei sein, um der Nation die Ideale erhalten zu können, die sie seit der Reformation vorangeführt haben. Liberal muß diese Partei sein, weil sowohl in der konservativen Partei, wie in der sozialdemokratischen Neigungen versteckt sind, die in kritischen Augenblicken der Macht des Zentrums nur förderlich sein können — hier das natürliche Bedürfnis nach Anlehnung an einen Glauben, das die liberalen Parteien der Gegenwart nur scheinbar zu befriedigen vermögen, dort die Hinneigung zum Klerikalismus, die selbst die Grenze zwischen Katholizismus und Protestantismus zugunsten des ersteren verwischt. . . . Solange das Reich besteht, hat die nationalliberale Partei diese ihr zugefallene Aufgabe schlecht und recht erfüllt und es ist neben ihr noch keine politische Organisation entstanden, die die Gewähr böte, die große nationale Aufgabe besser durchzuführen." (Grenzboten 1911, I, Nr. 15) Allerdings glomm innerhalb der nationalliberalen Partei die Flamme des großen Ideals, dem sie einst gedient und das ihre ausschlaggebende Bedeutung im jungen Reich gesichert hatte, nur noch matt. Cleinow glaubte aber zunächst in dem Ringen der Jungliberalen gegen die Altliberalen die fleischgewordene Auflehnung des deutschen Einheitsgedankens gegen das Vordringen der partikularen Bestrebungen der wirtschaftlichen Organisationen zu erkennen. Bei Furchtlosigkeit und Fleiß hätte die nationalliberale Partei nach der Auffassung Cleinows eine Reformpartei werden können, wie sie dem Reiche bitter not tat, jedoch schließlich spannten sich auch die Jungliberalen an den Wagen der Wirtschaft. Industriepolitik kann aber nicht wahrhaf national sein!

Es war ein Verhängnis, daß die nationale Kulturpolitik mit den Bedürfnissen der deutschen Staatspolitik nicht in Einklang gebracht werden konnte. Die Aufgabe wäre gewesen, zunächst einmal eine nationale Wirtschaftspolitik zu treiben, die das Volk und nicht das rollende Kapital im Auge hatte.

Daß die Lösung dieser Aufgabe nicht vom Freisinn erwartet werden konnte, war selbstverständlich. Die grundlegende Verfassungsänderung, die Einführung des parlamentarischen Systems, die von den Demokraten eifrig betrieben wurde, hat Cleinow nicht als unbedingt unheilvoll zurückgewiesen, wie es die Konservativen taten, trotzdem sie die Parteiherrschaft für sich forderten. Er teilte in diesem Punkt die Auffassung Bülows, daß die

Entwicklung der Nation dahin drängte und daß es unklug ist, sich den natürlichen Folgen dieser Entwicklung entgegenzuwerfen, statt sie zum Heile der Gesamtheit umzubiegen. Bülow hatte danach gestrebt, den Übergang möglichst wenig schroff zu gestalten und möglichst viele autoritative Momente, die mit der preußisch-deutschen Tradition verknüpft waren, zu erhalten, unter anderem durch Errichtung eines Reichsoberhauses, das namentlich die Werte der Bildung in der Verfassung fest verankern sollte. Seine Pläne scheiterten an den mannigfachen Unzulänglichkeiten der rechtsgerichteten Kreise. Die Folge war, daß nun von den demokratischen Parteien der Parlamentarismus in Reinkultur propagiert und gefördert wurde. Bethmann Hollweg war nicht der Mann, der ihnen die Zügel aus der Hand nehmen konnte. Im Grunde war es die Schwäche der Regierung, die nach Cleinows Auffassung das Volk zur Selbsthilfe trieb. Die im Lande herrschende Mißstimmung erwuchs nicht am wenigsten aus der Erkenntnis, daß die guten Traditionen der Beamtenschaft in der Personalpolitik des führenden Bundesstaates erschüttert und Parteieinflüsse sich dieses Machtbereichs des Königs zu bemächtigen schienen. „Wie", fragte Cleinow, „wenn sich die Beamtenschule nicht mehr fähig erweist, Staatsmänner heranzubilden, obwohl auf ihr nicht die Schwere eines Dämons wie Bismarck lastet?! Dann bleibt uns Patrioten nur übrig, auf jenes gewaltige Kraftreservoir hinzuweisen, aus dem schon vor hundert Jahren der Freiherr vom Stein die Elemente herangezogen hat, die die Hohenzollernmonarchie und den preußischen Staat vor dem völligen Zusammenbruche erretteten und sie befähigten, zum Eckpfeiler eines neuen deutschen Reiches zu werden. . . . . Gibt es noch eine Gelegenheit für den preußischen Staat, die in seiner Tradition schlummernden Kräfte für die Gesamtheit nutzbar zu machen, so liegt diese in den Arbeiten der Immediatkommission zur Reform der preußischen Verwaltung. Scheitert auch diese Hoffnung, so bleibt eben nichts anderes übrig, als sich jener anderen Institution zu bedienen, durch die die Kräfte der Nationen in den Dienst des Staatsganzen gestellt werden, der Parlamente. . . . Ist das System unserer Behördenorganisation zur Gewinnung und Heranbildung dieser besonders Tüchtigen aus irgendwelchen Gründen, die nicht beseitigt werden können, nicht imstande, dann wird die Ausbildung durch etwas anderes, eben durch die Parlamente, durch den Parlamentarismus geschehen." (Grenzboten 1914, I, Nr. 3)

Die Sozialdemokratie faßte Cleinow als eine in ihrem Wesenskern wirtschaftliche Erscheinung auf. Er war daher der Überzeugung, daß sie nicht mit politischen, sondern mit wirtschaftlichen Mitteln überwunden werden müßte. Solange lediglich das Geld zum Ausgleich aller wirtschaftlichen Nöte herangezogen wird, glaubte er freilich, auch einer noch so weit reichenden sozialen Gesetzgebung keinen Erfolg in ihrer Bekämpfung voraussagen zu können. Gerechte Verteilung der durch den Außenhandel erzielten Gewinne unter Arbeitgeber und Arbeitnehmer war seine allgemeine Parole. Er sah in der Stabilisierung des Bodenpreises, die ihn der Konjunktur auf dem Warenmarkt ent-

rückt, eine große Möglichkeit, der sozialdemokratischen Propaganda das Wasser abzugraben, wie er denn überhaupt in der Befreiung von Grund und Boden aus den Händen der Spekulation im Zusammenhang mit einer gerechten Besteuerung das Mittel erkannte, aus den Wirtschaftskrisen und der Unzufriedenheit herauszukommen. Allerdings trat er auch für eine ideelle Bekämpfung der Sozialdemokratie ein. Da er auf eine Versöhnung der Klassen und Stände ausging, mußte ihn die unversöhnliche Klassenkampftheorie der Sozialdemokratie abstoßen, um so mehr, als er sich der Bedeutung der Arbeiter für das Volkstum bewußt war. Wenn er ihnen selbst durch Erörterungsabende, die er im Osten und Norden Berlins abgehalten hat, näher zu kommen suchte, so schien ihm doch eigentlich nur die Arbeit an ihren Kindern durch nationalpolitische Erziehung und Organisation der Jugend Erfolge zu versprechen. Selbstredend war hiermit keine Erziehung zum Hurrapatriotismus gemeint, sondern Schärfung und Anleitung des dem jugendlichen Alter eigenen kritischen Sinnes, der sich zunächst naturgemäß gegen die Autoritäten und die staatlichen Einrichtungen richtet, wie sie seinerzeit der Reichsverband der nationalliberalen Jugend erstrebt hat. Auch die Arbeit an der Jugend, die von den Pastoren Claassen in Hamburg, Ilgenstein in Berlin und vielen anderen geleistet wurde, erkannte Cleinow freudig an und suchte für die Ideen dieser Männer in seinem Leserkreise Verständnis zu werben. Der zu überwindenden Schwierigkeiten war er sich bewußt: die imposante Organisation der sozialdemokratischen Partei übte selbst auf die gebildete Jugend starke Anziehungskraft aus, trotz aller Unkultur, die ihr anhaftete. Diese Unkultur der deutschen Sozialdemokratie führte Cleinow auf ihre engen Beziehungen zur jüdischen Intelligenz in Rußland zurück, die viel stärker waren, als die Beziehungen zu den sozialistischen Parteien der westeuropäischen Länder. Schon 1911 äußerte Cleinow, daß die deutsche Sozialdemokratie sich offenbar verpflichtet fühle, so lange die Interessen des Reiches hinter die der russischen Revolutionäre zurückzustellen, als die Juden in Rußland Beschränkungen unterworfen seien. Auch er war auf Grund genauer Kenntnis der russischen Judenpolitik der Meinung, daß die Emanzipation der Juden in Rußland, die dort geradenwegs zur Revolution erzogen wurden, eine Notwendigkeit sei, sowie er überhaupt allzu gerecht dachte, um einem Antisemitismus zu huldigen. Aus demselben Gerechtigkeitsgefühl heraus lehnte er freilich auch die Zumutung ab, daß einige hunderttausend Juden sechzig Millionen Deutsche bevormunden und in einer ihnen wesensfremden Weise führen könnten. In den an den vormärzlichen Internationalismus gemahnenden Auffassungen des Freisinns und der Sozialdemokratie sah er eine Gefahr. Wie richtig diese Auffassung war, liege heute vor aller Augen.

Die Parole, die die Regierung 1912 in den Wahlkampf geworfen hatte, war eine Aufforderung an die bürgerlichen Parteien, sich gegen die Sozialdemokratie zusammenzuschließen, damit der Reichstag eine Zusammensetzung aufweise, die die Bewilligung der Heeresforderungen gewährleiste. Angesichts

der weltpolitischen Lage tat diese Mahnung not, hat aber ihren Zweck nicht erreicht, ja sie hat vielleicht die egoistischen Triebfedern der kurzsichtigen Wähler gestärkt und zur Radikalisierung des Reichstags beigetragen, die uns so verhängnisvoll geworden ist.

So sahen die Grundlagen unseres politischen Lebens aus, mit denen wir bei Kriegsausbruch zu rechnen hatten! Ähnliche Zustände und Unklarheiten, dasselbe Mißtrauen und Mißverstehen glaubte Cleinow bei rückschauender Betrachtung in der Epoche des Vormärz feststellen zu können. „Dem Chronisten", schrieb er, „steht manchmal das Herz still." Sämtlichen Parteien machte er den Vorwurf, daß sie in ihrer Politik von Gesichtspunkten ausgingen, die den nationalen, gesamtvölkischen Interessen nicht gerecht wurden. Den Ausgleich zwischen Großbetrieb und Persönlichkeit, zwischen Kapital und Mensch vermochte keine von ihnen zu finden, ohne den Staat in seinen Grundfesten zu erschüttern. Aussicht auf Gesundung unseres Volkstums schien Cleinow eine Reform des Wahlrechts zu bieten, die letzten Endes auf die Grundsätze des Freiherrn von Stein, also auf die ständische Grundlage der Volksvertretung zurückgriffe. Natürlich hatte er dabei nicht die alten Stände im Ange, sondern er dachte an die modernen Gebilde, die unter dem Schutz der Reichsverfassung als Vereine und Verbände entstehen konnten.

* * *

Angesichts der innerpolitischen Krankheitssymptome war es Trug, wenn das deutsche Volk kraftvoll dazustehen schien. Bei genauerem Hinsehen war tatsächlich zu erkennen, daß das Deutschtum überall, wo es in nähere Beziehungen zu anderen Nationalitäten kam, zurückgedrängt wurde und zwar in der Weise, daß diese Zurückdrängung um so stärker zutage trat, je näher die Fremden mit der Hauptmasse des deutschen Volkes in Berührung kamen, was besonders in unseren Ostmarken der Fall war. Der Grund hierfür lag eben darin, daß aus dem deutschen Nationalstaat ein Wirtschaftsverband geworden war, daß die Rücksicht auf unsere wirtschaftliche Entwicklung diese selbst zwar förderte, aber die Macht des Staates untergrub, indem sie um wirtschaftlicher Vorteile willen das Deutschtum den fremden Nationalitäten preisgab. Einen besonders schwerwiegenden Mißstand sah Cleinow in dem für unsere Industrie und Landwirtschaft bestehenden Zwang, nichtdeutsche, zum erheblichen Teil sogar ausländische Arbeiter heranzuziehen, und in der Unmöglichkeit, diese Entwicklung aufzuhalten, ohne schweren materiellen Schaden zu bringen. Dies ist der letzte Grund, weshalb er den friedlichen Ausgleich mit den Polen betrieb und für die Erhaltung des Weltfriedens so energisch eintrat, daß schwere Kämpfe mit den Vertretern lauter Säbelpolitik nicht ausbleiben konnten (1911). Die zunehmende Industrialisierung des Westens bewirkte eine immer stärker werdende Abwanderung der ostdeutschen Bevölkerung und ein Hineinfluten der Polen in die leer gewordenen Plätze. So waren es nicht eigentlich die Polen, die uns aus den Ostmarken vertrieben, und deshalb er-

achtete es Cleinow für fehlerhaft, wenn wir unsere Maßnahmen daselbst von diesem Gesichtspunkte aus trafen. Wenn er für die innere Kolonisation eintrat, so betonte er immer wieder, daß wir nicht gegen die Polen kolonisieren dürfen, sondern um die Schäden einer ungesunden wirtschaftlichen Entwicklung auszugleichen. Freilich wollte er im Osten gegen das vordringende Slawentum einen Damm errichten, das von der wirtschaftlichen Entwicklung gerissene Loch mit unserem eigenen Menschenmaterial zustopfen, aber das sollte nicht im Kampf gegen die Polen und ganz und gar nicht durch Ausnahmegesetze gegen sie geschehen. Ausnahmegesetze haben uns stets nur nationale Einbußen gebracht. Wenn schon die Kolonisationstätigkeit im Osten mit Hilfe eines Enteignungsgesetzes betrieben werden sollte, so durfte dieses lediglich als Anwendung einer in ganz Deutschland gehandhabten Bodenpolitik in die Erscheinung treten. Tatsächlich konnte und wollte das unglückselige Enteignungsgesetz nichts anderes als eine wirtschaftliche Abwehrmaßregel gegen das Überhandnehmen der Bodenspekulation in unserer Ostmark bedeuten. Die Art und Weise aber, wie es eingebracht wurde, gab ihm den Charakter einer Kriegserklärung gegen die Polen, die diese selbstverständlich zur Entfachung nationaler Leidenschaften benutzen konnten und benutzt haben. Wir hatten keinen Anlaß, uns gelegentlich der Einweihung des düstern Baus des Kaiserschlosses zu Posen eines Sieges in den Ostmarken zu rühmen. Wenn dort aus wirtschaftlicher Versumpfung durch unsere Arbeit Reichtümer erstanden waren, so lag die schwerere und langwierigere Aufgabe, auf dem wirtschaftlichen Fundament den deutschen Kulturbau aufzuführen, noch vor uns. Noch während des Krieges auf dem Höhepunkt unserer Erfolge, als ein Verlust unserer Ostmarken nicht zu befürchten war, hat Cleinow einen Zusammenschluß der Ostmarkendeutschen in Kultur- und Unterstützungsvereinen lediglich zur Förderung des Deutschtums ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit und unter grundsätzlichem Verzicht auf einen Kampf gegen die Polen vorgeschlagen. Auf der Grundlage einer unter Aufhebung des Enteignungsgesetzes großzügig organisierten Kolonisation glaubte er mit diesen geistigen Waffen der nationalen Not der Ostmark begegnen und ihre friedliche Entwicklung zum Heile der Deutschen und Polen, die das Schicksal an die gleiche Scholle band, sicherstellen zu können. Für die Propaganda, die Polen „auszurotten", hatte Cleinow nur ein Achselzucken übrig im Hinblick darauf, daß die Polen, auch wenn sie in drei Staaten beheimatet waren, gerade seit den Teilungen eine Nation im besten Sinne des Wortes geworden waren; allerdings glaubte er auch nicht an die Möglichkeit einer „Versöhnung", es sei denn, daß den Polen die Garantie eines mehr oder minder autonomen Polenstaates gewährt worden wäre.

Auch außerhalb der Grenzen des Reichs verlor das Deutschtum an Boden. Mit besonderer Sorge beobachtete Cleinow seine Zurückdrängung in Österreich und Rußland und glaubte auch hierfür letzten Endes wirtschaftliche Ursachen in Anspruch nehmen zu müssen, die verhinderten, daß die Hauptmasse

der Deutschen den draußen stehenden Stammesbrüdern den nötigen Rückhalt in ihrem Kampfe bot. Seinen Vorstudien entsprechend, hat Cleinow seine Aufmerksamkeit in erster Linie den Vorgängen in Rußland zugewandt. Er hat als Herausgeber der Grenzboten redlich versucht, das uns so nötige Verständnis für dieses Land zu wecken durch eingehende Erörterungen der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, durch Darlegung der geschichtlichen Bedingtheit seiner ganz eigenartigen innerpolitischen Entwicklung und seiner außenpolitischen Lage. Als warmherziger Mensch ist er dem russischen Volk gegenübergetreten und mit kühlem Verstand hat er die politische Gefahr ermessen, die uns von ihm drohte. Er sah, daß die Agitation in Rußland gegen den deutsch-russischen Handelsvertrag, der so ausgelegt wurde, als ob er Rußland in Abhängigkeit von Deutschland brächte, obgleich er für Rußland tatsächlich günstig war, aber freilich infolge der innerpolitischen Verhältnisse Rußlands nur wenigen und nicht der breiten Masse des Volkes zugute kam, immer mehr Boden gewann, und daß auch die Verdächtigung, daß die Deutschen an der Versumpfung und politischen Entrechtung des russischen Volkes hervorragenden Anteil haben sollten, um so leichter Glauben fand, als sie nicht nur von slawophilen russischen Patrioten, sondern auch von den Polen und der roten Internationale genährt wurde. Schon im August 1910 schilderte Cleinow die ersten Anzeichen einer auf tatkräftiges Handeln eingestellten russischen Außenpolitik, die ihr Schwergewicht in den Westen und Südwesten verlegte: „Im großen und ganzen sieht es so aus, als wenn Rußland schon jetzt anfinge, den Schauplatz eines künftigen Krieges abzustecken und zu säubern." Freilich hatte der Zarenbesuch in Potsdam die Hoffnung auf eine Annäherung Deutschlands und Rußlands erweckt, obschon in Rußland in weiten Kreisen Furcht vor der Erneuerung der „Heiligen Allianz" und Mißtrauen gegen die deutsche Politik im nahen Orient bestand, aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht, weil England und Frankreich alle Hebel in Bewegung setzten, um ein gutes Einvernehmen zu verhindern. Die Triebfedern zur Intrige lagen in erster Linie auf wirtschaftlichem Gebiet. Inzwischen war 1912 zwischen Österreich und Serbien ein Konflikt ausgebrochen. Durch diesen Streitfall hatte die Hetze der panslawistischen Elemente zum Krieg gegen Österreich in der russischen Presse und im Heer mit besonderer Spitze gegen Deutschland Oberwasser bekommen. Das Verhalten der amtlichen Kreise in Petersburg war undurchsichtig und das russische Heer wurde beinahe auf Kriegsstärke gebracht. Das Kräfteverhältnis im nahen Orient hatte sich infolge der Balkankriege zugunsten der Slawen und damit zu gunsten Frankreichs verschoben: Rußland und Frankreich waren sich wieder näher gerückt. „Werden die Regierungen nervenstark genug sein", so fragte Cleinow, „um den Ausbruch eines Krieges verhindern zu können?" Sehr nachdenklich stimmten ihn die im Frühling 1913 abgehaltenen Romanowfeiern des offiziellen Rußland, die der großen Masse die echtrussische Abstammung des Zaren vorspiegeln sollten. Er erkannte darin eine an Entsagung grenzende

Konzession des tatsächlich dem deutschen Fürstenhaus der Holstein-Gotorp entsprossenen Zaren an das Altrussentum, ein Symptom der Schwäche der russischen Regierung und zugleich der endgültigen Abkehr von der preußisch-russischen Politik eines Jahrhunderts — „es gibt keine größere Bedrohung des Friedens als schwache Regierungen, als Monarchen, die jeden Augenblick gezwungen werden können, Handlungen zu tun, denen sie innerlich widerstreben, lediglich, um sich dem Demos gegenüber zu halten". (Grenzboten 1913, I. Nummer 11) Im Februar 1914 fand in Rußland ein Ministerwechsel statt, der in vielen die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens neu erstehen ließ. Cleinow warnte davor, Goremykin, den neuen russischen Ministerpräsidenten, für einen Deutschenfreund zu halten. Er erläuterte zutreffend, daß die konservativen Kreise des russischen Adels, denen Goremykin entstammte, unserer Zollpolitik feindlich gegenüberstanden, nur solange Freunde Preußens waren, als dieses sich im Gegensatz zu Österreich befand und die gesamte deutschfeindliche Politik gestärkt haben, bis die Verbindung mit Frankreich hergestellt war. Er hielt es nicht für ausgeschlossen, daß eine Reaktion im Innern Rußlands einsetzen würde, begleitet von einer amtlich zunächst nicht öffentlich unterstützten nationalistischen Agitation gegen die Habsburgische Monarchie, um dadurch die Unzufriedenheit im Innern nach außen abzulenken. Allerdings, da für eine infolge der Agrarreform sich vollziehende Erneuerung Rußlands, an der Goremykin wesentlichen Anteil hatte, Anzeichen vorhanden waren, so fragte sich Cleinow, ob dieser die mögliche Wiedergeburt der Heimat aufs Spiel setzen würde in einem großen Krieg, dem die Revolution folgen mußte. Wollte er den Frieden, so war es immerhin fraglich, ob er genügend Autorität besitzen würde, um der Kriegspolitik Suchomlinows entgegenzutreten. Es war auch nicht zu übersehen, daß der Kampf gegen Deutschland in ganz Rußland wieder populär war, ja daß in einem Teil der Diplomatie und in der gesamten Armee ungeheure Lust bestand, sich mit den Deutschen zu messen, die auf so vielen Gebieten Rußlands Lehrmeister gewesen waren. Im Februar und März 1914 fand im Anschluß an den bekannten Artikel Ulrichs in der „Kölnischen Zeitung" ein Pressefeldzug in Deutschland und Rußland statt, der auf das Nahen blutiger Auseinandersetzungen zu deuten schien. Cleinow sah sich hierdurch veranlaßt, nach Ru land zu gehen, um durch eigene Beobachtung und persönliche Aussprache mit leitenden Staatsmännern und Politikern festzustellen, was hinter dem Zeitungskriege steckte. Von dort aus schrieb er die bedeutsamen „Russischen Briefe", die die russischen Verhältnisse drei Monate vor Kriegsausbruch hell beleuchten. Wer sie damals gelesen hat, wird schwerlich vom Kriege „völlig überrascht" worden sein. Die Stimmung in Rußland forderte unter allen Umständen einen sichtbaren Sieg über den deutschen Einfluß und sei es selbst um den Preis einer würdelosen Abhängigkeit von Frankreich und England.

Als der Krieg ausbrach, stellte Cleinow seinen Lesern vor Augen, daß er nicht durch unseren Flottenbau, sondern letzten Endes bedingt war durch

den Gegensatz, in dem sich die gesamte festländisch-europäische Entwicklung zu der Großbritanniens befand, daß es aber England mit Hilfe einer rücksichtslosen Diplomatie gelungen war, unseren Nachbarn in Ost und West den Blick für den Wesenskern des deutsch-britischen Gegensatzes zu verschleiern und ihnen dadurch die Erkenntnis unmöglich zu machen, auf welcher Seite ihre wahren Interessen lägen: die jahrhundertalte deutsch-russische Freundschaft war kein Zufallsprodukt gewesen.

Durch den Zusammenbruch dieser Freundschaft veränderte sich naturgemäß die Lage der Polen von Grund aus. Ihr Verhalten den drei Teilungsmächten gegenüber hat Cleinow in den Grenzboten eingehend geschildert. Infolge unserer Siege in Kongreßpolen fand er bald Gelegenheit, die dortigen Vorgänge persönlich zu beobachten: in Anerkennung seiner Sachkenntnis in allen Fragen des Polentums, von dem außer zahlreichen Aufsätzen ein umfangreiches Werk „Die Zukunft Polens“[3]) Zeugnis ablegte, wurde er nach Lodz und Warschau berufen, wo er zuerst als Leutnant für die Armee Mackensen unter Ludendorffs Leitung, dann als Geheimer Regierungsrat für das Generalgouvernement Warschau die Presseverwaltung mit ihren weitverzweigten Betrieben einrichtete, das Werk eines außerordentlichen Organisationstalents! Dort hat er anderthalb Jahr lang unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen gewirkt. Einer seiner dortigen Mitarbeiter stellte ihm das Zeugnis aus, daß er wußte, was er wollte.[4]) Im Sommer 1916 gab er sein Amt aus der Hand, weil er die von unserer Regierung betriebene widerspruchsvolle Polenpolitik für verhängnisvoll hielt. Es bedeutete nach seiner Auffassung ein an Leichtfertigkeit grenzendes Vertrauen zu den Polen, ihnen noch während des Krieges den Aufbau einer polnischen Armee zu übertragen: wollten wir uns ein Bollwerk gegen Rußland bauen, so mußten wir den Mut haben, es selbst zu tun. Dem polnischen Staate stand Cleinow im übrigen nicht ohne Sympathie gegenüber, um den Preis der polnischen Freundschaft war er sogar zu erheblichen Konzessionen an die Polen nach dem Kriege bereit. Der durch den Rücktritt des provisorischen Staatsrats gekennzeichnete Zusammenbruch unserer Polenpolitik vom 5. November 1916 nach zehn Monaten hat ihm Recht gegeben. Er befand sich damals bereits seit Jahr und Tag als Batterieführer an der Front, von wo aus er trotz aller Schwierigkeiten die politischen Vorgänge aufmerksam verfolgte. Hin und wieder, in der Ruhestellung, oder auf kurzem Heimaturlaub fand er Gelegenheit, seine Beobachtungen den Grenzbotenlesern mitzuteilen. Im Januar 1918 kehrte er von den Schrecknissen des Krieges in tiefster Seele erschüttert nach Berlin zurück. Rußland war inzwischen zusammengebrochen. Cleinow betonte, daß dieser Zusammenbruch für England, unseren eigentlichen Feind, nur eine militärische Niederlage sei, die es schwerlich veranlassen würde, auf einen Machtfrieden zu verzichten, die

[3]) Zwei Bände, Verlag von Friedrich Wilh. Grunow in Leipzig. 1908—1914.

[4]) Dr. Paul Roth, Die politische Entwicklung in Kongreßpolen während der deutschen Okkupation. Verlag von K. F. Koehler in Leipzig 1919.

Zertrümmerung Deutschlands, die es wollte, aufzugeben. Mit dem Betteln um einen Verständigungsfrieden werde nichts erreicht. Warum sollte England uns Platz machen, solange wir nicht die Kraft nachwiesen, uns selbst das zu erwerben, dessen wir bedurften? Die pazifistische Propaganda gefährde nur unseren inneren Frieden, ohne dem Weltfrieden zu nützen. Wehe, wenn wir unterliegen, stark sein, bereit sein ist alles! Fortes fortuna adiuvat! (Grenzboten 1918, I, Heft 1)

Im Niederbruch der unheilvollen Herbsttage des Jahres 1918 blieb Cleinow ein Letztes: die Fahne des Deutschtums hochzuhalten! Es trieb ihn dorthin, wo er seinen leidenschaftlichen nationalen Willen in die Tat umsetzen konnte — in die bedrohten Ostmarken. Der Zusammenschluß des Deutschtums, das war die Parole! Die schwankende und ziellose Haltung der Regierung, parteipolitische Machtgelüste, der materialistische Zug, der durch die Massen ging, haben diese Aufgabe schwierig genug gestaltet und schließlich, trotz aller Bemühungen national gesinnter Kreise, den Verlust der Ostmarken herbeigeführt. Konnte deutsches Land nicht deutsch bleiben, so sollten die Deutschen ihr Deutschtum bewahren dürfen. Der Schutz der deutschen Minderheit im neuen Polen liegt nunmehr bei den Volksräten. Wie Cleinow die Sammlung der Deutschen in den Volksräten gefördert hat, wie er den deutschen Gedanken vertrat und doch den von ihm stets erstrebten Ausgleich mit den Polen auf einer neuen Grundlage zu verwirklichen suchte, hat Haertlein in Heft 35 der Grenzboten 1919 geschildert.[5])

Gewann das Deutschtum der Ostmarken einen Führer, so verloren die Grenzboten ihre Seele: in der Erkenntnis neuer Pflichten legt Cleinow die Leitung seiner Zeitschrift bei Beginn dieses Jahres nieder. Für die Leser der Grenzboten, die seine weit abgesteckten Ziele billigten, seine auf gewissenhafte Forschung gegründeten Darlegungen schätzten, seiner frischen und kraftvollen, immer sachlichen und auf das Schöpferische gewendeten Kritik unserer Zeit zustimmten, ist sein Ausscheiden gewiß ein schwerer Verlust; für seine Mitarbeiter, die auch sein prächtiges, großzügiges Menschentum auf sich wirken lassen durften, ein ehrlicher Schmerz.

Den Grenzboten ist der Stempel seines Geistes für das Jahrzehnt seiner Wirksamkeit unauslöschlich eingeprägt. Wir fassen ihn am besten in den Worten Goethes:

Ehrfurcht vor dem, was über uns ist,
Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist,
Ehrfurcht vor dem, was uns gleich ist.

---

[5]) Vergleiche hierzu die Bromberger Wochenschrift: „Deutsche Nachrichten" und Heygrodts kleine Schrift „Die deutschen Volksräte in Posen und Westpreußen", Danzig 1919, sowie schließlich die den Grenzboten im Jahre 1919 beigefügten „Mitteilungen der Deutschen Volksräte Posens und Westpreußens".

Grenzdeutschtum

Von Max Hildebert Boehm

as Jahr 1919 brachte den Frieden als ein Programm, das nur wenige begriffen. Das neue Jahr, in das wir schweren Fußes und dunklen Herzens hinüberschreiten, wird die Verwirklichung bringen. Und die werden alle begreifen. Das Henkersmahl, an dem unser Volk heute noch praßt und schwelgt, neigt sich zum Ende. Feinere Ohren hören bereits das Klirren der Guillotine. Es ist auch metallischer Klang, aber er klingt anders, als die Vielen sich ein Klingen der Friedensglocken erträumten. Der angelsächsische Diktatfriede, an dessen Möglichkeit ihre Träumereien nicht glaubten, wird fürchterlichste Wirklichkeit. Und es ist Zeit, sich des Wortes eines bekannten Gelehrten zu erinnern, der einmal sagte, es falle dem Deutschen leichter, fürs Vaterland zu sterben, als fürs Vaterland zu leben. Wir Überlebenden der großen Weltkatastrophe werden mit anderen Waffen, aber nicht mit geringeren Mühen den Selbstbehauptungskampf des Deutschtums in der Welt fortsetzen müssen, den dieser Friede nicht entschieden hat, nicht entschieden haben darf; denn was entschieden scheint, das ist allein unser Untergang. Es beginnt das große deutsche Martyrium, dessen Ende auch wir Jüngeren nicht erleben werden. Schon drückt und schiebt sich ins Ausland, was in Zeiten des Glanzes an seinem Deutschtum profitieren wollte. Nicht als Pioniere des Deutschtums ziehen diese aus, sondern als Abtrünnige, die ein kleines Rentnerglück, ein jämmerliches Behagen retten wollen, und denen dafür der Preis nationaler Würde und Verantwortung vor dem Volksganzen nicht zu hoch ist. Was am erkaltenden Herde des Vaterlandes zurückbleibt, damit die durch Jahrtausende gehegte Flamme nicht ganz erlischt, das ist werktätiges Volk, mag es am Schraubstock oder im Kontor, auf weitem Acker oder in enger Schreibstube seines sauren Werktages Arbeit abdienen. Die furchtbare Tragik aber ist die, daß all dieser Treuesten und Besten Wirken und Schaffen in erster Linie nicht ihnen und ihren Kindern und ihrem Volke, sondern denen zugute kommen wird, die wir auch fortan unsere Feinde nennen müssen, weil nach ihrem Willen der Krieg nicht beendet, sondern nur in eine andere Form gewandelt wurde. Deutsche Volksgemeinschaft bleibt auf Jahrzehnte Opfergemeinschaft und Leidensgemeinschaft.

Nur starke Menschen sind dem Opfer gewachsen. Überall sehen wir die beginnende Flucht vor dem Leiden um das Volksganze. Nicht immer zeigt die Flucht in die Flächen persönlichen Behagens die plumpen Formen äußerlicher Genußsucht und Verschwendung. Feinere Naturen verträumen sich etwa in ein bescheidenes Gartenstadtidyll. Ganz am Rande der freudlosen Zeit wollen sie sich in ein enges Familienglück zwischen Erbsen und Reseden einspinnen und die ganze Welt mit ihren Sorgen und Nöten nach Möglichkeit

von sich absperren. Und neben dieser Flucht in die Enge gibt es die Flucht in die Tiefe, den Weg mystischer Vereinsamung, kultureller oder religiöser Schwärmerei. Das Dichter-Denker-Dachstübchen wird wieder zu Ehren kommen, wie es den alten deutschen Eigenbrödler umhegte, der sich aus allem empirischen Drange in ein idealistisches Wolkenkuckucksheim rettete. Je lauter die sozialistischen Parolen in unseren Ohren gellen, desto mehr wird in Wirklichkeit der Individualismus wieder eine Gefahr. Alle überwundenen nationalen Fehler, aus denen heraus uns Jahrhunderte lang politisches Elend erwuchs, werden, da sie eben überwunden erschienen, aufs neue die deutsche Zukunft bedrohen. Es wird unermüdlicher Mahnungen bedürfen, damit nicht diese allgemeine Abkehr vom Gemeinschicksal zu einer völligen Zersetzung der Volksgemeinschaft führe, damit jeder Einzelne um des Heiles des Ganzen willen das Kreuz des nationalen Leidens auf sich nehme. Nationaler Frontgeist wird in den nächsten Jahrzehnten mehr als je von uns erfordert werden, keine laute und klirrende Tapferkeit, sondern stiller, duldender Opfermut, der das Erbe behütet und die Keime der werdenden Zukunft hegt.

Abkehr von der Veräußerlichung und Aushöhlung des Lebens, Einkehr in die Tiefen deutschen Geistes und Gemüts tut uns wahrhaft not. Allenthalben grinst uns die fürchterlichste Korruption entgegen, die nur noch ein Erzberger leugnet. Alle kleinen Mittelchen versagen. Nur die Leibwerdung des zerfallenden Volksganzen führt uns aus der Zersetzung zur Gesundung. Leibwerdung der Volksgemeinschaft setzt Solidarität aller Volksgenossen, Ineinssetzung jedes Einzelnen mit dem Ganzen voraus. Wenn Binnendeutsche und Grenzdeutsche gelernt haben, eines des anderen Bedrängnisse und Erfolge, Bewährung und Versagen, Verzweiflung und Hoffnung wie am eigenen Leibe mitzuempfinden: dann werden wir, was wir heute nur dem Namen und der Erinnerung nach sind, wieder in bluthafter Wirklichkeit sein: ein Volk, das durch Überlieferung und Glauben, durch Schicksal und Wille über die schwankenden Grenzen der Staaten hinweg zu volleiblicher Einheit verbunden ist. Auch des Deutschen Reiches Wiederaufstieg ist ohne Gesundung des deutschen Volksleibes nicht zu denken.

Grenz-Deutschtum: Das Wort hat durch die Not des Krieges und der Niederlage einen tiefen, schwingenden Klang bekommen, den wir früher nicht kannten. Wie viele aber haben heute schon seinen tiefen tragischen Sinn, seine ganze Schwere und Bitterkeit nicht mit dem Kopf allein, sondern mit Herz und Sinnen erfaßt? Gewiß: die Art und Weise, in der sich breite Schichten des elsässischen Stammes dem Welschtum in die Arme warfen, weckte bei uns nicht eben warme Gefühle des Abschieds. Und doch: daß es unter uns so wenige gibt, die dieses herrliche deutsche Land wirklich kannten, daß seine Losreißung vom Reichskörper so wenig lebendige Empfindungen auslöste: das ist ein trauriges und beschämendes Zeichen dafür, daß wir trotz des langen und schweren Kampfes nicht gelernt haben, uns mit dem Schicksal des deutschen

Volkes und der deutschen Erde ineinszusetzen. Schon klagen die treugesinnten Elsässer, die vor Verfolgung flüchten und aus ihrer Heimat in ihr deutsches Vaterland auswandern mußten, wie wenig lebendiges Verständnis sie hier finden. Während Frankreich fast ein halbes Jahrhundert Jahr für Jahr einen Kranz an der Statue der Stadt Straßburg niederlegte, hat kaum ein deutsches Blatt sich des Tages der Schmach erinnert, da vor einem Jahre französische Truppen in Straßburg einzogen und die Trikolore auf Erwins Münsterturm hochstieg.

Nicht besser ergeht es den Deutschbalten, deren Existenz der größte Teil unseres Volkes erst während des Krieges beiläufig entdeckt hat. Kaum irgendwo wird ihr Selbsterhaltungskampf in seinen wahren Bedingungen und Antrieben verstanden. Niemand bemüht sich um Erfassung des tragischen Zusammenhanges, der zwischen der Reichsgründung und dem Weltkriege auf der einen, der fortschreitenden Vernichtung des Deutschbaltentums auf der anderen Seite besteht. Durch innerpolitische Maßstäbe wird die Einschätzung ihrer nationalen Leistung verwirrt. Jetzt irren so ziemlich die letzten Reste dieses tapferen deutschen Volkssplitters obdachlos in Deutschland umher, von Haus und Hof vertrieben, zumeist ihrer letzten Mittel beraubt. Erinnert man sich noch, wieviel baltisches Erbgut in den großen Schmelztiegel unserer Kriegsmetallsammlungen eingeflossen, welch warmherzige Gastfreundschaft deutsche Soldaten auf baltischen Schlössern, in baltischen Bürgerhäusern gefunden haben? Erst in jüngster Zeit hat sich das Reich zu einer Hilfsaktion entschlossen. Aber während die Balten auf dem Lande zumeist herzliche Aufnahme gefunden haben, müssen sie in den Städten noch immer gewärtig sein, durch Beschlüsse verständnisloser Stadtverwaltungen, oder gar wie in Swinemünde auf das Drängen der Gasse hin, ausgewiesen und wie ein gehetztes Wild auf neue ungewisse Irrfahrt gejagt zu werden.

Ob es den Ostmärkern gehen wird wie den Elsässern und Balten? Wird man die Schicksalsgemeinschaft mit ihnen ebenso abschütteln, die sich doch in Blut und Gestalt verrät, auch wo sie mit Mund und Miene verleugnet wird? Auch die Ostmärker klagten bitter, wie wenig man im Reiche ihren Kampf um Deutscherhaltung verstanden und unterstützt hat. Allenfalls sah man noch Interessen gefährdet. Aber das entscheidende Tua res agitur, das jeder Deutsche beim drohenden Gebietsverlust im Osten hätte spüren müssen, wenn wir wirklich ein leibhaftiges Volksganze wären: das eben fehlte. Und dieses Fehlen wurde im gefährdeten Osten bitter und schmerzlich empfunden. Die Posener, die hinter der Demarkationslinie verschwanden, kamen sich schnell vergessen vor. Der Rest, der ihnen in den nächsten Wochen folgen wird, gewärtigt sich kein besseres Schicksal.

Der gute Ausfall der Hilfsaktion für das hungernde Wien scheint auf eine wachsende Anteilnahme für das deutsch-österreichische Schicksal schließen zu lassen. Aber auch hier soll man sich keinen Täuschungen hingeben. Unser

Volk ist gutmütig und hilfsbereit und die Bundesgenossenschaft während des Krieges ist noch nicht vergessen. Für die Anschlußwünsche der 10 Millionen Deutsch-Österreicher aber, für den großen Gedanken einer Wiedervereinigung dieses größten abgesprengten Volkskörpers fehlt wiederum in den weitesten Kreisen unseres Volkes das Verständnis fast vollkommen. Die großdeutsche Idee ist ein Programm, wie man so viele in den letzten Jahren scheitern sah. Es wird mit dem Kopf erfaßt und stößt auf die kühle Skepsis oder auch die nüchterne Anerkennung, die beide im Hirn ihren Sitz haben. Von der Leidenschaft des Herzens, die allein einer politischen Idee Blut und Leben gibt, ist auch hier wenig oder nichts zu spüren. Statt erregter Bereitschaft zu neuen Zielen sehen wir allenthalben ein mattes Zurücksinken in überwundene partikularistische Denkgewöhnungen. Statt kräftiger Anziehung bislang abgetrennter Volksteile sind vielmehr Anzeichen innerer Reibung und gegenseitiger Abstoßung der bisher Verbundenen bemerklich. Wir beginnen wieder, wie in allen Zeiten deutschen Niederganges, zuvörderst und in der Hauptsache als Bayern und Preußen, ja als Rheinländer, Oberschlesier und Danziger zu fühlen, statt in der organischen Einfügung aller Sonderwünsche und Sondergefühle in den einen deutschen Gemeinschaftswillen heute allein die Rettung zu suchen.

Leibgemeinschaft des Volksganzen muß aber auch das feinste Gefühl dafür entwickeln, in welchen Formen wir uns für jeden einzelnen Volksteil an den Grenzen unseres verengten Vaterlandes einsetzen sollen und können. Nie dürfen wir vergessen, daß auch der Staat und seine Behörden nur Organe der Volksgemeinschaft sind, daß wir durch plumpe politische Aktionen in vielen Fällen unseren Volksgenossen jenseits der neuen Reichsgrenzen nur schaden und gar nicht helfen können. Das Reich wird sich vielfach sehr zu bescheiden haben. Aber das Volk soll trotzdem handeln. Das Band der Liebe und Treue kann durch Staatsverträge nicht durchschnitten werden. Beziehungen von Mensch zu Mensch und von Haus zu Haus müssen gepflegt und neu geknüpft werden. Die Bindung des Volkstums in Sprache und Kultur verlangt einen Austausch und eine Gemeinschaft geistiger Güter, die nichts mit politischen Machenschaften zu tun haben. Auf diesem Gebiete der Pflege des Grenzdeutschtums, das der Aktivität des Staates zum großen Teil entzogen ist, steht der lebendigen Aktivität des Volkes eine Fülle neuer Aufgaben offen, die mit warmem Herzen ergriffen und mit zähem Willen durchgeführt sein wollen.

Aber nicht über das gesamte Grenzdeutschtum ist die unabänderliche Entscheidung gefallen. Breite Striche in Nord und Ost und West sollen selber ihren Willen kund tun, und niemand kann es uns verargen, daß wir alle Kräfte — und hier nicht die kulturellen allein, sondern auch die politischen und wirtschaftlichen — daran setzen, um in diesen Abstimmungsgebieten zu retten, was noch zu retten ist. Wir führen auch da den Kampf unter den ungünstigsten Bedingungen, da nicht Neutrale sondern Feinde über der Abstimmung wachen werden. Ihnen stehen alle Möglichkeiten der Propaganda

offen, uns sind sie aufs äußerste beschränkt. Um so wichtiger ist es, daß nun wirklich auch die letzte Stimme, die zur Verfügung steht, für die deutsche Sache eingesetzt wird. Dazu ist es erforderlich, daß kein Abstimmungsberechtigter die Reise scheut, mag sie noch so kostspielig und mühselig sein. Die Beschwerlichkeiten kann eine geschickte Organisation vielleicht mildern, aber nicht gänzlich beheben. Anders liegt es mit den Kosten. Der Deutsche Schutzbund für die Grenz- und Auslandsdeutschen (Geschäftsstelle Berlin NW 52, Schloß Bellevue) sammelt unter Mitwirkung einer großen Zahl politischer Organisationen und Verbände eine Grenzspende, die jedem Bedürftigen die Mittel bereitstellen soll, um den Abstimmungsort zu erreichen und seine Stimme mit in die Wagschale zu legen. Durch Unterstützung dieser Grenzspende ist jedem Deutschen die Möglichkeit gegeben, tatkräftig und opferfreudig für das gefährdete Grenzdeutschtum einzustehen.

Der Ruf an das völkische Gemeingefühl gilt aber nicht im Mutterlande allein, sondern er richtet sich auch an die Grenzdeutschen. Das elsässische Beispiel, in dem so viel nationaler Wankelmut offensichtlich ist, zeigt die seelischen Gefahren, denen gerade unser Volk ausgesetzt ist, wenn es in die Lage eines abgesprengten Grenzstammes gerät. Wir haben nun einmal nicht die zähe nationale Widerstandskraft anderer Nationen. Erbitterte fanatische Gegner, wie der polnische General Haller oder wie der französische General Niessel tragen deutsche Namen und sind ein warnendes Zeichen für die Gefahren, die dem Volksganzen aus der Absplitterung Einzelner oder ganzer Stämme erwachsen. Auch zeigen diese Beispiele sonnenklar, daß Preisgabe der Nationalität keine Überwindung, sondern zumeist eine Steigerung des Nationalismus bedeutet. Renegaten pflegen sich eben in engstirnigste Chauvinisten ihres neuen Wahlvaterlandes zu verwandeln. Haß, der aus dem schlechten Gewissen des Abtrünnigen stammt, hat moralische und geistige Minderwertigkeit zur Folge. Verrat am eigenen Blut, Aufgabe der angestammten Kultur bleiben nicht ungestraft. Um seiner besten inneren und äußeren Möglichkeiten willen muß daher das Grenzdeutschtum der abgetretenen Gebiete jenseits der politischen Sphäre den Zusammenhang mit dem Mutterlande und seiner Kultur und Bildung pflegen, das innere Leben der Nation mitleben, auch wo es äußere Sonderwege gehen muß. Da reichen die aufgespeicherten Reserven nicht hin, die Kraft zur nationalen Selbstbehauptung versiegt, wenn nicht die fortdauernde Pflege persönlicher Beziehungen und ein ständiger Austausch der geistigen Güter mit dem Mutterlande gewährleistet ist. Grenzboten werden gebraucht, die Kunde von dem Mutterlande über die Reichsgrenzen hinaustragen und Nachrichten von draußen drinnen verbreiten. Wie die roten Blutkörperchen muß der Geist eines lebenerneuernden Deutschtums bis in die letzten Äderchen der äußersten Gliedmaßen pulsen. Setzt die geistige Blutzufuhr aus und wird der Stoffwechsel unterbrochen, dann sterben die politisch abgeschnürten Glieder auch geistig ab. Tote Masse fällt dem Ausland als Kulturdünger zu und im ver-

stümmelten Mutterlande künden Schrumpfungen, Blutstockungen und schwere organische Störungen des nationalen Lebens die beginnende Auflösung an. Im Grenzlande wird die Hand nach dem Pulsschlag fühlen müssen. Dort wird sich zeigen, ob die Gesundung des ganzen Volksleibes fortschreitet oder ob alle Genesungshoffnungen zu begraben sind.

Und noch eine Aufgabe ist dem Grenzdeutschtum vorbehalten, und damit zugleich auch den Boten, die deutschen Geist über die Grenze des Reiches hinaustragen wollen. Durch Stärkung guter deutscher Art, deren Bild in den Zersetzungserscheinungen des Kriegsausganges verdunkelt ist, wird gerade das Grenzdeutschtum unserem ganzen Volke wieder die Achtung in der Welt zurückgewinnen können, die es bei aller Verketzerung und Verleumdung bis tief in den Krieg hinein eben doch genossen hat. Langsamer und stetiger Wiederaufbau gegenseitiger Achtung in loyaler Zusammenarbeit mit den fremden Nationen wird mehr zu einer inneren Befriedung Europas beitragen, als würdelose Versuche der Anbiederung aus dem Sumpfe unserer gegenwärtigen Korruption und dem Elend unserer Ohnmacht. Männlich-kühle und abstandwahrende Bereitschaft zu sachlicher Zusammenarbeit wird unseren Gegnern am besten die Beweislast dafür zuschieben, ob Friede ihnen mehr als ein Wort, ob Friede ihnen ein Problem und ein Ziel ist. Durch Wahrung ihres nationalen Stolzes und durch ehrliche Bereitstellung ihrer Fähigkeiten und Kräfte werden gerade die Grenzdeutschen ein Verhältnis der Völker anbahnen können, das von pazifistischer Einebnung und von chauvinistischer Verengung gleich weit entfernt ist und das als erste Wirkung eine auch von den bislang feindlichen Völkern gewollte Revision des Versailler Versklavungsvertrages zutage fördern müßte, um dadurch erst einmal die unumgängliche Voraussetzung wirklicher Völkergemeinschaft zu schaffen.

Grenzdeutschtum und Binnendeutschtum: dieser neue Gegensatz birgt heute nicht sowohl eine politische, als eine seelische Aufgabe. Den Weg zum leuchtenden Ziele der Leibwerdung eines tief gedemütigten, geschwächten und erkrankten Volkes weist die schlichte Forderung:

Treue um Treue!

Deutſches Volk und Donauföderation

Von Prof. Dr. Benno Imendörffer (Wien)

Der Weltkrieg hat das ſtolze Gebäude, das Habsburgiſche Familienpolitik und Habsburgiſche Staatskunſt — eine ſolche hat Jahrhunderte lang beſtanden — in unermüdlicher Arbeit aufgerichtet hatte, dem Anſcheine nach gründlich und für alle Zeiten vernichtet. Auf dem Boden der einſtigen öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie erwuchſen, ſoweit er nicht an bereits beſtehende Fremdſtaaten fiel, neue politiſche Gebilde, die dem brennenden Nationalgefühle der einzelnen Volksſtämme des großen Donaureiches ihre Entſtehung verdanken. Tſchechen, Polen und Südſlawen, Italiener und Rumänen ſcheinen ihre letzten nationalen und politiſchen Ziele erreicht zu haben, deren Koſten Deutſche und Magyaren zu tragen haben. Eine völlig neue Staatenwelt iſt im öſtlichen Flügel Mitteleuropas entſtanden und der oberflächliche Beobachter mochte ſich in der Hoffnung wiegen, daß nun endlich an die Stelle zerſtörender aufbauende Arbeit, an die Stelle ewiger Unruhe ſtetige Entwicklung treten werde.

Das Wort des tſchechiſchen Geſchichtsforſchers Palacky: „Wir (Tſchechen) waren vor Öſterreich da und wir werden nach ihm da ſein", hat ſich zunächſt erfüllt. Mit innerer Genugtuung mag der Pole ſein „Noch iſt Polen nicht verloren" ſingen und die kühnſten Hoffnungen der Slowenen, Kroaten und Serben ſind durch die Gegenwart übertroffen worden. Italiens Irredentiſten feiern Siegesfeſte, deren äußere Berechtigung nicht zu beſtreiten iſt, und Rumänien hat ſeinen glühenden Rachedurſt an dem Magyarentum, das Millionen Walachen durch Jahrhunderte geknechtet hat, reichlich kühlen dürfen. Magyaren und Deutſche ſind zu völliger Ohnmacht verurteilt. So ſtellt ſich zunächſt die Lage dar. Sie ſtellt ſich ſo dar, aber wir dürfen fragen: iſt ſie damit ihrer vollen Bedeutung nach erkannt, ſind hier wirklich die Bürgſchaften für ein Bleibendes und in Hinkunft friedlich Werdendes gegeben? Schalten wir dabei vorerſt alle Rückſicht auf die Lebensintereſſen des deutſchen Volkes aus. Dann gibt es vor allem zu denken, daß ſogleich nach dem Zuſammenbruche des Habsburgerreiches — ob man es mit hiſtoriſcher Pedanterie lieber das Lothringerreich nennt, iſt völlig belanglos — bei den Siegern im Weſten der Gedanke auftritt, die eben erſt auseinandergeriſſenen Teile unter einem neuen Titel wieder zuſammenzuſchweißen. Frankreich war es das den Plan ausheckte, die einſtigen Provinzen der Monarchie in einer „Donauföderation" zuſammenzufaſſen. Damit tritt das bekannte Wort, wenn es kein Öſterreich gäbe, müßte eines geſchaffen werden, in völlig neue Beleuchtung. Offenbar hatte und hat die Entente ein lebhaftes Intereſſe daran, daß auf dem Boden der vormaligen Donaugroßmacht ein politiſches Gebilde erwachſe, das in irgend einer Form den Gedanken dieſer Großmacht wiederum zum Ausdrucke bringe. An einem freilich hielt und hält man feſt: daß es ſich nicht mehr um ein einheitliches Staatsweſen handeln dürfe; an ſeine Stelle ſoll vielmehr ein lockerer Bund treten, deſſen Zwecke allein wirtſchaftlicher Natur ſein dürfen. Angeſichts der völligen wirtſchaftlichen Hilfloſigkeit jenes ſonderbaren „Deutſch-Öſterreichs", dem der Friede von Saint Germain ſogar einen anderen Namen aufgezwungen hat und das im internationalen Verkehre nur mehr als „Republik

Österreich" auftreten darf, scheint allerdings die Idee der wirtschaftlichen Verbindung der jungen Nationalstaaten mit den ehemaligen deutschen Alpenländern Österreichs nicht nur aus praktischen, sondern auch aus menschlichen Gründen verständlich und begrüßenswert. Auch für die Nationalstaaten im Norden und Süden ergäben sich daraus gewisse Vorteile, die vor allem darin ihren Ausdruck finden, daß sie ein sicheres Absatzgebiet für einen nicht unbedeutenden Teil ihrer Produkte und selbstverständlichen Zugang zur großen Wasserstraße der Donau fänden. Daß es aber wirklich derart wohlwollende, insbesondere um das Gedeihen Deutsch-Österreichs besorgte Menschlichkeit sein sollte, die gerade französische Politiker den Gedanken der Donauföderation fassen ließ, erscheint mehr als zweifelhaft, sobald man nun auch die entscheidenden Belange des deutschen Volkes als Gesamtheit ins Auge faßt.

Das in dem Friedensinstrumente von Saint Germain enthaltene und nachträglich auch in den Frieden von Versailles hineingedeutete Verbot des Zusammenschlusses Deutsch-Österreichs und des Deutschen Reiches, alle seither gegen diese beiden Staaten von seiten der Entente meist auf französische Veranlassung unternommenen Schritte lassen doch so sehr jede Spur der Versöhnlichkeit, von Wohlwollen soll gar nicht erst die Rede sein, vermissen, daß ganz handgreiflich andere Beweggründe der Idee der Donauföderation zugrunde liegen. Zunächst hat doch die Entente im Frieden von Saint Germain gewisse Verpflichtungen übernommen, die das notleidende Deutsch-Österreich vor dem völligen Ruin bewahren sollten. Die Erfüllung dieser Verpflichtungen läßt immer noch auf sich warten und das selbst mit schwerer Not ringende Deutsche Reich ist es, das allein seine hilfreiche Hand öffnet. Da ist es denn bezeichnend, daß gerade in diesem Augenblicke das eine gute Zeitlang vergessene Schlagwort von der Donauföderation wieder hervorgeholt wird. Man empfindet es eben als lästig, daß man selbst dazu beitragen soll, Deutschösterreich vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruche zu retten, aber noch weit peinlicher erscheint es, daß gerade das Deutsche Reich, das von Österreich zu trennen, Frankreichs erste Sorge ist, dem verlassenen Brudervolke hilfreich beispringt. Da erscheint es denn weit bequemer und zweckentsprechender, wenn man die sämtlichen, aus der früheren österreichisch-ungarischen Monarchie hervorgegangenen Staaten nötigt, sich gegenseitig wirtschaftlich zu stützen. In der Tat schlüge damit die Entente zwei Fliegen mit einem Schlage: sie wäre der lästigen Sorge um Deutsch-Österreichs Not enthoben, die als moralische Verpflichtung schwer auf ihr lastet, und hätte ein Mittel, die Vereinigung der beiden deutschen Freistaaten dauernd und ziemlich kostenlos zu verhindern. Aber noch ein Weiteres kommt hinzu, das auf die Pläne der Entente, insbesondere Frankreichs, nicht ohne Einfluß sein dürfte. Die Zustände sind in sämtlichen Nachfolgerstaaten der balkanisierten Donaumonarchie derart, daß sie keinerlei Dauer versprechen. Von Deutsch-Österreich ist gar nicht erst zu sprechen; es ist die Karrikatur eines Staates, in dem eine anerkannte Staatsautorität nicht besteht, wo an Stelle einer demokratischen Ordnung schrankenlose Klassenherrschaft getreten ist, wo alle Bande der Ordnung fehlen und die Unsicherheit bald die der alten Balkanstaaten um ein Gutes übertroffen haben wird. Die Trostlosigkeit der wirtschaftlichen Lage tut vollends das ihre, den Gedanken an die Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung nicht aufkommen zu lassen. Aber auch die tschechoslowakische Republik bietet

keineswegs das Bild eines Staates, der kräftige Keime einer aussichtsreichen Zukunft in sich trägt. Ein sonderbarer Fluch haftet diesem jungen Staate seit seiner Geburt an. Das tschechische Volk hat, geführt von tatkräftigen und politisch unendlich gewandten Männern, das Beste getan, um die alte Monarchie zu zertrümmern. Diesem allerdings höchst merkwürdigen Gebilde, das in seiner eigenartigen Struktur auf Erden seinesgleichen nicht hatte, warfen die tschechischen Politiker nicht ganz grundlos vor, daß es ein Gefängnis seiner Völker sei, was freilich nur in dem Sinne berechtigt war, daß allerdings keines dieser Völker staatliche Selbständigkeit besaß. Nun aber ist der tschechoslowakische Staat nichts anderes als ein Abbild der versunkenen Monarchie in kleinerem Maßstabe. Gerade dieser verjüngte Maßstab aber läßt die Lage bedenklich erscheinen, denn die in den Tschechenstaat hineingezwungenen Fremdvölker finden nicht wie seinerzeit die Völker Österreich-Ungarns in den Vorteilen der Großmacht eine teilweise Entschädigung für den Verlust ihrer völkischen Unabhängigkeit. Wie soll es aber auf die Dauer 6½ Millionen Tschechen, denen 4 Millionen Deutsche, 2½ Millionen Slowaken — die durchaus keine Tschechen sein wollen —, 700 000 Magyaren, 200 000 Polen, ½ Million Ukrainer gegenüberstehen, gelingen, ein friedliches Nebeneinanderwohnen dieses bunten Völkergemisches zu ermöglichen, zumal bisher alle Maßnahmen der tschechischen Machthaber lediglich das eine Bestreben verraten, die nichttschechischen Völker zu vergewaltigen? Wird die Kraft der Tschechen ausreichen, aus ihrem Völkerstaate einen nationalen Einheitsstaat, der ganz unzweifelhaft ihr letztes politisches Ziel bildet, erstehen zu lassen? Dazu kommen noch wirtschaftliche Schwierigkeiten und Parteizersplitterung innerhalb des Tschechentumes selbst, die von einer Regierungskrise zur anderen führen. Von einer wirklichen Konsolidierung des tschechischen Staates kann daher noch lange keine Rede sein. Nicht minder fragwürdig ist die Zukunft des südslawischen Staates. Der im ersten Rausche des Sieges vergessene Gegensatz zwischen katholischen Kroaten und orthodoxen Serben, der übrigens kein bloß religiöser ist, sondern auch tiefere ethnographische Gründe hat, die schon im äußeren Habitus der beiden Völker deutlich zutage treten und sich psychologisch in weitgehenden Unterschieden der Seelenstimmung äußern, ist wieder in voller Stärke erwacht und hat bereits mehrmals zu blutigen Ausbrüchen geführt. Zwischen Slowenen einerseits, Kroaten und Serben andererseits aber besteht sprachlich eine bisher noch keineswegs ausgeglichene Zwiespältigkeit, die in der Folge vermutlich zu Weiterungen führen wird. Endlich ist es bisher nicht gelungen, das kleine, aber kräftige Volk der Montenegriner zu williger Eingliederung in den neuen Staat zu bewegen. Es handelt sich bei den Montenegrinern, die dem Blute und der Sprache nach allerdings Serben sind, um ihre staatliche Unabhängigkeit oder doch um eine politische Sonderstellung im neuen Reiche, in dem sie keineswegs vollständig aufzugehen gedenken. Ein blutiger und grauenvoller Bürgerkrieg ist dort seit Monaten im Gange und selbst ein Waffensieg der Serben wird den bestehenden Gegensatz nur zeitweise verhüllen, gewiß aber nicht so bald aus der Welt schaffen können. Was endlich Polen angeht, so kommt es wohl unmittelbar für die geplante Donauföderation nicht in Betracht, immerhin aber wird seine künftige Haltung für diese von Bedeutung sein. Bei dem heftigen Gegensatze zwischen Polen und Tschechen, der wesentlich durch die Ansprüche beider Völker auf das ehemalige österreichische

Ostschlesien genährt wird, bei der Zweifelhaftigkeit ferner der staatenbildenden Kraft des polnischen Volkes, die diese erst zu erweisen haben wird, kann jedenfalls auch nach dieser Seite hin auf ein ruhiges und ersprießliches Zusammenwirken einer künftigen Donauföderation mit Polen nicht ohne weiteres gerechnet werden. Wichtiger aber als alle diese Bedenken ist die Frage, ob das Verhältnis zu Ungarn, das ja in den künftigen Wirtschaftsbund einbezogen werden soll, überhaupt die Möglichkeit eines gedeihlichen wirtschaftlichen Lebens ergeben kann. Das heute auf ein starkes Drittel seines früheren Bestandes eingeengte Ungarn ist einheitlicher magyarisch als es das Königreich der heiligen Stephanskrone gewesen ist. Das Magyarentum wird hier voraussichtlich in kurzer Zeit wieder erstarken, zumal es nicht mehr einen großen Teil seiner Kraft auf die Niederhaltung andersprachiger Völker wird verwenden müssen. Aber dieses Ungarn wird wiederum ein nahezu ausschließlicher Agrarstaat sein. Seine hochfliegenden Pläne, auch ein mächtiger Industriestaat zu werden, die zu verwirklichen es eben auf dem Wege war, als es zusammenbrach, sind in seinen heutigen Grenzen, wo es seine besten mineralischen Bodenschätze verloren hat und wo es ihm an geeigneten Industriearbeitern, die sich in Ungarn stets aus den Nichtmagyaren rekrutierten, gebricht, unmöglich mehr zu verwirklichen. Wer aber die zähe Energie und den wagemutigen Optimismus, den leidenschaftlichen Nationalismus dieses Volkes kennt, der wird nicht daran zweifeln, daß die Magyaren unter keinen Umständen darauf verzichten werden, ihr altes Reich wieder aufzurichten. Darin liegt aber eine ständige Gefahr für den gesamten Osten unseres Erdteils und für den Weltfrieden.

Wie stellt sich nun zu alledem das Interesse des deutschen Volkes? Die Gründe, die Frankreich zur Aufnahme der Idee der Donauföderation veranlaßten und es nun in den letzten Wochen wieder darauf zurückgreifen ließen, sind klar. Abwälzung der Deutsch-Österreich gegenüber übernommenen Verpflichtungen wirtschaftlicher Natur auf die Nationalstaaten auf ehemals österreichischem Boden und vor allem die Verhinderung einer Vereinigung des Deutschen Reiches mit dem kleineren und für sich allein lebensunfähigen Bruderstaate. Aber, wenn man sich einmal klar darüber geworden ist, woran heute in Deutsch-Österreich kein denkender Politiker mehr zweifelt, daß nur der Anschluß an das Deutsche Reich Deutsch-Österreich Rettung bringen und es vor völligem wirtschaftlichen und nationalen Untergange bewahren kann, dann sieht man, daß die früher berührte Doktrin von dem unentbehrlichen Österreich, das geschaffen werden müßte, heute lediglich eine Phrase für die Bemäntelung der wahren Absichten der Entente ist. Wenn die slawischen Nationalstaaten, wie dies eben erst in Paris durch deren Vertreter erklärt worden ist, von der Donauföderation nichts wissen wollen, so hat dies Gründe rein politischer Art. Dahinter lauert die Angst, es könnte unter dem Vorwande einer wirtschaftlichen Vereinigung wiederum eine staatliche geplant sein, vielleicht gar die Wiederherstellung des alten Herrscherhauses als verbindenden Gliedes eines vielsprachigen Bundesstaates. Aber die beseitigte Dynastie wird von allen Völkern der ehemaligen Monarchie mit einziger Ausnahme der Magyaren aus begreiflichen Gründen abgelehnt. In wirtschaftlicher Hinsicht wäre die Donauföderation für die Slawen sicherlich, wie bereits angedeutet wurde, von Vorteil. Aber nationale und politische Gründe sind einstweilen für diese von

größerem Gewicht, denn sie fürchten, vielleicht nicht ganz ohne Grund, eine mögliche Gefährdung ihrer eben erst errungenen staatlichen Selbständigkeit. Anders liegen die Dinge für die Deutschen. Deutsch-Österreich kann politisch wie wirtschaftlich, vor allem aber national nur verlieren, wenn es in eine Verbindung mit den neuen Nationalstaaten und mit Ungarn hineingepreßt wird. Es wäre nach allen Seiten stets nur der empfangende, niemals der gebende Teil und wäre von allen Seiten in seiner wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit beengt. Da es seinen Bedarf an Lebensmitteln aus eigenem nicht zu decken vermag, andererseits die Rohstoffe und die Kohle für seine Industrie zum größten Teile aus dem Auslande beziehen muß, letztere vornehmlich aus der Tschechoslowakei, bestehen seine besten Hilfsmittel lediglich in seinen hochqualifizierten Industriearbeitern und seinen, bisher aber auch nicht nutzbar gemachten, alpinen Wasserkräften. Die Auswertung der letzteren aber würde die Tschechoslowakei in ihrem eigenen Interesse so weit als möglich zu verhindern suchen und hätte bei der Lieferung von Lebensmitteln stets ein wirksames Pressionsmittel in der Hand. Wie wenig Gutes von Ungarn zu erwarten ist, hat eine lange, trübe Erfahrung, die bis in den Weltkrieg hinein reicht, bewiesen. Die wirtschaftlichen Beziehungen zu den Südslawen böten an und für sich bessere Aussichten, weil hier ein wechselseitiges Verhältnis der Ergänzung bestünde, aber die Beherrschung der adriatischen Küste durch Italien und Südslawien entwertet diese Möglichkeit bedeutend, da sie der anderen Seite abermals bedeutende Pressionsmittel in die Hand gibt. Ähnlich liegt es übrigens im Norden, wo der tschechoslowakische Staat den geraden Weg zur Ost- und Nordsee absperrt. Da überdies, allen gegenteiligen Versicherungen der Entente zum Trotze, auf die Dauer eine rein wirtschaftliche Verbindung ohne politische Bedeutung unmöglich wäre, da ja doch die Grenze zwischen wirtschaftlichen und politischen Dingen eine ewig fließende bleiben muß, wäre auch die nationale Bedrohung Deutsch-Österreichs nicht zu unterschätzen. Die „friedliche Durchdringung" Österreichs mit tschechischen Arbeitern, Handwerkern, Bauern und Geldleuten, wie sie so erfolgreich schon vor dem Kriege eingesetzt hat, wäre dann nicht mehr aufzuhalten. Überdies ermöglichten es die dadurch an den verschiedensten Orten in der planmäßigen Weise, die den Tschechen eigen ist, gezüchteten tschechischen Minderheiten ihnen, gestützt auf die Bestimmungen des Friedensvertrages über den Minderheitenschutz, die stets nur auf die nationalen Gegner des Deutschtums Anwendung finden, immer weitergehende nationale Zugeständnisse von Deutsch-Österreich zu erpressen, deren Folgen unabsehbar wären. Wirtschaftliche Versklavung zur ständigen Einrichtung gemacht, nationale Zersetzung, die endlich zu voller Vernichtung des österreichischen Deutschtums führen müßte: das sind die unabweislichen Aussichten, die die Begründung der Donauföderation eröffnet.

In allerjüngster Zeit zeigt sich die österreichische Sozialdemokratie, die bekanntlich heute die Geschicke des Staates lenkt, nicht abgeneigt, auf die Vorschläge der Entente einzugehen. Sie tut dies unter dem Hinweise auf den rettungslosen Verfall des Wirtschaftslebens. Der wahre Grund aber ist der, daß sie sich von dem Zusammenwirken mit der tschechischen Sozialdemokratie für ihre Parteiziele mehr erhofft, als von einem Anschlusse an das Deutsche Reich, wo der unverkennbare Zug nach rechts nicht nach dem Geschmacke der auf dem Boden

der U. S. P. stehenden Führer ist. Derselbe Staatskanzler Renner, der als einer der ersten den Anschluß an das Deutsche Reich proklamiert hat, kam bekanntlich aus Saint Germain „westlich orientiert", das heißt von der Entente bekört, nach Hause. Seither hat zwar die Entente immer Versprechungen gemacht, aber geholfen hat stets nur das Deutsche Reich, sehr zum Verdrusse der Partei des Staatskanzlers. Wenn sie sich nun von engerer Fühlungnahme mit der tschechischen Sozialdemokratie etwas erhofft, wird sie dieselbe Erfahrung machen, wie mit der Entente, denn der tschechische Sozialist ist nicht minder nationalistisch als sein bourgeoiser Stammesbruder. Für das ganze deutsche Volk gibt es daher nur einen Weg: die Vereinigung aller Deutschen im Deutschen Reiche.

Die Pariser politische Hochschule und Frankreichs Wiederaufstieg nach 1871

Von Martin Spahn

ir sind Zeugen des traurigen Schauspiels, wie Frankreich den moralischen Erfolg, den ihm seine aufrechte Haltung im Kriege sicherte, durch unausgesetzte Beschimpfung des deutschen Volkstums und durch ein Herumtreten auf uns wieder herabwürdigt. Vom nationalen Standpunkt brauchen wir nichts dagegen einzuwenden. Dieses uns hysterisch anmutende Verhalten kann kaum etwas anderes s ein Zeichen von Greisenhaftigkeit sein. Die Franzosen bellen uns auch heute noch an, wo wir geknebelt am Boden liegen, als triebe sie ein unwillkürliches Gefühl, daß ein Naturgesetz uns zu den Stärkeren, sie zu den Schwächeren machte. Aber vom europäisch festländischen Standpunkte aus, um den wir uns in Zukunft mehr als je unsere Väter zu sorgen haben — gefährdet wie Europa durch den Aufstieg der Angelsachsen ist — darf und muß der geistige Zustand Frankreichs die Unruhe, womit uns die gesamte Weltlage erfüllt, noch beträchtlich vermehren.

Nach der Niederlage Frankreichs und unserem Siege vor einem halben Jahrhundert ließ sich die Entwicklung Innereuropas freundlicher an. Preußen war durch die Angliederungen des Jahres 1866 gesättigt und wurde durch seine Verbindung mit dem übrigen Deutschland im Jahre 1870 in einen Zusammenhang eingefügt, der aus dem neuen Reiche nach einiger Zeit den Grundpfeiler der künftigen europäischen Staatenordnung zu machen verhieß. Mit der Rücknahme des Elsaß war zwar nicht alles in den Zeiten deutscher Schwäche und Uneinigkeit abgebröckelte Land wieder heimgebracht; aber die Wunde, die ob der Verluste im Gefühlsleben unseres Volkes brannte, konnte sich jetzt schließen und vernarben. Metz und Straßburg deckten uns nach unserer Überzeugung gegen fernere Angriffe ausreichend. Der Rückhalt an Preußen gab uns das unentbehrliche Machtgefühl eines großen Volkes, die Überlieferungen der Reichsgeschichte vermittelten uns die Wertschätzung friedlicher Kulturarbeit und europäischen Gemeinschaftslebens. Wir glaubten daraufhin, daß sich auch Frankreich in ein erträgliches, wenn nicht gutes Verhältnis zu uns stellen werde. Bismarck ging uns dabei voran. Er schwächte Frankreich für den Augenblick, war jedoch bereit, seine Wiederaufrichtung zu fördern, wenn es den Gedanken an Revanche aufgab und für Elsaß-Lothringen in der Ausgestaltung seines Kolonialreiches Ersatz suchte. In den achtziger Jahren hat er nach dem Abschluß des Bündnisses mit Österreich-Ungarn auch die deutsch-französischen Beziehungen mit allem Nachdruck unter den Gesichtspunkt der gemeinsamen innereuropäischen Interessen zu rücken gesucht. Das von Hermann Oncken wieder hervorgeholte Gespräch des Fürsten mit dem Botschafter St. Vallier und seine von Tirpitz unabhängig davon erwähnte Unterhaltung mit St. Valliers Nachfolger de Courcel geben Bismarcks Hoffnungen vollkommen deutlich wieder.

Damals erlaubte der geistige Zustand der Franzosen in der Tat, mit einer durchgreifenden seelischen Neuorientierung unserer beiden Völker zu rechnen. Wenn es schließlich doch nicht dazu kam, ist die Schuld vielleicht mehr darin zu suchen, daß auch die französischen Staatsmänner gleich den deutschen nach 1890 nur noch mittelmäßige Köpfe waren, als in der Gesamtheit der Nation. Sie wäre wohl fähig gewesen, sich noch einmal zu verjüngen und nach dem völligen Wandel aller weltpolitischen Bedingungen in unsere Hand einzuschlagen. Freilich hätte es dazu einer längeren Zeit ruhigen Fortschrittes und auch einer anderen Politik deutscherseits bedurft.

Die Niederlage des Jahres 1870 rief alle guten Geister in den Franzosen wach. Vor allem regte sich in erstaunlicher Stärke das Bewußtsein in ihnen, daß nur ein neuer Idealismus ihrem Volke aufhelfen würde. Das intellektuelle und das religiöse Leben wurde gleich eindringlich gepflegt. Besonders von den achtungswerten Bemühungen um die Hebung des intellektuellen Lebens hat Gabriel Hanotaux im zweiten Bande seiner „Geschichte des zeitgenössischen Frankreich" eine beredte Schilderung gegeben. Er erwähnt dabei auch aus einem ungedruckten Briefe Hippolyte Taines vom 29. November 1871 die Worte: „Nicht nur kommt Handel und Wandel wieder in Gang. Das nationale Gefühl erholt sich ebenfalls wieder. Vielen Leuten kehrt die Freude an der Politik zurück; sie haben guten Willen und geben Geld her. Wir begründen eben in Paris aus Privatmitteln eine freie Schule zur Unterweisung in den politischen Wissenschaften. Ich sehe eine Menge Menschen sich darüber Rechenschaft geben, daß Pflicht und Interesse sie in diese Richtung weisen." Hanotaux erzählt, daß Taine die Eröffnungsansprache der neuen „École libre des sciences politiques" hielt. Das geschah am 13. Januar 1872. Er erzählt auch, daß der damals noch in der Vollkraft der Jahre stehende Emil Boutmy die treibende Kraft bei der Gründung war. Dagegen gleitet er darüber hinweg, daß Boutmy das Vorbild Deutschlands, der Gedanke an die Errichtung der Universität Berlin im Jahre 1809 vorschwebte. „Die Universität war es, die bei Königgrätz siegte." So schrieb Boutmy in einem offenen Briefe, der für seinen Plan werben sollte.

Das deutsche Vorbild wurde von den Franzosen des Jahres 1871 mutig anerkannt. Nachgeahmt wurde es in aller Freiheit. Die „Ecole des sciences politiques" hat sich zur hohen Schule französischer Beschäftigung mit dem Staate und der Wirtschaft herausgebildet, während sich die deutschen Universitäten immer mehr von ihr abwandten, der Politik immer weniger Aufmerksamkeit schenkten. Die „École" hat die politischen Wissenschaften drüben ebenso davor bewahrt, daß sie nur rein theoretisch und weltfremd betrieben werden, wie sie auch für ein kräftiges Gegengewicht gegen das bloß schlagwortmäßige Politisieren der Straße und der Parteien sorgte. Die „École" ist, wenn ihr Wirken hier ein wenig idealisiert werden darf, der Tempel der Vesta gewesen, in dem das Feuer ernster und tiefer Wertschätzung der staatlichen Güter von 1872 bis 1918 gehütet wurde; sie hat andererseits beständig den Praktikern Anregungen gegeben, Unterlagen ihnen zugetragen, auftauchende Probleme rechtzeitig ihnen nahegebracht, Horizonte ihnen eröffnet.

Von 1884 an veröffentlichten die Professoren der Schule eine Zeitschrift, die „Annales des sciences politiques". 1911 taufte man die „Annales" in eine „Revue des sciences politiques" um. Man mag in diesen inhaltschweren Bänden blättern, um sich den rechten Begriff von dem Umkreis und der Tüchtigkeit der durch die „École" geleisteten Arbeit zu verschaffen. Die Professoren, ihre einstigen Schüler und ihre Freunde haben hier ihre Untersuchungen niedergelegt, als Chronisten die zeitgenössische Entwicklung begleitet, mit neuen Büchern sich auseinandergesetzt, Literaturübersichten geboten, in den späteren Jahren auch kürzere Beiträge beigesteuert. Die geschichtlichen Voraussetzungen wie die statistischen Tatsachen des Staatslebens von heute, die staatlichen Einrichtungen, die äußere und die Kolonialpolitik, die Volks- und Weltwirtschaft nicht nur Frankreichs, sondern auch anderer Länder sind in der langen Reihe der „Annales"

Gegenstand vielseitiger und oft eindringlicher vergleichender Behandlung geworden. Wir haben dem nichts ebenbürtiges zur Seite zu stellen und infolgedessen ist die erzieherische Wirkung, die von der „Ecole" auf das zur Führung des Weltkriegs berufene Geschlecht in Frankreich ausging, für uns völlig entfallen. Ein gut Teil der Schuld daran, daß die Bismarcksche Synthese Preußens und Deutschlands nicht Fleisch und Blut wurde und uns und Europa nicht das leistete, was sie in ihren Anfängen versprach, ist hier zu suchen.

Boutmy hat sich seinem Werke bis zum Jahre 1910, bis an die Schwelle des Todes gewidmet. Gleich anfangs stellten sich ihm Männer von schon reifem Ruhme wie Janet für die Philosophie vom Staate und Levasseur als Meister der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zur Seite. Jüngere begründeten in der Mitarbeit mit ihnen den Ruf, den sie heute genießen, Historiker wie Albert Sorel und Vandal, Nationalökonomen wie die beiden Leroy-Beaulieu, ein Journalist wie Tardieu. Boutmy selbst war Völkerpsychologe. Deschanel, Krantz, Denys, Cochin, Cochery und wieviele andere, die den französischen Kammern und den französischen Blättern im Zeitalter der Staatsform der Unzulänglichkeit, der westlerischen Demokratie, wenigstens einen Anflug von Geist und Sachkenntnis bewahrten, haben als Schüler auf den Bänken der „Ecole" gesessen. Auch die französische Diplomatie hat ihre Reihen gern aus den von der „Ecole" Diplomierten aufgefüllt. In den Jahren vor dem Kriege bewegte sich die Hörerzahl stets um die 600 herum. Das will für die einheitliche Lenkung der Geister im politischen Leben eines Gegenwartsvolkes gewiß etwas heißen.

Nicht anders als mit schmerzlicher Bewegung mögen wir Deutsche bei einer Rückschau auf die letzten fünfzig Jahre beobachten, wie die Franzosen nach Sedan und nach den Schrecken der Kommune die Lichtstrahlen, die uns in den Tagen unserer Niederlage 1809 aufgeleuchtet waren, wiederspiegelten und ableiteten. Sie konnten es doch wohl nur, weil unsere Geisteswissenschaften die unlösliche Beziehung zum Staate, die jede große Nation heute von ihrer Wissenschaft fordern muß, und die feste Verankerung im Mutterboden des heimischen Volkstums in der Zeit von 1809 bis 1870 nicht gefunden hatten. Die Franzosen verschafften ihren Geisteswissenschaften das eine wie das andere. Den Lohn haben sie in den Jahren 1914 bis 1918 in der Zuversicht geerntet, mit der ihr ganzes Volk im Widerstande gegen uns beharrte.

Uns ist nunmehr die Aufgabe gestellt, nicht nur auf die Richtlinien von 1809 zurückzugehen, sondern sie auch an Hand der französischen Leistung des letzten halben Jahrhunderts zu berichtigen und wiederum über diese hinaus vorzudringen. So groß die französische Leistung war, auch sie hat ihren Mangel. Sie vermochte den französischen Geist schließlich doch nicht gegen seine Verschreibung an die Revancheidee zu feien, und so besteht die Gefahr, daß alle die von ihr entbundene idealistische Kraft der Kriegsjahre zugunsten Englands und der Vereinigten Staaten vertan und vergeudet ist. Wenn wir jetzt wieder die Hand ans Werk legen, so heißt es die idealistische Kraft, die wir in der Seele unseres Volkes zu entfesseln hoffen, in wahrhafte Bewegung vorwärts umzusetzen!

Wirtschaftlicher Grenzschutz West

Von Dr. A. Ringleb, Zweckverband Ost

er Grenzschutz Ost ist abgebaut. Als ich in Nr. 7/8 1919, Seite 97 dieser Zeitschrift den deutschen Westen zur geistigen Unterstützung des Grenzschutzes Ost aufrief, habe ich bereits auf wirtschaftliche Zusammenhänge, Interessen und Abhängigkeiten verwiesen, die damals ein geschlossenes Handeln Deutschlands für die neue militärische Ostsicherung geboten. Nicht alles wurde erreicht, was man damals noch hoffen durfte. Der Grenzschutz Ost ist abgebaut. Immerhin hat dieser letzte Machtfaktor Preußens seine Schuldigkeit getan.

Heute hat sich das Bild gewendet. An die Stelle der bewaffneten Ostgefahr ist die schleichende Wirtschaftsgefahr im Westen getreten. Wir haben gegen den Westen keine Grenzen, und durch das ungeheure Loch in unserer Westgrenze ergießen sich die Warenmassen Frankreichs, Englands, Amerikas und ihrer Mitläufer. Parfüms, Zigaretten und andere lächerliche Überflüssigkeiten (Zigaretten für über fünf Milliarden Mark) sind durch die westlichen Besatzungszonen in ungeheuren Mengen und für gewaltige Beträge nach Deutschland eingeführt. Die Zigaretten haben ihre kolonienbeglückende Aufgabe erfüllt. Gerade das niedere Volk raucht die Opiate mit Vorliebe: die Folgen bleiben nicht aus.

Aber während massenhaft unerbetene Luxusgegenstände einströmen, die selbst eine gesunde Volkswirtschaft nicht ertragen könnte, strömt in täglich wachsendem Zuge das Mark des deutschen Waren- und Materialvermögens ins Ausland, das die Mark als ihren geldscheinlichen oder besser scheingeldlichen Gegenwert achselzuckend ablehnt. „Dumping", sagt händereibend das aufkaufende Ausland — „Dumping" bestätigt der derzeitige, erste amtliche Finanz-„Fach"mann dieses furchtbare Bild eines weltgeschichtlich unerhörten Konkursausverkaufs. Und doch wird gerade Erzberger es sein, dessen schnelles Wort und schlagfertige Einstellung zu den Sorgenfragen im Reichsministerium Initiative und Beschluß verkörperte, der die Auslieferung unseres Hafenmaterials sowie alle anderen Auslieferungen — es stehen ja auch noch solche von ersten Wirtschaftsfachleuten zu erwarten — nicht wird verhindern können. Daß dann die Elb- und Weserhäfen versanden und England mit seinem Plane, aus Köln einen mitteleuropäischen, der Seeschiffahrt zugänglichen Umschlagshafen ersten Ranges zu machen, voran kommt, scheint vorläufig bei der Einstellung auf den politischen und finanzpolitischen Tageskampf bei aller Gedankenteile nicht bedacht. Wir glauben weder an die Aufrichtigkeit noch an den Ernst von Vorschlägen bisheriger Feindbünde, die dahin gehen, die „internationale Valutamisère" international (durch Gemeinschaftsanleihen, Moratorien oder ähnliches) zu heilen. Denn angesichts der Ausbeutungsmöglichkeiten an Rohstoffen und Absatz, die das fast unter absoluter Parallelität der Verhältnisse zum Ruin gekommene Rußland heute den Ententeländern bietet, wird der westliche Kapitalismus sich die Ausbeutung eines Landes, das nach Zerstörung wirtschaftlicher Selbständigkeit zum bezahlten Unternehmer und Arbeiter herabsinkt, nicht ohne Not nehmen lassen. Und eine solche Not vermögen wir bei den Westländern nicht zu erkennen, es sei denn, daß man Not mit der Sorge vor einem von Deutschland aus die Welt erfassenden Bolschewismus gleichstellt.

Die heutige finanzwirtschaftliche Führung des Reiches ist statt auf umfassende und weitsichtige, vielmehr auf Tagesmaßnahmen eingestellt und — vielleicht und nicht ohne eigenes Verschulden — angewiesen.

Ein Minister, der deutsche Finanzminister Mathias Erzberger, geht und fragt den Bankier Jakob Landau aus Kiew um seinen Rat, der ihm beim Reichsnotopfer schon von ähnlicher Seite — dem Redakteur Goldberg von der in Berlin erscheinenden „Golos Rossii" — zuteil wurde. Der wohl zeitgemäße aber ruinöse Rat hieß: Ausschreibung einer Sparprämienanleihe, Ausnutzung der mit allen propagandistischen Mitteln aufzustachelnden Gewinnsucht. In des Reiches Not riefen die Verantwortlichen zur Kriegsanleihe mit der Mahnung: Wer zeichnet, hilft dem Vaterlande. In des Vaterlands Verelendung sagt der „Reklamechef" des Reichsfinanzministers: Wer Sparprämienanleihe zeichnet — gewinnt!

Eine 5-Milliardenanleihe, die heute dem Reiche 3,8 Milliarden Mark bringt, ist eine Tagesmaßnahme und nicht geeignet, angesichts der im Oktober 1919 auf über 50 Millionen Mark Noten Tagesproduktion angestiegenen phantastischen Papiergeldschuld den Großbedarf nur im Geringsten zu beeinflussen. Wir fechten weiter. Der Kampf geht wieder um eine Selbsterhaltung. Todbedroht ist die deutsche Wirtschaft, nicht für, sondern gegen sie haben vereinigte Parteieigensucht und sachliche Unzulänglichkeit das Reichsnotopfer beschlossen. Man schneidet der Milchkuh — und das waren die produzierenden Kräfte der deutschen Wirtschaft für die Steuerbedürfnisse des Deutschen Reiches und seiner Einzelstaaten — das Euter vom Leibe und man wird sich dann später wundern, wenn statt der Milch Blut fließt.

Wenn Deutschland diesen letzten großen Kampf bestehen will, so ist mit Tagesmaßnahmen und mit finanztechnischen Operationen, die an Stelle der Keimzellen für eine Wiederaufbaumöglichkeit den Todeskeim in sich tragen, solange nichts getan, als unser Steuergebiet gegen das Ausland nicht abgeschlossen ist, das heißt also, solange ein wirtschaftlicher Grenzschutz fehlt. Das Schiebertum im Westen und in des Reiches Städten, welche feindliche „Kontrollkommissionen" beherbergen, das Galiziertum vom Osten und im Osten schaffen fast ungestört Milliardenwerte ins Ausland; sie nutzen jede Valutakonjunktur mit ernstester Sachlichkeit und stellen dem ahnungslosen und amtlicher Führung ermangelnden ehrenhaften Unternehmertum die Zwischenmänner, die jeden Verkauf zu Preisen, welche der Weltmarktslage angeglichen sind und in stabiler, das heißt in westlicher Auslandswährung abgeschlossen werden sollen, im Ergebnis unmöglich machen.

Hier kann allein eine planmäßige Grenzwirtschaft, als welche wir den wirtschaftlichen Grenzschutz verstanden wissen möchten, helfen. Sie, im Verein mit einer freizugebenden Binnenwirtschaft, die im Innern Kalkulations- und Handelsspielraum läßt, erscheint uns als die Rettung aus der Valutanot, der gegenüber Steuerprojekte noch so einschneidender und damit heute doppelt schnell zur Katastrophe führender Art ganz zurücktreten.

Die Schranken, die eine Planwirtschaft an den Grenzen aufrichtet, sind gleichzeitig Schranken gegen die inländische, in der Systemlosigkeit systematische Preisunterbietung. Heute kaufen Frankreich und Holland bei den Wuppertaler Textilmaschinenfabriken deren aus der Zeit der Munitionsherstellung stammende Lagerbestände und zwar — trotz des Bestehens zur Kontrolle oder zur Gemeinschaftsberatung eingesetzter Berufsvereinigungen — zu Schleuderpreisen, die bis zu 40 Prozent Preisunterschiede der einzelnen Angebote erkennen lassen. Nach Dänemark, Schweden gehen gewaltige Mengen Glühlampen und bringen den unbesonnenen Verkäufern, die die Lage des Weltmarktes unbeachtet lassen, Gewinne, die ganz ausschließlich Scheingewinne sind, da bei aller anerkennenswerten Exportpreishöhe die Valutafrage nicht oder nicht solidarisch berücksichtigt wird.

Nicht solidarisch! Wir haben keine Manchesterwirtschaft mehr. Die Konkurrenzwirtschaft wird durch die Bedarfswirtschaft verdrängt; der Unternehmer ist gezwungener Sachwalter einer Allgemeinheit, die im Steuerwege ihre Rückforderungen stellt.

Einer der besten Kenner solidarisierter Wirtschaft in der deutschen Industrie, der Leiter einer großen Interessenvereinigung der Eisen- und Stahlindustrie, Dr. J. Reichert, hat in seinem Buche „Rettung aus Valutanot" (Zeitfragenverlag, Berlin-Zehlendorf-West) den Weg gewiesen, den eine große und umfassende Regelung unseres Wirtschaftsniederbruchs beschreiten sollte. Die sachgebotene Einstellung auf die Wirtschaftslage ist heute Warenausfuhr gegen stabile Auslandswährung bei planmäßiger, zwanggebundener Grenz- und freizugebender Binnenwirtschaft! Daß hierbei die Exportpreise sachlich der Außenlage angepaßt werden können, sollte einleuchten.

Das ist der wirtschaftliche Grenzschutz, der der deutschen Wirtschaft bitter nottut.

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Das deutſcheſte Ziel

Von Dr. Manfred Eimer (Freudenſtadt)

Das Jahr 1919 wird trotz aller Not und allen Tiefſtandes inſofern mindeſtens ein Jahr der Ermunterung bleiben, als der Einheitsgedanke darin ſiegreich geworden iſt, während die Gefahr eines allgemeinen Zerfalles des Reichs nahe gerückt war. Am 15. Dezember 1919 hat die Mehrheit der Preußiſchen Landesverſammlung, anſtatt dem preußiſchen Staat eine neue, freiheitliche Verfaſſung zu geben, die Folgerungen aus der allgemeinen Lage und ihren Strömungen gezogen, und zur Begründung deſſen aufgerufen, was man — ſehr bezeichnenderweiſe im Gegenſatz zu der Schöpfung von 1871 — den Einheitsſtaat zu nennen gewöhnt worden iſt. Damit ſind die anderen Länder des Reichs in die Lage gekommen, zu dieſer Entwicklung Stellung zu nehmen.

Es wird ewig denkwürdig bleiben, daß aus der wilden Flut der Revolution gerade dieſer Gedanke mit Macht hervorgetaucht iſt, in Zeiten, wo es ſchien, als ſei die deutſche Einheit aufs neue ſchwer bedroht. Freilich, noch iſt das letzte Wort nicht geſprochen. Aber ſo viel iſt ſicher, daß der politiſche Partikularismus ausgeſpielt hat.

Beim deutſchen Partikularismus iſt der politiſche vom kulturellen zu unterſcheiden. Allerdings gehen beide oft brüderlich Hand in Hand. Aber es ſcheint doch, als ob dem einen nun die Stunde geſchlagen hätte. Und dieſer, der politiſche Partikularismus, iſt der bekämpfenswerte. Er iſt es, der ſo vieles Unheil in der deutſchen Geſchichte angerichtet hat, und der ſich in derſelben nicht nur über Gebühr erhalten, ſondern gerade im Reiche von 1871 geſtärkt hat.

Als Bismarck an den Amboß trat, um das Reich zu ſchmieden, war an ein innerlich geſchloſſenes deutſches Reich nicht zu denken. Sein Briefwechſel mit Ludwig dem Zweiten von Bayern zeigt, daß Bismarcks Werk nur auf föderativer Grundlage möglich war. Jedes Tippen an dieſer Grundlage hätte ſein Werk ſofort gefährdet. Aber nicht nur deshalb bekennt ſich Bismarck gerade dem Bayernkönig gegenüber ſelbſt als unentwegten Hüter der bundesſtaatlicher Verfaſſung. Das war nicht etwa nur Diplomatie; ſondern es war auch ſeine

Überzeugung, insofern er der Ansicht war, daß das deutsche Volk nur unter seinen Fürsten existieren könne. Daß er dabei nicht glaubte, dieser und jener Teil Deutschlands müsse notwendigerweise einen eigenen Fürsten haben, das hat er 1866 selbst bewiesen, obschon er durchblicken läßt, daß nicht er persönlich, sondern sein König das treibende Element bei den Annexionen von 1866 gewesen sei! Aber zweifellos hätte Bismarck noch manchem größeren deutschen Fürstentum ein Ende bereitet, wenn er Gelegenheit dazu gehabt hätte. Den Unsinn des Fortbestehens der deutschen Zwergstaaten dagegen konnte er mit Gleichmut behandeln, da sie ihm als stimmführende Trabanten Preußens nicht unwillkommen und im übrigen politisch nicht hinderlich waren.

Bismarck war als Gegner der Demokratie bestrebt, das dynastische Bewußtsein in Deutschland zu kräftigen und zu erhalten, und er glaubte nicht an den Zusammenhalt Preußens und Bayerns als Staatswesen, wenn die Dynastien fehlten. Daß er darin recht behalten hat — auch, was das in sich unstimmig gewordene Alt- und Neubayern anbetrifft — macht seinem Scharfblick aufs neue alle Ehre. Aber er hat auf der anderen Seite die Werbekraft demokratischer Ideen unterschätzt. Er hat dem zu seiner Zeit Überlieferten und daher Bestehenden gegenüber dem neu Werdenden zu viel Bedeutung beigelegt, oder dem neu Werdenden zu wenig Werbekraft zugemessen. Und so ist dieses mächtiger geworden als seine Theorie, die sich auf dem Gewohnten aufbaute.

Dies ist um so merkwürdiger, als es Bismarck doch vor allem darauf ankam, das Reich möglichst dauerhaft zu begründen, und als er durchaus nicht verkannte, daß, wie er sagt, die Dynastien überall den Punkt bildeten, „um den der deutsche Trieb nach Sonderung in engeren Verbänden seine Kristalle ansetzte".

Kristalle wachsen aber bekanntlich, und so war es doch immerhin fraglich, ob, gerade bei einem System, welches so sehr von vielen Einzelpersönlichkeiten abhing, nicht Auswüchse entstehen möchten. Es war dies namentlich fraglich in einem Bundesreich, wo die gewaltige Person des Schöpfers ebenso vergänglich war, wie die seines „vornehmen und korrekten" Herrn, und wo das Trennende auch insofern nicht überbrückt wurde, als gerade Bismarck selbst sich gegen eine Einrichtung wehrte, welche zusammenklammernde Wirkung hätte haben können, nämlich gegen die Einsetzung von Reichsministern neben dem Reichskanzler.

Trotz alledem war das Werk Bismarcks so groß, weil das Voraufgegangene so klein und nichtig und elend gewesen war; weil die Deutschen nun doch ein fest umrissenes, nach außen mächtig dastehendes einiges Reich errungen hatten. Aber es hat sich gezeigt, daß das nur ein Anfang gewesen ist.

Das Reich von 1871 hat seinen Zweck auch im Innern keineswegs verfehlt. Es hat in weiten Schichten des Volkes das Zusammengehörigkeitsgefühl geweckt und erhalten. Ohne diese Anfangsgrundlage wäre ein Fortschritt wie der des Jahres 1919 nicht denkbar gewesen. Die segensreichen Folgen der Reichsgründung von 1871 haben auch in Staaten, die sich so stark auf sich selbst zurückzogen wie nur möglich, dem Partikularbestreben die Wage zu halten vermocht. Die Einsicht, daß im Rahmen des Reichs Vorteile lagen, vor allem Schutz gegenüber eroberungslüsternen Großmächten, fehlte keineswegs. Auch der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands nach außen wie im Innern war so unbestreitbar mit dem Reiche und seiner Macht verbunden, daß eine Absonderung als Selbstmord erscheinen mußte.

Durch diese Erkenntnis aber war die Reichsanhänglichkeit vielfach ausschließlich bedingt. Manche Einzelstaaten suchten im übrigen möglichst wenig von dem 1871 geschaffenen zu verspüren. Und je mehr es sich zeigte, daß das große Preußen durch seine Führerrolle auch eine Machtrolle spielte, desto stärker wurde die eigene Staatsgewalt in den einzelnen Ländern betont. Daraus ergab sich eine immer renitentere Stimmung in denselben. Immer schroffer betonte man in Süddeutschland und Sachsen die eigene Selbständigkeit. Daß dies auf die Bevölkerungen wirkte, und wie es wirkte, ist leicht zu ermessen.

Ein kurzer, siegreicher Krieg hätte dies wieder rückwärts drängen können. Aufzuheben wäre es im dynastischen Deutschland nie gewesen. Man hat schon immer gesagt: ehe wir Deutsche wirklich einig werden, muß es uns entsetzlich schlecht ergehen. Das ist wahr geworden.

Wir sind nun über die neueste Entwicklung noch nicht hinüber. Aber wir stehen mitten darin. Und es ist zu hoffen, daß Bismarck sich in einem Punkte geirrt hat, nämlich darin, daß das deutsche Volk nur durch seine Dynastien (und deren Interessen) zusammengehalten werde.

Freilich fehlt es bei der Bewegung, welche neu eingesetzt hat, an jeder schwungvollen Parole, die eine Freudigkeit auszulösen imstande wäre; von idealer Begeisterung für die Erreichung des großen Zieles unseres Volkes ganz zu schweigen! Die bittere Not ist es, die der Muse der Geschichte heute den Griffel in die Hand drückt, um langsam gequält das Wort: Einheit! in ihr Buch zu schreiben. Und das hat — abgesehen von denen, welche den Untergang der Dynastien betrauern — zwei Gründe.

Erstens ist mit der Einheitsbewegung der Hingang des ruhmvollen preußischen Staates verbunden, unter allen Anzeichen des politischen Zerfalles; zweitens hängen die einzelnen Länder so sehr an ihrem Bestand, daß die Einheit ihnen als ein Räuber vor Augen steht, dem man Widerstand leisten muß, mit dem man ringt.

Dieser Tatbestand ermangelt alles Erhebenden, und namentlich der Widerstand der einzelnen Länder oder ihre Resignation ist das deutlichste Zeichen dafür, wie ungesund eigentlich das ganze bisherige Reichshaus in Wahrheit gewesen ist, welche Risse darin klafften, und wie gewaltig das Ziel ist, welches, durch die neue Verfassung gewiesen, der Vollendung entgegenstrebt.

Das Bewußtsein für die Größe dieses nahe gerückten Zieles fehlt weiten Kreisen deutscher Reichsbürger vollkommen. Das Bewußtsein, daß wirkliche Einigkeit ein sittlicher Zweck eines großen Volkes ist, schlummert gänzlich. Ganz andere Gedanken und Wünsche triumphieren, und heftige Gegnerschaft gegen den „Reichsgedanken" herrscht vielfach vor. Daß das Reich von 1871 hier seine Probe nicht bestanden hat, wird klar. Um so deutlicher ist es, wo die Fehlerquellen lagen, und um so ernsthafter ist, nach deren Beseitigung, das große Ziel zu erstreben.

In jedem großen Volk und Reich gibt es Unterschiede, Abneigungen, Anfeindungen, Eifersüchteleien usw. Aber diese haben keinen politischen Charakter. Man kann sie landschaftlich nennen. Dies bedeutet zumeist zugleich mundartlich. Das Mundartliche ist es, was schon von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt Quängeleien, Spötterei, Nebenbuhlerschaften aller Art auszulösen pflegt; wie viel

begreiflicher ist es zwischen größeren Landschaftsgebieten! Das Mundartliche ist Kulturbesitz, und ihm entspricht vielfach die Lebensgewohnheit, an der man festhält; beides zusammen bedingt vor allem das, was man „Eigenart" nennt; hinzu kommt dann noch manche Charaktereigentümlichkeit, die sich vererbt und die durch Mundart und Lebensgewohnheiten stark bedingt ist. Diese Eigentümlichkeiten erstrecken sich über das, was wir in Deutschland Stämme nennen, und trotz seiner Vorliebe für das dynastische Gefüge hat Bismarck nicht verkannt, daß die Landesgrenzen sich in keiner Weise mit den Stammesgrenzen im Reiche decken. Aber in den Einzelstaaten hat man es schon vielfach vergessen gehabt.

Gerade das Stammesmäßige, welches seine Berechtigung hat, wurde — in Niedersachsen wie in Bayern und Baden — durch die dynastischen Grenzen niedergehalten oder in unnatürliche Teile zerlegt. Und hier ist ein Moment idealistischen Strebens durch die Revolution neu ausgelöst worden: die alte Stammeskraft regt sich, reckt sich über die Grenzen hinüber und bedroht sie.

Aus diesem Verwandtschaftsgefühl, welches offenbar viel empfindlicher zurückgehalten worden ist, als uns deutschen Sonderstaatlern — angezogen von den Kristallpunkten — zum Bewußtsein kam, ist der Impuls des Jahres 1919 zu erklären. Auf ihn zielt die Einheitsbewegung hin. Aber nicht in dem Sinne, daß neue politische Grenzen, neue Staatsbürgerrechte und Stammesministerien errichtet werden sollen, sondern so, daß das Stammesmäßige zur Geltung kommen soll unter Drangabe des Staatsgefüges der Länder, die den Stämmen nicht entsprechen.

Das kulturell Eigentümliche soll also nicht nur bewahrt, sondern neu belebt werden, unter einheitlicher Reichsgewalt, wie sie durch die neue Verfassung bereits siegreich vorgezeichnet worden ist. —

Dies neue Reich ist nun durch den Antrag der Mehrheitsparteien in der Preußischen Landesversammlung gefordert worden.

Leider muß man sagen, daß diese Aktion vom 15. Dezember so wenig staatsmännisch wie möglich unternommen wurde. Erstens die Form: eine nüchterne Resolution. Zweitens unter Widerspruch des preußischen Ministerpräsidenten und ohne vorherige Vereinbarung mit ihm, was für das parlamentarische System recht blamabel und nicht eben viel versprechend gewesen ist. Drittens ohne jede Fühlungnahme mit den anderen, die „auch dabei" sind.

Letzteres ist nahezu unbegreiflich. Der Nichtpreuße, der sich hier über einen Vergewaltigungsversuch beschwert, über preußische Rücksichtslosigkeit und dergleichen, ist zweifellos im Recht. Es fehlte bei dem wichtigen Schritt offenbar wieder die nötige Umsicht, die wünschenswerte diplomatische Kenntnis der Faktoren, mit denen zu rechnen ist, — ein Mangel unserer Staatskunst, der sich niemals verleugnen zu wollen scheint.

Schon erhoben sich denn auch in Bayern, wo längst gar betrübliche Anzeichen bedenklicher Extratouren zu bemerken waren, die Wogen zu bedrohlicher Höhe, als glücklicherweise eine für den 18. Dezember anberaumte Landtagssitzung in Stuttgart die Erörterung des Einheitsproblems ermöglichte. Württemberg kann stolz sein darauf, daß sein Landtag kein non liquet ausgesprochen hat. Ging es auch nicht ohne Nadelstiche und Verwahrungen ab, stemmte man sich auch fest auf die Bedingung deutlicher Dezentralisation, — Württemberg sagte „Leider!" aber nicht: „Nein!"

Ein weiteres Glück war es, daß die bayerische Regierung den Weg fand, welchen die preußischen Antragsteller hätten gehen müssen: daß sie nämlich eine Beratung der Einzelregierungen verlangte, noch ehe die Pressestimmen einen solchen Vorschlag schwierig, wenn nicht unmöglich machten. Denn die Tage vor Weihnachten brachten in der bayerischen Presse des Zentrums, der Bauernbündler und der Demokratie derartige Erzeugnisse der Reichsverdrossenheit zutage, daß — jedenfalls in Altbayern — die Angelegenheit wenig günstig zu beurteilen ist.

Besonders betrübend ist die Tatsache, daß in Baden offiziös gegen den Einheitsstaat als „Verpreußung" Stellung genommen und das Volk mobil gemacht wurde: eine wirksame Taktik, die auch beim Auftauchen der Reichssteuergemeinschaft dort angewandt wurde und in diesem südwestlichen Grenzlande ganz besonders wenig erzieherisch genannt werden muß. Man wird nicht fehl gehen in der Annahme, daß recht kleinliche Beweggründe für eine solche Irreführung eines früher besonders national gesinnten Volkes vorliegen, Beweggründe, die für die früheren Dynasten in ihrem Partikularismus leitend waren, es aber für viele Einzelstaatsminister auch heute noch sind.

Der preußische Antrag bekannte sich zur Auflösung des Staates Preußen. Was versteht man danach in Baden an leitender Stelle unter „Verpreußung" durch den Einheitsstaat? Konrad Haußmann findet sie — in den bisherigen Verhältnissen — auf „politischem, staatsrechtlichem (?), verkehrspolitischem und darum auch wirtschaftspolitischem" Gebiet. Aber der schwäbische Demokratenführer bekennt: „Die Süddeutschen müssen die Schwierigkeiten Norddeutschlands verständnisvoll ins Auge fassen, schon deshalb, weil sie verlangen müssen, daß auch die Schwierigkeiten Süddeutschlands verständnisvoll von Norddeutschland in Rechnung gestellt werden." Dies ist eine neue Tonart aus dem Süden; hätte man die Bevölkerung doch schon lange nach ihr pfeifen gelehrt! Aber das Gegenteil war der Fall. Und auf diesem gegenteiligen Standpunkt steht offenbar die badische Regierung noch heute.

Es ist eine merkwürdige Verirrung, die in nichtpreußischen Gemütern immer mehr Platz gegriffen hat, sich das Reich als etwas vorzustellen, was außerhalb seiner Teile existiere und sie vernachlässige und vergewaltige. So betonte der (aus Preußen stammende) sächsische Minister Gradnauer: „Das Reich kann nur gedeihen, wenn seinen Teilen die Lebensmöglichkeit und Lebensfähigkeit gelassen ist."

Dies ist so selbstverständlich, daß man an sich gar nicht versteht, warum diese Feststellung eine besondere Bedeutung haben sollte. Aber ihr Sinn ist der gleiche, wie in häufigen ähnlichen Kundgebungen in den süddeutschen Ländern: nämlich der, daß jedes dieser Länder fürchtet, durch den Einheitsstaat vernachlässigt, beiseite gelassen, höchstens ausgenutzt, aber nicht gefördert zu werden. Wo bliebe das Reich, wenn dies seine Praxis wäre?

Es fehlt bei dieser Betrachtungsweise nicht nur der Gedankengang, daß das einheitliche Reich doch eben aus allen deutschen Landen bestehen soll, daß jede deutsche Gegend von Wert für das Reich ist und daher nicht vernachlässigt werden wird; sondern es fehlt auch die richtige Vorstellung davon, daß jede deutsche Reichsprovinz (oder wie das heißen mag) mitbeteiligt ist an der „Firma Reich", ein Aktionär, dem die Anteile zugutekommen, wobei der bisherige Hauptaktionär,

Preußen, liquidiert hat und gar nicht mehr imstande ist, die anderen zu „vergewaltigen“ und „auszunutzen“. Dieser letzte Gesichtspunkt wurde besonders in Bayern dem gutgläubigen Volke vorgespiegelt!

Über diese Dinge werden wir hinwegkommen. Der Einheitsstaat soll allen gerecht werden, wie das in Italien, Frankreich, Spanien der Fall ist. Wie wäre das auch anders denkbar?

Denkbar ist das Gegenteil nur in solchen Köpfen, die eben im Nachbarn, und besonders in Preußen, etwas Feindliches sehen. Gerade dies aber soll die sittliche Wirkung des Einheitsstaates sein: ein engeres Sichzusammenschließen, ein besseres Sichverstehen, ein gründlicheres Sichkennenlernen. Daran fehlt es viel mehr in Deutschland, als man denken sollte. Es muß nicht nur mit den zu unglaublichen Hinderungen führenden und scharf trennenden einzelnen Staatsbürgerrechten gebrochen werden, es müssen nicht nur die einzelnen bunten Staatsgrenzpfähle an der Reichsgrenze fallen, sondern sie müssen auch im Innern fallen, und es muß die Freizügigkeit der Beamten im Reiche gewährleistet werden. Es muß ein einiger Geist ganz Deutschland durchziehen; obschon das Stammliche nicht verschwinden soll, so soll doch die große Kluft zwischen Nord und Süd ausgeglichen werden. Das wird geschehen, wenn man auch wieder von mitteldeutschen Elementen hört, die aus unserer Betrachtungsweise fast völlig ausgeschaltet worden sind: teils durch das Vorrücken Preußens von Norden her und Bayerns und Badens von Süden her gegen den Main und Neckar, teils durch die Unbedeutendheit Darmhessens und der Thüringischen Herrlichkeiten.

Um aber zu dieser, unser nationales Gefüge sittlich festigenden Einheit des Bewußtseins zu kommen, muß es ein Gebot im neuen Reiche werden, daß die Erziehung entsprechend gestaltet werde.

Ich habe stets den Standpunkt vertreten, daß der deutsche Partikularismus — allen Behauptungen zum Trotz — nichts „echt deutsches“, kein deutscher „Instinkt“ sei, sondern Erziehungssache; dynastische, obrigkeitliche, familiäre Erziehung.

Gerade im Süden ist das deutlich. Im Gegensatz zu Preußen, dem Popanz, den so viele gar nicht kennen, blieb die Stimmung von 1866 die herrschende bis auf den heutigen Tag. Vom Großvater ererbt, ging sie auf den Enkel über, ging sie weg über das 1871 so glorreich Geschaffene. So ist es auch in Hannover geblieben; so ist es, aus unpolitischen Gründen vielfach im Rheinland zu beklagen. So ist die neuerdings erwachte Hinneigung Bayerns zu Österreich (wenigstens teilweise) zu erklären.

Darüber müssen wir wegkommen. In den bestehenden Landesgrenzen aber ist das ausgeschlossen. Preußens Übergewicht ist ein schwerer Schaden im bundesstaatlichen Reich gewesen. Nun es ins Einheitsreich aufgehen will, ist die Zeit gekommen zu unserer nationalen Einigung.

Sie hat für viele — aber nicht nur für den Süddeutschen! — etwas Tragisches. Was sie aber für unsere nationale Erstarkung bedeutet, liegt — abgesehen von wirtschaftlichem Ausgleich und hoffentlich neuem Aufschwung — auf dem idealen Gebiet; auf dem Gebiet bewußter, nationaler Erziehung, unter Wahrung des kulturell Wertvollen und Selbstverständlichen in den einzelnen Gebieten.

Ich denke hier an jenen kleinen Kalabresen in de Amicis Roman „Herz", welcher in Piemont in eine Schule hineinschneit, und an den Empfang, den ihm die Piemontesischen Schüler nach den patriotischen Worten des Lehrers bereiten. Er gemahnt sie daran, daß Italien fünfzig Jahre für die Einheit gekämpft und daß 30 000 Italiener dafür das Leben gelassen haben.

Das Theatralische dieser Rhapsodie beiseite, — wie unendlich weit ist der Deutsche doch noch von solcher Auffassung entfernt!

Sie konnte im Reich von 1871 mit seinen Sonderungskristallpunkten kaum entstehen. Sie wurde jedenfalls nach Kräften hintangehalten. Der Einheitsstaat muß sie uns bringen. In ihm muß es verpönt sein, den, der eine andere Mundart spricht, zu verspotten oder abzulehnen. Er wird der Erzieher zur Deutschheit sein. Und damit zur Wiedergeburt!

Da das deutsche Volk es in der Hand hat, den höchsten sittlichen nationalen Stand, die innere geistige und politische Einheit, zu erreichen, nenne ich es trotz all seines Unglücks ein glückliches. Wer das positive Ziel, welches diese Einheit darstellt, als sittlich empfindet, wird die Schwere unserer Zeit leichter ertragen als der Gegner der Einheit. Dieses Ziel erhebt, denn es verheißt ideale Gesinnung, wirkliche Brüderlichkeit für die Zukunft.

Aber das erfordert viel Umkehr vom Gewohnten. Darum ist es nicht nur ein Ziel, sondern auch eine Forderung. Für jeden Einzelnen!

Parteien und Wahlen in Elsaß-Lothringen

Von Paul Reicher (Frankfurt a. M.)

Am 16. November haben in Elsaß-Lothringen wie im übrigen Frankreich die Kammerwahlen, die ersten Wahlen seit dem Verlust des Landes, stattgefunden. Die politische Umwälzung rief eine völlige Neubildung der Parteien hervor. Die mächtigste Partei des Landes, das Zentrum, nannte sich im Elsaß Republikanische Volkspartei, in Lothringen, wo sie eine Verschmelzung mit dem früheren Lothringer Block einging, Republikanische Union. Der wichtigste Programmpunkt ist die Aufrechterhaltung der deutschen Kirchen- und Schulgesetzgebung, der Widerstand gegen die Trennung von Kirche und Staat und gegen die Laienschule. Die zweite große Partei des Landes, die Sozialdemokratie, steht natürlich auf dem entgegengesetzten Standpunkt, wie sie überhaupt ihrem Parteidogma zufolge jede Sondertümelei Elsaß-Lothringens innerhalb des französischen Einheitsstaates verwirft. Die Hauptforderung der Sozialdemokratie ist die Nationalisierung der Eisenbahnen, der großen Industrieunternehmungen und der Bodenschätze. Den gleichen Standpunkt in der Kultur- und Wirtschaftsfrage nimmt die Radikale Partei ein, die aus der früheren Liberal-demokratischen Partei hervorgegangen ist und eine entschieden demokratische Politik verfolgt. Weniger trifft dies zu auf die neue Demokratisch-republikanische Partei, die den größeren Teil der Liberal-demokratischen Partei in

sich aufgenommen hat und im wesentlichen als die Interessenvertretung von Kapital, Industrie und Handel angesehen werden darf. Kleinere Gruppen sind die Unabhängig-republikanische Partei des Unterelsaß und die im ganzen auf dem Boden des radikalen Programms stehende Republikanische Liga in Lothringen.

Wichtiger als die Unterschiede in den Forderungen der einzelnen Parteien sind bei der derzeitigen Lage die allen Parteien ohne Ausnahme gemeinsamen Programmpunkte. Zum Teil basieren diese auf der tiefgehenden Unzufriedenheit, die sich infolge der Mißgriffe der französischen Verwaltung allmählich herausgebildet hat, zum Teil auf der relativ selbständigen Stellung, die Elsaß-Lothringen als Glied des Deutschen Reiches eingenommen hat. Man fordert also die stärkere Berücksichtigung der Elsässer und Lothringer bei der Besetzung der Beamtenstellen, namentlich der höheren, in die nach der Ausweisung oder Absetzung der deutschen Beamten vorwiegend der Landessprache und Landesgesetze unkundige Nationalfranzosen eingerückt sind, man verlangt die Gleichstellung im Gehalt, die durch Gewährung einer Ostmarkenzulage an die aus Frankreich kommenden Funktionäre bisher nicht erfolgt ist. Die verheerenden Wirkungen des überstürzten Vorgehens in der Sprachenfrage sollen durch vorläufige Beibehaltung der deutschen Sprache im Schul- und Gerichtswesen nach Möglichkeit getilgt, überhaupt soll das Tempo in der Einführung der französischen Gesetze verlangsamt werden. Alle Parteien verlangen deshalb eine Übergangszeit, während der das Land in aller Ruhe und Stetigkeit nach sorgfältiger Prüfung die französische Verwaltung und Gesetzgebung übernehmen kann. Das Zentrum hat es bei den Wahlabmachungen im Oberelsaß sogar durchgesetzt, daß die Kompromißparteien, Demokraten und Radikale, sich verpflichteten, dafür einzutreten, daß während der ganzen bevorstehenden vierjährigen Legislaturperiode an den bestehenden Zuständen nichts geändert werden solle. Einen lehrreichen Einblick in die Verhältnisse gewinnt man, wenn man den offiziellen im „Nouveau Rhin français", dem Blatt des Herrn Wetterlé, enthaltenen Wahlaufruf mit dem im „Elsässer Kurier" des Abbé Haegy und im „Democrate du Haut-Rhin" abgedruckten vergleicht. Dort wird eine gesunde Dezentralisation im Geist des von Herrn Clemenceau für ganz Frankreich verkündeten Regionalismus und vorläufige Beibehaltung der Kirchen- und Schuleinrichtungen gefordert, hier ist die Rede von einer selbständigen Landesverwaltung in Elsaß-Lothringen und (dauernden) Beibehaltung der Einrichtungen in Kirche und Schule. Der von Herrn Wetterlé veröffentlichte Text ist der authentische, man sieht daraus, daß die geheimen Strömungen in den Parteiprogrammen keinen unverfälschten Niederschlag finden. Schwierig ist die Stellung der Parteien des entschiedenen Unitarismus, der Radikalen und Sozialisten. Sie verfechten zwar die restlose Eingliederung des Landes in das französische Departementalsystem, aber eine bestimmte Übergangszeit fordern auch sie, und nicht weniger energisch als die übrigen Parteien, für die Übernahme der französischen Verwaltung und Gesetzgebung. Eine Gruppierung der Parteien hinsichtlich einer mehr oder weniger innigen Orientierung nach Frankreich hin läßt sich nicht vornehmen, in allen Parteien findet man extremste Anhänger der Französierung wie Männer des integralen elsaß-lothringischen Partikularismus.

Um so auffallender und ungerechtfertigter ist die Bezeichnung nationaler Block, die die bürgerlichen Parteien ihrem Bündnis gegen die Sozialdemokratie

gegeben haben. Republikanische Volkspartei, Zentrum, Demokratisch-republikanische Partei, Unabhängig-republikanische Partei und Radikale des Oberelsaß haben sich vor den Wahlen auf ein Kompromißprogramm geeinigt, dessen einziger Zweck der Mandatsgewinn und dessen hauptsächlicher Nutznießer das Zentrum sein sollte. Im Unterelsaß und in Lothringen blieben die Radikalen dem Abkommen fern, da sie dieses Vorgehen als undemokratisch ansahen. Wenn im Oberelsaß die Radikalen trotzdem die Kompromißpolitik mitmachten, so rührt dies daher, daß die Sozialdemokratie dort viel radikaler auftritt als im Unterelsaß. Die Sozialdemokratie hatte sich selbst isoliert, da ihr durch den Beschluß des Lyoner Kongresses der Gesamtpartei ein gemeinsames Vorgehen mit einer andern Partei verwehrt war. Der Wahlkampf, in dem sich die Parteien der „Ordnung" denen der „Unordnung" (womit in der Hauptsache die Sozialisten gemeint waren), die Bürgerlichen den „Bolschewisten" gegenüberstellten, wurde mit einer Gehässigkeit geführt, die den bekannten Wahlgepflogenheiten der wiedergewonnenen Patrie nichts nachgab. Die persönliche Verunglimpfung der Kandidaten schreckte vor keinem noch so verwerflichen Mittel zurück. In diesen Rahmen gehört auch die von dem Redakteur der Straßburger „Neuen Zeitung", Charles Frey, im Wahlkampf gegen Sozialisten und Radikale über Gebühr aufgebauschte Neutralistenaffäre, von der es nun, nach der erfolgreichen Wahlschlacht, recht still geworden ist. Dem Block standen zudem alle Mittel der Organisation und persönlichen Beeinflussung zu Gebote, vor allem in der nie versagenden Mithilfe der katholischen Geistlichkeit. In den kleineren Orten griffen sogar die Bürgermeister ein. Auf dem Lande war es den Sozialisten oft schwer, in vielen Fällen ganz unmöglich, auch nur einen Saal für eine Versammlung zu bekommen. Dies alles aber hätte nicht hingereicht, um dem Nationalblock zu einem Sieg zu verhelfen, wie er vollständiger nicht gedacht werden kann. Die Hauptschuld daran trägt das auch in Elsaß-Lothringen geltende französische Wahlsystem, das in seiner ungeheuerlichen Vereinigung von Mehrheits- und Verhältniswahl nur ein Zerrbild des Proportionalwahlsystems genannt werden kann und von dem letzten französischen Parlament kurz vor seiner Auflösung noch beschlossen und so zurechtgeschnitten wurde, daß unter Ausnutzung der durch das gute Kriegsende zur gangbaren Scheidemünze gewordenen nationalen Phrase, deren sich Clémenceau denn auch in seiner Straßburger Wahlrede ausgiebig bediente, ein den Parteien der Reaktion und des Nationalismus günstiges Wahlergebnis herauskommen mußte. Das Wahlgesetz bestimmt, daß in denjenigen Verhältniswahlbezirken, wo eine Liste die absolute Majorität der im ganzen abgegebenen Stimmen erreicht, dieser Liste nicht nur die ihrer Stimmenzahl entsprechenden Mandate, sondern auch alle übrigen zufallen, so daß die Minderheiten in diesem Fall völlig unvertreten bleiben. Darauf gründeten die Parteien des Blocks ihre Rechnung. Ihrem vereinten Ansturm gelang es, die Mehrheit der abgegebenen Stimmen zu erhalten und dadurch die Voraussetzung für das Inkrafttreten der genannten ungerechten Wahlgesetzklausel zu schaffen. Auf diese Weise errang der Block alle 24 Kammermandate. Von diesen werden die Demokraten und oberelsässischen Radikalen 7, das Zentrum 17 erhalten. Die Sozialisten gehen also völlig leer aus. Gewählt sind: im Oberelsaß Wetterlé, der klerikale Parteiführer Dr. Pfleger, der wegen Landesverrats im Kriege zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilte Reallehrer

Brogly und der Geschäftsführer Bilger vom Zentrum, von den Demokraten Baradé, Pfarrer Scheer und der jetzt ins Ministerium berufene radikale Industrielle Jourdain; im Unterelsaß der Universitätsprofessor Eugen Müller, Notar Jäger (Hochfelden), Dr. Oberkirch, Oberlehrer Dr. Walter und der Chefredakteur des Elsässer, Seltz (Zentrum); Pfarrer Altorffer, Comte de Leusse, Redakteur Frey und Bürgermeister Simonie von den Demokraten; in Lothringen Dr. François, Jean, Sérot, die früheren Abgeordneten Meyer (Walscheid), Schumann und Hackspill (Direktor der „Lothringer Volkszeitung"), der frühere Metzer Gouverneur General de Maud'huy und der Großindustrielle Guy de Wendel, also eine klerikale Liste mit feudal-kapitalistischem Einschlag. Eine Ironie des Schicksals ist es, daß Männer unterliegen sind wie Georges Weill, der ehemalige Reichstagsabgeordnete für Metz, der sein Mandat im Sinne der Wähler pflichtgemäß auszuüben glaubte, als er im Beginn des Krieges zu den Franzosen überging; der wegen seiner deutschfeindlichen Gesinnung während des Krieges in Schutzhaft genommene Mülhauser Sozialist Jean Martin; der elsässische Sozialist Grumbach, der „Homo" der „Humanite", der während des Krieges sich in Frankreich und der Schweiz aufhielt und für die Lostrennung Elsaß-Lothringens vom Deutschen Reich wirkte, der sozialistische Bürgermeister von Straßburg, Peirotes, der im April mit den Stimmen der Bürgerlichen zu diesem Amt berufen wurde und sich noch in jüngster Zeit in unterwürfigen Worten gegenüber der französischen Generalität nicht genug tun konnte. Die Niederlage gerade dieser Kandidaten beweist am schlagendsten, daß der Sieg des Blocks keinen Triumph über die etwa dem Anschluß an Frankreich widerstrebenden Kräfte bedeutet, daß das Wahlergebnis im ganzen nicht als nationales Bekenntnis zu Frankreich angesehen zu werden braucht, wenn dies auch für einzelne Wähler richtig sein mag.

Wie wenig der Erfolg des Blockes in den tatsächlichen Stärkeverhältnissen der Parteien begründet ist, ersieht man aus einer Prüfung der erreichten Stimmenzahlen. Es wurden im ganzen 320000 gültige Stimmen abgegeben. Davon entfielen 191000 auf den Block (Oberelsaß 60000, Unterelsaß 70000, Lothringen 61000); 19000 auf die dem Block nicht angehörenden bürgerlichen Parteien (Radikale des Unterelsaß 12500, Lothringische Liga 6500); 110000 auf die sozialistische Liste (Oberelsaß 36000, Unterelsaß 48000, Lothringen 26000). Der Nationalblock, dem sämtliche Mandate zufallen, verfügt demnach nur über 60 Prozent, also drei Fünftel der abgegebenen Stimmen. Für die Sozialisten haben 34, für die unabhängigen Radikalen 6 Prozent der Wähler gestimmt. Danach müßten also, wenn eine gerechte Zuteilung nach dem Proporz erfolgen würde, die Blockparteien 14, die Radikalen 2 und die Sozialisten 8 Sitze erhalten.

Sehr lehrreich ist ein Vergleich des Wahlergebnisses mit dem der Landtagswahlen von 1911 und der Reichstagswahlen von 1912. Trotz der infolge der Kriegswirkungen und der Abwanderung der Deutschen eingetretenen Bevölkerungsabnahme und trotzdem die Deutschen kein Wahlrecht besaßen, ist die Zahl der Wahlberechtigten ungefähr die gleiche geblieben, da die vielen ins Land gekommenen Franzosen an der Abstimmung teilnahmen und das Wahlalter herabgesetzt wurde. Die Zahl der gültigen Stimmen hält etwa die Mitte zwischen den bei den Wahlen von 1911 und 1912 abgegebenen. Schwierig ist die Ver-

gleichung nur insofern, als die für jede einzelne Blockpartei abgegebene Stimmenzahl sich nicht ermitteln läßt, während bei den früheren Wahlen die Parteien getrennt vorgingen. In der folgenden Vergleichung, die die Entwicklung der einzelnen Wahlgruppen veranschaulichen soll, sind für die Land- und Reichstagswahlen die rechtsstehenden Parteien (Zentrum, Lothringer, Nationalbund und vom Zentrum unterstützte Kandidaten) unter der Bezeichnung „Rechtsstehende Parteien" aufgeführt, für die Kammerwahlen ist die demokratisch-republikanische und die radikale Partei des Oberelsaß diesen zugezählt. Die Radikalen des Unterelsaß und die Lothringer Liga sind den früheren Liberal-Demokraten gleichgesetzt. Danach ergibt sich, daß die rechtsstehenden Parteien folgende Stimmenzahl erreicht haben: 1911 146000 (49 Prozent), 1912 155000 (46 Prozent), 1919 191000 (60 Prozent); die Liberalen (Radikalen) 1911 72000 (24 Prozent), 1912 75000 (22 Prozent), 1919 19000 (6 Prozent); die Sozialisten 1911 72000 (24 Prozent), 1912 111000 (32 Prozent), 1919 110000 (34 Prozent). Man sieht daraus, daß die Sozialisten eine Stimmenzunahme zu verzeichnen haben, die gegenüber dem Resultat der Reichstagswahlen 2 Prozent, gegenüber dem der Landtagswahlen sogar 12 Prozent beträgt und um so bemerkenswerter ist, als die zahlreichen im Lande verbliebenen deutschen Arbeiter kein Wahlrecht hatten Trotzdem gehen die Sozialisten bei der Mandatsverteilung völlig leer aus. Selbst das einfache Mehrheitswahlsystem hätte eine gerechtere Verteilung der Abgeordnetensitze ermöglicht als das ungeheuerliche französische Verhältniswahlsystem.

Was die Wahlergebnisse im einzelnen angeht, so ergibt sich die Zunahme der sozialistischen Stimmen in mehreren Bezirken als die wichtigste Erscheinung. Die stärkste Zunahme erfolgte in den Kreisen Erstein, Molsheim, Zabern, Hagenau und Saargemünd. Auch im Kreis Thann trat eine Steigerung ein. Die großen Städte Metz, Mülhausen, Straßburg zeigen eine geringe Abnahme. Immerhin erlangten die Sozialisten im Bezirk Straßburg-Stadt die absolute Majorität, in Straßburg-Land und Mülhausen-Stadt blieben sie nur wenig darunter. In den Kreisen Zabern und Saargemünd haben die Sozialisten mit den Radikalen zusammen die absolute Mehrheit. In den Kreisen Diedenhofen-Ost und Diedenhofen-West bestehen starke sozialistische Minderheiten, im Kreis Saargemünd übertrifft die Stimmenzahl der Sozialisten die des Blocks. Überraschend groß war die ansehnliche Stimmenziffer der Radikalen im Kreis Zabern, der lange Zeit im Reichstage durch den Reichsparteiler Hoeffel vertreten war.

Es ist klar, daß die Stimmung der im Parlament völlig unvertretenen Arbeiterschaft nicht gerade freundlich ist gegenüber dem durch die erfolgreichen Parteien vertretenen System. Man wird sich auf schwere Kämpfe gefaßt machen müssen, und zwar vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet, da die Betätigung auf dem politischen Kampffeld den Arbeitern durch den Wahlausgang versagt ist Die Blockparteien schienen von den erregten Arbeitermassen Ausschreitungen zu befürchten; anders kann es nicht gedeutet werden, wenn am Wahltage und am Tage nach der Wahl in Straßburg der Kleberplatz von schwarzen Truppen besetzt und das Gebäude der „Neuen Zeitung" am Dreizehnergraben militärisch bewacht wurde. Aber die Arbeiter zeigten Disziplin genug, um die Ruhe nicht zu verlieren. Die Einsicht, daß das Wahlergebnis ungerecht ist, ist bei den Parteien des Nationalblocks unzweifelhaft vorhanden. Dies beweisen auch die am 30. November

im ganzen Lande vorgenommenen Gemeinderatswahlen. In Straßburg haben sich die Parteien zu einem freiwilligen Proporz unter Zugrundelegung der bei den Kammerwahlen erzielten Stimmenziffern entschlossen. Danach erhielten die Sozialisten 17, die Radikalen 4, die Blockparteien 15 Vertreter. Die Sozialisten und Radikalen verfügen also über die absolute Mehrheit, und die Wiederwahl Peirotes' zum Bürgermeister ist gesichert. In Colmar wurde die vereinigte Liste der Radikalen und Sozialisten gewählt, in Mülhausen 18 Bürgerliche und 18 Sozialdemokraten. Das „nationale" Bekenntnis sieht also hier erheblich anders aus. Es ist auch sehr bezeichnend, daß der scheidende Präfekt von Lothringen, Mirman, die Parteien in Metz zu einem freiwilligen Proporz nach Straßburger Muster aufgefordert hat. Die Republikanische Union ging allerdings nicht darauf ein, und ihre Kandidaten wurden bis auf vier gewählt, aber man sieht daraus doch, daß die Regierung es für sehr gefährlich ansieht, wenn auch in der Kommunalpolitik die „antinationale" Sozialdemokratie von der Mitbestimmung völlig ausgeschaltet bleibt.

Am 8. Dezember gaben die neugewählten elsässischen und lothringischen Abgeordneten bei der Eröffnung der Kammer eine Erklärung ab, die den rückhaltlosen Anschluß des Landes an Frankreich verkündete. Man wird diese nicht auf dieselbe Stufe wie die Loyalitätserklärungen des Präsidenten des elsaß-lothringischen Landtags während des Krieges stellen dürfen. Aber es sind hier doch, ganz abgesehen von der theatralischen Aufmachung des Vorgangs, erhebliche Einwände am Platze. Die in Elsaß-Lothringen herrschende Unzufriedenheit gibt einen merkwürdigen Hintergrund ab für die bei einer solchen Gelegenheit unumgängliche offizielle Erklärung. Das Rätsel der „nationalen" Wahlen ist gelöst, wenn man bedenkt, daß die Kandidaten der Blockparteien auf Grund eines Programmes gewählt sind, das in wohlberechneter Absicht die partikularen Forderungen allen andern voranstellt, also diejenigen, in denen die allgemeine Mißstimmung ihren Niederschlag gefunden hat. Zuerst Elsaß und Lothringen, dann Frankreich! Hätten die Wähler nicht gewußt, das dem so sei, so hätten alle Drohungen der „Ordnungsparteien" mit dem bolschewistischen Gespenst nichts genützt. Es ist ja auch charakteristisch, daß gerade diese Parteien im Gegensatz zu den Radikalen und Sozialisten sich keiner der großen französischen Parteien angeschlossen haben. In dem Wahlergebnis findet also die in der Kammer verlesene Erklärung keine Stütze, denn die Wahlen haben weder für noch gegen Frankreich, sondern nur für ein im Rahmen Frankreichs seiner staatlichen Individualität sich bewußtes Elsaß-Lothringen entschieden.

Neues zur Frage des U-Bootkrieges

Von H. v. Waldeyer-Hartz

Man faßt sich in unseren Tagen oft an den Kopf und fragt sich verwirrt: „Weilst du noch in Deutschland oder hat Fausts Mantel dich unversehens in fremdes, feindliches Land entführt?“ Was sich an vaterlandslosem Gefühl in Deutschland in Wort und Schrift offenbart, ist kaum mehr zu überbieten. Immer wieder wird hinterrücks von Leuten, die sich Deutsche nennen, aber keine Deutschen sind, der Dolch gegen uns selber gezückt. Mit wahrer Wollust wird Vaterlandserniedrigung und Vaterlandsverrat betrieben. Nicht zum mindesten in Fragen des U-Bootkrieges.

Inzwischen dringen selbst aus englischem Lager Stimmen zu uns herüber, die immer klarer und deutlicher beweisen, daß das gute Recht auf Führung des U-Bootkrieges bei uns stand, und daß vor allem seine Wirkung verheerend gewesen ist und noch viel verheerender hätte sein können, wenn wir nur als ein einiges, stark und gesund denkendes Volk rücksichtslosen Gebrauch von ihr gemacht hätten.

Es ist in hohem Maße zu bedauern, daß die Tagespresse des ständigen Raummangels wegen die Aufsehen erregenden Abhandlungen des amerikanischen Admiral Sims nur in einem mehr als dürftigen Ausschnitt gebracht hat. Sims wurde im Frühjahr 1917, ihm selbst kam es ganz überraschend, in geheimer Sendung nach London geschickt, um dort vornehmlich mit Admiral Jellicoe, dem Ersten Seelord der britischen Admiralität, Fühlung über alle diejenigen Fragen zu nehmen, die sich aus dem Eintritt Amerikas in den Krieg ergeben würden. Es sei gern zugegeben, daß Sims als Amerikaner die Verhältnisse schwärzer schildert als sie gewesen sind, um den Ruhm der Vereinigten Staaten bei Abwendung des Unheils, das über England schwebte, desto heller zum Leuchten zu bringen. Immerhin bleibt, selbst wenn man einen kräftigen Abzug an den Ausführungen des Amerikaners vornimmt, noch so viel übrig, daß es einen förmlich erschüttert zu erfahren, wie dicht wir damals vor den Toren des Sieges gestanden haben. Nach der Simsschen Darstellung hat Admiral Jellicoe in aller Ruhe und Gelassenheit zugegeben, daß England infolge der Zermürbung durch die U-Bootspest in wenigen Monaten vorm Zusammenbruch stünde, wenn nicht Gegenmaßnahmen von besonderer Wirkung und Anstrengungen äußerster Art getroffen würden. Wir erfahren ferner, daß die Angaben der britischen Admiralität über die Schiffsverluste infolge des U-Bootkrieges stark verschleiert worden sind, und daß der Mann auf der Straße nur zu bald immer 50 Prozent hinzugerechnet habe. Er habe aber die Regierung der zurechtgestutzten Zahlen wegen nicht getadelt, weil er fühlte, wie wichtig es war, den Feind zu täuschen und in wie hohem Maße die britische Verschwiegenheit dazu beitrug, den Geist des deutschen Volkes zu zersetzen. Bei uns hat man das gerade Gegenteil getan. Parlamentarier, ein Teil der Presse und breite Schichten des deutschen Volkes haben die wahrheitsgetreuen Zahlen unseres Admiralstabes angezweifelt und blindlings den britischen falschen Zahlen geglaubt. Auch hier der alte Fluch des Deutschen, fremde Götzen anzubeten bis zum Selbstverderb. Damals schon hat das unglückliche Kriegsende seinen Anfang genommen.

„Naval and Military Record“, eine angesehene englische Fachzeitschrift, hat sich neuerdings mit den Simsschen Enthüllungen befaßt und sucht sie zu beschönigen. Zu unserer Genugtuung schlägt dieser Versuch ins Gegenteil um. Was die Zeitschrift ihren Lesern zu sagen weiß, ist sicherlich ebenfalls gefärbt. Trotzdem ist der Inhalt, wenn man den Ausführungen auf den Grund geht, weit eher dazu angetan, die Schilderungen zu verstärken als sie zu entkräften. Mit der Redewendung, der amerikanische Flaggoffizier habe den Geist des britischen Volkes verkannt, das eher einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen als sich den Hunnen

ergeben hätte, ist nichts gewonnen. Und diese Redensart ist im Grunde genommen das Einzige, was „Naval and Military Record" den unangenehmen Ausführungen entgegenzustellen hat. Sie muß selber zugestehen, daß die Veröffentlichung des Aufsatzes viel neues Licht auf den „dramatischen Abschnitt des Krieges" — gemeint sind Frühjahr und Sommer 1917 — geworfen hätte. Im April 1917, als 900 000 Tonnen Schiffsraum versenkt worden wären, hätte der Nahrungsmittelbestand für das britische Inselreich nur noch für knapp zwei Monate vorgehalten. Dann habe allerdings durch Fertigstellung größerer Mengen von Torpedobootszerstörern das Geleitsystem wirksam eingesetzt, und am Ende des Jahres habe man über genügend Minen verfügt, um die Hauptwege für die deutschen Unterseeboote zu sperren.

Man beachte hierbei: dies alles ist stark übertrieben und insbesondere erst wirksam geworden im Sommer und Herbst 1917, drei Jahre nach Kriegsausbruch! Drei kostbare Jahre haben wir in nutzlosem, innerpolitischem Feilschen vergehen lassen. Drei Jahre haben wir dem Gegner Zeit gegönnt, seine Maßnahmen gegen das furchtbar drohende U-Bootgespenst zu treffen. Anstatt nur an uns, nur an unsere Zukunft und nur an unseren Vorteil zu denken, haben wir uns immer wieder von fremden Einflüsterungen zu schwächlichen Erwägungen und halben Taten verleiten lassen; haben geredet, geschwatzt, Bücher gewälzt und Noten verfaßt, und nur ganz selten — jedenfalls im Seekriege — haben wir rücksichtslos zugepackt, um die äußerste Möglichkeit auf Erfolg vor unseren Siegeswagen zu spannen.

Wie klar die Engländer die Gefahren des U-Bootkrieges erkannt hatten, und wie sehr sie seine Wirkung fürchteten, geht aus den Erinnerungen hervor, die der Admiral Lord Fisher, der Vorgänger Jellicoes als Erster Seelord, veröffentlicht hat. Seine Betrachtungen sind gleichzeitig ein vollgültiger Beweis dafür, daß die Form des uneingeschränkten U-Bootkrieges die allein mögliche und gerechtfertigte gewesen ist. Wenn sie von der neutralen Welt mit mißgünstigen Augen angesehen worden ist, so trägt auch hier unsere schwächliche Zauberpolitik die Schuld. Unsere unsichere Haltung mußte die Neutralen förmlich ins feindliche Lager treiben, wo sie von Kriegsbeginn an trotz unserer militärischen Erfolge den Druck der führenden politischen Faust verspürten. Ein Deutschland, das ohne Spitzfindigkeiten und ohne Schwanken seinen Siegeswillen als einziges Kriegsziel betont hätte und dementsprechend unter schärfster Ausnutzung aller Kriegsmittel vorgegangen wäre, hätte sich ganz anders durchgesetzt und bald genug seine feste Stellung im Sturm des politischen Meinungsaustausches gewonnen. Unser unsicheres Hin und Her und unser Mangel an Entschlußfähigkeit bei Auslegung kriegsrechtlicher Fragen hat uns während des Krieges um manche politische Freundschaft gebracht. Trotz aller Phrasen über den ewigen Frieden auf Erden wird das Pendel zwischenstaatlicher Freundschaften immer nach dorthin ausschlagen, wo sich ein starker Wille regt, wo Macht das Recht stützt und keinen Zweifel darüber läßt, daß das formale Recht gegebenenfalls auch beiseite geschoben wird, wenn das Staatsinteresse und das Wohl des gesamten Volkes solchen Schritt erforderlich machen sollten.

Admiral Fisher veröffentlicht in seinen Erinernungen zunächst einen Brief aus dem Jahre 1904, aus dem hervorgeht, daß von ihm damals schon die hohe Bedeutung des Unterseebootes für den Seekrieg richtig eingeschätzt worden ist. Es verrät die englische Unbekümmertheit, wenn er in dem Brief als wirksamste Maßnahme hinstellt, Unterseeboote bereits vor der amtlichen Kriegserklärung auf die fremden Häfen anzusetzen.

Drei Monate vor Ausbruch des Krieges hat Lord Fisher in der Sitzung des Reichsverteidigungsausschusses dem Premierminister eine Denkschrift vorgelegt, die sich eingehend mit der Unterseebootsfrage befaßt und für uns von höchstem Interesse ist. Zunächst wird in der Denkschrift ausgeführt, daß das Unterseeboot insofern den Zusammenbruch der hergebrachten Seestrategie bedeute, als die Form der seerechtlich anerkannten Blockade nicht mehr aufrecht zu erhalten sei. Der

Wirkungsbereich des großen Unterseebootes habe sie gesprengt, da es kein Mittel gäbe, um feindliche Unterseeboote an der Ausfahrt aus ihren Häfen zu verhindern. Die Zukunft würde vielleicht das Sperr- und Minenwesen derart heben, daß man des U-Bootes Herr werden könne. Noch sei man aber nicht so weit. Unter den obwaltenden Verhältnissen wäre daher an die Aufrechterhaltung einer engen Blockade nicht mehr zu denken. Sie würde vom Personal ein nicht zu leistendes Maß von angespanntester Tätigkeit und Wachsamkeit erfordern und vor allem eine ungeheure Menge Schiffsmaterial verschlingen. Wir erkennen hieraus, daß es also in erster Linie unsere U-Bootdrohung gewesen ist, die England dazu veranlaßt hat, an Stelle der Blockade die Seesperre zu setzen, eine militärische Maßnahme, die völkerrechtlich nicht anerkannt war und demgemäß einen glatten Völkerrechtsbruch bedeutete.

Lord Fisher beschäftigt sich in der Denkschrift aber auch eingehend mit der Frage, wie sich ein Unterseeboot im Kriegsfalle gegen ein Handelsschiff zu verhalten habe. Und diese Ausführungen sind für uns von größter Wichtigkeit. Wegnahme durch Kaperung käme nicht in Frage, weil das U-Boot keine Prisenmannschaft abgeben könne. Ein Unbrauchbarmachen der Maschinen oder Schrauben würde wenig oder gar nichts nützen. Das Einbringen einer Prise in den Heimathafen schiede für das U-Boot ebenfalls aus. Seine Beute würde ihm bald genug wieder abgejagt werden. Nach allem sei es für das U Boot unmöglich, den Handelskrieg nach den Grundsätzen des anerkannten Völkerrechts zu führen. Ihm bliebe nichts anderes übrig, als seine Prisen zu versenken. Das Wesen des Krieges sei Gewalt, sagt Fisher, Mäßigung im Kriege bedeute Unvernunft!

Die Frage, ob vom Unterseeboot verlangt werden könne, einen Warnungsschuß abzufeuern, verneint der britische Gewährsmann. Es würde sich damit selbst verraten und einem bewaffneten Handelsschiff Gelegenheit geben, sich zur Wehr zu setzen. Ferner erkennt die Denkschrift an, daß es für ein Unterseeboot außerordentlich schwierig sei, sich über die Herkunft und den Charakter eines Handelsschiffes durch das Sehrohr zu überzeugen. Der Kommandant eines U-Bootes würde im allgemeinen mit der Feststellung zufrieden sein, daß er eine fremde und nicht die eigene Flagge vor sich habe. In jedem Handelsschiff müsse er zudem ein verdächtiges Fahrzeug erblicken, denn jeder Kauffahrer, der äußerlich noch so unschuldig aussähe, könne in Wirklichkeit eines jener vielen Hilfskriegsschiffe sein, die zum Minenlegen bestimmt sind, Truppen an Bord haben oder sonstigen militärischen Dienst versehen. Darf das U-Boot auftauchen, fragt Fisher, um sich über das fremde Fahrzeug zu vergewissern? Die Antwort wird nein lauten müssen, weil erstens einmal der Fremde schneller sein könnte und daher in der Lage wäre, sich durch die Flucht zu entziehen, und weil zum andern das leichtverletzliche U-Boot auch hier Gefahr liefe, von Waffengewalt bezwungen zu werden. In diesem Lichte gesehen, scheint dem englischen Admiral die Bewaffnung von Handelsschiffen eine unglückliche Maßnahme zu sein; denn sie gäbe dem U-Boot eine ausgezeichnete Entschuldigung, sofern es einer solchen überhaupt bedürfe, bewaffnete Handelsschiffe ohne weiteres zu versenken. Dem U-Boot stünde hierbei das Recht der Notwehr zur Seite.

Soweit die dienstlichen Ausführungen Lord Fishers aus dem Jahre 1914. Die Antwort auf alle sich ergebenden Fragen fällt für ihn selbst dahin aus, daß ein U-Boot, sofern es überhaupt gegen den Handel angesetzt wird, seine Prisen und Opfer versenken muß.

Es erübrigt sich, diesen Gedankengängen etwas hinzuzufügen. Halten wir uns noch einmal vor Augen, daß sie von einem Manne stammen, der eine lange Reihe von Jahren führend in der englischen Politik und ausschlaggebend für Marine- und Seemachtfragen gewesen ist. Wenn England während des Krieges von den Fisherschen Lehren anscheinend abgerückt ist, so hat es seine Auffassung darum noch lange nicht geändert. England weiß, daß man in der Politik schauspielern muß. Mit dem einförmigen Gesicht des Biedermanns, das der Deutsche nur allzugern aufsetzt, kommt man nicht weit. Zu gegebener Stunde wird England

die Fisherschen Lehren, die nichts anderes sind, als was wir selbst getan haben, ganz sicher wieder gutheißen, nämlich dann, wenn sie auf der Linie seiner Interessen liegen.

Daß in künftigen Kriegen die Schädigung und Vernichtung des feindlichen Handels eine weit größere Rolle spielen wird als bisher, unterliegt kaum einem Zweifel. Allen völkerrechtlichen und humanen Bestrebungen zum Trotz wird das Privateigentum auf See Hauptangriffsziel eines jeden seemächtigen Gegners bilden. Und England wird der Letzte sein, der hier nicht jede Möglichkeit skrupellos auszunutzen sucht.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Abstimmungsgebiete

Von Prof. Dr. W. Halbfaß (Jena)

I.

Ueber die Größe, Einwohnerzahl und die wirtschaftlichen Belange derjenigen bisher zum Deutschen Reich gehörigen Landesteile, über deren Verbleib beim Mutterland erst durch eine Abstimmung seitens ihrer über 20 Jahre alten Bewohner entschieden werden soll, herrschen in unserem Vaterland leider oft noch sehr unklare, ja sogar direkt falsche Vorstellungen, weshalb sie hier in aller Kürze noch einmal zusammengestellt werden sollen. Maßgebend für den Umfang der Abstimmungsgebiete sind die verschiedenen Artikel in dem Friedensvertrag von Versailles, nämlich 34 für die Bezirke Malmedy und Eupen, 48 für das Saarbecken, 88 für Oberschlesien, 94 und 95 für Ostpreußen, 96 für Westpreußen und 109 für Nordschleswig; für die Grenzen Ostpreußens, das ja ein vollkommen für sich abgeschlossenes Land künftighin bilden wird, kommt außerdem noch Artikel 28 in Betracht, der seine Grenzen festsetzt.

Das Saargebiet, das mit seinen 1800 qkm an Größe hinter dem bisherigen Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha zurücksteht, es aber an Einwohnerzahl (über 500 000) weit übertrifft, kann von vornherein hier außer Betracht bleiben, da die eventuelle Abstimmung ja erst 15 Jahre nach dem Inkrafttreten des Friedensvertrages stattfinden darf. Auch das Gebiet der Kreise Eupen und Malmedy mit rund 1000 qkm und 60 000 Einwohnern kann mit den übrigen Abstimmungsgebieten insofern nicht auf gleiche Stufe gestellt werden, als es dort nur Sache der belgischen Regierung ist, das Ergebnis einer etwaigen Abstimmung zur Kenntnis des Völkerbundes zu bringen, woraus noch lange nicht die absolute Zugehörigkeit dieser Gebietsteile zu Belgien oder Deutschland folgt, während bei den andern Abstimmungsgebieten die Bewohner selber über ihre zukünftige Staatsangehörigkeit zu entscheiden haben werden.

Zunächst einiges über den Modus der Abstimmung, über den in weiten Kreisen unseres Volkes noch große Unklarheit herrscht. Jeder stimmt in derjenigen Gemeinde ab, in welcher er seinen Wohnsitz hat, oder, wenn er seinen Wohnsitz nicht in dem Gebiete hat, in derjenigen Gemeinde, in der er geboren ist. Es müssen also alle diejenigen Personen, die im Abstimmungsgebiet geboren sind, zurzeit aber nicht sich darin aufhalten, sich rechtzeitig in ihre Heimat begeben, um an der Abstimmung teilnehmen zu können, falls sie dazu die Absicht haben. Wer also in Thüringen oder in Westfalen wohnt, aber aus einem der im Abstimmungsgebiet liegenden Orte gebürtig ist, muß, um abstimmen zu können, die weite Reise nach seiner Heimat in der Abstimmungszeit unternehmen. Einer oberflächlichen Schätzung nach wird die Zahl dieser Personen auf mindestens 300 000 geschätzt, wahrscheinlich ist sie noch größer! Ob eine schriftliche Stimmenabgabe für solche, die durch Alter, Krankheit oder berufliche Unabkömmlichkeit

verhindert sind, nach ihrer Heimat zu reisen, oder ob eine Übertragung der Stimme durch Vollmacht möglich sein wird, steht noch dahin, sehr wahrscheinlich erscheint solche Möglichkeit zurzeit leider noch nicht. Selbstverständlich werden diese Reisen mit mancherlei Unbequemlichkeiten, Zeitverlust und vor allem mit großen Kosten verknüpft sein. Da der Staat nichts dazu gibt, hat sich eine private Organisation gebildet, welche dem Einzelnen die Kosten nach Möglichkeit verringern will.[1]) Im Interesse des deutschen Vaterlandes muß man wünschen, daß es der Organisation gelingen wird, die erforderlichen Mittel, die sich auf eine erkleckliche Zahl von Millionen Mark belaufen werden, zusammenzubringen.

Nach Artikel 28, 88, 96, 97, 108 des Vertrags von Versailles ist stimmberechtigt jede Person, ohne Unterschied des Geschlechts, die am 1. Januar des Jahres, in dem die Abstimmung stattfindet, das 20. Lebensjahr vollendet hat, in einem der Abstimmungsgebiete geboren ist oder dort seit einem von dem Ausschuß festzusetzenden Zeitpunkt ihren Wohnsitz oder persönlichen Aufenthaltsort gehabt hat. Nur für den Abstimmungsbezirk Schleswig weichen die Bestimmungen des § 109 von den allgemeinen insofern ab, als die zur Abstimmung berechtigte Person bei Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages das 20. Lebensjahr vollendet haben und in der Zone, in der die Volksabstimmung stattfindet, geboren sein oder dort seit einem vor dem 1. Januar 1900 liegenden Zeitpunkt ihren Wohnsitz gehabt haben muß. Wäre also der Vertrag noch 1919 in Kraft getreten, so wären in Schleswig die im Jahre 1900 geborenen Personen noch nicht stimmberechtigt gewesen, während sie es in den übrigen Abstimmungsgebieten sind. Praktisch ist diese Ausnahme allerdings bedeutungslos, da der Vertrag erst 1920 ratifiziert werden wird. Aber auch in der Abstimmungsweise unterscheidet sich die erste schleswigsche Abstimmungszone ganz wesentlich von allen übrigen Gebieten. Hier richtet sich nämlich das Ergebnis nach der Mehrheit der im gesamten Abschnitt abgegebenen Stimmen, in allen übrigen Gebieten dagegen erfolgt die Abstimmung und ihre Auswertung gemeindeweise; für die zweite schleswigsche Zone heißt es in den Ausführungsbestimmungen noch ausdrücklich: „Diejenigen Gemeinden, die überwiegend dänisch abgestimmt haben, kommen zu Dänemark, die anderen zu Deutschland, ohne Rücksicht auf ihre geographischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu ihrer Nachbarschaft", so daß möglicherweise in diesem Teil Nordschleswigs dänische Enklaven im deutschen Gebiet und umgekehrt deutsche Enklaven im dänischen Gebiet entstehen werden. Dagegen wird für Oberschlesien, Ost- und Westpreußen besonders festgestellt, daß auf Grund der in jeder Gemeinde abgegebenen Stimmzahl ein Vorschlag zu machen ist, wie unter Berücksichtigung sowohl der Willenskundgebung der Einwohner als auch der geographischen und wirtschaftlichen Lage der Ortschaften die Grenzlinien gezogen werden sollen. Ich verstehe diesen sehr wichtigen Passus so, daß eine Gemeinde, die überwiegend polnisch abgestimmt hat, geographisch und wirtschaftlich aber zum deutsch verbleibenden Gebiet in engen Beziehungen steht, trotzdem zu Deutschland geschlagen werden kann, während natürlich auch das entsprechende von einer überwiegend deutsch abstimmenden Gemeinde gilt. Es ist vorauszusehen, daß diese Bestimmung die Quelle sehr verwickelter Streitigkeiten werden wird, und die Aufsicht führende Macht, d. h. die Entente, wird schon dafür sorgen, daß sie nicht zu unseren Gunsten entschieden werden wird.

Welche entscheidenden nationalen, kulturellen und materiellen Belange bei diesen Abstimmungen auf dem Spiele stehen, soll hier in aller Kürze auseinandergesetzt werden, wobei der Schwerpunkt nicht auf diejenigen Momente gelegt wird, welche für den Betroffenen selbst in erster Linie in Frage kommen — denn sie werden schon selbst am besten wissen, wo ihnen der Schuh drückt —, sondern auch die Erörterung der Frage, was die Abstimmungsgebiete für das übrige Deutschland bedeuten.

[1]) Über den „Deutschen Schutzbund für die Grenz- und Auslandsdeutschen" und die von ihm veranstaltete Grenzspende, vgl. Max Hildebert Boehm „Grenzdeutschtum" Nr. 1 S. 21.

II.

Weitaus an erster Stelle steht Oberschlesien, sowohl was seinen Umfang und seine Bewohnerzahl anlangt, als auch hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Bedeutung. Das oberschlesische Abstimmungsgebiet umfaßt den ganzen ehemaligen Regierungsbezirk Oppeln bis auf die Kreise Falkenberg, Neiße Stadt, Neiße Land, Grottkau, welche ohne Abstimmung bei Deutschland bleiben, und die Kreise Ratibor Land und Neustadt, welche nur je zu zwei Drittel zum Abstimmungsgebiet gehören, ferner vom Regierungsbezirk Breslau ein Sechstel des Kreises Namslau. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, was merkwürdig wenig bekannt zu sein scheint, daß die Hälfte des Kreises Wartenberg und der kleinere Teil des Kreises Guhrau, beide zu Breslau gehörig, bereits jetzt schon Teile des polnischen Reiches geworden sind, gerade so wie der Rest von Neustadt und Ratibor schon jetzt zu Tschechien gehören, dem deutschen Vaterland also zunächst verloren gegangen sind!

Mit 11 400 qkm hat das oberschlesische Abstimmungsgebiet etwa die Größe von Gesamtthüringen ohne den Bezirk Erfurt, aber mit seinen 2 Millionen Einwohnern etwa 700 000 Seelen mehr als dieses. Seine Bevölkerungsdichte ist allerdings sehr ungleich. Während sie in den Bergwerk- und Hüttenbezirken Tarnowitz, Gleiwitz, Beuthen, Zabrze (Hindenburg), Kattowitz, Königshütte bis auf 1000 Seelen auf 1 qkm steigt und dort eine der größten in Deutschland überhaupt ist, sinkt sie in Rosenberg und Lublinitz auf 50 bis 60. Allerdings steht im großen und ganzen die Bevölkerungsdichte Oberschlesiens erheblich über dem Durchschnitt Deutschlands (178 gegen 123) und wird von preußischen Regierungsbezirken nur von Berlin, Arnsberg, Düsseldorf und Köln, von deutschen Bundesstaaten nur von Sachsen, Reuß und den Hansestädten übertroffen. Es leidet nicht den geringsten Zweifel, daß alle Kulturwerte, die in Oberschlesien geschaffen sind, während einer mehr als siebenhundertjährigen Epoche von Deutschen geschaffen wurden, nicht von Polen, die nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, von 999 bis 1163, über Oberschlesien geherrscht haben, daß also Oberschlesien kulturell durchaus als kerndeutscher Landesteil anzusehen ist. Anders steht es allerdings teilweise mit der Bevölkerung, was ihre Muttersprache betrifft.

Die Gesamtzahl der polnisch Sprechenden in ganz Schlesien betrug 1910 1 236 228 (35 3 v. H.) gegen 1 221 268 (36,7 v. H., im Jahre 1905, also eine nicht unbeträchtliche Abnahme. Auf Oberschlesien (Reg.-Bez. Oppeln) entfielen 1 169 340 (53 v. H.) gegen 918 728 (58 v. H.) im Jahre 1890. Von den zum Abstimmungsgebiet gehörigen Kreisen weist gegenüber der Volkszählung 1900 nur Ratibor Stadt eine relativ erhebliche Zunahme der Polen auf (30 v. H. gegen 15 v. H.), eine unbedeutende daneben noch die Kreise Kosel, Groß-Strehlitz, Neustadt. Dagegen ist in allen übrigen Kreisen die polnische Bevölkerung relativ gesunken, am meisten in Zabrze (Hindenburg) von 69 auf 51 v. H. 1910 überwog die polnische Bevölkerung am meisten in Pleß (86 v. H.), Rosenberg (80 v. H.), Lublinitz (79 v. H.), Groß-Strehlitz (79 v. H.), Rybnik (78 v. H.), Oppeln Land (76 v. H.), Tost-Gleiwitz (76 v. H.) und Kosel (75 v. H.). Über die Hälfte der Bevölkerung war außerdem noch polnisch in den Kreisen Tarnowitz (69 v. H.), Kattowitz Land (65 v. H.), Beuthen Land (63 v. H.) und Zabrze (51 v. H.). Dagegen sprechen polnisch in Ratibor Land nur 48 v. H., in Neustadt 45 v. H., in Krenzburg 47 v. H., in Königshütte Stadt 34 v. H., in Ratibor Stadt 30 v. H., Oppeln Stadt 16 v. H., in Gleiwitz Stadt 15 v. H., und Kattowitz Stadt nur 13 v. H. Die größeren Städte Oberschlesiens bekennen sich also ganz überwiegend zur deutschen Sprache. Wieso der Kreis Leobschütz in das Abstimmungsgebiet geraten ist, ist nicht ersichtlich, denn 1910 bekannten sich 85 v. H. zur deutschen und nur 6 zur polnischen Nationalität, während der Rest tschechisch sprach! Wahrscheinlich ist es die große Fruchtbarkeit des Kreises — mit 86 v. H. Acker- und Gartenland des Gesamtareals steht er weitaus an der Spitze aller oberschlesischen —, welche in den Polen die Hoffnung erregt hat, ihn unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen. Nicht unerwähnt darf gelassen werden, daß trotz über-

wiegend polnischer Bevölkerung man hier auch nur einen besonderen Dialekt, den sogenannten wasserpolnischen, spricht, und daß, abgesehen von den letzten Reichstagswahlsessionen, kein einziger Pole in den Reichstag gewählt wurde.

Was die materiellen Werte Oberschlesiens anlangt, so ist in erster Linie sein Kohlenreichtum zu nennen; es besitzt eine solche Menge übereinander gehäufter mächtiger Kohlenflötze, wie sie, wenigstens bis zu 1000 m Tiefe, nach den bisherigen Erfahrungen der Geologen und Bergleute, auf der ganzen Erde nicht wieder angetroffen werden. Von dem gesamten oberschlesischen Kohlenbecken in der Größe von 5757 qkm, gleich Braunschweig und Anhalt, entfallen auf den deutschen Anteil 2800 qkm, also beinahe die Hälfte. Bis auf 1000 m Tiefe werden die vorhandenen Kohlenmengen auf über 86 000 Milliarden Tonnen, das ist 57 v. H. der gesamten Kohlenschätze Deutschlands geschätzt, während auf das Ruhrrevier bis zu gleicher Tiefe nur 45 000 Milliarden, also nur 28 v. H. entfallen. Anders steht das Verhältnis beider Reviere allerdings, wenn man bis zur Tiefe von 2000 m steigen würde — tatsächlich graben wir bis jetzt nirgends unter 1000 m Tiefe —, denn bis zu dieser Tiefe würden sich die Steinkohlenvorräte Oberschlesiens auf 170 000 Milliarden, die des Ruhrreviers dagegen auf 213 000 Milliarden, also erheblich höher belaufen. Im Jahre 1912 kam ein Viertel unserer gesamten Steinkohlenförderung auf Oberschlesien, nämlich 41 Mill. Tonnen im Werte von 355 Millionen Mark, von denen 34 Mill. Tonnen für 314 Mill. Mark verkauft wurden. Es waren 58 Werke mit einer Belegschaft von ungefähr 125 000 Mann daran beteiligt (im Ruhrkohlenbezirk gleichzeitig 170 Werke mit 374 000 Belegschaft). Ferner besitzt Oberschlesien die größte Zinkindustrie Europas (über 80 v. H. der deutschen, 17 v. H. der Weltindustrie), indem es etwa 200 000 t Zink im Werte von 120 Mill. Mark förderte, Berg- und Hüttenanlagen im Kapitalwert von über 2 Milliarden Mark (nach Friedenspreisen!), eine Eisenindustrie, die trotzdem sie die Erze von weither holen muß, in den Hütten- und Industriewerken zur Bedeutung unserer eisenverarbeitenden Industrie sehr viel beigetragen hat, endlich Kalk-, Zement-, Schamottstein-, Zucker-, Spiritus-, Holz-, chemische und Textilindustrie von größter Bedeutung. Der Unternehmermut in Oberschlesien ist bisher trotz der traurigen Aussichten für die Zukunft nicht gesunken. Die Schlesische Aktiengesellschaft für Bergbau- und Zinkhüttenbetrieb in Cipine, die Gewerkschaft Georg von Giesche's Erben, die Oberschlesische Zinkhütten-Aktiengesellschaft in Kattowitz, die Oberschlesischen Kokswerke und Chemische Fabriken-Aktiengesellschaft, die Borsigwerke, um nur einige Namen zu nennen: sie alle arbeiten rüstig an ihrer Instandsetzung und Erweiterung, sind mit dem Ausbau ihrer Anlagen beschäftigt, ihre Arbeit wäre umsonst gewesen, wenn Oberschlesien polnisch würde.

Die oberschlesischen Waldungen lieferten 1912/13 1 563 477 Festmeter Holz, darunter etwa 800 000 Festmeter Nutzholz, 600 000 Festmeter Brennholz und den Rest Stock- und Reisholz, abgesehen von dem viel geringeren Ertrag der Eichenschälwaldungen an Eichenlohe. Der Gesamtwert ist bei den heutigen Preisen gewiß auf mindestens 300 Millionen Mark zu veranschlagen.

Sehr beträchtlich ist endlich der Ertrag aus der landwirtschaftlich genutzten Fläche Oberschlesiens, der uns verloren gehen würde, falls es zu Polen käme. Einer Zusammenstellung in der „Statistischen Korrespondenz des Preußischen Statistischen Landesamtes" vom 24. Mai dieses Jahres entnehme ich folgende interessante, leider im Deutschen Reich noch viel zu wenig bekannte Zahlen. Nach den Ermittlungen des Jahres 1913 — spätere liegen nicht vor und konnten auch wegen der Kriegsverhältnisse nicht zum Vergleich herangezogen werden — wurden von Oberschlesiens Abstimmungsgebiet geerntet: 1 Mill. Dz. Weizen (3,4 v. H. vom Ertrag des gesamten preußischen Staates), 3,4 Mill. Dz. Roggen (3,6 v. H.), etwas über 1 Mill Dz. Gerste (4,7 v. H.), 2¾ Mill. Dz. Hafer (4,1 v. H.), 18,5 Mill. Dz. Kartoffeln (4,7 v. H.), 0,2 Mill. Dz. Hülsenfrüchte (1,6 v. H.), beinahe 5 Mill. Dz. Zuckerrüben (2,6 v. H.), 3,3 Mill. Dz. Futterrüben (2,2 v. H.), 30 000 Dz. Raps (9,7 v. H.), 2,6 Mill. Dz. Klee (3,5 v. H.), endlich 15,2

Mill. Dz. Wiesenheu. Bemerkenswert ist der bedeutende Prozentsatz des angebauten Rapses.

Was diese Mengen auf den Kopf der übrigen Bevölkerung im Deutschen Reich bedeuten, soll am Schlusse dieser Erörterungen dargestellt werden, wenn wir die Ergebnisse aus allen Abstimmungsgebieten zusammenfassen.

III.

Noch etwas größer an äußerem Umfang als das oberschlesische ist das ostpreußische Abstimmungsgebiet in Masuren, also im Südosten Ostpreußens. Es enthält 12 300 Quadratkilometer mit etwa 600000 Einwohnern, ist also etwas kleiner als Mecklenburg-Schwerin und gleich diesem Bundesstaat verhältnismäßig schwach bevölkert, da durchschnittlich noch nicht 50 Menschen auf 1 Quadratkilometer entfallen. Es umfaßt den ganzen Regierungsbezirk Allenstein bis auf den südwestlichen Teil des Kreises Neidenburg, der schon jetzt zu Polen geschlagen ist, außerdem vom Bezirk Gumbinnen den Kreis Oletzko. Wie in Oberschlesien, so beruht auch in Masuren die ganze Kulturentwicklung, die das Land genommen hat, ausschließlich auf deutscher Arbeit und vollends über den deutschen Charakter des Ermlandes, wozu der Kreis Rössel und der größte Teil des Kreises Allenstein zu rechnen sind, kann gar kein Zweifel sein. Trotz ihrer drei Jahrhunderte reichenden Herrschaft ist es den Polen nie gelungen, den deutschen Charakter des Ermlandes zu verwischen. Erst 1766 sind Polen ins südliche Ermland eingewandert und haben sich dort mit den Resten der dort ansässigen preußischen Urbewohner und der deutschen Kolonisten zu dem jetzigen Mischvolk mit einer polnisch klingenden Mischsprache vereinigt. Und was von Ermland gilt, hat in der Hauptsache auch für das eigentliche Masuren Geltung.

Die heutigen Masuren sind, wie die ausgezeichneten Untersuchungen von Döhring „Über die Herkunft der Masuren", Königsberg 1910, gezeigt haben, keineswegs aus rein polnischem Blut entsprossen, sondern aus einer Mischung altpreußischen, polnischen und deutschen Blutes. Die häufig vorkommende Endung „ski" zeigt keineswegs die nationalpolnische Herkunft seiner Träger an, sondern sagt nur, daß der ihn führende Name aus dem betreffenden Orte stammt, so Sakrzewski, der Mann aus Sakra. Er kann also ebensowohl ein polonisierter Deutscher oder Preuße oder ein Nationalpole sein.

Zurzeit ist das Verhältnis der polnisch (masurisch) sprechenden zur deutschsprechenden Bevölkerung im Ganzen das von 7 : 5. Das Deutschtum hat in den letzten 30 Jahren sichtbare Fortschritte gemacht. Von den masurischen Kreisen einschließlich des Kreises Oletzko sind Ortelsburg (76 v. H.), Neidenburg (70 v. H.), Johannesburg (73 v. H.), Lyck (56 v. H.), Sensburg (54 v. H.) überwiegend von Masuren bewohnt, dagegen Allenstein (51 v. H.), Osterode (54 v. H.), Lötzen (58 v. H.), Oletzko (64 v. H.) und Rössel (85 v. H.) überwiegend von Deutschen. Rössel ist also in einem Grade überwiegend deutsch, wie kein einziger in Masuren gelegener Kreis masurisch. Erst bei der letzten Reichstagswahl wurden Stimmen für die polnische Reichstagsfraktion abgegeben, bis dahin wurden nur deutsche Kandidaten aus der, was immer wieder hervorgehoben werden muß, ganz überwiegend evangelischen Bevölkerung abgegeben. Nur Ermland ist überwiegend katholisch.

Wiewohl Ostpreußen, und Masuren insbesondere, arm an mineralischen Bodenschätzen ist und Kohle und Eisen von auswärts beziehen muß, so können seine bisher noch wenig ausgenützten Bodenschätze noch in weit größerem Umfang für die Volkswirtschaft ausgenutzt werden, als dies bisher leider der Fall gewesen ist. So schreibt Heß von Wichdorf in seinem Buch „Masuren" (Berlin 1915), daß schwarzer Flachmoortorf in Masuren in vielen Niederungen da vorkommt, wo meist vorhanden gewesene Seen verlandet sind, und daß er stellenweise eine Mächtigkeit von 6—8 Meter erreicht. Nach Ansicht Sachverständiger ist dieser Torf vorzüglich geeignet zur Gewinnung von Kraftgas, sowie von schwefelsaurem Ammoniak und Teer als Nebenprodukten. Größere Raseneisenlager finden sich am Rande der

Sumpfniederungen, die sich am Südabhang des baltischen Höhenrückens entlang hinziehen. Das Erz dieser Lager wurde früher von der einheimischen Bevölkerung in primitiven Schmelzöfen verhüttet und weiter verarbeitet. Seit dem Jahr 1878 sind zwar die letzten dieser industriellen Anlagen eingegangen, aber seit der Erfindung des Thomasverfahrens, bei welchem als Nebenprodukt das Thomasmehl gewonnen wird, ein sehr geschätztes phosphorsaures Kalkdüngemittel, sind die Raseneisenerze wieder zu Ehren gekommen. Auch an Bernstein ist Masuren reich, namentlich in der Gegend von Allenstein, Papenheim, Nikolaiken bis zur polnischen Grenze, das etwa 3000 Quadratkilometer umfassende masurische Bernsteinlager ist aber bisher noch so gut wie gar nicht ausgebeutet, obwohl es gewiß abbaufähig wäre. Sicher wird auch an anderen Stellen noch Braunkohle fündig werden.

Einen besonders wertvollen Bestandteil der natürlichen Schätze Ostpreußens bilden seine Waldungen. Während des letzten vor dem 1. Juni 1913 abgeschlossenen Wirtschaftsjahres war der Ertrag aus den rund 2560 Quadratkilometer großen Forsten 1 114 274 Festmeter, deren Wert heute gewiß auf mindestens 200 Millionen Mark veranschlagt werden kann, wenn man bedenkt, daß von der Gesamtmenge über 740 000 Festmeter Nutzholz 240 000 Festmeter Brennholz und nur 134 000 Festmeter Stock- und Reisholz, waren.[2]) Ostpreußen war zwar von jeher eine der ersten Kornkammern des Reiches, 1913 lieferte es 900 000 Tonnen Brotgetreide, 700 000 Stück Rindvieh und 500 000 Pferde wurden gehalten und 73 v. H., also beinahe drei Viertel seiner Bodenfläche, stand in landwirtwirtschaftlicher Benutzung, aber reich an Korn und Vieh ist vor allem die nördliche Hälfte der Provinz, die ja Deutschland auf alle Fälle erhalten bleibt, wenn allerdings als ein abgesprengter Splitter. Denn zwischen ihr und dem übrigen Deutschland schiebt sich, selbst wenn wir das ostpreußische Abstimmungsgebiet und den neuen Freistaat Danzig als deutschfreundlich bzw. deutsches Gebiet betrachten könnten, der nördliche Zipfel des neuen Polenreiches dazwischen.

Das ostpreußische Abstimmungsgebiet brachte 1913 hervor: ¼ Mill. Dz. Weizen, 2,6 Mill. Dz. Roggen, über ½ Mill. Dz. Gerste, 1,4 Mill. Dz. Hafer, 12¼ Mill. Dz. Kartoffeln, über ½ Mill. Dz. Hülsenfrüchte, 2,8 Mill. Dz. Futterrüben, 3 3 Mill. Dz. Klee und 5¾ Mill. Dz. Wiesenheu. An Hülsenfrüchten lieferte es 4,5 v. H., an Wiesenheu 4 v. H. des Gesamtertrags des bisherigen Königreichs Preußen.

IV.

Bedeutend kleiner als das ostpreußische ist das **westpreußische Abstimmungsgebiet**, es umfaßt die beiden Kreise Stuhm und Rosenberg vollständig, Marienburg östlich der Nogat (ungefähr ein Viertel) und Marienwerder östlich der Weichsel (etwas mehr als die Hälfte) mit zusammen 2450 Quadratkilometer und 160 000 Einwohnern, ist also größer wie Sachsen-Meiningen, dessen Bevölkerungsdichte es aber überragt. Östlich grenzt es an die beiden ostpreußischen Bezirke, nördlich an den zukünftigen Freistaat Danzig und den bei Deutschland endgültig verbleibenden westpreußischen Kreis Elbing, während es im Süden und Westen von Polen umklammert wird. Von der ganzen Provinz Westpreußen sind nur noch außer dem eben erwähnten Kreis Elbing der Kreis Deutsch-Krone und Teile der Kreise Schlochau und Flatow, zusammen etwa 2800 Quadratkilometer, also nur 11 v. H. bei Deutschland definitiv geblieben. Um so bedeutungsvoller wäre der dauernde Besitz des Abstimmungsgebietes, das die polnische Scheidewand zwischen dem isolierten Ostpreußen und dem übrigen Deutschland um etwa 30 Kilometer verschmälern würde.

Polen hat stets nach dem Besitz von Westpreußen gestrebt, aber nur etwa drei Jahrhunderte, von 1466 bis 1772 hat es das Ziel durch geschickte Aus-

[2]) Während der Korrektur lese ich, daß in Mitteldeutschland für ein Festmeter Eichenholz 1000 Mark bezahlt wurden!

nutzung von Zwiespalt in den Reihen der Deutschen vorübergehend erreicht. Die Polen haben stets behauptet, Westpreußen sei polnisches Land, die Bevölkerung sei immer größtenteils polnisch gewesen, die Wahrheit aber ist, daß in diesem Lande bis zum Beginn der Neuzeit und der Herrschaft des deutschen Ordens Prußen oder wie ihn der Deutsche aussprach „Preußen" gewohnt haben und daß erst im 13. Jahrhundert eine schwache polnische Besiedlung stattfand, über deren Verlauf und Erfolg im einzelnen fast jede Nachricht fehlt. Wahrscheinlich waren nur wenige Gebiete an der Weichsel von Polen besetzt und erst viel später kamen, als Preußen die feierlich zugesicherte Freiheit und Selbstregierung auf dem Reichstage zu Lublin 1569 verloren hatte, Polen in größerer Zahl ins Land, das seine ganze damalige Kultur ausschließlich dem Fleiße deutscher Landwirtschaft und weitgehender Selbstverwaltung seiner Bewohner verdankte. Als Friedrich II. 1772 das Weichsel- und Netzegebiet Westpreußens wieder für Deutschland gewann, befand sich das Land mit Ausnahme von Danzig, das eine Sonderstellung einnahm (allenfalls noch von Thorn und Elbing) in einem Zustand jämmerlicher Verwahrlosung und Armut, aus dem es dann durch die Tatkraft seiner Bewohner unter preußischer Herrschaft sich wieder emporgearbeitet hat.

In ganz Westpreußen stehen sich etwas über 1 Million Deutscher 600000 Nichtdeutschen gegenüber, die große Mehrzahl (65 v. H.) bekennt sich zur deutschen Zunge, dessen ungeachtet ist der bei weitem größte Teil der Provinz schon jetzt zu Polen gefallen! Von den vier Kreisen des westpreußischen Abstimmungsgebiets ist Marienburg zu 97 v. H., Rosenberg zu 92 v. H., Marienwerder zu 62 v. H. und Stuhm zu 57 v. H. deutsch. Im Ganzen stehen sich ungefähr 120000 Deutsche 40000 Polen gegenüber, die deutsche Mehrheit ist so imposant, wie sie in keinem der andern Abstimmungsgebiete wiederkehrt!

Was an geistiger Bedeutung im westpreußischen Abstimmungsgebiet, falls es zu Polen käme, verloren ginge, sagt mehr wie alles andere das einzige Wort: Marienburg mit seinem Ordensschloß. An materiellen Gütern kommen außer den Waldungen in den Kreisen Marienwerder und Rosenberg, die 1913 etwa 200000 Festmeter lieferten, darunter über die Hälfte Nutzholz, die reichen Weizen- und Rübenfelder an den Ufern der Weichsel und Nogat in den Kreisen Marienburg und Stuhm in Betracht. Trotz des geringen äußeren Umfangs produzierte das Gebiet an landwirtschaftlichen Produkten 0,3 Mill. Dz. Weizen, 0,5 Mill. Dz. Roggen, 0,3 Mill. Dz. Gerste, 0,5 Mill. Dz. Hafer, 2 Mill. Dz. Kartoffeln, 0,2 Mill. Dz. Hülsenfrüchte, 1,5 Mill. Dz. Zuckerrüben, 1,4 Mill. Dz. Futterrüben, 1,3 Mill. Dz. Klee und 1,1 Mill. Dz. Wiesenheu oder pro Quadratkilometer seines Areals produziert der Bezirk in Weizen 120 Dz., in Zuckerrüben 600 Dz. gegenüber 80 bzw. 400 Dz. in ganz Preußen, ein offensichtlicher Beweis für die Fruchtbarkeit des Landes. Auch die Produktion an Hülsenfrüchten überragt den Durchschnitt des Staates um das doppelte, an dem für die Gewinnung von Oel so wichtigen Raps um das vierfache!

Über die Größe des Viehstandes habe ich leider in dem übrigen Abstimmungsgebiete, so auch für das westpreußische, keine genauen Daten auffinden können. Mineralische Bodenschätze besitzt Westpreußen leider so gut wie gar keine.

V.

Das nordschleswigsche Abstimmungsgebiet zerfällt bekanntlich in eine nördliche und eine südliche Zone. Erstere umfaßt die Kreise Apenrade, Hadersleben und Sonderburg, sowie die nördlichen Teile der Kreise Tondern und Flensburg-Land, letztere den Rest der beiden zuletzt genannten Kreise, Flensburg-Stadt und den Nordostzipfel des Kreises Husum. Die erstere Zone ist ungefähr 3600 Quadratkilometer groß und zählt rund 190000 Einwohner, letztere 1300 Quadratkilometer mit 110000 Einwohnern, das ganze Abstimmungsgebiet umfaßt daher 4900 Quadratkilometer mit 300000 Einwohnern, ist also kleiner als das Großherzogtum Oldenburg (5380 Quadratkilomer), dessen Bevölkerungsdichtigkeit ungefähr die gleiche ist, hat aber erheblich weniger Einwohner als Braunschweig (500000), obwohl dieses nur 3672 Quadratkilometer groß ist. Es ist also ähnlich dem

ostpreußischen Abstimmungsgebiet ein schwach bevölkertes Land (noch nicht 60 Einwohner auf 1 Quadratkilometer). In ganz Schleswig gaben bei der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 67 v. H. die deutsche, 29 v. H. die dänische als ihre Muttersprache an, der Rest entfällt in der Hauptsache auf Angehörige der friesischen Sprache. Im Kreise Hadersleben sprachen 18 v. H. deutsch, 81 v. H. dänisch, in Apenrade 24 v. H. deutsch, 75 v. H. dänisch, in Sonderburg 20 v. H. deutsch, 80 v. H. dänisch, in Tondern 34 v. H. deutsch, 44 v. H. dänisch und 21 v. H. friesisch, in Flensburg 92 v. H. deutsch, nur 6 v. H. dänisch. Dabei hat das Deutschtum in den letzten 15 Jahren unverkennbare Fortschritte gemacht, denn 1890 sprachen in Hadersleben nur 11 v. H., in Apenrade nur 17 v. H., in Sonderburg 13 v. H. und in Tondern nur 27 v. H. der Bevölkerung deutsch. In den Städten der vier Nordkreise ist das Sprachenverhältnis weit mehr zugunsten des Deutschtums, denn es sprachen 1905 in der Stadt Apenrade je 49 v. H., in Hadersleben 37 v. H., in Sonderburg 58 v. H. und in Tondern 70 v. H. deutsch und die Gemeindevertretung besaß in fast allen größeren Marktflecken die entschiedene Majorität, auch in vielen Landgemeinden halten sich die Deutschen und die Dänen gegenseitig das Gleichgewicht. Eine reinliche Ausscheidung rein dänischer Bezirke, wie dies vielleicht für reinpolnische Bezirke in Westpreußen und Oberschlesien der Fall ist, ist ganz unmöglich. Übrigens gehen dänische Sprache und dänische Gesinnung in Nordschleswig bei weitem nicht zusammen, was am klarsten bei den Ergebnissen der Reichstagswahlen zutage tritt. Im Jahre 1912 wurden im Wahlkreis Hadersleben-Sonderburg 11744 dänische und 6317 deutsche Stimmen abgegeben, also zwei Drittel dänisch und ein Drittel deutsch, während das Sprachenverhältnis vier Fünftel zu ein Fünftel ist. im Wahlkreis Apenrade-Flensburg wurden 3560 dänische und 22344 deutsche Stimmen abgegeben. Verhältnis 1 : 6; Sprachenverhältnis dagegen 1 : 4. Und dabei kann man sicher annehmen, daß die Beteiligung der dänisch fühlenden Bevölkerung eine weit größere gewesen ist, als die der deutsch denkenden. Die Ursache dieser auf den ersten Blick vielleicht befremdenden Erscheinung ist in der durchaus nicht allgemein bekannten Tatsache zu suchen, daß in sehr vielen Häusern Nordschleswigs neben dem Deutschen auch die jütische Mundart gesprochen wird und doch fühlen diese „Heimdeutschen", die überall die Bevölkerung durchsetzen und einen guten Teil des alten Volkskerns ausmachen, so gut deutsch, wie irgendwelche andere Deutsche. Die Bewohner von ganz Schleswig sind niemals Dänen, also Skandinavier gewesen, sondern Angelsachsen, die einen Dialekt gesprochen haben, der der dänischen Sprache verwandt ist, aber die Bezeichnung Schleswig-Südjütland bleibt grundfalsch. Es ist eine durch keine dänische Sophistik wegzuleugnende Tatsache, daß bei jeder Volkszählung die Zahl der Deutschsprechenden Fortschritte, die der dänisch Sprechenden Rückschritte gemacht hat. Dennoch muß, ohne weiteres zugegeben werden, daß eine sogenannte Nordschleswigsche Frage und daß im Lande selbst seit Jahren eine starke Agitation zugunsten einer Annexion seitens Dänemarks tatsächlich existiert, sie baßert im letzten Grunde auf den bekannten Artikel V des Prager Friedens vom 23. August 1866, dessen Inhalt sattsam bekannt ist, so daß es sich wohl erübrigt, hier näher auf ihn einzugehen. Bekannt ist auch, daß dieser Artikel lediglich eine Abmachung zwischen Preußen und Österreich war, der weder Dänemark, noch Frankreich, noch sonst Jemand irgend etwas anging, weniger bekannt vielleicht, daß die dänische Regierung im Februar 1879 ausdrücklich anerkannt hat, daß sie keinerlei Ansprüche auf die Ausführung der Bestimmungen jenes Artikels erheben könne und daß sie die Anerkennung des preußischen Besitzrechtes auf Schleswig in der Einleitung zu dem Optantenvertrag vom 11. Juni 1907 wiederholt hat. Wenn trotzdem die Wiedervereinigung Nordschleswigs mit Dänemark das unveränderte Endziel der Hoffnungen und Ansprüche der Dänen geblieben ist und mit einer Festigkeit ein halbes Jahrhundert hindurch aufrecht erhalten wurde, die unsere Bewunderung herausfordert, so sind hier eine Reihe besonderer Ursachen maßgebend gewesen, auf die wir im Rahmen dieser kurzen geographischen Betrachtung nicht näher eingehen können.

Was die materiellen Werte von Nordschleswig angeht, so treiben die Kreise Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und Flensburg ganz überwiegend Ackerbau, dem etwa ein Drittel der Gesamtfläche des Landes gewidmet ist, in Sonderburg nimmt das Acker- und Gartenland sogar vier Fünftel des Areals ein, ein in Deutschland ungewöhnlich hohes Verhältnis. Die Ernte, die im Lande selbst nicht aufgebraucht wird, versorgt einen nicht unbeträchtlichen Teil Nordwestdeutschlands. Im Kreise Tondern nimmt das Acker- und Gartenland nur etwa zwei Fünftel des Areals ein, ein etwas größerer Bruchteil des Bodens wird von Wiesen und Viehweiden ausgenutzt, die reichlich Fleisch, Fett, Milch und Butter produzieren. Bei der geringen Bevölkerungsdichte geht ein großer Teil dieser Produkte ins übrige Deutschland, deren Menge sich zahlenmäßig nicht feststellen läßt, doch fällt sie jedenfalls für die Ernährung des übrigen Norddeutschlands in die Wagschale.

Der Ertrag der landwirtschaftlich ausgenutzten Fläche in einzelnen Kreisen ist relativ sehr bedeutend, er bezifferte sich auf 0,5 Mill. Dz. Weizen, 0,8 Mill. Dz. Roggen, 0,5 Mill. Dz. Gerste, 1¼ Mill. Dz. Hafer, ebensoviel Kartoffeln, 1,2 Mill. Dz. Hülsenfrüchte, 8¾ Mill. Dz. Futterrüben, 1,4 Mill. Dz. Klee und 3,2 Mill. Dz. Wiesenheu. Während also Kartoffeln sehr zurücktreten, produziert es an Weizen und Wiesenheu wohl das anderthalbfache, an Hülsenfrüchten das zweieinhalbfache, an Futterrüben gar das vierfache im Verhältnis zu ganz Preußen. Nicht unerwähnt darf das Schicksal gelassen werden, das die Stadt Flensburg ereilen würde, falls sie zu Dänemark käme. Schon heut weitaus die bedeutendste Industrie- und Handelsstadt Schleswigs und einer der wichtigsten Handelshäfen der Ostsee würde unter dänischer Herrschaft ihre Blüte bald geknickt sein und ihre Einwohner würden zum größten Teil genötigt sein, auszuwandern, um der völligen Verarmung zu entgehen.

Möge es dem „meerumschlungenen" Schleswig-Holstein, für dessen Vereinigung mit dem deutschen Vaterland vor mehr als 50 Jahren viele der besten Deutschen geblutet und ihr Leben eingesetzt haben, beschieden sein, in seinem ganzen Umfang deutsch zu bleiben. Das wünschen wir seinen tüchtigen und tapferen Bewohnern von ganzem Herzen!

Um die hervorragende wirtschaftliche Bedeutung der bereits abgetretenen und der der Abstimmung unterworfenen Gebiete für das übrige Deutschland noch einmal recht kurz und handgreiflich vor Augen zu stellen, mögen zum Schluß nur noch folgende Zahlenangaben folgen:

Ganz abgesehen von den enormen Futtermitteln, dem Ertrag zahlreicher Handelsgewächse — man denke nur an den Wein-, Hopfen- und Tabakbau im Elsaß, die Kali- und übrigen Salzwerke im Elsaß und in Posen —, dem reichen Viehstand in Nordschleswig und Westpreußen, produzierte für jeden Deutschen im übrig gebliebenen Deutschland, ihre Zahl zu 60 Millionen gerechnet, das bereits abgetretene Gebiet jährlich: 19 Pfd. Weizenmehl, 64 Pfd. Roggenmehl, 10 Pfd. Hülsenfrüchte, 17 Pfd Zucker und 3,1 Ztr. Kartoffeln. Würden auch noch sämtliche Abstimmungsgebiete für uns verloren gehen, so beliefe sich der Gesamtverlust auf den Kopf der übrig gebliebenen Bevölkerung Deutschlands auf weit über 1 Ztr. Mehl, über 4 Ztr. Kartoffeln, 14 Pfd. Hülsenfrüchte und 21 Pfd. Zucker. Was diese Lebensmittel für den einzelnen bedeuten, ergibt eine einfache Gegenüberstellung mit den durch Brot- usw. Karten rationierten Lebensmitteln. Danach bezog der Deutsche jährlich im Durchschnitt im Jahre 1919: 150 Pfd. Mehl (entsprechend 225 Pfd. Brot) 3 Ztr. Kartoffeln, 18 Pfd. Zucker und höchstens 3 bis 4 Pfd. Hülsenfrüchte, falls er überhaupt diese Mengen auch wirklich bezog (was für viele Großstädte bei weitem nicht zutraf). Jene Gebiete lieferten ihm also zwei Drittel seines Mehlquantums, etwas mehr als seine Zuckerration, vier Drittel soviel als seine Kartoffelration und viermal soviel Hülsenfrüchte, als er im günstigsten Fall bekam!

Jedes weitere Wort ist überflüssig!

Weltspiegel

Londoner Konferenzen. Je mehr Friedensverhandlungen wir erleben, desto deutlicher tritt die in wahrhaft großem Sinne führende Rolle hervor, die währendder ganzen Verhandlungen um den Frieden mit Deutschland England gespielt hat. Es ist ihm nicht nur gelungen, für sich die größten Vorteile sowohl aus dem Vertrag selbst wie aus den während der Verhandlungen sich ergebenden Entwicklungen zu ziehen, sondern auch das Odium seines Gewinnes größtenteils auf Amerika abzuwälzen und seine durch Amerikas Eintritt in den Krieg und die englischen Wirtschaftsverluste während des Krieges entstandene Einbuße an politischem Prestige in vollem Maße wiederzugewinnen. Eine merkwürdige Schwerfälligkeit der französischen Diplomatie bei Beginn der Verhandlungen, die zum Teil auf mangelhafte Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse, zum Teil auf Bedenklichkeit, sich dem großen Unbekannten gegenüber allzu stark zu binden, zurückgeführt werden kann, verhinderte die Franzosen, die Vorteile des Sieges in dem Tempo wahrzunehmen, wie das anläßlich des Besuches Wilsons in London England verstand. Man muß annehmen, daß es schon vor dem eigentlichen Beginn der Pariser Verhandlungen Lloyd George gelungen ist, Wilson, der mit den Einzelheiten der europäischen Probleme wenig vertraut gewesen ist, ganz in englischem Sinne zu beeinflussen, während die Unkenntnis europäischer Einzelheiten gerade auch für die Amerikaner ein Anlaß gewesen ist, sich bei den Verhandlungen immer an englische Gesichtspunkte anzulehnen. So benutzte England die Wilsonschen Friedenspunkte, um eine Festsetzung der Franzosen am Rhein, die Frankreich England gegenüber allzusehr gestärkt haben würde, zu verhindern und dafür dem besorgten Frankreich das vorsichtig verklausulierte französisch-amerikanisch-englische Defensivbündnis aufzudrängen. Sodann gelang es ihm, Wilsons diplomatische Stellung dadurch zu erschüttern, daß es einen Zusammenstoß zwischen Amerika und Italien, wenn nicht herbeiführte, so doch zuließ. Man darf nicht vergessen, daß Wilson bereits ein starkes amerikanisches Mißtrauen gegen sich hatte, als er nach Europa fuhr. Die Erregung, die das amerikanische Auftreten gegenüber den Italienern in allen politischen Kreisen zur Folge hatte, war nicht gerade geeignet, dieses Mißtrauen zu zerstreuen, gerade weil man in Amerika den italienisch-slawischen Konflikt unter demselben Gesichtspunkt betrachtet, wie wir etwa einen Konflikt zwischen Bolivia und Peru betrachten würden. Man sah in Amerika nicht ein, weshalb man sich um solcher Lappalien willen in Abenteuer und Unkosten stürzen sollte. Die Folge ist gewesen, daß sich Amerika von der europäischen Politik immer stärker zurückzieht, wodurch England die Rolle eines Ordners der europäischen Angelegenheiten in vollem Maße auf sich nimmt. Die Betrogenen sind die Franzosen, die sich jetzt in allen Punkten verraten und zurückgesetzt fühlen und keinerlei Machtmittel mehr in der Hand haben, ihre außenpolitischen Wünsche durchzusetzen, es sei denn, daß sie es auf Kosten Deutschlands versuchen werden. Pomphaft betonte im November noch Poincaré in London: „Auf den Schlachtfeldern geschmiedet ist die Vereinigung unseren beiden Ländern zur zweiten Natur geworden. Sie ist ihnen eine Lebensbedingung, eins kann ohne das andere nicht handeln. Die Vereinigung dieser beiden großen Nachbarnationen kann viel für die Ruhe ihrer eigenen Zukunft und das Glück der Menschheit tun." Die Kommentare der englischen Presse waren überaus bezeichnend für die Art, wie England seine Frankreich gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen gedenkt. „Ein Bündnis Frankreichs und Englands", schrieb „Daily Chronicle", „ist für die Zukunft der Welt erforderlich. Beide Länder besitzen ausgesprochenes Nationalbewußtsein und ihre Interessen sind weit verzweigt. Wir sehen manche Folgen in verschiedener Beleuchtung. Unsere Gewohnheiten und Instinkte sind verschiedener Art. Wir haben an einigen Stellen in der Welt entgegengesetzte lokale Interessen. Die Moral hiervon ist, daß keine der beiden Nationen denken darf, ihren Weg ohne Rücksicht auf die andere gehen zu können. In allen lokalen Fragen muß die Ansicht der

an Ort und Stelle befindlichen Personen korrigiert werden durch eine mehr zentrale Auffassung, die den großen Perspektiven Rechnung trägt." Daß man dabei natürlich geneigt war, die großen Perspektiven auf seiten des meerbeherrschenden Englands mit seinen großen russischen und türkischen Interessen zu sehen, verschweigt das Blatt, doch wird „die Moral hiervon" deutlicher, wenn es fortfährt: „Das Problem des Wiederaufbaues Frankreichs wird niemals von uns als eine ausschließlich französische Frage betrachtet werden (man beachte die Doppelsinnigkeit des Ausdrucks!), ebenso wenig wie die Sicherheit der Zukunft Frankreichs. Wir möchten unsere französischen Freunde nur bitten, nicht zu vergessen, daß wir ebenfalls schwer gelitten haben usw." Noch deutlicher drückte sich die „Times" aus: „Ohne den nationalen Gefühlen zu nahe treten zu wollen, muß gesagt werden, daß Frankreich und Großbritannien Gefahr laufen, wieder zu ihrer insularen Abgeschlossenheit wie vor dem Kriege zurückzukehren. Der Ausdruck paßt besonders auf Frankreich . . . Der Besuch Poincarés ist der klare Beweis für Frankreichs Bestreben, seine alten Verbindungen mit Großbritannien aufrecht zu erhalten. Das Ergebnis dieser Besprechungen wird die Festigung der Freundschaft und die Sicherung des Weltfriedens sein." Was von diesen Auslassungen, die deutlich den Zweck verfolgten, Frankreich als Bittflehenden hinzustellen, zu halten ist, beweisen die Ergebnisse der letzten Londoner Besprechungen. Im Großen wie im Kleinen ist das Bestreben Englands bemerkbar, seine alte Selbständigkeit, die ihm ein ungebundenes Beherrschen der europäischen Verhältnisse gestattet, zurückzugewinnen. Ein militärisches Bündnis mit Frankreich wird, wenn man auch einer gemeinsamen militärischen Kommission unter dem Vorsitz von Foch zustimmt unter Hinweis auf die noch unklare Lage in Amerika und den Text des Garantievertrages (vergl. Grenzboten Heft 33) abgelehnt. Die französische Anleihe wird zum Handel in England nicht zugelassen. Das englische Kohlenausfuhrverbot trifft Frankreich am schwersten. Die Kanaltunnel-Frage ist noch immer nicht geklärt. Belgien soll nach Möglichkeit auch weiterhin neutralisiert werden, weil England, das sich mehr und mehr in Antwerpen festsetzt, fürchtet, daß ein zu enges belgisch-französisches Militärbündnis eine mehr oder minder versteckte Annexion Belgiens durch Frankreich bedeuten könnte. Gleichzeitig brechen in Syrien in den von den Engländern geräumten und durch die Franzosen abredegemäß zu besetzenden Gebieten nicht ungefährliche Aufstände aus. Vor allem aber schickt England sich an, sich endgültig Konstantinopel zu sichern.

Die oft hinausgeschobene Regelung der Konstantinopelfrage ist durch die anatolische Nationalistenbewegung wieder akut geworden. Die Franzosen treten für eine internationale Kommission ein, die die Meerengen in ihre Verwaltung nehmen soll und sich auf türkisches Militär stützen kann. Aus diesem Grunde will man französischerseits auch, daß der Sitz der türkischen Regierung in Konstantinopel bleibt. „Zur See", schreibt der „Temps", „werden freilich die Alliierten diesen Schutz verbürgen, aber nicht alle Alliierten sind zur See gleich stark. Wird nicht die Ungleichheit der Mittel, mit welcher Loyalität man immer vorgehen will, schließlich eine Ungleichheit der errungenen Vorteile nach sich ziehen?" Mit allen möglichen Argumenten bombardiert der „Temps", besonders eifrig vom „Journal" unterstützt, die Engländer, damit sie auf eine rein englische Lösung verzichten: man muß auf Rußland Rücksicht nehmen, es ist unklug, die Mohammedaner zu verstimmen, die Bulgaren könnten einen Handstreich versuchen usw. Das Ergebnis dieses Hin und Her wird anscheinend äußerlich ein Kompromiß sein, der die tatsächliche Lösung zugunsten Englands verschleiert. Daß Clemenceau sich, während in Kopenhagen verhandelt wird, in seiner letzten großen Rede so offen und unbedingt gegen die russischen Bolschewisten festlegen durfte, kann nur dadurch erklärt werden, daß er im Begriff ist, in der Meerengenfrage nachzugeben. Tatsächlich ist es ja auch die höchste Zeit, daß in Konstantinopel Ordnung und Ruhe geschaffen wird. Die Nachrichten, daß die Bolschewisten beabsichtigen, Konstantinopel zu einem Propagandazentrum zu machen, mögen tendenziös übertrieben sein, aber Berichte aus Konstantinopel lassen doch erkennen, daß die gegen-

wärtige Verwirrung, in der tatsächlich fünf oder sechs Regierungen nebeneinander her regieren, unmöglich länger geduldet werden kann. Daß Frankreich nachgeben wird, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil England durch die Verlegung seiner Flottenmanöver, die trotz Kohlennot die Anwesenheit der gesamten Mittelmeer- und Atlanticflotte im Mittelmeer erfordern, und sicher nur angeblich keinerlei politische Ziele verfolgen, beweist, daß es zum äußersten entschlossen ist. Ob die Engländer dieses Vorteils auf die Dauer froh werden, hängt von der künftigen Entwicklung in Rußland ab, das sich eben jetzt anschickt, den am Bosporus zu erleidenden Verlust in Mittelasien wiederauszugleichen. Jedenfalls gewinnt England mit Konstantinopel den maßgebenden Einfluß sowohl in der Türkei wie auf dem Balkan. Bei den starken Verstimmungen, die während des ganzen Jahres zwischen Frankreich und Italien bestanden haben und jetzt augenscheinlich durch die Veröffentlichung der Gelb- und Grünbücher, die außer Deutschland im Grunde niemanden mehr interessieren, nach Möglichkeit verwischt werden sollen, ist es nicht einmal wahrscheinlich, daß England eine starke Mittelmeerkoalition aus Frankreich, Italien und Griechenland gegen sich haben wird. Aus diesem Grunde kann man schließen, daß auch der Fiume-Konflikt seiner Lösung entgegengeht. Gewinnt England, das es nach wie vor versteht, sich hinter amerikanische Widerstände zu verschanzen, Konstantinopel, so kann es sich erlauben, den Konflikt, allerdings gegen die Anschauungen und Wünsche französischer Politiker, in einem für Italien wenn nicht unbedingt günstigen, so doch annehmbaren Sinne zu lösen, da es ja keinerlei Interesse daran hat, auf dem Balkan die Vorherrschaft eines starken Südslawenstaates zu sichern. In diesem Falle würde es Italien gegenüber wieder eine Rolle des Menschheitsbeglückers übernehmen können und in Zukunft Italien und Frankreich zur Entlastung seiner Flotte gegeneinander ausspielen können.

Menenius

Drinnen und draußen

Bayern und der Vatikan. Die Verhandlungen, die Nuntius Pacelli kürzlich in Berlin über die Frage der Regelung der künftigen diplomatischen Beziehungen Deutschlands zum Hl. Stuhl geführt hat, haben, wie uns unser Münchener Mitarbeiter berichtet, zunächst das positive Ergebnis gehabt, daß Bayern auf seine Gesandtschaft beim Vatikan zugunsten des Reichs verzichtet. Der derzeitige Inhaber des Postens, Baron Ritter, der dieser Tage vom Papst empfangen worden ist, wird nach Abschluß der Verhandlungen in den diplomatischen Dienst des Reiches übernommen werden, und einen gleichartigen Gesandtenposten erhalten. Über das Schicksal der Münchener päpstlichen Vertretung ist noch nichts bestimmt. Die Kurie scheint geneigt, vorerst ihre dortige Vertretung noch zu belassen. Die letztere Absicht, der durch Bayerns Verhalten jeder Rechtsgrund entzogen wird, erfährt eine besondere Beleuchtung durch die in Nr. 52 von uns gebrachte, bisher amtlich unwidersprochen gebliebene Mitteilung über Bestrebungen der Entente, in den süddeutschen Landeshauptstädten Gesandtschaften einzurichten und dadurch die Einheitsbestrebungen der neuen Reichsverfassung zu durchkreuzen. Um so erfreulicher berührt das loyale Verhalten Bayerns, von dem wir heute berichten können. Und auch in der Weiterverwendung des bisherigen bayrischen Gesandten im Dienste des Reiches sehen wir ein erfreuliches Symptom dafür, daß der neue Unitarismus keinerlei Neigung zu einer illoyalen „Verpreußung" des Reichsorganismus zeigt, die im deutschen Süden noch immer als Schreckgespenst umgeht.

Die Randbemerkungen Kaiser Wilhelms II. Wer die Akten der früheren kaiserlichen Regierung einigermaßen kannte, hat sich nach dem Umsturz mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Schriftsteller vom Schlage Kautskys die Randbemerkungen des Kaisers zu einer Geschichtsfälschung größten Stils mißbrauchen würden. Der Kaiser pflegte alles mit dem Bleistift in der Hand zu lesen. Mit der Arbeitsfreude, die ihn auszeichnete, nahm er allmorgentlich schon beim Ankleiden die Mappe des Auswärtigen Amtes vor und versah deren Inhalt, auch wenn es sich um verhältnismäßig unwesentliche Zeitungsausschnitte handelte, mit Äußerungen, in denen seine rasche Auffassungsgabe wie sein impulsives Temperament sich auswirkten. Diese Bemerkungen gelangten dann im Original zur Kenntnis eines größeren Kreises von Dienststellen, als der Kaiser es vermuten konnte. Zum Teil wurden sie sogar auf den Vervielfältigungen der Berichte nachgetragen — eine Maßnahme, die sicherlich nicht die Billigung des Kaisers gefunden hätte. Die mit parteiischer Absicht nunmehr ans Licht gezerrten Randglossen des „Kaisers in Unterhosen", wie ihn Kautsky bezeichnet, werden leider häufig aus Unkenntnis des inneren Geschäftsbetriebes der früheren Regierung falsch bewertet. So wurden vielfach Vergleiche mit den Marginalien Friedrichs des Großen gezogen. Kein Vergleich trifft geschichtlich weniger zu. Allerdings ähnelten diese Äußerungen des Kaisers in der Form manchmal dem berühmten Marginalstil Friedrichs des Großen. Aber es besteht ein gewaltiger Unterschied. Friedrich der Große, der absolute Monarch, erließ durch sie Randverfügungen, Kaiser Wilhelm dagegen teilte in ihnen seinen Mitarbeitern seine persönlichen Ansichten mit. Hierdurch griff er den auf konstitutionellem Wege zu treffenden Entscheidungen nicht vor. Er wußte, daß seine Ratgeber vor jeder fachlichen Entscheidung ihm ihre Überzeugung in voller Offenheit vortragen würden, ohne sich durch irgendwelche Randbemerkungen beengt zu fühlen. Unzählige Stellen ließen sich anführen, die beweisen, daß die endgültige Entscheidung des Kaisers von seinen persönlichen, unter dem ersten Eindruck hingeworfenen Randbemerkungen abweicht. Gerade weil er sich bewußt war, daß jene Augenblickseinfälle — die ihm selbst niemals wieder vorgelegt worden sind — den Entschlüssen der verantwortlichen Stellen in keiner Weise vorgriffen, erging er sich in ihnen zwanglos und unbesorgt. Wenn die Geschichtsschreibung über das Zeitalter Kaiser Wilhelms II. auch nur einigermaßen das Verantwortungsbewußtsein des Kaisers selbst und der damaligen Reichsleitungen sich zum Muster nimmt, wird sie den Randglossen Wilhelm II. in allen irgendwie wichtigen Fragen nur den Rang subjektiver Privatnotizen, wirklicher Eintagsfliegen, zuerkennen. „Auf meine Randbemerkungen darf man mich nicht festlegen", pflegte der Kaiser selbst abzuwehren, wenn ein hoher Beamter — zu des Kaisers Erstaunen — sie einmal dienstlich zu schwer auffassen und sich dem Regenten gegenüber darauf beziehen wollte.

— e —

Bücherschau

Oswald Spengler, Preußentum und Sozialismus. C. H. Beck, München 1920. Die Tiefenschicht, in der der bekannte Münchener Denker sein Problem anfaßt, erfordert eine Einstellung dieser Schrift in den innern Zusammenhang der großen Versuche europäischer und deutscher Geschichtsausdeutung, die uns zumeist seitab von der Akademie die letzten Jahrzehnte geschenkt haben. Gemeinsame Grundlage ist Nietzsches tiefe pessimistische Kulturkritik, aber auch Lagardes Einfluß ist allenthalben spürbar. Auf beiden baut die Doktrin des Georgekreises, die in den Jahrbüchern für die

geistige Bewegung ihren Ausdruck gefunden und die Stellung Max Schelers[1]) wesentlich mitbestimmt hat. Dicht vor Kriegsbeginn erneuerten die „Hauptfragen der modernen Kultur" des in Frankreich gefallenen Bonner Philosophen Emil Hammacher das Bild eines schwermütigen Kulturpessimismus, der gegen unaufhaltsame zivilisatorische Einebnung und Verflachung steil den Individualismus der absoluten Mystik stellte. Eine scharfsinnige Analyse „Preußischer Prägung" gab während des Krieges Lucia Dora Frost, Moeller van den Brucks „Preußischer Stil" versuchte das Wiedereinmünden des preußischen Seitenweges in das gemeindeutsche Schicksal zu begründen. Eine Entfaltung der Grundthese Worringers von der ewig deutschen Gotik vollzog Richard Benz, der den Protest gegen das Romanentum als tiefste deutsche Sendung erkannte und damit die Vision vom deutschen Wesen bestätigte, die schon Dostojewski verkündet hatte (vgl. besonders seine Politischen Schriften in der deutschen Gesamtausgabe, herausgegeben von Moeller van den Bruck bei Piper). In derselben Richtung ging Thomas Manns Kampf gegen den Zivilisationsliteraten in den „Betrachtungen eines Unpolitischen". Während so durch tiefste denkerische Bemühung die geistige Westfront immer fester ausgebaut wurde, unternahm Rudolf Pannwitz den eigenartigen Versuch, die französische Aufklärung und ihre Krönung im napoleonischen Imperialismus kulturromantisch zu verherrlichen. In das umfassende Gefüge dieser Ideenentwicklung gehört auch als wesentliches Element Oswald Spenglers großangelegtes Werk Der Untergang des Abendlandes, sowie die kleine und gehaltvolle Schrift, mit der wir uns hier zu beschäftigen haben.

Das Ziel der Untersuchung wird klar gesehen und entschieden hingestellt: die Aufgabe ist die Befreiung des deutschen Sozialismus vom undeutschen Marxismus, die sachliche Grundvoraussetzung die Einheit altpreußischen und sozialistischen Geistes. Die Revolution ist gescheitert, weil in ihr Bebelsches Preußentum an Marxische Nurkritik verraten, Organisation durch kritischen Abbau ersetzt wurde. Was unter den Jungen heute vielfach als Westlertum bezeichnet wird, bettet Spengler hier als Engländertum in die europäische Gesamtbewegung ein und stellt es den beiden anderen neuzeitlichen Weltgedanken, dem von Spanien ausgehenden Ultramontanismus und dem preußischen Sozialismus gegenüber. Insbesondere dem Gegensatz von Engländertum und Preußentum, Wikinger- und Ordensgeist, Privatgesellschaft und Staatlichkeit, Liberalismus und Sozialismus gelten die vorliegenden Untersuchungen. Der Weg des preußischen Sozialismus führt von Friedrich Wilhelm I. über Bismarck und Bebel in den August 1914. Aber diese preußische Sendung ist in der Novemberrevolution und ihrem Vorläufer, der Parlamentarisierung, an den englischen Gedanken verraten worden. Denn englisch in diesem Sinne ist die Unterwerfung des Staates unter Partei-Parlamentarismus, Korruption und Schiebertum. Englische Verzerrung ist aber vor allem der Marxismus. Englisch ist seine Staatlosigkeit, seine Verachtung der Arbeit, die sich im Phäakenideal des Zukunftsbildes ausspricht, englisch ist seine eudämonistische Moral und seine Ausbeutungsauffassung vom Kapital. Englischer Wikingergeist sieht die Welt als Beute, preußischer Ordensgeist als Aufgabe verantwortlicher Verwaltung. Sozialismus muß sich in der altpreußischen Beamtengesinnung, die entsagender Dienst an der Gesamtheit ist, wiedererkennen und auferbauen. Der schlimmste Feind dieses preußischen Sozialismus, des Geistes faustischer Zivilisation, ist nicht der deutsche Kapitalismus, sondern der Pseudosozialismus der Ententeländer. Sozialistische und konservative Grundgesinnung begegnen sich im Zielbild der Verwandlung des Arbeiters in einen Wirtschaftsbeamten, des Unternehmers in einen verantwortlichen Verwaltungsbeamten und des Eigentums in eine Art erblichen Lehens. Mit dem deutschen Schicksal steht das Schicksal

[1]) vgl. die Abhandlungen und Aufsätze, die soeben unter dem Titel „Umsturz der Werte" in zweiter Auflage im Neuen-Geist-Verlag, Leipzig (2 Bände M. 28,—) erschienen sind.

der gesamten Zivilisation in Frage. Die Schrift mündet in einen Ruf an die Jugend zu sozialistischer Ermannung, die allein den Weltsieg des so geschauten „Preußentums" über das innere und äußere „Engländertum" erringen kann.

Die Quintessenz dieser beachtlichen und beherzigenswerten Schrift ist die Überzeugung, daß wir auch als Einheitsstaat und bei aller Wahrung stammlicher Sonderart das preußische Stahlbad brauchen und daß dieses Stahlbad heute soziale Gesinnung heißt. Marxismus ist verwestlichter anarchischer Sozialismus. Die Streikforderung verrät seine widersozialistische Grundgesinnung. Preußischer Sozialismus aber ist autoritärer Sozialismus. Bis hierhin gehen wir mit Spengler durchaus überein. Unser Weg scheidet sich an dem Punkt, wo er für das Abendland und für das Deutschtum auf Kultur verzichtet und sich mit einer gewissen stoischen Freudigkeit zur Zivilisation bescheidet. Auch wir glauben nicht an eine deutsche Kultur, die man machen oder auch nur wollen kann. Aber wir glauben an eine Bereitschaft zum Wunder, das über uns kommen kann. Wir wollen nicht wie die Romantiker an der Zivilisation und nicht am Sozialismus vorbei, sondern durch sie hindurch. Nicht um zur vereinsamenden Mystik Hammachers, nicht um zu Walther Rathenaus „Seele", diesem Bastard aus der Scheinehe von Individualismus und Sozialismus, sondern um zum Werk zu kommen und zur Schau des Werkes in der Gemeinschaft. Sozialismus bleibt Mechanisierung, Mosaik ist nicht Gestalt. Aus Sozialismus soll Korporativismus werden.

Im Ideenerbe des Freiherrn vom Stein sehen wir nicht wie Spengler urtümlich preußisches Ideengut, sondern geraden Schößling aus jener deutschen Wurzel, aus der sich vormals Preußentum abzweigte, um nunmehr wieder in die Wachstumsrichtung des Stammes zurückzukehren. In der Formel des autoritären Sozialismus liegt uns eine Alternative verborgen, die die doppelte Möglichkeit von organischer oder mechanischer Autorität, von Führung oder Zwang offenläßt. Auch wir sehen in der Zersetzung, in die uns das Westlertum, der „innere Engländer", gestürzt hat, keinen Ausweg als neue Zucht, die man als preußisch und sozialistisch zugleich empfinden kann. Den Zwingherrn zur Deutschheit — mit Fichte zu reden — können wir auch heute nicht entbehren. Aber wir sehen in der Erneuerung des körperschaftlichen Gedankens eine Lösung und ein Symbol, die über Preußentum und Sozialismus zugleich hinausführen und deren Linie bis zurück in eine ursprünglichere Deutschheit verlängern. Gelingt aber das Wunder der Leibwerdung unserer zersetzten Volksgemeinschaft, dann wird im körperschaftlich gebundenen und verantwortlich geführten Volksganzen auch wieder Kultur möglich. Dann versagt die Spenglersche Voraussage, die historische Dynamik allzu einfach, weltgeschichtliche Abläufe allzu typisch sieht. Wir prophezeien nicht, sondern wir fordern und hoffen. Unsere Forderung schließt die seine ein, unsere Hoffnung und unser Glaube überflügelt seine Skepsis. Auch ein Glaube, der Unmögliches wollte, würde vor der lebendigen Geschichte in höherem Sinne recht behalten, als die reifere Vernunft, die sich in Verzichten bescheidet. Denn in wesenhaften Dingen darf nie die Berechnung des Verstandes, darf nur die Gewalt des Lebens uns Verzichte aufzwingen. Gegen das verständlerische entscheiden wir uns für das tragisch-heroische Weltbild und glauben nicht, daß wir uns damit von Oswald Spengler trennen. M. H. Boehm

Politische Aufgaben der Sozialistischen Internationale. Vortrag des Herrn Dr. P. J. Troelstra, gehalten am 2. März 1919 in Luzern. Verlag: Schweiz. Grütliverein, Sektion Luzern.

Der holländische Sozialistenführer sagt in seinem Vortrag dem Militarismus schärfste Fehde an. Das Proletariat eines Landes allein könne die Vertilgungsmaschinerie nicht zertrümmern, hierzu bedürfe es der Mithilfe der sozialistischen Internationale. Deren Aufgabe müsse es sein, die Prinzipien der deutschen Revolution, welche zugleich die Prinzipien der sozialdemokratischen Revolution seien, nach den Ländern überzutragen.

wo sie jetzt noch nicht vollkommen verstanden werden. — „Die Worte hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube." Die bisherigen Erfahrungen haben gelehrt, daß gerade in den Ententestaaten, auf die es beim Wiederaufbau der Internationale dort in erster Linie ankommt, ein großer Prozentsatz des sozialistischen Proletariats abseits der Zusammenschlußbestrebungen stehen blieb und schärfer denn je das „nationale" Moment betont. Die Gründung eines „nationalen Arbeiterverbandes" in Frankreich ist hierfür ein typisches Beispiel. Frankreich baut in Elsaß-Lothringen die ruhmlos erbeuteten Festungen aus, richtet überall Flughäfen ein und bekundet ungebrochene Kriegsbereitschaft. Der Gedanke der internationalen Völkerverbrüderung im Sinne Karl Marx' wird hier mit Leichtigkeit unterdrückt. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den rechnenden Engländern und Amerikanern. „Proletarier aller Länder vereinigt euch"; dieser Ruf erschallt nur in den schwindsüchtigen mitteleuropäischen Staaten, in dem halbtotgewirtschafteten Rußland und in den durch den Weltkrieg ebenfalls schwer heimgesuchten Kleinstaaten. Im Herrscherbereiche des Imperialismus verhallt dieser Ruf jedoch ungehört. Aus dieser Situation können die deutschen Sozialisten die Lehre ziehen, daß nicht „Internationale" im marxistischen Sinne sie aus ihrer Stellung als „Heimarbeiter der Welt" retten kann, sondern allein ein starkes Nationalbewußtsein, kraft dessen die weltwirtschaftlichen Beziehungen eher angeknüpft werden können als mit der internationalistischen Schwarmgeisterei. Haben wir uns erst mal alle auf unsere eigene geistige und ethische Kraft wieder besonnen und auch die Körperkräfte nicht schamlos vergeudet, so wird das Vertrauen des Auslandes in unsere Wirtschaft zurückkehren, wird ein Aufwärtsstreben möglich sein. Deshalb möge es dem deutschen Arbeiter noch einmal zugerufen sein: Setzen wir Deutschland wieder recht in den Sattel, was nur von der Grundlage eines ausgeprägten Nationalbewußtseins geschehen kann, reiten wird es schon können! O. L.

Die Kohlenversorgung Europas von Ingenieur A. H. Goldreich, Wien. Verlag Urban u. Schwarzenberg, Berlin N., Friedrichstraße 105 b.

Das Buch ist bereits 1918 erschienen; mit besonderem Interesse verfolgt man jedoch gerade heute die durchaus noch aktuellen Ausführungen zu dem großen Problem der Kohlenversorgung. Als das vorzügliche Werk geschrieben wurde, gestalteten sich die Produktionsverhältnisse im Kohlenbergbau immer schwieriger; der Praktiker sowohl wie jeder Wirtschaftskenner setzen voraus, daß die Minderförderungen in Verbindung mit der Transportnot Europa einem unheilvollen Zustande entgegenführen mußte. Zur Lösung des schwierigen Problems fordern die einen noch heute erhöhte Betätigung des Staates als Unternehmer; die anderen verlangen die freie zwanglose wirtschaftliche Entwicklung; eine dritte Kategorie endlich verlangt eine neue Wirtschaftsform. Der Verfasser wirft die Frage auf: Sollen wir die neue Friedenswirtschaft tatsächlich verwerfen, die gebundene staatssozialistische Zwangswirtschaft an ihre Stelle setzen und dem ehemals zügellosen Erwerbsbetrieb ein jähes Ende bereiten? Die Antwort, die er hierauf gibt, lautet: Der Staat wird uns die Richtung geben, er wird der Hüter unserer Wirtschaft sein, doch frei und auf gesetzlich vorgeschriebenen Bahnen soll jedermann schaffen helfen, um aus der Not zu kommen. Das Individuum soll sich entwickeln können, es wird der Träger alles Fortschritts sein.

Nach dem furchtbaren Zusammenbruch im November 1918 ist alles anders gekommen. Der Individualismus wurde als „Sündenbock der Kriegsschuld" durch den Kollektivismus zurückgedrängt. Überall ertönte der Ruf nach Sozialisierung, wobei man immer wieder auf die russischen Wirtschaftsverhältnisse hinwies. Das Problem der Sozialisierung des Bergbaues steht allem voran in Europa sowohl wie in den angelsächsischen Ländern auf der Tagesordnung. In Deutschland haben die Staatsgruben — Saarland — schon in Friedenszeit den Beweis erbracht, daß sie hinter der Leistungsfähigkeit der Privatgruben zurückblieben und auch die Lohnverhältnisse, wie überhaupt die ganzen Arbeitsverhältnisse lagen ungünstiger in den Staatsbetrieben. Geblendet durch das Erfurter Programm stellte man diese Faktoren

aber nicht in Rechnung, steht leider Gottes auch nicht ein, daß die Entente nach der Sozialisierung einen guten Netzwurf tun kann. Allerdings ist vorläufig von einer völligen Überführung der Privatgruben in Staatseigentum Abstand genommen worden. Das Gesetz über die Regelung der Kohlenbewirtschaftung ist aber die Etappe hierzu. Man kann dem Verfasser nur beipflichten, wenn er schreibt, daß die „Aufhebung der Bergbaufreiheit nicht geeignet ist, den Interessen der Allgemeinheit Rechnung zu tragen". Der Unternehmer muß vielmehr mannhaft seine Interessen wahren; der Staat muß ihn nur insofern daran hindern, als sich für die Allgemeinheit dadurch Nachteile ergeben. Dies kann aber nur dann vorteilhaft fürs Ganze geschehen, wenn der Staat außerhalb jeder Parteiinteressensphäre der Allgemeinheit voll dienen kann, wenn er, über den Parteien stehend, nur Gesetzgeber und Hüter der Gesetze bleibt. Leider ist dies ja heute bei uns nicht mehr der Fall. Die Entindividualisierung und Entpersönlichung unseres Wirtschaftslebens brachte Deutschland den völligen wirtschaftlichen Niedergang. Es muß deshalb mit allen Mitteln versucht werden, die Zahl der initiativ Tätigen zu erhöhen; dies allein liegt im Interesse der großen Masse unseres Volkes. Die Initiative kann sich aber unter staatlicher Knebelung nie und nimmer entwickeln.

Wer sich in das äußerst schwierige Problem der europäischen Kohlenversorgung vertiefen will, der nehme das Goldreichsche Buch zur Hand. Hier spricht ein Praktiker aus Erfahrung. Hochbefriedigt studiert man die 268 Seiten bis zu Ende durch.

O. L.

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Vaterland und Mutterland

Von Moeller van den Bruck

Jedes Volk muß ſeinem Schickſal gewachſen ſein. Wir dem Unſeren: daß wir von Anbeginn vor eine Doppelung aller Probleme geſtellt wurden, die als deutſch durch unſere Geſchichte gingen. Unſere Menſchen ſelbſt haben ſich in den Geiſt dieſer Doppelung eingewöhnt. Wir ſind problematiſche Menſchen. Wir ſind eine dualiſtiſche Nation. Wir ſind ein Volk mit ſeinem Widerſpruch. Und ſchon dies iſt ſehr deutſch, daß wir, wenn wir heute die Frage aller Fragen, die Frage nach unſerer Zukunft, beantworten wollen, nicht auf einen Inbegriff verweiſen können, der Deutſchland heißt. Deutſchland und Deutſchtum decken ſich nicht. Sie decken ſich nicht äußerlich, weder politiſch noch geographiſch. Und ſie decken ſich nicht innerlich, weder ſeeliſch noch charakterologiſch. Wenn wir uns über dieſes Schickſal eine Rechenſchaft geben wollen, dann müſſen wir uns immer mit zwei Begriffen auseinanderſetzen, in denen es beſchloſſen liegt: Vaterland und Mutterland.

Wir ſtehen überall vor Zwieſchaft. Wir ſind ein altes Volk und ein junges Volk. Wir ſind weſtlich und ſind öſtlich gerichtet. Wir ſind katholiſch und proteſtantiſch geſchieden. Wir haben unſeren Ausdruck einſt in einer Gotik gefunden, die das Gehäuſe unſeres Schauens mit irrationaler Gewaltigkeit abbildete. Und wir haben uns doch immer wieder antiker Form genähert, die unſer Unmaß ins Ebenmaß zwang. Wir haben ſchließlich, als wir auf humaniſtiſcher Grundlage ein klaſſiſches Gleichgewicht hergeſtellt hatten, die Forderung des Idealismus vor allen Völkern erhoben. Aber wir haben dann ſelbſt ſehr bald einen Materialismus verwirklicht, der als undeutſch empfunden wurde, wenn wir auch niemals vergeſſen ſollten, daß wir zwar immer Phantaſten geweſen ſind, die ſich ihren Kosmos gar nicht groß genug vorſtellen konnten, aber auch früh ſchon Techniker, die den Gang der Welt im Uhrwerke ihrer Erfindungen mit Sorgfalt und in Vollkommenheit zu wiederholen verſtanden. Unter ſeinen mancherlei Folgen hat dieſer Materialismus vor allem die eine gehabt, daß er von unſerem bis dahin agrariſchen Leben ein induſtrielles abteilte. Und wieder von dieſem Materialismus aus haben wir uns zuletzt in einen Imperialismus hinausgewagt,

den wir schon deshalb nicht nur als Romantik abtun dürfen, weil er eine so starke Berechtigung in unserer Wirtschaft und in unserem Wachstum besaß. Doch sein Reich ist zusammengebrochen. Und nun wissen wir abermals nicht, welche eindeutige Schlußfolge wir aus unserer zweitausendjährigen geschichtlichen und aus dieser jüngsten politischen Erfahrung ziehen sollen: ob wir die Rettung in einem Föderalismus zu suchen haben, der unseren alten Partikularismus fortsetzt, oder ob wir sie in einem Zentralismus finden werden, auf den unsere Nationalität nach wie vor hindrängt.

Sollen wir vom Vaterlande ausgehen?

Oder sollen wir ins Mutterland zurückkehren?

Nur politische Völker haben ein Vaterland. Rom war Vaterland. Und die Engländer besitzen heute das Ihre. Vaterland: das ist die große Selbstverständlichkeit, die als Bewußtsein von dem Einzelnen auf die Nation übergeht, um sich dann von der Nation wieder auf den Einzelnen zurück zu übertragen. Aus dem Selbstbewußtsein eines Menschen, der Vaterland hinter sich weiß, kommt die Überzeugung, einem auserwählten Volke anzugehören. Es liegt Beschränkung darin, Einseitigkeit, Starrheit, Kälte. Aber in der Überhebung noch liegt Großartigkeit, unbedingte Männlichkeit, Macht, die vor Recht geht, und vor allem die Macht, keine anderen Völker neben sich zu dulden. Auf ihr beruht der Anspruch, das Vaterland auf der Erde überall hin zu verbreiten. Römer haben ihn gestellt, und Engländer stellen ihn wieder. Rom ist dort, England ist dort, wo ein Römer, wo ein Engländer hintritt. Niemand ist weniger Weltbürger, als ein Bürger, dem die Welt gehört. Sein Vaterland ist ein Befehl, der an andere Völker ergeht, sich Seinem Volke zu beugen. Er läßt sie für sich arbeiten und bezieht gelassen die Werte ein, die ihm irgendwo auf der Erde vorteilhaft und brauchbar erscheinen. Er deutet ihre Formen in Nützlichkeitsformen um und schreibt sie dann als Weltformen, die nur Er geben kann, den Menschen vor. Sein eigenes Volk in seiner Losgelöstheit vom Mutterboden hat längst auf das Schöpferische verzichtet. Es ist deshalb keine Liebe zu den Dingen in einem solchen Volke, nur ein sicherer Instinkt für die Macht und ein selbstverständlicher Geschmack für Formen, die sich zu Normen entwickeln lassen. Die Vaterlandsliebe selbst ist sehr bald keine Angelegenheit des Gefühles mehr, sondern des Stolzes, der Anmaßung, der Unnahbarkeit. Aber sie ist eine furchtbare Tatsache. Franzosen, für die ihr Vaterland wenigstens eine Eitelkeit ist, und Italiener, die ihren Ehrgeiz hineinsetzten, sollten sich nicht darüber täuschen, daß der Ausgang des Weltkrieges ihnen nicht die Erfüllung ihrer Idee gebracht hat, sondern nur die eines Idols, dem keine politische Wirklichkeit entspricht. Sie haben England geholfen und sind darüber zu abhängigen Völkern geworden, die schon morgen ihre Zweitrangigkeit zu spüren bekommen werden. Ihr Ausdruck ist Portugal. Es gibt heute nur Angelsachsen und Portugiesen in der Welt. Und außerdem gibt es Völker, die ein Mutterland haben.

Rußland ist Mutterland. Deutschland war Mutterland. China wurde das Mutterland Japans. Mystische, religiöse, kulturelle Völker haben ein Mutterland. Mythos ist mütterlich. Mutterland: das ist die Heimat von Menschen, die das Leben nicht politisch, sondern kosmisch begreifen. Und erst in dem Grade, wie die Völker dann Willen entwickeln, wie sie in Tätigkeit aus sich

heraustreten und deren Anerkennung fordern, bekommen sie Vaterländer. Aber auch dann noch unterscheidet die Völker, ob sie dem Mutterlande nahe bleiben, oder ob sie die Verbindung mit dem Boden aufheben und nur Staat sein wollen. Völker, die ein Mutterland haben, können von politischen Nationen besiegt, unterworfen, vorübergehend beherrscht werden. Aber sie bleiben immer irgendwie unanrührbar. Dies erklärt ihre Langlebigkeit. Das Leben einer politischen Nation reicht niemals weiter, als ihre Macht reicht. Das Leben einer mythischen Nation währt, solange der Mensch währt. Auch der Mythos kann schließlich zu einer Tradition werden, in der die Menschen an Persönlichkeit verlieren und nur als Massenwesen die mütterliche Erde bevölkern. Doch das Volk lebt. China lebt. Und Rußland überdauert. Solche Völker scheinen zur Zeit die Ewigkeit bekommen zu haben. Politische Nationen dagegen geben sich vor ihrer Zeit aus. Ihre Menschen stehen unter den Zwangläufigkeiten der von ihnen eingeschlagenen Entwicklung und drängen im vorbestimmten Kreislaufe ihrer politischen Möglichkeiten selbst auf ein Ende hin. Wenn eine politische Nation einmal zusammenbricht, dann scheidet ihr Vaterland aus der Geschichte: endgültig. Aus Mutterländern aber wächst Leben nach: immer wieder. Die römische Herrschaft hat nur sieben Jahrhunderte gedauert. Die Herrschaft der Engländer, die heute vierhundertjährig ist und in dem Augenblicke begann, als England seinen Fuß aus Frankreich zurückzog und dafür seinen Arm über die Weltmeere greifen ließ, wird vielleicht noch nicht einmal so lange dauern. Die englische Grundlage ist dünner, als die römische war. Römische Provinzen waren immer noch Teile eines zusammenhängenden Vaterlandes. Britische Dominions sind bereits heute ein Wille vom selbständigen Vaterlande oder Mutterlande. Der Römer war gedrungene Kraft, die in Legionen marschierte. Der Engländer ist Mensch einer Insel und wirft bereits einen hageren und einsamen Schatten. Er wird völlig verschwinden, wenn jenes „Ende des kolonialpolitischen Zeitalters" hereinbricht, das während des Weltkrieges berufen wurde und das der Ausgang des Weltkrieges nur beschleunigen kann — wenn es sich mit jenem anderen Ereignis verbindet, das die Verkündung des Rabindranath Tagore aussprach: wenn der Osten den „Geist Japans" aufnimmt, wenn der Bolschewismus den Himalaya überschreitet und das Mutterland Asien endlich zum Vaterland aller Asiaten werden will. Dann wird London kein Mittelpunkt mehr sein. Und England ist nur ein Kreidefelsen.

Das Schicksal des deutschen Volkes war immer zwischen Mutterland und Vaterland geteilt. In dieser gewaltigsten aller Polaritäten hat unser Dualismus, der Symbol unseres nationalen Charakters ist, seine menschliche Wurzel. Neben Deutschen mit weiblichen empfindsamen bildenden Kräften, die im Unwirklichen auch dann lebten, wenn sie ihm eine feine oder wilde Gestalt gaben, traten immer wieder Deutsche mit einer männlichen starken klaren Entschlußkraft hervor, die das Wirkliche wollten. Eifer für Deutschland trieb sie, echte politische Leidenschaft, die es nicht duldete, daß ein wichtiges und wertvolles Volk nach seinem Range und Ansehen verachtet unter den Völkern dahinleben sollte. Also wurde das Volk einer großen Geistesgeschichte das Volk einer großen Kaisergeschichte. In der Doppelung aller Werte, die sich daraus ergaben, hat dann der Reichtum unserer Geschichte gelegen, die schon früh den Sänger neben den Ritter, die wieder den Reformator neben den Humanisten und die schließlich den Weltweisen

neben den Staatsmann stellte. Und wenn wir den Grund unserer so besonderen, nach dem Verlaufe unserer Geschichte in mehr als einem Betrachte erstaunlichen Langlebigkeit wissen wollen, die unsere kräftige, unsere urgesunde, aber nicht eigentlich zähe Nation, die zwar geduldig und fügsam, doch auch verlierbereit war, noch jeden Zusammenbruch überdauern ließ, dann müssen wir dieser Doppelung gedenken. Sobald unter dem Sturze des Vaterlandes die Nation beinahe zu verschwinden drohte, war immer wieder das Mutterland da, das die sinkende aufnahm. Und sobald wir uns dann geistig erholt hatten, holten wir alsbald wieder politisch aus. Das wird in Deutschland immer so bleiben, weil es deutsch ist.

Als nach Sedan und dem Versailles von 1871 unser Schicksal in eine Gleichgewichtslage gebracht war, deren Tragkraft jede künftige Prüfung zu bestehen versprach, da schrieb freilich Jakob Burckhardt den zurückhaltenden Satz, den wir heute wie ein erfülltes Schicksalswort zu lesen vermeinen: „Man kann nicht ein kulturell bedeutendes Volk sein und zugleich politisch bedeutend." Das scheint wahr geworden zu sein, nicht zum ersten Male für Deutschland, aber vielleicht zum letzten Male für die Deutschen. Es scheint so. Aber verneint Jakob Burckhardt damit nicht die Möglichkeit überhaupt, den äußeren Menschen jemals dem inneren Menschen ebenbürtig machen zu können? Verzichtete er damit nicht auf den höchsten Völkervorsatz, den eine Nation fassen und für ihre Menschen durchführen kann?

Es handelt sich — wenn wir das Problem bedenken, das durch unsere ganze Geschichte gegangen ist — um mehr noch, als um einen Alexander-Vorsatz, der den Griechen, nachdem sie so lange Mutterland gewesen waren, ein Vaterland in der Welt schaffen wollte. Die Griechen, die von ihrer Basis aus der Politik einen Winkelsinn gaben, der eng und ränkevoll und ganz menschenunwürdig war, haben politisch immer ein elendes Leben geführt, über das ihre ruhmvolle Kunst hinwegtäuschen sollte und doch nicht konnte. Dies empfand Platon, als sein strenges und geistespolitisches Denken die Künstler um des Staates willen aus dessen Mauern verwiesen haben wollte. Und dies empfand Alexander, als er eine Entwicklung nachzuholen suchte, die für Griechenland allerdings schon verfehlt war. Alexander kam zu spät. Die deutschen Kaiser kamen zu früh. Griechen und Deutsche teilen das Problem: kulturell bedeutend und zugleich politisch bedeutend zu sein. Aber wir unterscheiden uns von dem griechischen Schicksal durch den umgekehrten deutschen Schicksalsverlauf: was in Griechenland sich am Ende herausstellte, das trat in Deutschland am Anfang hervor. Unsere Kaiser trafen auf Griechenland in Italien. Sie kamen aus der Urheimat, die ihnen Mutterland war. Aber sie kamen in ein Land, das ehemals den Gedanken des Vaterlandes aus kleinen Anfängen in ein großes Weltreich hinüberentwickelt hatte. So wurden sie Erben des Alexandergedankens, aber auch Erben des Cäsarengedankens. Es war ein erster, noch antiker und beinahe mythologischer Dualismus, den sie damit in unsere politische Geschichte trugen. Und auch dann noch, als sie sich aus Italien zurückzogen, nahmen sie den Kaisergedanken mit nach Norden. Den Italienern im Süden, die darin nunmehr den Griechen glichen, daß sie nur kleine Stadtstaaten gründen und schmücken konnten, verblieb von dem Römertume nichts als die diplomatische Technik der Päpste und die skeptische Psychologie des

Machiavell. Der Kaisergedanke dagegen überkam den Deutschen. Er war kein anderer als der: das Mutterland im Vaterlande aufgehen zu lassen, den Widerspruch zwischen Volk und Staat aufzuheben und aus beiden eine große geistige und doch politische Einheit zu bilden. Er überkam uns als Sehnsucht und überkam uns als Arbeit: als eine Sehnsucht der Deutschen, die sie sich auch in schwächlich werdender Kaiserzeit niemals nehmen ließen und die sie immer mit dem Glauben an das letzte, das dritte, das Endreich auf Erden verbanden — und als die Arbeit der Preußen, die zunächst einmal das Leben des Volkes fest auf einem Leben im Staate begründeten.

Der Versuch, Arbeit und Sehnsucht zu verbinden, durch Preußen zu Deutschland zu gelangen, das Vaterland und das Mutterland eines werden zu lassen, ist heute gescheitert. Aber das Problem bleibt. Wenn ein oberflächliches Volk zusammenbricht, dann sucht es wohl Schuldige. Es wird sie mit Leichtigkeit in Personen, in Zuständen, in besonderen, jenachdem belastenden oder entlastenden Umständen finden. Soweit wir vom Westen mit seiner Denkweise seine Oberflächlichkeit übernommen haben und auch bei uns die triumphierende Bestie einer Demagogie aufheult, der Massenjustiz nach Gemeinplätzen alles ist und die von inneren seelischen tragischen Schicksalszusammenhängen nichts weiß und nichts wissen will, übernehmen wir bereits diese Gepflogenheiten. Aber eine Nation, die den Stolz der Selbstverantwortung besitzt, wird den Grund nicht außer sich, sondern in sich suchen.

Es ist gar nicht wahr, daß wir vor dem Kriege eine Nation gewesen sind, die „kulturell bedeutend und zugleich politisch bedeutend" war. Wir haben den Sinn unserer Einigung nicht verstanden. Und wir haben die Tatsache der Einigung nicht vertragen. Vielleicht kam sie zu schnell und endete deshalb so bald. Vielleicht hätte die Zeit des deutschen Zollvereins und wiederum die des Norddeutschen Bundes, als eine Zeit der Vorbereitung, länger dauern müssen. Statt dessen drängte sich nun in einem Menschenalter an Entwicklung zusammen, wozu ein Jahrhundert und mehr gehört haben würde. Wir waren für die Stunde von 1870 bereit, aber nicht für die Spanne von 1872 bis 1914. Und gerade in dieser Zeit wurde die Grundlage, auf der unsere politische Einheit ruhen sollte, von der kulturellen Seite her gesprengt. Wir vernachlässigten uns geistig. Wir wurden unsere eigenen Nachgeborenen. An den Gründerjahren sind wir schließlich zugrunde gegangen. Nun hatten wir endlich ein Vaterland bekommen. Aber wir verloren darüber den Zusammenhang mit dem Mutterlande. Wir wurden Reichsdeutsche. Aber es blieb ein leerer unwirscher frostiger Begriff. Die Nation fühlte sich in ihm und fühlte sich wohl. Doch der Begriff des Vaterlandes selbst erfüllte das Versprechen nicht, das uns mit ihm gegeben worden war. Er wurde ein Wort ohne Durchdringung. Wir waren gar keine Nation. Wir sprachen wohl davon, daß wir jetzt eine politisierte Nation werden müßten. Aber wir versäumten darüber, zunächst einmal eine nationalisierte Nation zu werden. Wir waren zu bequem, politische Gedanken zu Ende zu denken, wie man dies von einem philosophischen Volke hätte erwarten sollen, das wir bis dahin gewesen waren. Wir glaubten unserer politischen Denkpflicht vollauf genügt zu haben, wenn wir für Äußerlichkeiten, für formale Demokratie, Parlamentarisierung und sonstige Westlichkeiten ein uns vor dem

Auslande bloßstellendes Geschrei erhoben. Anderseits glaubte der Staat, dessen autoritative Überheblichkeit die Psychologie dieser Vorgänge im Volke völlig mißverstand, sich über ihre innere politische Bedeutung hinwegsetzen zu können. Der Staat drängte zur Außenpolitik, und es muß heute aufrecht erhalten werden, nachdem wir an außenpolitischen Problemen gescheitert sind, daß in ihrer Richtung allerdings die einzigen Leistungen von innerer Berechtigung lagen, die sich aus der Arbeitskraft und dem Bevölkerungsüberschusse der Nation natürlich ergaben. Dem deutschen Jammer sollte ein Ende gemacht werden, daß wir von Jahrzehnt zu Jahrzehnt Millionen über Millionen an Landsleuten hinausgehen lassen mußten, die alsbald dem Vaterlande verloren gingen und kaum noch durch die Muttersprache sich mit ihm verbunden fühlten. In Übersee bildete sich jetzt ein anderer Deutscher heran, der wußte, daß es Wichtigeres in der Welt gab, als die Querelen der Heimat, ein starker, unternehmender, selbstverständlicher Mensch, der jung war, der wußte, daß er ein junges Volk unter alternden Nationen vertrat und dem Wind, Wagnis und Bewegung etwas von dem ursprünglichen Geiste des Mutterlandes zurückgab, das uns das sich stauende Leben im Vaterlande vorenthielt. Wenn dieser Auslandsdeutsche, in dessen Typ sich der Reichsdeutsche allmählich überwand, wenn dieser einzige Deutsche des wilhelminischen Zeitalters, in dem sich Großzügiges mit Wirklichem verband, die Möglichkeit bekommen hätte, noch ein Menschenalter lang auf die Nation erzieherisch zurückzuwirken, dann würde von hier aus wohl die Bereitschaft für ein Schicksal gekommen sein, dessen Unausweichlichkeit früh erkannte, wer Deutschland von Außen her ansah. Aber auch der Weltkrieg kam zu früh. Als er ausbrach, da rissen die Mächte des Mutterlandes, die immer unbewußt sind, wohl die Kräfte des Vaterlandes mit, dessen wir uns in jähem Schreck mit einem Male erinnerten. Und der Krieg selbst wurde diese unendliche Bewährung, die offenbar machte, was an Möglichkeiten in der Nation lag, wenn sie aufbrach. Aber dann versagte die „Heimat", und dieses süßeste Wort, in dessen schlichte Vorstellungswelt wir uns in unserer ohnmächtigen Zeit einst geflüchtet hatten, bekam nun seinen bittersten Klang. Das Volk dieser „Heimat" verstand noch nicht, um was es in diesem Kriege ging. Es wollte nur Frieden. Und es bekam seinen Frieden, an dem es nun tragen wird. Der 4. August hatte den 9. November nicht verhindern können.

Was soll jetzt geschehen?

Was kann noch geschehen?

Wir müssen von Vorne anfangen. Die Entwicklung keines Volkes hat sich so in der Abwechslung von Schlägen und Rückschlägen vollzogen. Sich verlieren, um zu gewinnen, und zu gewinnen, um wieder zu verlieren, war unsere drangvolle Bestimmung. Jetzt zwingt uns der Ausgang des Weltkrieges, den Gang vom Volk zur Nation, an den wir bereits die geschichtliche Arbeit des letzten Jahrhunderts gesetzt hatten, noch einmal auf uns zu nehmen, die Entwicklung vom Mutterlande zum Vaterlande wieder aufzunehmen, sie in einem anders gewählten Zeitmaße nachzuholen. Es würde hoffnungslos sein, wenn wir nicht nach wie vor ein junges Volk wären. Wir werden als Großmacht, und noch nicht einmal als Großmacht, für eine Dauer ausscheiden, die nicht abzusehen ist. Wir werden in dieser Zeit nicht sagen können, daß wir ein Vaterland haben. Zu unseren alten Dualismen ist ein neuer getreten. Es gibt ein Binnen-

deutschtum, und es gibt ein Grenzdeutschtum, das Binnendeutschtum, das noch immer nicht begriffen zu haben scheint, was es mit dem Verlust des Krieges eigentlich verloren hat, sucht sich den Folgen vorläufig noch zu entziehen. Es möchte ein Leben weiterführen, wie es vor dem Kriege zu führen gewohnt war. Aber es wird ihm nicht gelingen. Das Grenzdeutschtum, das vor allem das Martyrium der Nation zu tragen hat, ist Beispiel der Schläge, die wir alle zu erwarten haben und denen Keiner sich zu entziehen vermag. Aber dieses Grenzdeutschtum, in dem wir uns gewöhnen müssen, einen besonderen, einen besonders mißhandelten und besonders verehrungswürdigen Teil der Nation zu sehen, ist zugleich Beispiel der Haltung. Von dem Grenzdeutschtum wird künftig die Erziehung zur Nation ausgehen, die vor dem Kriege dem Auslandsdeutschtum zufiel. Und das Mutterland wird schließlich Binnendeutschtum, Grenzdeutschtum, Auslandsdeutschtum verbinden. Während des Krieges lockte man uns wohl mit der Vorstellung, daß wir, wofern wir nur „Potsdam" verlassen und nach „Weimar" zurückkehren wollten, einen Frieden zu erwarten hätten, der nicht nur glimpflich sein, sondern uns auch unserem wahren Berufe zurückgeben werde. Wir sind der Lockung gefolgt. Wir sind sogar buchstäblich nach Weimar gegangen. Aber wir ahnen wohl schon, daß es unter unseren Selbsttäuschungen die ärgste wäre, wenn wir die Hoffnung auf ein nur „kulturell bedeutendes" Deutschland setzen wollten. „Weimar" läßt sich nicht wiederholen. Kultur ist Gnade. Unter unseren mannigfachen Kulturlosigkeiten wäre die kindischste, wenn wir auf das Geschwätz hörten, daß wir nun einmal ein politisch unbegabtes Volk seien und endgültig darauf verzichten müßten, „politisch bedeutend" zu werden. Im Gegenteil: wir sind, weil wir ein so geistiges Volk sind, das politisch begabteste. Wir haben mehr als einmal das Genie, das sonst nur der „kulturellen Bedeutendheit" einer Nation vorbehalten war, in eine „politische Bedeutendheit" hinübergetragen. Wir sind die einzige Nation, die Staatsmänner hervorbrachte, die Politik nicht, wie Talente dies zu tun pflegen, als eine bloße Kunst des Möglichen behandelten, sondern die Politik wahrhaftig, furchtbar und dämonisch als Kunst des Notwendigen übten. Wir gehen jetzt, die wir uns zu unserem Unheil von dem Geiste dieser Staatsmänner entfernten, aus dem Kriege mit dem Bewußtsein der Notwendigkeit hervor, daß wir metapolitisierte Nation werden müssen, indem wir endlich eine nationalisierte Nation werden. Aber es wird uns nur gelingen, wenn wir zum Mutterlande zurückkehren, in dem unsere schöpferischen Kräfte liegen, und in einer zunächst metapolitischen Gegend, die heute in Dämmerungen vor der jungen Generation aufsteigt, etwas von der Verkündung wahrmachen, die einst Jakob Burckhardt seinem Aburteile über das Deutschland der Gründerjahre hinzufügte: „Das neue große Befreiende muß kommen aus dem deutschen Geist, und zwar im Gegensatz zu Macht, Reichtum und Geschäften."

Wir sehen, wenn wir zurückschauen, daß wir schon manche Zwieschaft abgestoßen haben, indem wir sie einbezogen. Die Gegensätze des Katholischen und Protestantischen, des Süddeutschen und Norddeutschen, zentralistischer und partikularistischer Neigungen, die wir auch heute wieder verspüren, sind selbst dann, wenn sie zu vorübergehenden Trennungen führen sollten, doch nur letzte Zuckungen von alten Widersprüchen, die einmal ganz unversöhnbar zu sein schienen und die einmal ganz versöhnt sein werden. Wir gehen den Weg zur Einheit. Er ist,

wie alles Deutſche, ein Umweg. Wir müſſen uns daran gewöhnen, daß wir oft ein Jahrhundert an einen einzelnen Schritt zu ſetzen hatten und daß wir, die wir jetzt ſogar unſere letzten Schritte zurücknehmen mußten, vor allem Zeit, Zeit, Zeit an die nächſten zu ſetzen haben werden. Dann werden wir den anderen Verkünder verſtehen, der von den Deutſchen ſagte, daß ſie kein Heute beſitzen, weil ſie von Vorgeſtern und von Übermorgen ſind, und der hinzufügte, als er ſich vertrieben von Vater- und Mutterländern fühlte: „So liebe ich allein meiner Kinder Land.“

Wehe dem Volke, das kein Geheimnis iſt! Ein Tag, ein Jahr, ein Kriegsende, ein Friedensſchluß kann es auslöſchen, als ſei es nie geweſen. Unſer deutſches Geheimnis iſt, daß wir ein altes Volk ſind, beladen mit einer grauen und ſteinernen Geſchichte, unter deren Wechſelfällen jede andere Nation längſt verblaßt und verwittert wäre — und daß wir zugleich ein junges Volk blieben, dem es nicht darauf anzukommen ſcheint, wie ein Kind mit ein paar Jahrhunderten ſcheinbar verlorener Geſchichte zu ſpielen. Aber einmal muß jede Jugend erwachſen. Dieſer Krieg wird unſer Erziehungskrieg geweſen ſein, wenn er uns lehrt, aus unſerem Schickſal zu lernen, — und wenn wir dann nach den Leiden der Ohnmacht und des halben Vergeſſenſeins, in die er uns zurückwirft, als eine bewußt gewordene Nation erwachen.

Wirtſchaftsdiktatur

Von Dr. E. Stadtler

Die ſchleichende Kriſis, von der wir heimgeſucht werden, läßt ſich nur mit jener entſcheidenden Kriſis vergleichen, welche vor anderthalb Jahren dem Ausbruch der erſten deutſchen Revolution unmittelbar vorausging. Als ich damals nach zweijähriger ruſſiſcher Kriegsgefangenſchaft mit weſentlicher innerer Diſtanzierung zu den Tagesereigniſſen die Geſamtlage auf mich einwirken ließ, wuchs in mir die Erkenntnis, daß der klaffende Riß, den der Defaitismus im Nationalbewußtſein des deutſchen Volkes hervorgerufen hatte, im Zuſammenhang mit den Ereigniſſen an der Front und den Zerſetzungserſcheinungen in der Heimat ſchnellſtens zur Kataſtrophe führen müſſe, wenn nicht durch eine ſtraffe diktatoriſche Zuſammenfaſſung der militäriſch-politiſchen Gewalt in einer einzigen überragenden Perſönlichkeit der Ausweg geſucht würde. Die Stimme verklang damals in der Wüſte. Die Revolution kam als ſeeliſch-politiſcher Zuſammenbruch — „Friede um jeden Preis“ — und ſchwemmte die konſtitutionellen monarchiſchen Formen des preußiſch-deutſchen Staatsweſens mit fort.

Trotz des Zuſammenbruchs der Seele und der äußeren politiſchen Machtformen erhielt ſich noch ein feſtes Gefüge und ein ſtarkes Fundament: der

staatliche Verwaltungsapparat blieb im großen und ganzen intakt. Selbst die A.- und S.-Räte, diese schwachen Gebilde der ersten revolutionären Monate, schmiegten sich in ihrem tatsächlichen Ohnmachtsgefühl dicht an die starke Eiche der deutschen Verwaltungsüberlieferung an. Trotz aller Erschlaffungserscheinungen in der Wirtschaft und trotz den bösartigen Eingriffen der revolutionären Wintermonate des Jahres 1918/19, blieb auch der Grund des deutschen Wirtschaftsbaues widerstandskräftig. Volkstum und Gesellschaft gerieten zwar ins Fluten, aber die Traditionsschwere der gesellschaftlichen, ständischen, partei- und klassenpolitischen Schichtungen ließ auch hier die schlimmsten Überflutungen wieder eindämmen.

Inzwischen aber hat sich die Lage dahin geändert, daß der gesellschaftliche wie der wirtschaftliche Rohbau immer mehr unterwühlt worden ist. Zwar hat das Nationalbewußtsein wieder eine gewisse parteiüberwindende und parteidämpfende Kraft erhalten, auch ist uns in Weimar ein Notgerüst politischer Verfassungsformen um den Leib der Volksgemeinschaft gestellt worden. Der Volkskörper selbst aber ist todkrank geworden.

Um ein Bild zu gebrauchen: Im ersten Stadium des revolutionären Zusammenbruchs wurde uns die mächtige Faust abgeschlagen, ja, der Arm abgehackt. Der Geist geriet in sinnlose Verwirrung. Aber das Blut war noch ziemlich gesund, das Herz schlug noch stark. Die Beine marschierten. Die inneren Organe verrichteten ihre Funktionen. Inzwischen haben die Metzgergesellen der Partei- und Klassenpolitik ihre Kurpfuscherarbeit aufgenommen. Obwohl die Besinnung wieder zurückkehrt, obwohl die wunden Stellen mit einem Notverband verkleistert wurden, ist der Gesamtkörper vergiftet, verkalkt, verfault, zur Erschlaffung und Erstarrung geführt worden. Infolgedessen droht nicht so sehr der Tod infolge eines Gehirnschlages oder infolge unmittelbaren Blutverlustes, als infolge des Absterbens oder Verfaulens der inneren Organe.

Die bedeutendsten Gebiete, in denen sich die Erkrankung des Volkskörpers zur Todeskrisis entwickelt hat, sind das deutsche Finanz- und Geldsystem, das deutsche Eisenbahnwesen, die deutsche Kohlenwirtschaft und die agrarische Ernährungswirtschaft. Außenpolitisch findet diese Erschlaffung und Erstarrung des sozialökonomischen Innenbaus der deutschen Nation im Valutaelend, in der Ausverkaufswirtschaft und im internationalen Schiebungssystem seinen Ausdruck.

Für das Finanzelend lange Beweisstücke anzuführen erübrigt sich. Der erste aufgestellte Friedensetat des deutschen Reiches beläuft sich auf nahezu 60 Milliarden, dabei sind die Leistungen aus dem Friedensvertrag, die auf 17 Milliarden jährlich eingestellt sind, bei weitem nicht die Höchstgrenze dessen, was wir an den Feind abliefern müssen. Der Banknotenumlauf grenzt ans Wahnsinnige. In den ersten acht Revolutionsmonaten wurden doppelt soviel Reichsschatzanweisungen ausgegeben, als in 51 Kriegsmonaten. Im Juli 1913 waren zwei Milliarden Noten im Umlauf, im Juli 1919 nicht weniger als 42 Milliarden. Heute zählt man an 50 Milliarden. Die Kreditinflation hat zu einer Papiergeld-, ja geradezu Assignatenwirtschaft geführt, die nur noch von der Sowjetrussischen übertroffen wird.

Das Eisenbahn-Verkehrswesen, eines der bedeutendsten staatssozialistischen Unternehmen der Welt, ist finanziell bankerott. In den Eisenbahnwerkstätten

wurzelt das Übel und breitet sich durch alle Zweige des Eisenbahnbetriebes weiter und weiter aus. Die Verkehrseinstellung im November hat mit dem kläglichen Resultat geendigt, daß 200 Lokomotiven mehr unter die Zahl der „Kranken" eingereiht werden mußten! Man schätzt heute die Gesamtzahl der kranken Lokomotiven auf 53 bis 55 Prozent. Die Streikbewegungen mit ihren teils wirtschaftlichen, teils parteipolitischen Untergründen werden so gefährlich, daß die Regierung zur militärisch-diktatorischen Niederkämpfung schreiten mußte.

Auch in der Kohlenwirtschaft haben wir uns festgefahren. Die Arbeiterschaft produziert zwar, aber der Bedarf ist zu groß. Der Kohlenhunger der arbeitenden Industrie, des Eisenbahnwesens, des kleinen Verbrauchers und vor allem auch des siegreichen Auslandes kann nicht entfernt befriedigt werden. Allgemeinzehrende Unzufriedenheit ist die unmittelbare Folge. Die technischen Anlagen sind heruntergewirtschaftet. Die Förderung beträgt insgesamt nur noch zwei Drittel der Förderung von 1918. Die Bergarbeiterschaft drängt zu weiterer Abkürzung von sieben auf sechs Stunden. Die Vermehrung der Belegschaften, die dadurch erforderlich wird, führt in das Problem des Wohnungselendes und der Siedlung hinein. Dabei landet man wieder beim Rohstoffmangel und bei der Geldkatastrophe. Reichskohlenkommissar, Reichskohlenrat, private Kohlenindustrie und Bergarbeiterschaft streiten sich herum, ohne an ein gemeinsames Ziel zu kommen. Gelingt es einmal Agenten, den ruhigen Verlauf der Kohlenförderung zu beschleunigen, dann scheitert der wirtschaftliche Gesamterfolg wieder entweder an der allgemeinen Finanzmisere oder am Eisenbahnelend.

Industrie, Eisenbahn und Finanzwirtschaft bedingen sich überhaupt gegenseitig so stark, daß jeder Eingriff in das eine Gebiet, der nicht auf weit hinaus in den Folgen für das andere Gebiet überlegt worden ist, nach kurzer Zeit, selbst wenn der Eingriff zweckmäßig erschien, an anderer Stelle ein Unglück heraufbeschwört. Das Aneinandervorbeiregieren der Ämter reizt die Wirtschaft zur Selbsthilfe, wobei natürlich jeder unter Selbsthilfe die Wahrung des eigenen engeren Interesses allein versteht.

Ähnlich verhält es sich mit der Landwirtschaft und dem Versorgungssystem. Das Schlagwort Selbsthilfe erweist sich auch hier als ein mehr als zweideutiges, da der kleine Landwirt wie der Großgrundbesitzer aus wohlbegründetem Mißtrauen gegen einen dilettantischen Staatssozialismus sich gegen alle zentralistischen Versuche der nationalen Bedarfsregelung sträubt. Das hat zur Folge, daß die Landwirte instinktiv zur reinen Eigenproduktion zurückkehren. Sogar der kleine Bauer beginnt extensive Wirtschaft zu treiben. Die Viehhaltung ist bereits ungeheuer zurückgegangen. Schon jetzt drohen dem ganzen Reiche die furchtbarsten Ernährungskrisen.

Das Ausland kann sich von alledem, weil es das deutsche Problem nur formalpolitisch betrachtet, im Grunde keine recht konkrete Vorstellung machen. Es hat zudem mit den durch die Kriegsauflösung heraufbeschworenen eigenen Wirtschafts- und Finanznöten soviel zu tun, daß es die deutsche Wirtschaft nur durch das Prisma der möglichst intensiven und vor allem möglichst schnellen Ausbeutungsmöglichkeiten betrachtet. Deutschland wird annektiert, aufgekauft, ausverkauft, ausgesaugt, enteignet. Das heutige Regierungssystem vermag wegen seiner mehr als mangelhaften Sach- und Fachautorität nach den bisherigen Er-

fahrungen die führenden Wirtschaftskreise der siegreichen Völker gar nicht von dem Ernst der Lage zu überzeugen. Die amtliche Desperado-Berichterstattung muß in Paris und London deswegen unwahr erscheinen, weil sie nur als taktisches Hilfsmittel einer feige ausweichenden Politik zur Erpressung von Milderungen, zur Umgehung des Friedensvertrages wirkt.

All diese Zusammenhänge müssen jeden intuitiv veranlagten Wirtschaftler und Politiker zu der Schlußfolgerung drängen, daß es so nicht weitergehen kann. Ohne ganz radikale Eingriffe muß aus der jetzigen Gesamtlage eine noch größere Katastrophe entstehen als die im November 1918. Ich sehe für mein Teil nur einen Ausweg. Es gilt in letzter Stunde die diktatorische Führung des Eisenbahnwesens, der Kohlenwirtschaft, des Finanzsystems und der Ernährungsfrage in einer Persönlichkeit zu konzentrieren, die als solche eine zielsichere und geradezu willensbrutale Bewältigung der Hauptprobleme unserer Wirtschaftspolitik verbürgt, die zugleich auch gegenüber dem Ausland als Persönlichkeit eine so gewaltige Autorität darstellt, daß ihre Diktatur gleichzeitig als Rettung im Innern, wie als Bürgschaft nach außen wirkt. Das gegenwärtige System hat drinnen und draußen auf wirtschaftspolitischem Gebiet das letzte Vertrauen verwirkt und wirtschaftliche Führung selber schon in Verruf gebracht. Nicht bureaukratischer Dilettantismus: ein Wirtschaftsdiktator aus den führenden Köpfen der deutschen Wirtschaft, in denen klarer Blick und energische Entschlußkraft noch nicht so ausgestorben sind wie in den offiziellen Sphären unserer Politik, vermag allein in dieser letzten Stunde vielleicht noch die Katastrophe zu bannen.

Voraussetzung für ein Gelingen ist freilich, daß diese Diktatur auch von der Arbeiterschaft wirklich als Rettung aus einer heillosen Notlage und nicht als ein irgendwie verkappter Vergewaltigungsversuch einer Unternehmerklasse aufgefaßt wird, die nichts vergessen und nichts zugelernt hat. Tatsächlich sind für einen solchen Umschwung in der Gesinnung der bislang partei- und klassenpolitisch verhetzten Arbeiterschaft Anzeichen vorhanden, die sich jedem aufdrängen, der mit diesen Schichten wirklich in lebendige Berührung tritt. Eine monatelange Vortragstätigkeit im „roten" Sachsen, die mich mit Zuhörern aller Parteien und Klassen in persönlichen und vertrauensvollen Meinungsaustausch brachte, hat in mir die sichere Überzeugung geweckt, daß die innere Bereitschaft der deutschen Arbeiter für eine starke, aber innerlich unabhängige und wahrhaft sachliche Führung in der Tat vorhanden ist. Gefährdet ist dieser Gesundungsprozeß durch das impotente Zögern der Regierung in der Bekämpfung der unverkennbaren Auswüchse des Schieberkapitalismus und durch die Parteikämpfe, die sich an den öffentlichen Mißständen wieder neu entzünden. Der gute Erfolg einer solchen Aktion hängt also durchaus von der Art der Ausführung und vom sicheren Instinkt für den psychologisch richtigen Augenblick ab. Wird dieser verpaßt, dann bricht die Katastrophe auf Grund aller Erfahrungen der bisherigen Revolutionsgeschichte unrettbar über uns herein.

Kommunismus und Syndikalismus in Deutschland

Von Heinz Fenner

Nichts wäre verfehlter, als wenn man sich die kommunistische Bewegung, wie sie in dem von Karl Liebknecht gegründeten Spartakusbund — später Kommunistische Partei Deutschlands (K. P. D.) mit dem Untertitel „Spartakusbund" — in Erscheinung trat, als etwas Einheitliches, Geschlossenes, in sich Geklärtes und Gefestigtes vorstellte. Schon eine oberflächliche Lektüre kommunistischer Blätter, deren es — übrigens der beste Beweis für die Unaufrichtigkeit des Geschreies der Kommunisten von der Erdrosselung ihrer Presse — eine ganze Menge in Deutschland gibt, läßt erkennen, daß in der Kommunistischen Partei alles in Gärung begriffen ist, daß hier die schärfsten Gegensätze herrschen und ein Ringen der verschiedensten Anschauungen vor sich geht. Diese Zersplitterung des Kommunismus in Deutschland wird auch von den russischen Bolschewisten, den wahren Taufpaten der K. P. D., zugegeben und in offiziellen Schreiben als etwas ganz natürliches bezeichnet, das angeblich weder ihnen, den russischen Bolschewisten, Sorge mache, noch ihren deutschen Genossen, den Spartakisten, Sorge machen dürfe.

Mitte Dezember 1919 veröffentlichte die kommunistische Presse Deutschlands ein Schreiben Lenins an die K. P. D., das die Zersplitterung des deutschen Kommunismus als eine „Krankheit des Wachstums" bezeichnete, die nichts Gefährliches darstelle und bald überwunden werden werde. Die Meinungsverschiedenheiten im deutschen Kommunismus, die sich namentlich um die Frage der Ausnutzung der legalen Möglichkeiten drehen — das heißt Ausnutzung des bürgerlichen Parlaments, der Gewerkschaften und Betriebsräten — hätte auch in Rußland bestanden. Lenin rät dann den deutschen Spartakisten, sich an dem bürgerlichen Parlament, den Gewerkschaften und den Betriebsräten zu beteiligen. Diese Anschauung Lenins steht in vollem Einklang mit einem Ende des Jahres 1919 verbreiteten Rundschreiben der dritten Kommunistischen Internationale in Moskau, in dem die Teilnahme am Parlament zum Zwecke seiner „Vernichtung" als durchaus erwünscht, ja notwendig bezeichnet wird.

Am nächsten kommt diesem Standpunkt Lenins und der dritten Internationale die Stellung der Reichszentrale der K. P. D., die gleichfalls aus taktischen Gründen eine Teilnahme an den Parlamentswahlen und an lokalen Vertretungen nicht nur gestattet, sondern sogar als wünschenswert bezeichnet. Die K. P. D. könne, so heißt es in ihrem im Oktober angenommenen Heidelberger Aktionsprogramm, auf kein politisches Mittel grundsätzlich verzichten, das der Vorbereitung der bevorstehenden großen Kämpfe diene. Als solches Mittel komme auch die Beteiligung an Wahlen in Betracht, sei es zu Parlamenten, zu Gemeindevertretungen oder zu gesetzlich anerkannten Betriebsräten usw. Als Dank für ihre Folgsamkeit gegenüber den von Moskau aus gegebenen Direktiven der ideellen Gründer der Partei erhielt denn auch die Reichszentrale und deren offizielles Organ, die Berliner „Rote Fahne", in dem erwähnten Schreiben Lenins eine besondere Anerkennung, die in die Form der Feststellung des „heldenmütigen Kampfes" dieses Blattes „gegen die Henker Noske-Scheidemann" gekleidet war.

Stellen wir diesem Standpunkt Lenins, der dritten Internationale und der Reichszentrale der K. P. D. das gegenüber, was die kommunistische Opposition vertritt, so ergibt sich das interessante Bild, daß der Standpunkt der Opposition hinsichtlich der Beteiligung am Parlament im allgemeinen genau entgegengesetzt ist. So erklärten die Ortsgruppen Rostock, Duisburg und andere Ortsgruppen der K. P. D. einstimmig, daß sie jede Beteiligung an Parlamenten, gesetzlich anerkannten Betriebsräten usw. verwerfen. Dafür erklärt aber eine Ende November abgehaltene Vertrauensmännersitzung der Hamburger Kommunisten, die sonst in schärfster Opposition zur Reichszentrale stehen, daß sie „keine grundsätzlichen Antiparlamentarier" seien. Hieraus ist zu ersehen, wie verwickelt und schwer zu übersehen die inneren Konflikte in der K. P. D. sind. Denn die seit der Heidelberger Oktobertagung ausgeschlossene Opposition (von 31 Delegierten stimmten 18 gegen die Leitsätze der Reichszentrale) ist wiederum in sich gespalten.

Neben der Frage der Stellungnahme zum Parlament ist die Frage des sogenannten „Nationalbolschewismus" und das Verhalten zu den Syndikalisten die brennendste Frage der Partei. Der Vorwurf der Verbreitung syndikalistischer Anschauungen wurde von der Reichszentrale in erster Linie gegen die Hamburger und Bremer Organisationen erhoben, in denen die Genossen Laufenberg und Wolffheim bis vor kurzem eine hervorragende, wenn nicht die ausschlaggebende Rolle spielten. Beide sind aber nun in den Hintergrund gedrängt und haben in den eigenen Organisationen stark an Anhängern verloren. Sowohl die Reichszentrale, als auch die Gegner Laufenbergs in Hamburg haben den Umstand, daß der zu einem Jahre Festungshaft verurteilte Laufenberg zeitweilig aus dem politischen Leben ausscheiden mußte, zu einer starken Agitation gegen ihn benutzt, die naturgemäß um so mehr Erfolg hatte, als Laufenberg nicht in der Lage war, von der Festung aus seinen Gegnern zu antworten. Was insbesondere den gegen Laufenberg und Wolffheim und die ihnen nahestehenden Organisationen erhobenen Vorwurf der Verbreitung syndikalistischer Ideen anbelangt, so sei bemerkt, daß der Bremer „Kommunist", der sowohl in Opposition zur Zentrale steht, als auch von Wolffheim und Laufenberg abgerückt ist, nicht so unrecht hatte, wenn er noch jüngst den Kampf der Reichszentrale auf der Heidelberger Konferenz gegen die „syndikalistische Gefahr" mit Don Quixotes Ritt gegen die Windmühlenflügel verglich. Denn Laufenberg und Wolffheim haben wiederholt aufs schärfste betont, daß sie nicht Syndikalisten seien und Gelegenheit genommen, dies auch in der Praxis zu beweisen. Damit soll jedoch nicht geleugnet werden, daß eine syndikalistische Gefahr von anderen Kreisen der K. P. D. tatsächlich droht. Die Agitation der Syndikalisten ist äußerst rege, und fraglos ist der Übergang kommunistischer Elemente zu den Syndikalisten ganz wesentlich stärker, als in entgegengesetzter Richtung. So erklärte die Mannheimer „Rote Fahne", ein Blatt der Zentrale, kürzlich: „Unser Parteikörper ist krank, er droht zugrunde zu gehen. Die K. P. D. ist befallen vom zersetzenden Gift des Syndikalismus." Man sieht hieraus, daß die Kommunisten die Lage ihrer Partei keineswegs so rosig ansehen, wie Lenin.

Eine äußerst interessante Erscheinung ist der „Nationalbolschewismus". Laufenberg und Wolffheim veröffentlichten bald nach der Heidelberger Tagung ihre „Erste Kommunistische Adresse an das deutsche Proletariat", in der der revolutionäre Volkskrieg gegen die Entente gefordert wurde. Der Friede von

Versailles, so hieß es unter anderm in der Adresse, die selbst in den Ententeländern Aufsehen erregte — „von Deutschlands hündischsten Kreaturen anerkannt" — müsse zerrissen werden. Dies sei nur möglich durch Errichtung der Diktatur des Proletariats, Aufbau einer Roten Armee und Krieg gegen den Imperialismus der Entente. Unter der Voraussetzung, daß die Bourgeoisie die vom Proletariat vollzogene Machtergreifung rückhaltlos anerkenne, wäre „die proletarische Diktatur an der Aufrichtung eines revolutionären Burgfriedens für die Zeit des Krieges nach außen nicht minder interessiert, wie in umgekehrten Verhältnissen weiland Wilhelm II." Diese Adresse hat sofort nach ihrem Erscheinen die schärfste Ablehnung von seiten der Reichszentrale und den ihr nahestehenden Organisationen gefunden und ist auch in allerjüngster Zeit von den Kommunisten Hamburgs und Bremens verworfen worden. Die Kommunisten Sturm und Struthan, beide in Rußland in den „wahren Bolschewismus" eingeweiht, begannen nach Laufenbergs Überführung in die Festung einen erbitterten Feldzug gegen die Adresse, die der erstgenannte Kommunist als „national" bezeichnete, bekanntlich das Schlimmste, was ein Kommunist dem anderen nachsagen kann. Und während für Sturm die Adresse zu „einem Verbrechen an der Internationale" wurde, erklärte ein anderer Kommunist im Bremer Parteiorgan, daß er lieber mit den „nicht allzu ehrlichen" und „moralisch anfechtbaren" Leuten von der Reichszentrale zusammengehen wolle, als mit Laufenberg und Wolffheim, die anderen Zielen entgegenstrebten, als die K. P. D. Damit dürfte das Schicksal Laufenbergs und Wolffheims in der K. P. D. aller Voraussicht nach fürs erste entschieden sein, und von seiten des „Nationalbolschewismus" der Reichszentrale keine Gefahr mehr drohen.

Der wichtigste Gegensatz zwischen der Reichszentrale und der Gesamtopposition bleibt aber bestehen. Er betrifft die Stellungnahme der K. P. D. zu den wirtschaftlichen Organisationen des Proletariats. Die Opposition versuchte auf der letzten Reichskonferenz, die Anerkennung und Unterstützung der Allgemeinen Arbeiter-Union als einer revolutionären wirtschaftlichen Kampforganisation der Partei, durchzusetzen, stieß hierbei jedoch auf den erbitterten Widerstand der Zentrale, die hierin wiederum die Gefahr einer syndikalistischen Ansteckung witterte. Die Opposition dagegen vertrat den Standpunkt, daß die Unterstützung der Unionsbewegung in den Rahmen der allgemeinen Stellung der K. P. D. zu den wirtschaftlichen Massenkämpfen falle. Werde diese Unterstützung unterlassen, dann bestehe die Gefahr, daß der Vortrupp des Proletariats, der diesen Weg zur wirtschaftlichen Förderung der Massenkämpfe beschreite, gerade durch das Verschulden der K. P. D. zu den Syndikalisten abgedrängt werde. Eine der dringendsten Aufgaben der K. P. D. sei, alle die Bewegungen der revolutionären Arbeiterschaft zu unterstützen, die auf Schaffung solcher in Arbeiter-Unionen zentralisierten Betriebsorganisationen hindrängten.

Gegenwärtig gehen auch wegen dieser Frage Verhandlungen zwischen der Opposition und der Reichszentrale vor sich, und der in allernächster Zeit stattfindende Parteitag soll auch hier Klärung bringen. So uneinig auch die Kommunisten, wie wir sahen, über die verschiedensten Fragen sind: in der Forderung nach der Diktatur des Proletariats und dem Rätesystem sind sie einig, wobei jedoch wiederum betont werden muß, daß über den Aufbau dieses Rätesystems verschiedene Meinungen herrschen.

Während der Kommunismus in Deutschland nicht nur seine materiellen Mittel, sondern auch die Richtlinien für seine politischen Handlungen aus Rußland erhält, ist die zweite Bewegung, die in jüngster Zeit in der deutschen Arbeiterschaft um sich greift, der Syndikalismus, französischen Ursprungs. Der Syndikalismus hat bis zu unserem Zusammenbruche bei uns nie recht Fuß fassen können, und die Zahl seiner Anhänger in Deutschland war stets sehr gering. Das ist jetzt, trotz den widersprechenden Behauptungen der sozialistischen und kommunistischen Blätter, die der syndikalistischen Bewegung begreiflicherweise keinerlei Bedeutung beimessen wollen, anders geworden. Auf dem zwölften Kongreß der Syndikalisten, der in den letzten Tagen des Dezember 1919 in Berlin tagte, waren 112 000 Mitglieder durch Delegierte vertreten. Die meisten Anhänger hat der Syndikalismus in Rheinland-Westfalen aufzuweisen, aber auch in Mitteldeutschland hat er viele Verfechter gefunden. So ist beispielsweise in dem kleinen 7000 Einwohner zählenden thüringischen Städtchen Sömmerda die gesamte Arbeiterschaft (2000 Mann) syndikalistisch organisiert. Die Syndikalisten sind — sie selbst heben dies stets hervor — keine politische Partei. „Wenn ein Syndikalist dieser oder jener Partei angehört, — so erklärte der Syndikalist Rocker auf dem letzten Kongreß — dann ist das seine Privatsache. Die wirtschaftliche Organisation der Syndikalisten hat mit keiner politischen Partei etwas zu tun." Es ist demgemäß durchaus folgerichtig, wenn die deutschen Syndikalisten stets betonen, daß die Erlangung der politischen Macht nichts mit dem Syndikalismus zu tun habe. Nur durch die politischen Parteien sei die Spaltung in die Internationale hineingekommen. Das Streben nach politischer Macht, dieser „Bourgeoisie-Bazillus", müsse entschieden bekämpft werden, denn mit der Erlangung der wirtschaftlichen Macht werde auch die politische Macht von selbst dem Proletariat zufallen. Die Syndikalisten sind auch Gegner der Diktatur des Proletariats, wie sie von Marx gelehrt worden ist oder, richtiger gesagt, wie sie von den russischen Bolschewisten und den deutschen Kommunisten auf Grund ihrer Auslegung der Schriften von Marx verstanden wird. Die deutschen Syndikalisten, die sich übrigens seit dem 12. Kongreß als „Freie Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten)" bezeichnen, stehen jeder politisch-parlamentarischen Betätigung vollkommen ablehnend gegenüber und erkennen eine solche Betätigung selbst aus taktischen Gründen unter keinen Umständen an. Sie unterscheiden sich insofern sowohl vom russischen Bolschewismus, wie auch von seiner deutschen Nachahmung, der K. P. D., die aus taktischen Gründen eine Beteiligung an Parlamentswahlen befürworten. Am nächsten kommt der Auffassung der Syndikalisten ein kleiner Teil der kommunistischen Opposition. Es sind dies die Leute, die zwar erklären, daß sie keine prinzipiellen Antiparlamentarier seien, weil sie für die Vergangenheit die Notwendigkeit des Parlamentarismus nicht bestreiten, daß aber in Deutschland mit dem 9. November 1918 „die Massen den Kampf unmittelbar aufgenommen" hätten und daher jetzt jegliche Beteiligung an den Parlamenten fortfallen müsse. Es dürfte von Interesse sein, in diesem Zusammenhang noch auf den fraglos bedeutungsvollen Umstand aufmerksam zu machen, der in Deutschland oft übersehen wird, daß die russischen Bolschewisten bis zum Jahre 1917 nie Gegner des Parlaments waren, und wiederholt in Parteikundgebungen die demokratische Republik gefordert haben, die ohne Parlament nicht denkbar ist!

Die deutschen Syndikalisten haben sich auf ihrem letzten Kongreß ebenso, wie die Kommunisten und später die Unabhängigen und Mehrheitssozialisten — als Anhänger der Arbeiterräte bekannt. Aber der Aufbau dieser Arbeiterräte muß nach syndikalistischer Auffassung ganz anders erfolgen, als die Kommunisten es wollen. Auch hier tritt wiederum der Umstand zutage, daß die Syndikalisten stets die wirtschaftliche Frage in den Vordergrund drängen, daß die politische Seite für sie völlig nebensächlicher Natur ist. Nach Ansicht der Syndikalisten muß das Rätesystem „im Schoße der Gewerkschaft" errichtet werden, während die Kommunisten die Gewerkschaften als konterrevolutionär bezeichnen und an ihrer Stelle revolutionäre wirtschaftliche Kampforganisationen schaffen wollen. Nach Ansicht der K. P. D. haben die Räte durchaus eine politische Bedeutung und sollen, wie bereits die Heidelberger Leitsätze betonen, für das Proletariat dasselbe sein, was für die Bourgeoisie das Parlament ist. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Syndikalismus und Kommunismus liegt auch darin, daß die Syndikalisten Föderalisten sind, während die Kommunisten straffe Zentralisten sind. „Föderalismus in solchen Zeiten", heißt es in den Heidelberger Leitsätzen, „ist nur die versteckte Form für die Verneinung und Auflösung der Partei, weil Föderalismus in Wirklichkeit die Partei lähmt." Auch die deutschen Syndikalisten sind genau so wie die französischen revolutionären Syndikalisten Anhänger der „direkten Aktion", das heißt der jederzeit selbständigen Tat der Massen und der Ausschaltung aller Mittelspersonen im Kampfe des Proletariats mit dem Unternehmertum. Auch der Einzelstreik ist daher bei den Syndikalisten von größter Bedeutung! Das Ziel der „direkten Aktion" ist die Besitzergreifung der Produktionsmittel, nicht durch den Staat, sondern durch einzelne Betriebsgruppen der Arbeiter.

Angesichts der schweren politischen Krisen, denen wir in den nächsten Wochen entgegengehen, gebührt den hier skizzierten Spaltungserscheinungen innerhalb der radikalen Linken eine ungleich ernstere und gründlichere Beachtung, als das bislang in der bürgerlichen Presse geschah. Der Zersetzungsprozeß, der unser ganzes Parteileben ergriffen hat, spiegelt sich hier im kleinen wieder. Auch das Widereinander politischer und wirtschaftlicher Einstellung, der Versuch der wirtschaftsorganisatorischen Kräfte, sich aus dem Prokrustesbett der politischen Parteidogmatik zu befreien, zeigt rechts und links recht bedeutsame Gleichläufigkeiten. Die schwere Frage, die keine Partei für sich und auch kein Parteimechanismus lösen kann, bleibt eine organische Umgestaltung der Wirtschaft, bevor die explosiven Energien das ganze Gebäude in die Luft sprengen. Es ist die furchtbare Tragik unserer seelischen Lage, daß durch Phrase, Vorurteil, Ressentiment und Leidenschaft der Weg einer Zusammenfassung aller Volkskräfte so arg verrammelt ist, die allein einen heilsamen Wiederaufbau und eine wirkliche Gesundung verbirgt.

Das asiatische Problem

Von Arthur Dix

n seinem Ringen um unbegrenzte Weltherrschaft scheint der Bolschewismus zunächst dahin gelangen zu wollen, alle Länder Asiens zu durchdringen und die übrige Welt vor ein allasiatisches Problem zu stellen. Die Versuche einer Überflutung Europas durch Deutschland hindurch haben nicht mit der erhofften Schnelligkeit zum vollen Erfolg geführt, und ohne daß sie etwa aufgegeben wurden, wendet sich der Ausbreitungsdrang und die Hauptstoßkraft des Bolschewismus nun zunächst in östlicher und südöstlicher Richtung den nach Hunderten von Millionen zählenden Völkern Chinas und Indiens zu. Diese neue Betätigung des bolschewistischen Geistes zwingt uns nur noch mehr, ihn zu bewerten als die ja nicht zu unterschätzende Kraft einer gleichsam religiösen Idee und die weltpolitische Wirkung seiner Ausbreitungssucht entsprechend hoch zu veranschlagen.

Asien ist seit jeher das Mutterland aller großen religiösen Bewegungen. Alle Weltreligionen haben asiatischen Ursprung. Als die sogenannte Aufklärungszeit in den führenden westlichen Kulturländern den religiösen Geist zurückgedrängt hatte, da suchte sich von europäischem Boden aus an die Stelle der jenseitsgläubigen Religionen eine neue materialistische Weltauffassung zu setzen, die sich auch ihrerseits gleich den alten Religionen an die „Mühseligen und Beladenen", an die breiten, gedrückten Volksschichten wandte, und die den Jenseitsglauben ersetzen wollte durch den Glauben an die Erringbarkeit einer diesseitigen Glückseligkeit der Armen und Bedrängten durch das Mittel des internationalen Sozialismus und Kommunismus.

Mögen die theoretischen und politischen Erben des Marxismus in Deutschland noch so haarscharf und mit noch so guten Gründen logisch beweisen, daß die Bolschewisten den Marxismus auf den Kopf stellen, daß sie die Überleitung vom Kapitalismus zum Kommunismus zur falschen Zeit und mit falschen Mitteln unternehmen — in großen Zügen betrachtet, bleibt schließlich doch die Tatsache bestehen, daß Karl Marx der „Johannes" der neuen russischen Heilslehre war, denn er hat den Boden bereitet für den Glauben an die Überwindung des Kapitalismus durch Sozialismus und Kommunismus als Ersatz der Jenseitshoffnung und für den Ersatz des Bauens auf überirdische Gnade durch die Hoffnung auf den Zukunftsstaat im Diesseits, auf den Übergang der Herrschaft in die Hände des geknechteten Proletariats. So stark auch die Einwirkung des marxistischen Sozialismus bereits gewesen: den übrigens auch in der Vorgeschichte alter Religionen deutlich verfolgbaren kommunistischen Gedanken aufs Neue zum Träger einer Bewegung von religiöser Kraft zu machen, war den asiatischen Umbildnern des Marxismus vorbehalten. Denn als Asiaten muß man auch jene Moskowiter ansprechen, die zu den eigentlichen Vorkämpfern des bolschewistischen Gedankens geworden sind, die Russen mongolisch-tatarischen Stammes wie Lenin, und ihre internationalen Propheten semitischer Herkunft.

Mit jeder großen Religionsbewegung hat der Bolschewismus auch das Streben nach Weltherrschaft gemein. „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker!" Neben der Kraft der Überzeugung, auf die das Christentum seine Aus-

breitung baute, vertraut der Bolschewismus, wie ehedem der Mohammedanismus, in erster Linie auf die Kraft des Schwertes, auf die rücksichtslose Handhabung der Gewalt. Er will die Welt aus den Angeln heben, will einen von Grund auf neuen Bau errichten, der dem Proletariat durch das Mittel der sogenannten Rätediktatur alle Macht in die Hand gibt.

Indem sich der Bolschewismus zunächst anscheinend mit einer Verlangsamung seines Fortschrittstempos in Westeuropa und Amerika abfindet, und sich vornehmlich der Werbearbeit in Ost- und Südasien zuwendet, rollt er für die ganze Menschheit eine asiatische Frage von unabsehbarer Tragweite auf. Wer will ermessen, was eine Revolutionierung der rund 700 Millionen Chinesen und Inder für den weiteren wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Werdegang auf unserer Erdoberfläche bedeutet! Die russischen Bolschewisten behaupten, daß sie in China ihre Kerntruppen für die Welteroberung finden würden. Sollte sich diese Hoffnung auch nur teilweise bestätigen, so würde allerdings eine „gelbe Gefahr" in bis dahin unbekanntem Umfange auftauchen. Der überkonservative Geist der Chinesen scheint freilich so völligem Umsturz durchaus im Wege zu stehen; schließlich aber haben wir doch im laufenden Jahrhundert China bereits durch eine hinlänglich große Zahl von Umwälzungen gehen sehen, und es würde wohl auch den besten Chinakennern vermessen erscheinen, mit irgend welcher Sicherheit prophezeien zu wollen, welchen Weg der Lauf der Dinge nehmen wird, wenn tatsächlich eine tiefgreifende Revolutionierung durch die überaus eifrige und unverkennbar geschickte Arbeit der bolschewistischen Propaganda gelingt.

Daß Japan in der Lage sein würde, unter diesen Umständen seinerseits eine den Bolschewismus zurückdämmende Diktatur über China auszuüben, ist wenig wahrscheinlich. Noch vor ganz kurzer Zeit glaubte man vielfach, ein wirksames Überspringen des Bolschewismus oder auch nur des gemäßigten Sozialismus nach Japan von der Hand weisen zu können. Inzwischen aber hat sich doch gezeigt, daß die sozialistische Bewegung in Japan beträchtliche Wirksamkeit errungen hat. Japan, das sozial weitaus rückständigste unter allen Industrieländern, das die Rolle eines solchen heute nur auf Grund eben dieser sozialen Rückständigkeit zu spielen vermag, steht vor ernstesten Erschütterungen seiner in den vorangegangenen Jahren gewonnenen und in dem Kriege sehr stark befestigten industriellen und weltwirtschaftlichen Stellung, wenn es gezwungen wird, auf sozialem Gebiete dem Vorgehen europäischer Mächte auch nur wenige Schritte zu folgen. Die internationale Arbeiterkonferenz in Washington, die sich allgemein für eine Arbeitszeit von 48 Stunden entschieden hat, trug den japanischen Verhältnissen noch einigermaßen Rechnung, indem sie für Japan erhebliche Ausnahmen empfahl, so eine 60-Stundenwoche für Seidenwirker, 51 Stunden für eine Reihe anderer Arbeiter, unter Zulassung von Überstunden. Gegen den Widerspruch eines japanischen Arbeiterführers trat in Washington ein englischer Kollege für diese Ausnahmen mit Rücksicht auf den Stand der japanischen Industrie ein. Schreitet aber die Internationalisierung der Sozialpolitik fort, so ist es doch wohl wahrscheinlich, daß gerade von englischer Seite auch auf ein gewisses Schritthalten Japans hingewirkt wird, um dessen durch den Krieg namentlich in den Randländern des Indischen Ozeans so bedrohlich gewordene Konkurrenz wieder zu unterbinden.

Ebenso wie nach den Ländern der gelben Welt sucht der Bolschewismus nach Indien und nach den Ländern des Mohammedanismus hinüberzugreifen. Hier bedeutet er die denkbar schwerste Gefährdung der englischen Machtstellung. Als England selbst während des Krieges das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker propagierte, glaubte es, dessen praktische Auswirkung auf Mitteleuropa beschränken zu können. Nun aber geht nicht nur der Gedanke an das außenpolitische Selbstbestimmungsrecht der Völker weiter, sondern auch der Gedanke des sozialen Selbstbestimmungsrechtes innerhalb der Völker, des Mitbestimmungsrechtes, wo nicht nach bolschewistischen Vorschriften des Alleinbestimmungsrechtes der unteren Volksschichten. So findet der Ruf nach Selbstverwaltung in Indien und in Ägypten überreiche Nahrung, und trotz aller England heute im Übermaß zur Verfügung stehenden Mittel moderner Kriegführungstechnik bleibt es doch noch eine offene Frage, ob die so entfachten Volksbewegungen dauernd mit Erfolg werden niederkartätscht werden können.

Was aber wären die weltwirtschaftlichen und die weltpolitischen Folgen, wenn tatsächlich das asiatische Problem in seiner heutigen Gestalt sich auswüchse zu Entscheidungen im weitesten Sinne jener Selbstbestimmungsrechte? Zunächst wäre wie überall, wo der Bolschewismus auch nur Teilzugeständnisse errungen hat, mindestens für eine geraume Übergangszeit ein scharfer Rückgang der Gütererzeugung zu gewärtigen, wie er ja namentlich in sehr großem Umfange in Rußland selbst stattgefunden hat. Während im mittleren und westlichen Europa die mittelbare Einwirkung des Bolschewismus auch auf den gemäßigten Sozialismus im Sinne einer entschiedenen und erfolgreichen Durchfechtung seiner wesentlichen Forderungen bezüglich der Arbeitsbedingungen zu einer Unterproduktion vornehmlich auf industriellem Gebiet geführt haben, würde wie in Rußland so auch in ganz Asien naturgemäß die Urproduktion entsprechende Rückschläge erleiden, bei gleichzeitigem Streben der Volksmassen nach Mehrung des Eigenkonsums, so daß die Rohstoffversorgung der ganzen Welt überaus ernsten Gefahren ausgesetzt werden würde.

Wenn wir die Dinge nicht allzu schwarz sehen wollen, dann würde weiterhin zu folgern sein, daß aus der Not der Unterproduktion eine weltumfassende Steigerung in der praktischen Nutzanwendung aller technischen Hilfsmittel der Wirtschaftsführung geboren werden würde, nicht nur in der industriellen Fabrikation, sondern auch in der Urproduktion, verbunden mit sparsamstem Verbrauch aller Rohstoffe, mit einer noch weit über die deutschen Kriegserfahrungen hinausgehenden Steigerung der Anwendung von Ersatzstoffen jeder Art.

Am schwersten bedroht von der Unterproduktion an Rohstoffen und Lebensmitteln in den weiten Gefilden Asiens und dann natürlich, bei nicht mehr aufhaltbarem Fortschritt der Bewegung, auch Amerikas erscheinen fürs erste selbstverständlich die dicht bevölkerten Kulturländer des alten Europa ohne ausreichende Eigenproduktion an Lebensmitteln und Rohstoffen. Anderseits lehrt nicht nur die Beobachtung des deutschen Beispiels während der Kriegszeit, daß doch gerade diesen Ländern ein hohes Maß von Widerstandskraft eignet. Ihre Weltlage hat sie mit mancherlei Vorteilen bedacht, die sie durch so lange Jahrhunderte in Stand gesetzt, die Träger der Kultur, die Träger des wirtschaftlichen Fortschrittes, die Träger der politischen Macht zu sein.

An das Abtreten der Europäer von der kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Schaubühne vermögen wir auch für den Fall nicht zu glauben, daß die bolschewistische Bewegung auf dem Wege über Asien die Welt erobert. Ihre weitere Ausbreitung ist nur möglich bei gleichzeitiger starker Verflachung. Schon ist in Rußland selbst der strenge Kommunismus praktisch über den Haufen geworfen. Die Diktatur im Namen des Proletariats hat den alten Wirtschaftsformen immer größere Zugeständnisse machen müssen, und wenn auch theoretisch die alte Flagge hochgehalten wird, so verläuft sich schließlich die Bewegung mehr und mehr in gegenüber dem Programm der Höchstforderungen vergleichsweise gemäßigte, wenn auch gegenüber dem früheren Zustande noch recht radikale Forderungen sozialer Hebung der unteren Schichten und weitgehenden Selbst- beziehungsweise Mitbestimmungsrechtes. Je mehr das Überfluten Asiens durch die Bewegung bolschewistischen Ursprungs zur Steigerung der Unterproduktion und dadurch zur wirtschaftlichen Bedrängnis der Welt führen sollte, um so mehr wird zum Ausgleich im Lebensinteresse aller Völker die höchste Nutzanwendung technischer Fortschritte geboten sein. Dieser aber hat nun einmal seinen Ursprung und seinen Hauptsitz im mittleren und westlichen Europa, dessen geographische Vorteile sich seit altersher in volkspsychologische Vorteile umsetzen.

Es ist der am weitaus reichsten gegliederte Erdteil mit klimatischen Übergängen, wie sie kein anderes Gebiet in ähnlicher Weise zu verzeichnen hat, zumal auch die Vorteile des Golfstromes gerade dank dieser Grundlage hier am meisten zur Geltung kommt. Auf eben dieser Grundlage kommt auch die arbeitfördernde Wirkung der langen Lichtzeit gemäßigter Zonen hier am meisten zur Geltung. In den Ländern der gemäßigten Zone mit ihrer langen Dämmerung ist die praktisch nutzbare Lichtzeit im gesamten Jahresdurchschnitt um ein Beträchtliches größer als etwa in den Tropen. Dieser Faktor spricht am meisten dort mit, wo er mit dem größten Ausgleich der klimatischen Übergänge zusammenfällt. Geistige Regsamkeit und Schaffenskraft, Intelligenz und Kultur, Technik und Wissenschaft haben sich auf der Grundlage dieser geographisch gegebenen Faktoren im westlichen Europa am höchsten zu entwickeln vermocht, während das kompakt ungegliederte Rußland in allen diesen Beziehungen dem asiatischen Koloß zugeschlagen werden muß.

Einflüsse des als asiatisch zu betrachtenden Bolschewismus können uns höchstens vorübergehend die uns tief eingewurzelte Religion des Pflichtbewußtseins und der Arbeitsfreude vergessen lassen, und die Welt wird unserer technischen Überlegenheit um so dringender bedürfen, je tiefer sie in die Not der Unterproduktion gestürzt wird.

Dem asiatischen Problem besonnen ins Auge schauend, gelangen wir zu dem Schluß, daß am letzten Ende gerade im Falle seiner Weiterentwicklung in der angedeuteten Richtung unsere kulturelle Vormachtstellung nur einer neuen Festigung entgegengeht, und daß dadurch auch die wirtschaftlichen und schließlich die politischen Einflüsse wieder dorthin fallen werden, wo Volksbildung und technisches Können, Pflichtbewußtsein und moralisches Verantwortlichkeitsgefühl am höchsten entwickelt sind.

Otto Braun

Von Hans Heinrich Schaeder

Als wertvollſtes Geſchenk zu Weihnachten und zum neuen Jahre wird uns dies Vermächtnis des zwanzigjährigen Otto Braun übergeben.[1]) Der Eindruck, den flüchtiges Durchblättern der dreihundert Seiten erweckt, iſt ein ungeheurer; er weitet ſich bei fortſchreitender Vertiefung in das Gebotene zu der Erkenntnis einer ſo umfaſſenden, tiefen und machtvollen Geiſtigkeit, daß wir für Stunden und Tage alle andern Fragen und Aufgaben beiſeite laſſen, um uns der Wirkung dieſer elementaren und dabei völlig gereinigten Energien hinzugeben.

Zunächſt dies: geht man mit einer allgemeinen Vorſtellung von früher Vollendung, früher Reife an das Buch heran, ſo erfährt man alsbald. daß man das „früh" vergeſſen darf, um der Vollendung, der Reife, die ſich hier darſtellen, nur um ſo gewiſſer zu werden. Es gibt in den Aufzeichnungen des Vierzehn- bis Zwanzigjährigen ſelbſt für die ſtrengſte Betrachtung nichts, was die Jugendlichkeit des Verfaſſers als Entſchuldigung für nur angeſtrebte, nicht erreichte Leiſtung aufrufen müßte. Im Gegenſatz zu all den zahlloſen Äußerungen von ſolchen, die im Beginn ihres dritten Lebensjahrzehntes ſich dem Vaterlande opferten — Äußerungen, aus denen der reinſte Wille, die lebendigſte Anſchauung gegenſtändlicher Werte, daneben aber ebenſo viel Unklarheit und Unfähigkeit der Selbſtbehauptung ſpricht — zeigt die Geſtalt Otto Brauns doch ſtrengſte Zucht erkenntnismäßiger und handelnder Anſpannung, das ſtrengſte Gleichmaß der geſtaltenden Kraft und der zu bezwingenden Aufgabe. Otto Braun hatte, in einer Selbſterziehung, die in die früheſte Jugend, in die Zeit planloſer Spiele und Träume ſeiner Altersgenoſſen hinabreicht, Maß und Mitte vollkommen gefunden, das Gleichgewicht ſeiner Perſönlichkeit mit der ihn umgebenden gegenſtändlichen Welt vollkommen hergeſtellt, ſo daß ſich ihm alle Wege fruchtbaren und reifen Kulturſchaffens erſchloſſen. Da raffte ihn der Soldatentod auf franzöſiſcher Erde hin.

So vollziehen ſich in der Seele des Vierzehn- bis Zwanzigjährigen Prozeſſe, die ſich ſonſt wohl erſt in der Entwicklung des um Jahrzehnte älteren Mannes vollziehen. Während ſeine Altersgenoſſen, ſoweit ſie an geiſtiger Intenſität an ihn heranreichen, entweder dem Anſturm objektive Weltinhalte erliegen und — unfähig, die Welt von ſich aus zu begreifen und neu zu geſtalten — in untätig romantiſche Klage verſinken, oder aber in ſozialiſtiſchem Hochmut und Trotz ihre Individualität bejahen und der ganzen Welt entgegenſtemmen, iſt es ihm gelungen, mit der Anerkennung und ſchöpferiſchen Freude an allem geiſtig Geſtalteten die Feſtigkeit und Ruhe des eigenen geiſtigen Weſens zu verbinden. Dies letztere aber in ſo vollkommener Beſcheidenheit, ſo gelöſt von Eitelkeit und greiſenhafter Klugheit, daß in uns neben der ſtaunenden Anerkennung die tiefſte Liebe zu ſeiner Reinheit erwachen muß.

Wir hören, daß eine Veröffentlichung ſeiner Aufzeichnungen nie in ſeiner Abſicht gelegen habe. Die Strenge, mit der er die Aufgabe ſich ſelber zu

[1]) Aus nachgelaſſenen Schriften eines Frühvollendeten (herausgegeben von Julie Bogelſtein, Deutſche Verlagsanſtalt Stuttgart und Berlin 1920).

objektivieren begriff, ließ ihm vielleicht die Form dieser Gedankengebungen als noch zu persönlich scheinen. Dennoch müssen wir der verehrungswürdigen Frau, die ihm von der sterbenden Mutter als mütterliche Freundin bestellt wurde, von Herzen dafür danken, daß sie aus der Fülle des literarischen Nachlasses diese Blätter herausgehoben und sie in vier Abschnitte (Aus Tagebüchern des Neun- bis Dreizehnjährigen, — des Vierzehn- bis Siebzehnjährigen, — des Siebzehn- bis Zwanzigjährigen, — Gedichte) gegliedert hat. Jedem dieser Abschnitte hat sie wundervolle einleitende Worte von äußerster, dabei das Menschliche des Verfassers erschöpfender Knappheit und Sachlichkeit vorangestellt.

Die allgemeinste Form der durch diese Blätter dokumentierten Entwicklung ist die bereits angedeutete ständig fortschreitende Dialektik der Persönlichkeit und der gegenständlichen Werte. Die werdende Seele des Knaben und Jünglings wird durch die unerschöpflich zuströmenden und rein aufgefaßten Natur- und Bildungserlebnisse aufgebaut und genährt, sie wächst, indem sie sich das Äußere assimiliert, und findet in ihrem Wachstum, in fortschreitender Bewußtwerdung ständig neue Aufgaben, ständig neue Kräfte, sie zu lösen, und Substrate, auf die die geistige Arbeit sich fruchtbar zu beziehen vermag. Die reichste Lebenswelt tut sich vor uns auf: von der bildenden Liebe der Eltern, denen er in unwandelbarer, herzlichster Liebe zugetan ist, und von sorgfältiger Erziehung geführt, erschließen sich ihm drei Welten, die er rastlos durchforscht: die Natur, die bildende und dichtende Kunst und die Geschichte. Eine Reihe schöner Zeugnisse eigenen dichterischen Vermögens sind dem Buche beigefügt. Es ist die Welt Hölderlins und seine Gestalten, die die Phantasie und das rhythmische Gefühl des Jünglings anziehen. Dabei gelingt ihm eine von Konvention ganz freie, persönliche, wenn auch noch nicht neuschöpferische Sprache. Späteren Gestaltungen gelingt auch dies: man lese „Erinnerung an Dresden" Seite 247. Terzinen, in denen der bestimmte und eigenartige Stil dieser Stadt und ihrer Denkmäler zu restloser und adäquater Versgestaltung gebracht ist; man lese die prachtvollen Worte des Eros an Psyche, Seite 290 unten u. f., deren köstliche Reife dem kaum Sechszehnjährigen gelungen ist.

Dennoch beweist die in den Tagebüchern und Briefen bezeichnete geistige Entwicklung, daß seine eigentlichen Wirkungsmöglichkeiten nicht so sehr in der freien künstlerischen, als vielmehr in der gegenstandsgebundenen wissenschaftlichen Tätigkeit lagen. Man verfolge, wie der Zwölf- und Dreizehnjährige in strengster Konzentration an Hand der Quellen die ältere deutsche Literaturgeschichte durcharbeitet, wie er daran später, nach Jahren intensivster, dabei planvollster und fruchtbarster geistiger Arbeit neben seinem neuen soldatischen Beruf, dem er sich sogleich bei Kriegsbeginn widmet, mit gleichbleibender Energie weiter zu lernen und zu forschen bemüht ist. Die Gegenstände wandeln sich: er sucht seiner praktischen Tätigkeit als Soldat, bald als Offizier, dem von Kameraden das höchste unbedingteste Lob gespendet wird, den breitesten theoretischen Unterbau durch militärisch-technische, strategische und politische Studien zu geben. Diese einzigartige Verbindung von soldatischer Zucht und geistiger, oder, um es genauer zu bezeichnen: humanistischer Innerlichkeit, spiegelt sich in der schönen Photographie des siebzehnjährigen Soldaten, die neben das Titelblatt gestellt ist. (Wir würden der Herausgeberin dankbar sein, wenn wir in neuen Auflagen des Werkes ein Bildnis, das Otto Braun ohne Helm darstellt, finden würden.)

Das eindrucksvollste Moment seiner geistigen Entwicklung ist wohl dies, daß er sich in frühester Jugend mit vollem Verständnis und kräftigstem Willen, zu erkennen und sich zu Mitarbeit und Neubau zu rüsten, dem Wesen des Staates zuwandte. Man entnehme die nähere Charakterisiertheit dieser seiner Werdung, die Notizen über die Studien, die er in der Richtung auf dies Ziel hin unternahm, dem Buche selber. Auch dies andere kann hier nur gestreift werden: daß er im gleichen, unbegreiflich frühen Alter die Erfüllung seiner Idealbildungen, darum den tauglichsten Nährboden seines eigenen Wachstums im klassischen Griechentum wiederfand. Aus beiden Motiven her keimte das Ideal einer neuen Humanität, die er selbst in edler, klarer Jugendlichkeit bereits verwirklicht hat.

Man wird sich nach der Betrachtung dieser Dinge nicht mehr imstande fühlen, den Verlust Otto Brauns zu betrauern. Wollte man zu trauern beginnen, so würde die Trauer so grenzenlos sein wie es der Verlust ist. Wir wenden uns vielmehr mit dankbarer Freude dem hier in vollkommener Schönheit und Vorbildlichkeit vollendeten Schicksal zu. „Wüßten wir doch kaum zu klagen, neidend singen wir dein Los." Wir grüßen ihn zum Abschied mit den Worten Georges:

Du Geist der heiligen Jugend unseres Volks.

Weltspiegel

Sibirien. „Aus Washington wird gemeldet, daß Großbritannien, Amerika und Japan infolge des Vordringens der Bolschewisten in Sibirien ein Übereinkommen geschlossen haben, demzufolge Japan die Kontrolle über Sibirien übertragen werden soll. Japan soll so viel Truppen nach Sibirien senden, daß dem Vordringen der Bolschewisten Widerstand geleistet werden kann... Die Japaner sollen sich auf jeden Fall nicht östlich des Baikalsees begeben. Die amerikanischen Truppen würden gleichzeitig aus Ostasien zurückgezogen." Gewaltige Entscheidungen drängen sich in diesen wenigen Sätzen zusammen. Bestürzt über die Mißerfolge Koltschaks (und Denikins) gibt die Entente den direkten Kampf gegen die Bolschewisten (einstweilen) auf. Ein großer Teil des seinerzeit vor drohender Nutzbarmachung durch die siegreichen Deutschen so ängstlich überwachten Sibiriens wird kampflos den Gelben überlassen. England, ohne Zweifel erschreckt über die schon seit dem Sommer durch die Frontlücke zwischen Koltschak und dem Uralkorps des Generals Dutoff nach Mittelasien mächtig fortschreitende Agitation der Bolschewisten, deren Spuren nicht nur in Turkestan, sondern auch in Afghanistan, mit dem England im Frühjahr einen übereilten und wie es scheint nicht sehr vorteilhaften Frieden abgeschlossen hat, vielleicht sogar schon in Indien bemerkbar sind, zieht sich von der Szene zurück, um sich dringlicheren Aufgaben, der Sicherung Indiens, Mesopotamiens, Ägyptens zuwenden zu können. Soll doch dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant" zufolge Lenin selbst erklärt haben, der Schwerpunkt seiner Tätigkeit liege augenblicklich in Asien. Und die Engländer wissen, daß das keine leere Drohung zu sein braucht.

Der Rückzug Amerikas kommt nicht eigentlich überraschend. Wirkliche Vorteile sind in Sibirien nur unter Aufwendung sehr bedeutender Mittel zu holen, die Amerika, betroffen über die Folgen des Krieges im eigenen Lande,

überrascht und bedrückt durch die mächtig anschwellende Kraft seiner sozialistischen Bewegung, verwirrt durch die Parteikämpfe im Parlament und in Panik über die entdeckten Bolschewisten-Komplotte, mit denen es in Wirklichkeit nicht ganz so schlimm sein wird, wie die amerikanische Presse dergleichen darzustellen liebt, nicht aufwenden will, vielleicht im Augenblick nicht einmal kann. Schon seit dem Sommer 1918 schweben Verhandlungen zwischen ihm und Japan über Sibirien und das im Januar 1919 gefallene Wort Nehidas: Ostsibirien bedeutet für Japan dasselbe wie Mexiko für die Vereinigten Staaten, erhellte blitzartig das ganze Problem. Amerika opfert jetzt eine unhaltbare Position, um andere sichern zu können. Das Mittel, die nach allen Seiten zugleich drängende japanische Expansion an der kalifornischen und mexikanischen Küste zu schwächen, ist, ihr eine bestimmte Richtung nach Westen zu geben. Wir stehen vor einer Aufteilung der Interessensphären. Die Besitzergreifung Ostsibiriens ist eine gewaltige Aufgabe, die die Japaner ein halbes Jahrhundert beschäftigen kann. Denn leicht wird es Japan nicht haben. Möglich, daß eine kräftige Kolonisierung den, wie mannigfache Unruhen und zunehmende Demokratisierung beweisen, im Inneren allmählich unerträglich werdenden Druck erleichtert und der durch ungeheure Kriegsgewinne entstandenen Übersättigung neue Betätigungsmöglichkeiten außerhalb des übervölkerten Landes schafft, aber leicht wird ihnen die Aufgabe nicht werden. Schon heute haben sie überall gegen die Konkurrenz des billigeren chinesischen Arbeiters zu kämpfen, noch haben sie die erste Stufe ihrer Weltmachtstellung, Korea, nicht gesichert, wo es trotz gewährter Autonomie dauernd zu Unruhen kommt, und endlich ist es nicht wahrscheinlich, daß ein neues und wieder gefestigtes Rußland ihnen die Beute kampflos überläßt, deren Sicherung, je weiter sie von der Basis abliegt, je schwieriger wird. Allerdings haben sie bereits vorgesorgt und sich einen Bundesgenossen gesichert: China. Denn es kann kaum verkannt werden, daß zwischen der vielleicht nur scheinbar milderen Sprache Japans gegen China in der Shantung-Angelegenheit, dem im August von der russischen Sowjetregierung an das chinesische Volk erlassenen Manifest mit der ruhmredigen Mitteilung, daß das russische Heer den Vormarsch nach Osten aufgenommen habe, um den arbeitenden Klassen Chinas Hilfe zu bringen, und der — laut „Times" von China erzwungenen — Petition der Mongolei an China zur Aufhebung des 1912 zwischen China, Rußland und der Mongolei geschlossenen Kiachta-Vertrages, einer Petition, in der die Mongolei, bedroht durch bolschewistische Banden, auf ihre Unabhängigkeit verzichtet und unter die Herrschaft Chinas zurückzukehren wünscht, ein innerer Zusammenhang besteht. Japan wünscht maßgebenden Einfluß in China, mindestens in Nordchina, wird jedoch jede Bewegung unterstützen, die den Auseinanderfall des Landes hindert. Darum wird ihm die kraftvolle Unternehmung des Generals Hsu Shu Cheng zur Sicherung des Nordwestens, die bereits Ende Juni begann, hinderte willkommen sein. Zunächst sind seine Absichten natürlich „rein defensiv", aber die planmäßige Besetzung aller wichtigen strategischen Punkte in Ostsibirien, die überaus rege Gründung von Schiffahrtsgesellschaften, Handelsniederlassungen und Banken reden deutlich genug. Japan ist im Begriff, nicht nur die ihm von vornherein die Vorhand zuwendenden Vorteile seiner örtlichen Lage als nächster Nachbar voll auszunutzen, sondern auch die Ergebnisse einer klug und geduldig zuwartenden Politik einzuheimsen.

Gerade eine solche nicht eingeschlagen zu haben, ist der einzige, allerdings ausschlaggebende Vorwurf, den man dem Admiral Koltschak machen muß, dessen militärischer Zusammenbruch die ganze Entwicklung jäh ins Abrollen gebracht hat. Der einfache Verstand dieses fähigen und energischen Soldaten hat den ganzen Kampf gegen die Bolschewisten geführt, als gälte es ein ausschließlich militärisches Unternehmen. Immer hat er lediglich die militärische Stärke der Bolschewisten ins Auge gefaßt, sie rein militärisch zu bekämpfen gesucht und verkannt, daß der Bolschewismus eine politische Macht ist, die man allein durch Postenketten nicht einschließen kann. Er hat außenpolitisch einen klaren und scharfen Blick bewiesen, den Blick einer eifersüchtigen Vaterlandsliebe, wie er dem soldatischen Führer

eigen zu sein pflegt, aber innenpolitisch reichte dieser Blick allein nicht aus. Er hat als Berufssoldat den nächstliegenden militärischen Zweck über alle innerpolitischen Erwägungen stellen müssen. Das durch die Westmächte und Amerika nur unzureichend versorgte Heer brauchte Brot, Vorräte, Material, mochte es sie nehmen, wo es sie fand. Zivilbehörden mit partikularistischen Bedenken warnten, hinter Schloß und Riegel mit ihnen! Es mag leicht sein, daß er selber gut demokratisch gesinnt war, seine Helfer waren es nicht. Aber sie halfen doch, es waren fähige Soldaten, also laßt sie schalten. Der große Fehler Koltschaks ist gewesen, daß er einem erhofften außenpolitischen Erfolge seiner Anerkennung durch die Entente zuliebe, die einige Augenblicke lang günstige Gelegenheit, zunächst Sibirien einheitlich zusammenzufassen, seine unerschöpflichen Hilfskräfte geduldig zu organisieren, wie es, ebenfalls unzureichend, aber in der Absicht unverkennbar, Denikin versucht hat, sich ohne genügende Vorbereitung in den Kampf jenseits des Uralgebirges gestürzt hat. So ist ihm beides verloren gegangen: der außenpolitische Erfolg und der militärische Sieg. Die Vereinigung mit der englischen Nordarmee kam infolge wachsender englischer Kriegsmüdigkeit, gegen die Churchill vergeblich ankämpfte, nicht zustande, Aufstände an der Verpflegungsbasis hinderten rasches Vorgehen, Reibereien mit den Tschecho-Slowaken und deren selbstherrlichen Führern behinderten den Nachschub auf der sibirischen Bahn, ein augenscheinlich durch die Japaner und den tschecho-slowakischen General Haida unterstützter, wenn nicht hervorgerufener schwerer Aufstand in Wladiwostok war das erste äußere Anzeichen der bedrohlichen Lage. Japan schickte Geld, aber verweigerte, klug und ruhig abwartend, nur die eigenen Interessen im Auge, die Entsendung von Truppen, ein letzter, Anfang Dezember an Amerika gerichteter Appell mit der Drohung, falls die Alliierten ihn nicht besser unterstützten, Ostsibirien an Japan abzutreten, verhallte ungehört, auch Irkutsk ging an Aufständische verloren, und so mußte das mit vielen Hoffnungen begonnene Unternehmen zusammenbrechen.

Jetzt ist Sibirien eine Beute Japans, lokaler Regierungen, und einiger Condottieren wie Semenow, Horwat, Kalmykow, die eine selbstherrliche auf Raub und Plünderung gegründete Existenz führen, und deren Beseitigung Japans nächste Aufgabe sein wird. Ob es inmitten dieses Chaos einer westsibirischen Regierung gelingen wird, das Land zusammenzufassen und sich gegen die wieder mächtig aufflammende bolschewistische Bewegung und die vielen Banden, die das Land durchziehen, zu halten, muß abgewartet werden. Menenius

Drinnen und draußen

Stimmungsbild aus dem besetzten Gebiet. Ein Volksschullehrer aus der Pfalz schreibt uns Anfang Januar:

Der Generalswechsel ist, wie sich stets mehr herausstellt, durchaus nicht optimistisch zu deuten. Degoutte ist sicher viel strenger als Mangin war. Er kam auch ganz gewiß mit festen Instruktionen. Die gehen auf die Rheinische Republik, freilich nicht im Sinne Dortens, sondern direkt auf den von Deutschland losgelösten Pufferstaat. Das wird stets deutlicher, geht auch aus englischen und französischen Zeitungen immer mehr hervor Das ganze Rheinland als Pufferstaat würde gewiß, wenn es auch für einige Zeit abgelöst würde, der historischen Entwicklung nicht widerstehen können und eines schönen Tages, den wir noch erleben würden, zu Deutschland zurückkehren. Allein, wenn nicht alles trügt, suchen die Engländer am Niederrhein sich selbst eine Republik zu schaffen, so daß also zwei Republiken bestünden. Die direkte Verbindung Cöln-London spricht dafür, aber nicht nur das. Frankreich selbst hat

am Niederrhein nicht besonderes Interesse. Für Frankreich liegen seine Aspirationen vielmehr am Mittelrhein und in der Pfalz. Da leben die alten französischen Ideen von 1792/1793 und 1797/1814 wieder auf; sie sind wohl hier zur realpolitischen Macht geworden. Die Patriotenliga, von Maurice Barrès geführt, arbeitet fein und sicher dafür; ebenso die französische Verwaltung. Nur ein ganz kleines Beispiel dafür: Die Bauern in Rheinhessen bekommen ohne Entgelt französische Militärpferde. In unseren Schulen wurden französische Prämien ausgeteilt: jedes Kind erhielt ein wundervoll illustriertes französisches Buch und zwei Pfund Kaffee. Das wurde den Kindern, die von uns bezeichnet werden mußten, ins Haus geschickt.

Nun aber das allerschönste. Elemente der Sozialdemokratie, die am 1. Juni sich so sehr vaterlandsfreundlich gebärdeten, arbeiten hier — ich habe davon sichere Zeugnisse — direkt für den Pufferstaat. Bestechung? Ämterjagd? Wer weiß es? Jedenfalls sind in diesen sozialistischen Kreisen die Ämter schon verteilt. Was mich anlangt, werde ich dagegen arbeiten, auch auf die Gefahr hin, eines Tages ausgewiesen zu werden. Ich habe mit der Zeit gelernt, wie man das macht. Wir Schulmeister werden ja scharf beobachtet. Nicht mehr cave canem heißt es hier, sondern: attention, instituteurs! Auch für den Fall der Ausweisung ist mein Plan fertig. Ich gehe nach Amerika. Ich kann es nicht ertragen, unter sozialistischer Mißregierung und Fremdherrschaft zu arbeiten.

Hier sieht man deutlich und greifbar, wie unser Geld gar keinen Wert mehr hat, wie wir vollständig im Bankerott drinstehen. Hier deutlicher als drüben im unbesetzten Deutschland. Man fühlt auch, wie wir als Nation gar nicht mehr anerkannt werden. Wer stumpf genug ist, mag ja das ertragen, wer darauf zu reagieren vermag, aber nicht.

Wie kläglich auch ist unsere innere Politik! Nicht mehr zum Ertragen. Man meint ja, die Schulfrage und was damit zusammenhängt, wäre das wichtigste. Meines Erachtens hat diese Frage gar keine politische Berechtigung. Sie vergiftet die ganze Politik, reißt auseinander und verdirbt. Wenn nur einmal der Teufel diesen ganzen Fragenkomplex holen würde. Damit hängt zusammen die verderbliche Rolle, welche die Schulmeister in der Politik spielen. Das unverstandene Wort des Siegers von Sadowa hat sie aufgeblasen. Nun spucken sie Verderben. Wehe dem Lande, dessen Politiker Schulmeister sind.

Die Erinnerungen von Tirpitz werden hier stark gelesen, und es wird ihnen von all den „Erinnerungen" die Krone zugesprochen. Wird bald der zweite Band erscheinen?

Der „Schwäbische Bund" wird hier sehr gern gelesen. Eine feine Zeitschrift. Durch einen jungen katholischen Geistlichen, der zuerst in Tübingen studierte, ward die Zeitschrift in der Pfalz eingeführt. Überhaupt sind die jungen auf den Universitäten gebildeten Geistlichen durchaus rechts gesinnt und dem heutigen Zentrum nicht besonders zugetan . . . .

Der Pfälzer Hilfsbund. Unter Leitung des Regierungspräsidenten von Unterfranken von Henle und unter Beteiligung der unterfränkischen Abgeordneten aller Parteien, von Männern und Frauen aller Kreise der Bevölkerung, von zahlreichen Beamten und Studenten fand am 6. Januar 1920 im Luisengarten zu Würzburg eine trotz der schlechten Reiseverhältnisse recht gut besuchte Versammlung statt, in welcher der Plan der Gründung eines Pfälzer Hilfsbundes erörtert und der Grundstein zu dieser Gründung gelegt wurde.

Der Zweck dieses Bundes soll die Pflege der landsmannschaftlichen Beziehungen zwischen Pfalz und Bayern rechts des Rheins sein. Die Störungen, welche diese natürlichen und historischen Beziehungen durch die feindliche Besatzung erfahren haben und nach der Lage der Dinge so lange erfahren werden als diese Besatzung besteht, fordern mit unaufhaltsamer Macht einen Ausgleich. Den Versuchen feindlicher Abtrennungspolitik muß aus dem Herzen des Vaterlandes in jeder erlaubten Form moralisch und politisch entgegengearbeitet werden. Unsere Pfälzer sollen es wissen und durch die ganze Zeit

ihrer Leiden immer neu erfahren, daß Deutschland seine bedrückten staatszugehörigen Volksgenossen jenseits des Rheins in keinem Augenblick vergißt, daß opferbereite Liebe um so mehr wächst, je mehr der Fremde es versucht, mit Gewalt oder List da festen Fuß zu fassen, wo er schlechthin nichts zu suchen hat.

Es war herzerquickend zu vernehmen, wie aus den zahlreichen Aussprachen und Reden zwischen Pfälzern und Franken die edle Flamme des landsmannschaftlichen Zusammengehörigkeitsbewußtseins hervorloderte. Ungezwungen und ohne jede Übertreibung, warm und wahr zeigte es sich, daß hier ein schönes Werk seinen Anfang genommen hat, das Werk der Erneuerung und Vertiefung deutschvaterländischen Geistes.

Eine große Anzahl von Pfälzern war anwesend und bestätigte die wohltuende und wirksame Bedeutung dieser unterfränkischen Kundgebung. Es wurde die sichere Erwartung ausgesprochen, daß diese vaterländische Gründung sich alsbald auf ganz Bayern und darüber hinaus auf das ganze Reich ausdehnen möge.

Es sprachen unter anderen der Regierungspräsident von Henle, die Abgeordneten Stang (bayer. Volkspartei), Freudenberger (Sozialdemokratie), Piloty (demokr. Partei), einige im diesseitigen Bayern wohnende Pfälzer und vor allem der mit lautem Beifall empfangene Regierungspräsident der Pfalz Dr. von Winterstein, der in schwerster Zeit durch sein mannhaftes Verhalten im Amte sich die Liebe der ganzen Pfalz erworben hat. Auch der Vertreter der Würzburger Studentenschaft und ein Vertreter des Deutschnationalen Bundes von Handlungsgehilfen ergriffen das Wort und sprachen begeistert für die Sache. Die Minister Hoffmann und Endres schickten der Versammlung Grüße.

Es wurden zwei Ausschüsse gebildet, ein großer, dem alle Anwesenden beitraten, und ein kleiner, aus 16 Mitgliedern bestehender Arbeitsausschuß. Möchten diesem Beispiele echter innerer politischer Mission recht bald in allen Regierungsbezirken Bayerns und in allen Teilen des Reichs gleichartige Gründungen folgen als lebendiger Ausdruck des hohen Gedankens und unbeugsamen Willens der unlösbaren Einheit des deutschen Volkes.

Der „Temps" für ein polnisches Danzig. In seiner letzten großen Rede über die Außenpolitik hat Clemenceau auf die Barrierenpolitik zurückgegriffen und von einem Stacheldrahtzaun gesprochen, mit dem man den Bolschewismus umgeben müsse. Es müsse alles geschehen, um zu verhindern, daß Deutschland diesen Stacheldrahtzaun überschreite. Da jedoch keine der Westmächte sich mehr zu aktiver Bekämpfung der Bolschewisten entschließen kann, müssen natürlich die Grenzländer diese Aufgabe für die Entente besorgen. Clemenceau zählt dabei in erster Linie auf Rumänien und Polen. Um nun aber die Polen gefügig zu machen, ist Clemenceau nach seiner Schilderung nicht nur in London Lloyd George gegenüber für eine im polnischen Sinne günstige Lösung der ostgalizischen Frage eingetreten, sondern beginnt auch der „Temps" in einer Reihe überraschend breiter Aufsätze zu beweisen, daß die Danziger Frage dringend der Revision bedürfe. Alle die alten Argumente von den nur eingewanderten Deutschen, von dem mangelhaften Kriterium, das die gesprochene Sprache bilde, von den anschlußwünschenden Bewohnern Danzigs selbst, von dem nie erstorbenen Widerstand gegen Preußen werden hervorgeholt, um zu beweisen, daß die Versailler Lösung der Frage der Sachlage nur in ungenügendem Maße gerecht geworden sei. Außerdem stelle sie eine Verneinung der Prinzipien dar, für die Frankreich sich geschlagen habe. Aber selbst unter der Gefahr, einen Wilsonschen Grundsatz zu verletzen, hätte man nicht um 300 000 Deutscher willen 30 Millionen Polen unwiderbringlich schädigen und der Gnade Deutschlands ausliefern dürfen. Auch Bismarck habe 1894 zugegeben, daß der Besitz von Danzig für Polen noch wichtiger sei, als der von Posen. Die Danziger Frage müsse daher nach wie vor als eine offene betrachtet, Ostpreußen müsse neutralisiert werden. (Temps vom 4. und 6. Januar.) Wir sehen also Frankreich eifrig am Werk, die sich anbahnenden korrekten Beziehungen zwischen uns und dem neuen Polenstaat zu trüben, indem es auf der einen Seite Befürchtungen, auf der andern nationale Begehrlichkeit wachruft. Wir

werden gut tun, das angesponnene Intrigenspiel sehr aufmerksam in seiner weiteren Entwicklung zu verfolgen. M.

Abschied von der Ostmark. Eine erschütternde Kundgebung war die Abschiedsversammlung der Beamten- und Lehrerschaft der Provinz Posen, die am 13. Januar in den Räumen des Stadttheaters von Bromberg stattfand. Mit dem feierlichen Liede „Vater ich rufe dich" leitete die Kapelle des Reichswehr-Schützen-Regiments 83 diese letzte Zusammenkunft der deutschen Beamten der Ostmark im deutschen Bromberg ein. Regierungspräsident von Bülow hielt sodann eine Ansprache, in der er zunächst einen Rückblick auf die stolze deutsche Kulturarbeit in dem nunmehr von uns gerissenen Lande warf. Er ging auf die naturgegebenen Hemmungen ein, die ein Verständnis zwischen Deutschen und Polen erschweren, gab aber seiner Überzeugung Ausdruck, daß deutsches und polnisches Volkstum nicht unversöhnliche Feinde zu bleiben brauchen. Dankbare Worte widmete der Redner dem Grenzschutz, der in schwerer Stunde für deutsche Ehre im Osten Leib und Leben eingesetzt hat. Den Abschied von den losgerissenen deutschen Brüdern, die einem ungewissen Schicksal entgegengehen, kleidete er in die Forderung engster geistiger Gemeinschaft, die uns niemand rauben kann. An die Schlußworte des Redners, der den Blick auf das schwere Schicksal des verstümmelten deutschen Reiches lenkte, schloß sich der gemeinsame Gesang von „Deutschland, Deutschland über alles". Den militärischen Leistungen des Grenzschutzes und ihrer politischen Bedeutung wandte der nächste Redner, Oberstleutnant von Dewitz, seine besondere Aufmerksamkeit zu. Nach diesem Redner brachte Regierungspräsident von Bülow eine Depesche Hindenburgs zur Verlesung und legte einen Antwortsentwurf zur Beschlußfassung vor. An diese letzten bewegten Abschiedsworte schloß sich das in tiefer Ergriffenheit gesungene Lied „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus". —

So nehmen denn anderthalb Jahrhunderte entsagender deutscher Verwaltungsarbeit in der Ostmark und im Netzedistrikt ein Ende. Wir können in der Tat Irrungen im einzelnen ruhigen Herzens zugeben. Die Leistung als Gesamtheit, von der jeder Stein der blühenden Städte, jede Scholle der fruchtbaren Äcker des einst so tief verwahrlosten Landes zeugt, ist der Anfechtung durch nationalistisch verzerrte Kritik entzogen. Der Netzedistrikt, der Polen wieder zugefallen ist, ist in seiner heutigen Gestalt ein Werk jenes zivilisatorischen Dranges, der Faust aus der metaphysischen Studierstube heraus in die nüchterne und entsagende Arbeit treibt, die dem nassen Element festes Land für werktätige Menschen abgewinnen will. Was die Hände, die heute die Verwaltung der deutschen Ostmark ergreifen, an Vorschulung mitbringen, das haben sie in der preußischen Schule gelernt. Mögen sie in dieser Schule genügend Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit erworben haben, die in Preußens größten Zeiten seine Stütze und sein Stab gewesen sind. Auf dem Boden sachlicher Arbeit und da allein wird sich auch eine Verständigung der Nationalitäten erzielen lassen, die nach wie vor auf das Zusammenwohnen angewiesen sind, wenn sich auch die Machtverhältnisse gewandelt haben. Liebe zur gemeinsamen Heimat bei achtungsvoll gewahrtem Respekt vor den nationalen Sonderbezirken des Lebens: aus dieser Wurzel muß die deutsch-polnische Lebens- und Arbeitsgemeinschaft erwachsen, die auch uns hier im Reiche das Ziel warmer Wünsche ist. B.

Die Bodenschätze des Petschoragebiets. Schon vor dem Kriege nahm Rußland, was die Gewinnung von Platin anbelangt, die erste Stelle ein. Das russische Platin wurde im Ural gewonnen, und zwar in den Bergwerksbezirken Nishni-Tagilsk und Gora Blagodatj des Gouvernements Perm. Während der letzten Jahre vor dem Kriege wurden in Rußland jährlich etwa 6000 Kilogramm Platin gewonnen, während in Südamerika nur gegen 300 Kilogramm gewonnen wurden. In Rußland betrug der Preis für Platin vor dem Kriege das sechs- bis siebenfache des Preises für Gold. Über neue Fundstellen von Platin hat Pawlowitsch[1]) auf dem ersten Allrussischen Kongreß der Sowjets der Volkswirtschaft äußerst in-

[1]) Vergl.: Die Arbeiten des ersten Allrussischen Kongresses der Sowjets der Volkswirtschaft (25. Mai bis 4. Juni 1918). Moskau 1918. Russisch.

teressante Angaben gemacht, wobei er überhaupt auf die Bodenschätze des Petschoragebiets zu sprechen kam. Pawlowitsch beruft sich bei seinen Angaben auf die Forschungen einer amerikanischen Expedition, deren Ergebnisse zum Teil von F. Dnjeprowski in der russischen Zeitschrift „Snamja Truda" veröffentlicht wurden.

Diese Expedition hat die Ausläufer des nördlichen Urals und das obere Becken der Petschora untersucht. Die Petschora entspringt bekanntlich im Ural (etwa auf dem 62. Breitengrad) und mündet nach einem über 1480 Kilometer langen Laufe in das nördliche Eismeer. Das Einzugsgebiet der Petschora beträgt über 329 000 Quadratkilometer (Einzugsgebiet des Rheins 224 400 Quadratkilometer). Es sind gewaltige Platin-, Gold- und Wolframlager gefunden worden. Nicht weit von der Stadt Ust-Zylma, die an der Petschora, gegenüber dem Einfluß der Zylma, gelegen ist, und zwar an der Stelle, wo die von Osten fließende Petschora eine scharfe Biegung macht, um in süd-nördlicher Richtung dem Eismeer zuzufließen, sind Kupfererzlager entdeckt worden, die sich fünf bis sieben Faden (1 Faden = 2,13 Meter) unter der Erdoberfläche befinden. In dem Quellengebiet des Flusses Wytschegda sind große Eisenerzlager festgestellt worden. Ferner ist im Petschoragebiet Salz, Schwefel, Schwefelkies, Schleifstein an vielen Orten vorhanden. Im Gebiet des Flusses Uchta, der oberhalb Ust-Zylma in die Petschora mündet, ist an vielen Stellen Naphta festgestellt worden. Durch Bohrungen, die hier vorgenommen wurden, ist nachgewiesen worden, daß das naphtareiche Gebiet einen Flächenraum von 1200 Quadratwerst umfaßt (1 Werst = 1,067 Kilometer).

Zu bemerken wäre noch, daß auch im nördlichen Ural im Gebiet der Flüsse Loswa, Toscheleka und Iwdelja im Jahre 1917 reiche Platin- und Goldlager entdeckt worden sind. Das Gold kommt hier sowohl als Wasch-, wie als Berggold vor. In der Nishne-Postkaja Datscha sind große Korundlager entdeckt worden. H. F.

Filmschund und Auslandswirkung. Schon längst ist es offenbar geworden, daß unsere moralische Korruption im Ausland auch auf dem Gebiete unserer äußeren Beziehungen außerordentlich unerfreuliche Nebenerscheinungen zeitigt. Der internationale Charakter des Films erleichtert den Export und führt zu einer Fernwirkung, deren Folgen von einer skrupellosen Industrie keineswegs in ihrer wahren Bedeutung eingeschätzt werden. Als ein besonders markantes Beispiel ist ein Film zu bezeichnen, der augenblicklich in Berlin vorgeführt wird. Seine Herstellung hat viele Millionen gekostet und er erscheint, um die sensationelle Spannung zu erhöhen, nach Art von Hintertreppenromanen in nicht weniger als acht Fortsetzungen. Zwei der Teile spielen in China. Die Art und Weise, wie chinesische Gesellschaftstypen, Sitten und Gebräuche dargestellt werden, entspricht durchaus nicht dem tatsächlichen kulturellen Hochstand des chinesischen Volkes. Beispielsweise wird dort ein hoher Mandarin (Polizeipräfekt) vorgeführt, der, anstatt seiner Pflicht zu genügen und den Mädchenhandel zu bekämpfen, mit einem Bordellwirt gemeinsame Sache macht. Dieser Vorgang berührte gebildete Chinesen, die den Film besuchten, wie sie erklärten, etwa in der Weise, als wenn ein Auslandsdeutscher einen in China hergestellten in Deutschland spielenden Film sähe, worin der Polizeipräsident einer angesehenen Stadt in einer ähnlichen schmutzigen Situation dargestellt würde. Die Wirkung dieses Films auf die hiesige chinesische Kolonie ist denn auch nicht ausgeblieben, gerade in einem Augenblick, wo sich die Sympathien dieses Volkes uns wieder zuwenden, ist in diesen Kreisen auf das Peinlichste vermerkt worden, daß wir es in so betrüblichem Maße an internationalem Takt fehlen lassen. Auch sollen bereits Versuche von gegnerischer Seite im Gange sein, diesen Film dazu zu benutzen, um in China an Ort und Stelle die für uns aufkeimenden Sympathien durch diese von uns selbst gelieferte billige Gegenpropaganda zu ersticken. Wenn also nicht allgemeine Gesichtspunkte des öffentlichen Anstandes genügen, um dem überhandnehmenden Filmschunde zu steuern, dann sollte diese Gefährdung unseres internationalen moralischen Kredites doch zu ernsthaften Bedenken Anlaß geben und alle verantwortlichen Kreise der Nation dringend darauf hinweisen, daß scharfe Gegenmaßnahmen erforderlich sind. B.

Bücherschau

Betriebswissenschaft von Rud. Dietrich, 801 S. Verlag von Duncker und Humblot, München und Leipzig, 1914.

Ein Werk aus der Praxis für die Praxis, ein wertvolles Stück Arbeit in unserer volkswirtschaftlichen Literatur. Das ist das Endurteil nach eingehendem Studium des umfangreichen Bandes. Dietrich verfällt nicht in den Fehler eines trockenen Vortrages, aufgebaut auf einer verkalkten Dogmenlehre, sondern frisch reiht sich Gedanke an Gedanke in scharf logischer Folge. Die Arbeit ist 1914 erschienen, aber keinesfalls veraltet. Mit dem Verfasser durchwandert man die Wissenschaft vom Wesen, Bau und Innenleben der Betriebe — Betriebswissenschaft. — Im ersten Teil werden Wesen und Arten der Betriebe eingehend behandelt; der Betrieb wird als eine in sich selbständig tätige, sachlich und persönlich bestimmte Einheit dargestellt. Der zweite Teil enthält den Bau und die Gliederung der Betriebskörper. Zunächst werden die wirtschaftlichen Verhältnisse untersucht und dabei besonders auch die Zusammenhänge zwischen Betrieb und neuem Boden berücksichtigt. Alsdann folgt eine Darstellung der räumlich-sachlich äußeren und inneren Ausgestaltung, Gliederung und Ausrüstung und der persönlichen Gliederung, Gattungen und Arten der persönlichen Glieder. Im dritten Teil wird das Innenleben der Betriebe: „die Arbeit" untersucht. Betriebsleben ist Arbeit, so sagt der Verfasser, eine Summe, die sich aus Teilen und umfassenden Arbeiten zusammensetzt. Eine Übersicht sammelt das Gemeinsame aller Betriebsarbeiten (die Grunderfordernisse, die allgemeinen und besonderen wirtschaftlichen Wahrheiten neben den technischen) und ordnet die Gesamtheit in Arten und Gruppen. Der Arbeitszeit als allgemeinem Maß und dem Arbeitsertrag als allgemeinem Zweck der Betriebsarbeiten wird ein breiter Raum gewährt. Dem Ertrag stellt der Verfasser in logischer Folge den Aufwand oder die Kosten gegenüber, die durch sachliche und persönliche Anspruchskreise verursacht werden. Die allgemeinen Ansprüche der persönlichen Mitarbeiterschaft an den Betriebsertrag oder ihre Betriebskosten, also die Arbeitslöhne, werden nach verschiedenen Seiten hin untersucht. Es wird die Frage aufgeworfen, ob jeder, um es ganz einfach auszudrücken, auch jederzeit genug bekommt. Dabei weist der Verfasser darauf hin, daß das Marktgesetz die Lohnbildung im allgemeinen noch beherrscht, jedoch immer mehr verengert wird. Durch den Abschluß von kollektiven Arbeitsverträgen würde dieses von den Sozialreformen scharf befehdete Gesetz überwunden, ja ausgeschaltet werden. Die Prognose stimmt. Wir sehen, wie heute — 1920 — bei den Tarifvertragsverhandlungen die Lebenshaltungskosten für die Festsetzung der Löhne und Gehälter maßgebend sind, dagegen das Gesetz von Angebot und Nachfrage fast ganz in den Hintergrund getreten ist. Der Verfasser will als Aufgabe des wirtschaftlich-sozialen Wesens „Betrieb" u. a. die Sicherung eines gesunden und würdigen häuslichen und bürgerlichen Lebens der persönlichen Mitarbeiter anerkannt wissen. Ein erhaltenswertes Leben der einzelnen Lohnempfänger und des gesellschaftlichen Ganzen soll das Ziel sein. In den Eigenheiten und Ansprüchen des erhaltenswerten Lebens wurzeln nur die ersten lohnbestimmenden Tatsachen. Das Leben fordert erstens Unterhalt, zweitens Leistungen; beide müssen die Lohnhöhe bestimmen. Verfasser betont, daß die Jugend aus erzieherischen Gründen knapp gehalten werden müsse, ihr soll gegeben werden, was sie wirklich braucht, nicht aber mehr. Leute in den ersten zwanziger Jahren hoch zu bezahlen und an verantwortungsreiche Stellen zu setzen, sei ein Unfug, dem die schärfste Verurteilung gebühre. Zu kurz behandelt ist leider das Moment der Leistung; denn heute kommt es doch mehr denn je darauf an, durch Würdigung des Grundsatzes: „Bezahlung nach der Leistung" eine hochwertige Produktion zu fördern. Dieses Moment muß ein mitbestimmender, ja der ausschlaggebende Faktor bei der Lohn- und Gehaltsregelung sein; das soziale Gewissen braucht dabei nicht im geringsten eingeschnürt zu werden. Die Betriebsleitung ist Gegenstand eines besonderen Teiles. Die Forschung

erkennt die Leitung als hohe Kunst an, die sich bei tieferem Eindringen als eine persönlich vereinigte oder getrennte Zwiefältigkeit erweist. Der letzte — vierte — Teil handelt von der Lehre der Ethik des Betriebs. Er zerfällt in den volkswirtschaftlichen Außendienst — Wettbewerb usw. — und das eigentliche Innenleben. Der soziale Anteil des Betriebs am Gemeinde- und Staatsleben findet eingehende Würdigung.

Ein reichhaltiges Quellenmaterial hat der Verfasser neben seinen weiteren Beobachtungen und Erfahrungen in geschickter Weise verarbeitet. Wenn auch dem Fachmann vieles selbstverständlich ist, so wird er doch mit Genuß das Werk lesen und mancherlei Anregung finden. Nicht nur in Fach- sondern ganz besonders auch in Laienkreisen verdient das Werk weitere Verbreitung.

Die wichtigsten volkswirtschaftlichen Probleme der bürgerlichen Gesellschaft von Dr. Jakob Haack, Stadtschulrat in Breslau. Priebatschs Verlagsbuchhandlung, Breslau 1.

Das lesenswerte Buch wendet sich an gebildete Leser jeden Berufes; es ist ganz besonders geeignet für höhere Schulen und soziale Frauenschulen. Die wichtigsten Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft werden betrachtet; recht eingehend wird das Problem der Entstehung der Armut behandelt in Anlehnung an Franz Oppenheimer, Otto Effertz, Theodor Hertzke und Rudolf Goldscheid. O. L.

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Wertvolle Werke aus den Gebieten der Politik und Geschichte

Dahlmann-Waitz Quellenkunde der Deutschen Geschichte. Achte neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Paul Herre. Preis geheftet 28.— M., in Halbfranz. gebunden 31.— M.

Gracia-Calderon, F. Die lateinischen Demokratien Amerikas. Preis geheftet 6.— M., gebunden 8.— M.

Hause, R. Der deutsche Nationalstaat in den Flugschriften von 1848—1849. Preis geheftet 5.— M.

Hasenclever, A. Die orientalische Frage in den Jahren 1838 bis 1841. Preis geheftet 7.50 M., gebunden 9.50 M.

Herre, Prof. Dr. Paul Quellenkunde zur Weltgeschichte. Lex.-8°, XII und 400 S. Preis geh. 4.80 M., in Leinen geb. 5.50 M.

Huart, Cl. Geschichte der Araber. Zwei Bände. Preis geheftet 18.— M., gebunden 22.50 M.

— — Namen- und Sachregister. Preis geheftet 5.— M.

Kern, Prof. Dr. F. Humana civilitas. Eine Dante-Untersuchung (Mittelalterliche Studien, I. Band, 1. Heft). Preis geheftet 7.50 M., gebunden 9.50 M.

— — Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter (Mittelalterliche Studien, I. Band, 2. (Schluß)-Heft). Preis geh. 9.50 M., geb. 11.25 M.

Sloane, W. Die Parteiherrschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Preis geheftet 5.— M., gebunden 7.— M.

von Weißenbach, A. Quellensammlung zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

Band I: Quellen zur Geschichte des Mittelalters bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts (im Urtext). 8°, XII und 236 Seiten. Preis gebunden in Leinen 5.75 M.

Teutsch, Fr. Bischof in Hermannstadt. Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. (Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland, Band 1.) Preis geheftet 9.50 M., gebunden 13.50 M.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Stadt und Land

Von Max Hildebert Boehm

Die großen Gegensätze, die von Urbeginn das deutsche Schicksal durchfurchen, sind durch den Dauerkrieg und erst recht durch die Revolution nicht geschlichtet, sondern nur tiefer aufgewühlt worden. Der Burgfriede, der in der Aufbruchsstimmung eine Wirklichkeit war, wurde von einer schwächlichen, innerlich richtungslosen Regierung solange als taktisches Vorbeugemittel mißbraucht, bis er nur noch Zwang und Lüge war. Die Revolution, die der alten Regierung die längst nur mühsam behauptete Autorität raubte, brachte die neue Wirklichkeit einer fortschreitenden Zersetzung an den Tag. Und obschon ein hoffnungsfreudiges Auge heute an einzelnen Punkten erste Anzeichen der Gesundung gewahren mag: das Volksganze ist von echter Leibwerdung weiter entfernt als je. Und auch der Staat, der früher band, wirkt heute schon als Gärungsstoff, seit er sich den Parteien verschrieb. Für positive, mitbauende Opposition fehlt uns jegliche Schulung und Überlieferung, vielleicht auch Anlage. Der Deutsche, der sich noch immer gern ins Absolute versteigt, nimmt Gegensätze stets absoluter als not tut, versteift sich in Eigensinn und läßt alle taktische Gelenkigkeit und Einsicht vermissen. Die allzu leicht ergriffene letzte Ausflucht ist bei uns auf allen Gebieten die Gewalt: die „Demokratisierung" hat darin die Züge unseres öffentlichen Lebens viel eher verfinstert als aufgehellt. Und während früher der tragende Wohlstand der Nation immer wieder besänftigte und ausglich, greifen alle Teilkrisen heute an ihren Lebensnerv.

Der Gegensatz von Stadt und Land, der in den letzten Jahren eine so feindselige Gestalt angenommen hat, stammt nicht von gestern oder vorgestern, sondern hat als sozialer Urgegensatz in allen großen Krisen unserer Geschichte eine entscheidende Bedeutung gehabt. Landmensch und Stadtmensch sind Gegenpole. Ebenso grundfalsch wie die weit über die Kreise der offiziellen Marxisten innerlich anerkannte „materialistische Geschichtsauffassung" ist der Glaube, dieser Gegensatz sei wirtschaftlichen Ursprungs. Er äußert sich auf allen Lebensgebieten

und ist letztlich ein Unterschied des Lebensrhythmus und der Urhaltung. Der Landmensch läßt wachsen und werden, der Stadtmensch macht. Der Landmann fügt sich in die Natur und ist ihr in ehrfürchtiger Geduld untertan, der Bürger meistert die Natur und will sie unterwerfen. Die stillen Gesetze organischen Werdens spiegeln sich in der Seele des Landmannes, er ist mit ihnen vertraut, weil er sie in sich erfüllt, der Städter mißtraut der Natur, seine Forschung spioniert sie aus, um sie zu überlisten. Das Dasein des Bauern ist urtümlich, die Existenz des Bürgers abgeleitet und mittelbar. Deshalb sind dem Bauern Vieh und Ähre, ja selbst Gerät und Ackerkrume lebendig: unter des Städters Händen werden selbst atmende Menschen zu totem nutzbarem Material.

Aber der „Fortschritt", aus dem „Civilisation": Verbürgerlichung wird, ist dem urtümlichen Leben feindlich, das „Cultur": bebauende Pflege will. Der Landmensch haßt den Städter, weil der ihm auf eine nichtswürdige Weise überlegen ist. Der Landmann will lebendiges Glied sein und bescheidet sich in seinen Grenzen. Der Bürger hat sich selber zum mechanischen Mittel entwürdigt, seine Ziele aber schweifen ins Grenzenlose. Als der Landmensch Kriege führte, da galt rohe aber ehrliche Kraft, der verschlagene Städter erfand das Pulver: auch der jämmerlichste Schwächling kann den Hahn des Karabiners losdrücken und den gewaltigsten Helden erlegen. In den technischen Massenschlachten des Weltkriegs zeigte sich der entartete Großstadtproletarier dem gesunden Burschen vom Lande betrüblich überlegen. Landmenschentum ist Leibmenschentum, Stadtmenschentum ist Kopfmenschentum. Die moderne Zeit scheint den Triumph dieses städtischen Geistes zu besiegeln. In seinem Sozialismus holt er zum letzten vernichtenden Schlage aus. Das spürt das Land und setzt sich zur verzweifelten Gegenwehr. Von verschiedenen Teilerscheinungen dieses Endkampfes wird in diesem und in den folgenden Heften unserer Zeitschrift die Rede sein. Hier gilt es, die allgemeineren Verständnisgrundlagen zu schaffen.

Zum erstenmal bekam das deutsche Landmenschentum die Überlegenheit städtischer Zivilisation bei seinem Eintritt in die Geschichte durch Berührung mit dem rheinischen Kolonialgebiet des römischen Weltreiches zu spüren. Der Vorsprung in der Verstadtlichung, den der deutsche Westen dadurch erfuhr, ist noch ein Jahrtausend später in dem Einfluß nachwirksam geworden, den er bei seinem Anfall an Preußen auf dies ostelbische Agrarland ausgeübt hat. Die „Pfaffengasse" am Rhein zeigte die engen Bindungen an, die dort frühzeitig die kirchliche und die aufkeimende städtische Kultur eingingen. Im übrigen blieb die politische und kulturelle Struktur des Deutschtums wenigstens in der ersten Hälfte des Mittelalters eng mit dem ländlichen Geist verknüpft. Das Lehenswesen war ein Versuch, ländliche und militärische Abhängigkeiten zu verkoppeln und darauf ein politisch-soziales Gefüge zu bauen. Dieser Patrimonialstaat erlitt ein Fiasko, als er sich an umfassende und weltpolitische Pläne wagte. Das südlich gerichtete Weltreich sank in Trümmer, der östlich gerichtete Ausdehnungsdrang erwarb dem verschränkten Deutschtum eine verbreiterte Grundlage, aus der ihm die politische Erneuerung in einem staatlichen Gebilde kam, in welchem sehr widerstrebende soziale Kräfte sich zu einer überaus glücklichen und fruchtbaren Mischung ergänzten. Zunächst brach sich die kaiserliche Macht jedoch an den Verbindungen der Städte, die als neuer sozialer Machtfaktor auftauchten. Die sozialen Bewegungen im

Adel und in der Bauernschaft, die den Übergang zur Neuzeit begleiten, sind ein letzter sehr unvollkommener Versuch, den Geist des Landes gegen die Stadt politisch zur Geltung zu bringen.

Kulturell gab das Land um dieselbe Zeit die Führung an die Stadt weiter. Christentum und Romanismus hatten früh das bodenständige mythische Erbe unterdrückt oder verfälscht. Das Landvolk raunte es sich noch in Märchen und Sagen zu, als in die Städte der antikische Bildungsstoff des Humanismus einströmte und Kultur und Sprache so ausfüllte und abwandelte, daß der gemeine Mann auf dem Lande und selbst in der Stadt sie nicht mehr verstand. Es ist von Richard Benz, der wenigstens die Stümpfe der abgebrochenen völkischen Kultur des Spätmittelalters vom Wuste zäher Vorurteile befreit hat, überzeugend nachgewiesen worden, welch hoffnungsvolle Entwicklungen damals durch den Kultureinstrom von West und Süd erstickt worden sind. Die Städte und ihre Höfe machten von da ab die deutsche Kultur, diese trug und trägt bis auf den heutigen Tag bürgerliches Gepräge. Das Land gab als unerschöpflicher Born urtümliche Kräfte an die Stadt ab, die dann dort kulturschöpferisch wurden: aber nun eben bereits als Städtertum. Das Land war kulturell stumm. Es ließ sich bis zu einem gewissen Grade von den Städten her kultivieren und zivilisieren, seine Eigenkräfte versiegten. Volkslied und Volksmär versickerten, neue Quellen brachen nicht mehr auf. Trachtenüberlieferung und Kunstgewerbe erstarrten uud verflachten. Aus dem erschlafften Eigenwillen des Landes erwuchs in unsern Tagen die Landflucht, die städtische Talmi-Zivilisation, die in Frankreich schon zu Dorfbordells geführt, bei uns die Laute und Harmonika durch das Grammophon und Klavier, Hausrat durch verkitschtes Fabrikmobiliar, Tracht durch lächerliche Mode verdrängt hat. Dabei sind alle gutgemeinten, übrigens vielfach gerade vom Liebhabertum der Städte ausgehenden Konservierungsversuche solange im Kern verfehlt, als sie nur absterbende Formen zu erhalten statt schöpferische Kräfte zu beleben verstehen.

In einem seltsam unsicheren Verhältnis zum Gegensatz von Stadt und Land steht der Staat. Soweit er aus bodenständigen Überlieferungen und im Widerspruch zu unseren Westlern begriffen wird, beansprucht er eine neutrale Macht zu sein, die auch den Gegensatz von Stadt und Land überbaut und versöhnt. Ganz besonders berufen war dazu die Monarchie, die ländliche und städtische Instinkte zugleich anrief und ein sinnfälliges Symbol für den übergreifenden Gesamtzusammenhang des Reichs war. Zugleich freilich rieb sie sich an einem inneren Widerspruch mit der neuzeitlich rationalen Erscheinung des Staates auf, dem sie in zunehmendem Maße in Europa zum Opfer fällt. Nachdem das Landkaisertum des Mittelalters zerbrochen war, war es in Deutschland die erstaunliche Leistung des Herrschergeschlechts der Hohenzollern, den preußischen Staat, die Keimzelle des neuen Reiches, gewissermaßen aus dem Nichts zu schaffen. Der militärische Gefolgschaftswille des Landes und das Verwaltungstalent der Stadt wurde gleichermaßen dem neuen Staatsgedanken nutzbar gemacht, das ursprüngliche natürlich bedingte Übergewicht des ländlichen Elements im städtearmen Altpreußen glich sich durch Angliederung des Westens allmählich aus, bis die deutsche Sendung Preußens organische Entwicklung durchbrach, bis es in Weltkrieg und Revolution daran zerbrach. In dem halben Jahrhundert, während dessen Preußen

in Deutschland führend war, hat es sogar noch vermocht, in den preußisch-neudeutschen Staatsgedanken das moderne Element des Sozialismus aufzunehmen und lebendig zu verarbeiten, ohne daß das kunstvolle Gleichgewicht von Stadt und Land, die durch die Monarchie verklammert waren, durch diese Einbeziehung zerstört worden wäre.

Bemerkenswert ist die schon in Altpreußen zutage tretende Herausgestaltung eines neuen Menschenschlags, der als eine Art Doppelwesen die Neutralität des Staates im Menschlichen widerspiegelte: der Beamte und der Berufssoldat waren beide bis zu einem gewissen Grade dem Gegensatz von Stadt und Land entzogen. Persönliche Beziehungen zu ihrem Wirkungskreis glichen hier Schwierigkeiten aus, die sich mit wachsendem Apparat anzubahnen begannen. Das Dienstverhältnis zum Herrscherhaus, in dem beide standen, der lebendige Personalismus, der ursprünglich dies System durchwaltete, dämpfte das Mißtrauen, das im Landmenschen gegenüber dieser abstrakten Staatsmaschine und ihren Werkzeugen aufkeimen mußte. Die allgemeine Dienstpflicht nährte die gesamtvolkliche Solidarität von einem Gebiete her, in dem sie noch nicht von der politischen Zersetzung des Parteibetriebes angefressen war. Aus der ungeschriebenen Verfassung, nach der unser Volk bislang ein gesundes Leben führte, sind heute gewaltsam die wichtigsten Seiten herausgerissen, nicht durch Parlamentsbeschlüsse, sondern durch qualvolle Neugliederung des verstümmelten Lebensorganismus unseres Volkes wird die neue Verfassung entstehen, die heute durch rationalistische Kurpfuscherei, unter der Stadt und Land gleichmäßig leiden, verfälscht und im organischen Wachstum verhindert wird. Ob das, was sich heute Staat nennt, bei der wirklichen Erneuerung auch nur wesentlich mithelfen wird, ob nicht tief aus dem Schoße des Volkstums aufbrechende Urkräfte dem neuen Gemeinwesen Gestalt geben werden, das gleichmäßig auf Stadt und Land ruhen soll: heute ist diese Frage noch gänzlich offen.

Es ist im letzten Jahrhundert ein neues Gebilde aufgekommen, das als ein drittes neben Stadt und Land im alten Sinne tritt: die Großstadt. Die Großstadt teilt mit der Stadt — fast möchte man sagen: zu Unrecht — lediglich den Namen. Stadt und Land tragen noch Volk, die Großstadt verdirbt alles zur Masse. Der Widerstand selbständiger Städte gegen das Zusammenwachsen zur Großstadt, den wir in Groß-Berlin erleben, zeugt dafür, daß der Städter seinen Gegensatz zum Großstädter instinktiv fühlt. Der Städter ist Bürger, der Großstädter wird zum Proletarier. Überdauernde Sitten und Gewohnheiten können den Vorgang verschleiern, aber kaum wesentlich aufhalten.

Der Seitenblick auf die wirtschaftlichen Grundverhältnisse, zu dem uns hier unsere Betrachtung zwingt, bestätigt zunächst unsere bisherigen Ergebnisse. Dem Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft im Frühkapitalismus entspricht das Übergleiten der kulturellen und politischen Führerschaft vom Land auf die Stadt. Der Übergang zum Hochkapitalismus, der das Geldstück durch die Bankanweisung ersetzt, bedeutet Verwandlung des städtischen in den großstädtischen, des bürgerlichen in den proletarischen Geist. Diesen Übergang haben wir in den letzten Jahrzehnten vollzogen: heute tritt er klar in unser Bewußtsein. Seine politische Form ist der Sozialismus, der den Kapitalismus als solchen nicht ausschließt, sondern als Teilerscheinung in sich beschließt.

Wie stellt sich das Land zu diesem Übergang?

Großstadt ist Versuch von Massenorganisation und Sozialismus ist der systematische Schlüssel dazu. Massenorganisation kann nicht individualisieren, sondern muß eingleichen und schematisieren. Sozialismus ist Geist des Allgemeinen: deshalb ist er, so menschenfreundlich er sich gibt, seinem Wesen nach eiskalt und ganz ohne Liebe.

Das Land kennt keine Masse, wo es nicht zur Latifundienwirtschaft entartet. Im selben Maße, als der Sozialismus den Großgrundbesitz zerschlägt und zur Kleinsiedlung übergeht, gräbt er sich selbst das Wasser ab. Der konservative Individualismus des Bauern ist naturgegeben. Der Bauer kann den Sozialismus in Form von Vergenossenschaftung aufnehmen und darin alte Überlieferungen beleben. Aber dieser sein Sozialismus wird weniger ihn wandeln als umgekehrt. Der Bauer wird siegen, der Sozialismus wird sich anpassen, indem er organisches Gepräge annimmt. Ländlicher Sozialismus nähert sich von selbst jener Form der Vergemeinschaftung, die wir Korporativismus nennen. Denn das ist das Wesen der Körperschaft, daß der Einzelne als lebendiges Glied sich dem Ganzen einordnet und sich im Ganzen und damit dem Ganzen selber konkrete Individualität wahrt. War der mechanische Sozialismus des großstädtischen Proletariats Einebnung des Volkes zur Masse, so dient der Korporativismus dem rückläufigen Prozeß einer „Entmassung der Masse", einer organisch vom Kleinsten ins Große aufwachsenden sozialen Zellenbildung, die eine Leibwerdung des Volksganzen anbahnt und erstlich ermöglicht.

Die wirtschaftspolitische Erscheinungsform eines solchen ländlichen Korporativismus ist die Autonomie der Landwirtschaft, deren gesunde Selbstverwaltung eine Zwangswirtschaft ablöst, die von außen schematisierend und ohne lebendige Fühlung mit dem Geist der Landwirtschaft diese in Formen preßt, in denen sie verkümmern, verbittern und mit Ressentiment gegen Stadt und Staat geladen werden muß. Landwirtschaftsminister, die parlamentarische Dilettanten und verständnislose Feinde des ländlichen Geistes sind, braucht und wird sich auch eine organisch sozialisierte, korporativ geschlossene Landwirtschaft nicht gefallen lassen. Sinnlose Übertragung städtischer Arbeitsformen wie des Achtstundentages aufs Land ist Mord an den Lebensnotwendigkeiten des ländlichen Betriebes, dahinführende Verhetzung unsoziales Gebahren verwerflichster Art. Im Protest gegen solche Vergewaltigungen treffen sich die eigensten Interessen des Landes mit denen des Volksganzen. Hemmungslosen Individualismus andererseits, diese Frühform des bürgerlichen Städtergeistes, zugleich freilich eine Eigenform bäuerlicher Verhärtung, sollte die Landwirtschaft bewußt in sich selbst bekämpfen. Viel zu sehr ist der moderne Landbau auf die Ergänzung durch die Industrie angewiesen, als daß er sich der solidarischen Einfügung ins Volksganze entziehen dürfte.

So erweckt gerade das Verwachsen des neuen Sozialismus mit den unabänderlichen Notwendigkeiten der ländlichen Daseinsform Hoffnungen einer günstigen Rückwirkung auf den Sozialismus als Gesamterscheinung. Dafür sprechen auch gewisse Anzeichen, die im großstädtischen Sozialismus bemerkbar sind. Im entwurzelten Großstädter erwacht eine elementare Sehnsucht nach der Scholle, mit unendlicher Rührung erfüllt jeden offenen Menschen das bescheidene Glück, das der Berliner im Naturfurrogat seiner „Laube" sucht, die Kleinsiedlung der Garten-

stadt des Großstadtproletariers ist ein Traum, den gerade der technische Fortschritt des Verkehrswesens der Erfüllung nähert. Technische Notstände, die einstweilen unaufhebbar sind, erschweren auch die rückläufige Bewegung ländlicher Kleinsiedelung, die als Zeitbewegung ernsteste Beachtung verdient. Sehr unklar und primitiv, aber voll echter Leidenschaft und aus tiefer innerer Not beginnt diese Abkehr von der Großstadt gerade bei der radikalen Jugend der äußersten Linken die sozialistische Gedankenwelt und vor allem den marxistischen Dogmatismus von innen her zu durchsäuern und zu verwandeln. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt auch die syndikalistische Opposition im kommunistischen Lager ein sehr beachtliches neues Gesicht.[1]) Noch ist es durch das überkommene Ressentiment des Großstadtproletariers und den unentwegten Haß gegen den allschuldigen Unternehmer entstellt, aber im Willen zur Dezentralisation und zu sachlicher Wirtschaftsführung, im Überdruß an redseligem Politisieren leuchtet ein Glaube an die übervernünftigen Mächte des Lebens auf, für den rechts das Verständnis nicht fehlen sollte.

Noch ist alles im Fluten. Bewährte überkommene Formen sind zerstört worden, kümmerliche Nachahmungen fremder Verfassungsformeln übernommen und pomphaft beschlossen, denen keine soziale Lebenswirklichkeit und nicht einmal der ernsthafte Wille dazu entspricht. Mürrisch und mißtrauisch beobachtet das Land den Hexensabbath der Großstadtputsche und verschanzt sich in seine Sonderinteressen. Den Ansatzpunkt zu tatkräftiger Mitarbeit am Wiederaufbau weiß es nicht zu finden, so vergeudet es sich in fruchtloser Opposition und Reaktion. Vorwärts führen kann nur ein korporativer Zusammenschluß der ländlichen Wirtschaft, der von unten her in das neue Gemeinwesen hineinwächst, das zur Ablösung des gegenwärtigen Zerrstaates bestimmt ist. Indem sie derart alle zukünftigen Kräfte in sich sammelt, kann die Scholle wieder ein Element der Einung werden. Proletarisiert sich das Land, verrät es die Grundgesetze seiner Existenz, dann versiegen seine Kräfte und damit die Verjüngungsmöglichkeiten der Nation, an denen die ganze Zukunft unserer leibhaften Volksgemeinschaft hängt.

[1]) Vgl. Heinz Fenner, Kommunismus und Syndikalismus in Deutschland in Heft 8 der Grenzboten.

Aufgaben des deutſchen Diktators

Von Hans v. Hentig (München)

Ohne uns in jeder Einzelheit mit den nachfolgenden Ausführungen ineinszuſetzen, bringen wir ſie gern als ſtimmungsmäßige Ergänzung zu dem Aufſatz von Dr. E. Stadtler über „Wirtſchaftsdiktatur“ in der vorigen Nummer. Es ſcheint uns äußerſt beachtlich, daß der Wille zu ſtraffer und verantwortlicher Führung immer breitere Kreiſe der Jungen ergreift.

Die Schriftleitung

Feindliches Ausland, Sozialiſten und Überdemokraten ſuchen ſich und aller Welt zu beweiſen, welche unbedeutende, ja verhängnisvolle Perſönlichkeit Kaiſer Wilhelm der Zweite geweſen ſei. Bei den Revolutionären und ihren Mitläufern — und in Deutſchland gibt es eigentlich keine Revolutionäre, nur Mitläufer — ſpricht aus dieſem heißen Bemühen in erſter Linie die Furcht vor der Rückkehr der alten Gewalten. Die Demokraten, zerfallend in ein Gros von Geſchäftsmännern und einen leichten Überguß von Ideologen, haſſen inſtinktiv in dem Hohenzollern den Repräſentanten einer Lebensauffaſſung, die — lang, lang iſt's her — höhere Werte als Geld und materiellen Gewinn geſchaffen, ſeinem Beamtentum, ſeiner Armee und ſich ſelbſt aufgezwungen und dadurch alles Händlertum eine Stufe tiefer geſtellt hatte. Dem feindlichen Ausland ſchließlich erſcheint der Kaiſer — eine Folge des Rufs ſeiner wilden Energie und ſeiner militäriſchen Begabung, ſeiner Skrupelloſigkeit und ſeiner Weltbeherrſchungsgier! — als eine dauernde Bedrohung des europäiſchen Friedens.

Alle dieſe Mächte von Clemenceau bis Kautsky arbeiten daran, den Kaiſer moraliſch für alle Zeit unmöglich zu machen. Angenommen, ihre Abſicht gelänge, obſchon nach geſchichtlichen Erfahrungen Völker trotz aller Gegengründe immer wieder zu ihren unzulänglichſten Fürſten zurückkehren, ſo könnte die Handlungsweiſe dieſer verſchiedenartigen Elemente nur dann weitſichtig genannt werden, wenn das, was an die Stelle des Kaiſers treten wird, von ihrem Standpunkt aus beſſer, vorteilhafter ſein würde.

Das feindliche Ausland hat uns im Augenblick höchſter Lebensgefahr und äußerſter Kraftanſtrengung den Schlaftrank der Demokratie gereicht, um uns zu betäuben und wehrlos zu machen. Das deutſche Volk wird einmal aus dieſer Narkoſe erwachen, würgenden Ekel in der Kehle, mit ſchweren Gliedern, aber klarem, immer klarer aufdämmernden Bewußtſein. Müde aller Phraſen, müde aller Phraſenmacher in Volksverſammlungen und Parlamenten, mißtrauiſch gegen alles, was wie Schmeichelei ausſieht und immer verſuchter Betrug iſt, wird das deutſche Volk wie ein Verdurſtender nach einem Befehl gieren, einem Befehlenden entgegenjubeln, den das Geſchick, nicht die ewig blinde Maſſe gewählt hat.

Der Vorwurf, den das deutſche Volk vielleicht Wilhelm dem Zweiten machen könnte, wäre, kein Kaiſer, kein General, kein Welteroberer, keine Preußennatur, kein Nachfolger Friedrichs des Großen geweſen zu ſein, der immer Gift bei ſich trug und an der Spitze ſtürmender Bataillone den Tod ſuchte.

Der Diktator, den Clemenceaus ſenile Kurzſicht uns aufdrängen wird, für den die jetzige Form des Sozialismus in allen Herzen Propaganda macht, und

unter dessen Säbelknauf die Demokratie der Händler flüchten wird, wenn die hungernden Massen ihr nach der Kehle und der Tasche fassen, wird infolge eines natürlichen Auslesеprozesses Führergaben und Führerwillen in viel höherem Maße besitzen und vom ersten Augenblick seiner Herrschaft an geltend machen müssen, als sie der gestürzte Kaiser besaß. Feindliches Ausland, Sozialisten und Demokraten werden erkennen, daß sie geirrt haben. Sie werden erste Opfer ihres Irrtums sein.

Der deutsche Cäsar wird den Rubikon nicht überschreiten, ohne seelisch eine Notwendigkeit, ein Verhängnis, ein Schicksal für Deutschland geworden zu sein, dessen Erscheinen das Volk besinnungslos zufällt wie eine Frau der Unentrinnbarkeit des geliebten Mannes. Mit seinem Erscheinen wird die Todesstunde der Parteien schlagen, die sich jetzt um die Reste von Deutschlands Herrlichkeit raufen; er selbst wird nur Weniges zu tun brauchen, um die Zertrümmerung der Parteien herbeizuführen, die notwendig ist, um wieder zu einer Staatsbildung zu gelangen. Der deutsche Diktator wird das oft gemißbrauchte Wort wahr machen, daß er nur Deutsche, keine Parteien kenne. Wie Napoleon aus allen Klassen der französischen Gesellschaft die besten Köpfe zu sich rief, wie er die Männer an sich heranzog, die mehr taten, als bloß gefallen, die ihm nützten und seinen Thron sicherten: so wird der deutsche Diktator mit dem scharfen Instinkt des Selbsterhaltungstriebes gierig nach jeder Tüchtigkeit fassen, die seine Menschenkenntnis aufzuspüren vermag. Ganz von selbst wird dadurch die Nutzleistung der Staatsmaschine gewaltig gesteigert werden. Mit der Entfernung aller Parasiten, faulen Köpfe, unanständigen Charaktere wird in die besten Kreise der Nation ein gesundes, bleibendes Element des Ehrgeizes treten. Es wird wieder ein Unterschied sein, dem Staat zu dienen und sich selbst zu dienen. Der Staat wird aus einem Börsenobjekt wieder zum Herrn der Börse und damit zu wirklichem Staat werden.

Die zwei Mächte wird der deutsche Diktator sich zur Seite rufen, die immer Herren der Zukunft gewesen sind: die Jugend und die Intelligenz! Die Revolutionen schlagen die Legalität ans Kreuz und setzen die rohe Kraft auf den Thron. Sie dürfen sich nicht wundern, wenn die rohe Kraft eines Tages auch ihnen Besuch abstattet. Ihre organisierte Form ist die Armee, ihr ewig sprudelnder Quell — die Jugend. Rivarols Wort wird immer wahr bleiben, das er lange vor der französischen Revolution sprach: Entweder wird der König eine Armee, oder die Armee wird einen König haben.

Die deutsche Intelligenz scheint beinahe vom Erdboden verschwunden zu sein. Mit wenigen Ausnahmen reden nur noch die ein lautes Wort, die sich der Revolution zur Verfügung gestellt haben. Aber ein Staat ist der moralischen Arterienverkalkung, der Vergröberung und dem Schiebertum verfallen, dessen Intelligenz murrend, höhnisch oder drohend abseits steht. Aus dem verdorrten Stamme werden tausend Knospen brechen, wenn die Intelligenz kraftvoll den Spaten in die Erde stößt, an die Stelle der Geldprämie wieder feinere, sicherere Formen der Menschenverführung treten, und die Allmacht des Beispiels sich gebieterisch auf den Nachahmungstrieb der Massen legt, die verachten, was ihnen zu nahesteht, die in jedem Kinodrama eine Gräfin verlangen, und die auch in der Wirklichkeit zu etwas aufblicken wollen, was über ihnen steht.

Um den verjauchten Staat zu drainieren, wird es nicht genügen, die politische Atmosphäre von all den Gestalten zu reinigen, die nur zu Objekten der Staatsgewalt geboren sind, nie dessen Subjekte hätten werden dürfen. Die Meute des Verbrechertums, die die Revolution durch ihre juristischen Amnestien und die tatsächliche Amnestie staatlicher Anarchisierung von der Kette gelassen hat, muß mit eiserner Faust wieder eingefangen werden. Das Beamtentum muß gesäubert und wieder ehrlich gemacht werden. Der Wucher muß durch wirtschaftliche Maßregeln geschäftlich ruiniert werden. Der Staat muß wieder so eingerichtet werden, daß der Ehrliche leichter vorwärts kommt als der Schieber, daß der Faulenzer hungert und der Arbeitende nicht für Sparsamkeit und Fleiß vom Staat in Geldstrafe genommen wird.

Über die äußerpolitische Aufgabe des deutschen Diktators soll hinweggegangen werden. Neben dem rein politischen bieten sich ihm zahllose lockende Ziele, — Ziele, wie sie schöner kein Herrscher haben kann, der ein glückliches mächtiges Reich von seinen Vorfahren erbt. Wenn die Strecke Berlin—München von dem schnellsten, pünktlichsten und saubersten Zuge Europas zurückgelegt wird, wenn deutsche Weltanschauung das Verhältnis der Völker, deutscher Erfindungsgeist das Wirtschaftsleben machtvoll umgestalten, wenn die deutsche Wissenschaft mit ihrem Schaffen die Welt erobert, wird auch das Kostbarste wieder uns geschenkt werden: das nationale Selbstgefühl, die Luft an der Arbeit, die Fähigkeit gerecht, zufrieden und froh zu sein.

Ein Mann kann ein Volk nicht umgestalten, wenn seine Zeit nicht gekommen ist. Er wäre ein Tor, wenn er vor dem 18. Brumaire, in das Chaos hineinstolpern wollte, in dem noch Licht mit der Dunkelheit ringt. Er wäre kein Diktator, wenn er seinen 9. November versäumte. Er wäre nicht der Diktator von Deutschen, wenn sein Erscheinen nicht mit einem Jubel begrüßt würde, mit dem nie noch ein hungerndes, dürstendes Volk sich seinem Retter mit Herz und Hand ergeben hat.

Das Leben liebt wunderbares Spiel mit den Menschen. Eine wesentliche Voraussetzung für das Auftreten eines Deutschen von Größe und Kraft werden feindliches Ausland, Sozialisten und Überdemokraten geschaffen haben, die den gestürzten Kaiser haßvoll wie Langgetäuschte demütigen und mit Hufen treten.

Die Auslandspropaganda Englands

Von Kaethe Miethe

Ein Gesamtbild der englischen Propaganda ist nur zusammenzustellen aus tausend kleinen Steinen, die täglich wechseln, zu denen täglich neue kommen, von denen alte fortfallen, so daß sich das Bild wie ein Kaleidoskop immer wieder andersfarbig und neu gestaltet darbietet. Gleich bleibt nur der Eindruck einer auf Tradition und sicheren Instinkten fußenden Wirksamkeit, die nicht als ein selbständiger Faktor gilt, die mit dem Charakter des Landes und dem Willen eines ganzen Volkes steht und fällt. Die englische Propaganda ist ein lebender Organismus, Kind

des Tages, gewachsen auf dem breiten üppigen Boden eines selbstbewußten und selbstherrlichen Volkes; nicht auszurotten und nicht nachzuahmen, ein großer Faktor in Englands Politik, den man nicht gering achten darf, wie wir es taten, ehe wir ihrer Erfolge bewußt wurden, und sie uns Vorbild wurde.

Während der Kriegsjahre haben unzählige Berichte aus dem Auslande über die Propaganda der Entente die Heimatbehörden überschwemmt. Die Gesandtschaften mit ihren vielen Spezialstellen, einzelne Privatpersonen, die eine Auslandreise machten und alle von neuem die Auslandspropaganda der Entente entdeckten, schrieben und berichteten unermüdlich nach Hause von dem, was die anderen im Ausland taten. Sie alle ergriff von Zeit zu Zeit ein entsetzliches Gefühl der Ohnmacht und Wut, daß das Ausland immer nur von den anderen Völkern erfuhr und erfüllt war, daß Deutschlands Stimme kein Echo in den Nachbarländern fand, und sie forderten immer dringlicher eine machtvolle deutsche Propaganda. Der Heimat ist diese Verzweiflung auch nicht erspart geblieben, wenn alles, was mit bestem Willen erdacht wurde, wie Tropfen im Sande verrann und Anerkennung und Erfolg der deutschen Propagandaarbeit im Ausland so oft ausblieben.

Auf alle Deutschen, die das Ausland bereisen, macht die Betriebsamkeit der englischen Propaganda den stärksten Eindruck. Sie fließt wie ein Strom und überschwemmt die fremden Länder mit Massenprodukten. Sie trat während des Krieges die Kleinarbeit und die Feinarbeit an den Verbündeten Frankreich ab. Ihr entstammt das Schlagwort, das die Gedanken zu töten ersonnen wird, und die Knechtung des selbständigen Urteils durch Einhämmern einer leicht faßlichen Idee bis zum Stumpfsinn. So wie Hirn und Auge schließlich müde werden gegen die Aufdringlichkeit eines Reklameplakats und eines Satzes, die ihnen auf Schritt und Tritt, in Bahnen und auf Lichtreklamen, aufgezwungen werden, und zuletzt willenlos um solche Worte und Bilder kreisen, so sind auch die Völker in ihrer Gesamtheit willig zu machen einem Glauben, der nicht in ihnen gewachsen ist, wenn nur die Worte, die ihn verkünden, nicht aus ihrem Gedächtnis weichen.

Die englische Propaganda stellt vor allem das Flugblatt in ihren Dienst, das illustrierte Blatt und die Broschüre. Kürze, Einfachheit, bewußte Primitivität und Berufung auf gröbere Instinkte sind ihre Grundlage. Das Publikum, zu dem sie spricht, ist die Masse des Volks in allen Ländern, und der breite Weg zu ihr ist die Presse.

Als der Krieg ausbrach, waren in fast aller Herren Länder weitverbreitete Zeitungen in englischem Besitz oder gänzlich unter englischem Einfluß, wie beispielsweise in Holland „De Telegraaf". Wenn diese Zeitung auch einem ruhig denkenden Leser nicht viel zu bieten hat, wird sie sich doch durch ihren ungewöhnlich schnellen Nachrichtendienst immer eine hervorragende Stellung in der hochstehenden holländischen Presse sichern. Sie ist natürlich mit allen Berichten aus England am besten ausgestattet. Das Interesse der holländischen Handelswelt an englischen Verhältnissen wurde am ersten durch den „Telegraaf" befriedigt. Von vielleicht noch weitertragendem Einfluß auf die Bevölkerung Hollands ist aber ein billiger Abklatsch des „Telegraaf", „De Courant", der ebenfalls in Amsterdam erscheint und den die kleinen Ladenbesitzer, die Wagenverkäufer und die Arbeiter abends auf den Straßen im Volksviertel in Amsterdam lesen. Aber

damit hat sich die englische Pressepropaganda in Holland noch lange nicht Genüge getan. Eine verbreitete Zeitung ist nur der Anfang, eine gute Grundlage für jede Beeinflussung. Der englische Propagandadienst ist auch in den Besitz vieler ausländischer illustrierter Familienblätter gelangt.

Propaganda auf dem Wege der Presse ist wie ein schleichendes Gift in der täglichen Nahrung, an dessen Gebrauch sich der Körper immer mehr gewöhnt, ohne das Anormale seines Zustandes zu empfinden.

Der englischen Propaganda sind durch die Beherrschung der Presse alle Wege geebnet, alle Türen geöffnet: vor allem durch den Einfluß des Reuterschen Nachrichtendienstes. Die Propagandamöglichkeiten durch Reuter sind so umfassend, daß eigentlich jede Würdigung der englischen Propaganda den Reuterdienst zur Grundlage nehmen müßte. In den Kriegsjahren aber ist das Verhältnis Reuters zu dem führenden deutschen Nachrichtenbureau Wolff und seine Weltherrschaft bei uns so oft zur Sprache gebracht worden, daß es hier zu gunsten der weniger bekannten englischen Propagandawege etwas zurücktreten kann.

Das halbamtliche englische Depeschenbureau Reuters Telegramm Company Ltd. monopolisiert eigentlich den Nachrichtendienst der Welt. Während der Kriegsjahre nahmen die Reutertelegramme in der neutralen Presse den weitaus größten Raum ein. Reuter sandte als erste Telegraphenagentur eigene Berichterstatter in die Hauptquartiere der Alliierten. Er verbreitete täglich lange Kommentare zu den englischen amtlichen Berichten und drahtete die Schilderungen der englischen Zeitungskriegsberichterstatter in Auszügen in die Welt.

Die Fassung des Friedensvertrages hat der englischen Pressepropaganda die größten Vorteile gesichert. Das Netz des englischen Nachrichtendienstes schließt sich mit immer engeren Maschen um die Welt.

Als Holland sich in den letzten Kriegsjahren bereit erklärt hatte, eine große Zahl englischer und deutscher Kriegsgefangener, die über achtzehn Monate in Gefangenschaft gewesen waren, unter bestimmten Bedingungen bei sich als Internierte aufzunehmen, war das erste, was die englische Propaganda für sich daraus gewann, die Herausgabe einer täglich in Holland erscheinenden Zeitung: „The British News." Das Blatt wurde in der Druckerei des „Telegraaf" in Amsterdam hergestellt, hatte aber seinen hauptsächlichen Leserkreis im Haag, der die meisten englischen Internierten beherbergte. Außerdem war die englische Zeitung in allen Kiosken größerer holländischer Städte zu haben.

Überhaupt die Kioske im neutralen Ausland! Sie waren während der Kriegsjahre fast ausschließlich zu einem Aushängeschild englischer Propagandadrucksachen geworden. Sie wurden weithin sichtbar ausgestattet mit den verschiedensten Monatspublikationen des englischen Propagandadienstes, wie den „War Pictorial", die in zwei Sprachen erschienen, Kupferdruckbilder aus dem Kriegsleben der Alliierten enthielten und jedesmal ein neues verlockendes farbiges Titelblatt bekamen. Buchhändler durften die ihnen kostenlos zugestellten Hefte für einen bescheidenen Preis verkaufen. Alle Interessenten erhielten die Nummern von der englischen Buchverteilungsstelle auf Wunsch kostenlos zugesandt. Bei Friseuren, in Cafes und Gasthäusern lagen die Hefte aus. Sie wurden von den Neutralen gern als Kriegserinnerungen gesammelt. Außer diesen Bilderheften erschienen noch Monatschroniken der Kriegsereignisse mit Kartenskizzen. Das

hintere Umschlagblatt dieser Propagandabroschüren enthielt regelmäßig eine Liste der von deutschen U-Booten torpedierten neutralen Schiffe, die mit einem Formular zu handschriftlichen Nachträgen abschloß.

Während der Kriegsjahre ist die englische Drucksachenpropaganda für uns vorbildlich gewesen. Von einem Konsulatsbureau im neutralen Ausland aus wurde die Verteilung des englischen Propagandamaterials geleitet. In Abständen von einigen Wochen erhielten bekannte Persönlichkeiten des betreffenden Landes — Professoren, Minister und hohe Offiziere — Bücherpakete mit kostbaren Bildermappen, Kriegswerken und Zeitschriften. An einfache Leute wurden mehr anschauliche Propagandasachen versandt, wie bunte Postkartenserien, Broschüren und Zeitungen. Über die Bevölkerung des ganzen Landes verteilten sich die englischen Propagandageschenke. Man brauchte nur an das betreffende englische Konsulat zu schreiben, um in die Liste der Empfänger aufgenommen zu werden. Die Reaktion auf diese Überschwemmung war schließlich so groß, daß viele, noch nicht gänzlich unter englischen Einfluß gebrachte neutrale Kreise sich an deutsche Auslandsstellen mit der Bitte um deutsche Propagandaliteratur wandten.

Eine Vorstellung von der Massenarbeit der englischen Buchpropaganda gibt folgende Tatsache: Eine englische Propagandaveröffentlichung, die ausgezeichnete Photographien vom Leben deutscher Kriegsgefangener in englischen Lagern enthielt, darunter im besonderen von Lagerküchen, Speiseräumen und Gärten — als Eingangsbild war ein lächelnder, dicker, deutscher Soldat mit Suppennapf und Löffel photographiert — wurde allein in Holland 1917 in einfacher Ausstattung als Broschüre in mehreren 100 000 Exemplaren, in bester Ausstattung als Buch in 30 000 Exemplaren verteilt.

In unzähligen Einzelheiten zeigt sich die Lebendigkeit der englischen Propaganda. Vor Jahresschluß erschienen in den letzten Jahren im neutralen Ausland regelmäßig Kalender, die mit Bildern und Aussprüchen im Sinne der Alliierten geschmückt waren. Sie brachten Erinnerungstage an die Kriegserfolge der Entente, an den Untergang der Lusitania, den Tod Miß Cavells, und berücksichtigten außerdem auch die Nationalfeiertage des Landes, in dem die Kalender verteilt wurden, die Geburtstage seines Herrscherhauses und dergleichen.

Die ersten großen Schlachtfilms wurden von der englischen Propaganda in das neutrale Ausland gebracht. Mit unvergleichlicher Schnelligkeit zeigte die englische Propaganda die neuesten Kriegsereignisse im Film. Wie die Tanks aufkamen, gab es sofort einen großen, abendfüllenden Tankfilm in Holland zu sehen. In den wöchentlichen Kriegschroniken der neutralen Kinos fanden die englischen, überaus anschaulichen Filme den meisten Anklang. Der englische Propagandadienst nutzte die Propagandamöglichkeiten durch den Film bis aufs äußerste aus. Deutsche Überläufer wurden gezeigt, schreckliche Typen verelendeter und verkommender deutscher Soldaten wurden rassigen Engländern gegenübergestellt, so daß die Begeisterung für die Entente im neutralen Kino zu stürmischen Ausbrüchen führte.

Als die Aufzeichnungen des Fürsten Lichnowsky in die Öffentlichkeit gedrungen waren, ließ sie der englische Propagandadienst sofort in einer Broschüre erscheinen. Englische Internierte standen im Haag an den Straßenecken, fragten die Vorübergehenden, ob sie englisch verständen, und gaben ihnen dann ein Exemplar des Buches mit.

In der skandinavischen Presse kehrt seit Monaten das Thema der Gründung eines „Norwegenhauses" in London wieder. Mit der ganzen Breitspurigkeit, mit der alle Welt bestimmte Dinge erfährt, die England bekannt gemacht haben will, folgen sich die Berichte über den Gründungsplan, über die finanzielle Sicherstellung des Unternehmens, über die Stifter und Protektoren und über die Ehrenmitglieder, die die neue Vereinigung ernennen wird. Eine der ersten Bedingungen, um wirksame Propaganda zu machen, ist, daß derjenige, von dem man etwas wünscht, in dem gewünschten sein eigenes Interesse findet: also die Herstellung einer Interessengemeinschaft. Aus den gemeinsamen Handelsinteressen mit Norwegen schlägt England Propagandakapital. Das „Norwegenhaus" in London soll der Verbreitung der Kenntnis Norwegens als internationalen Handelsfaktors in England dienen und norwegische Schiffahrts- und Reedereikreise mit England in engere Beziehungen bringen. Auch die Gründung eines „Schwedenhauses" in London zu gleichen Zwecken wird seit kurzem in der schwedischen und englischen Presse erwogen.

Die englische Propaganda betritt seit Kriegsende neue Wege und macht sich auf allen Gebieten selbständig, nachdem sie durch Jahre hindurch ein Glied in der Kette der Weltwerbearbeit der Entente gewesen ist. Sie besinnt sich heute darauf, daß sie ja eine lange Zeit gewissermaßen den Bundesgenossen ganze Gebiete vollständig eingeräumt hatte, aus deren Ausnutzung diese weit über die Kriegszeit hinaus unermeßlichen Vorteil durch kulturelles Ansehen in der Welt ziehen können. In jedem Bündnis ist eine gewisse Einschränkung und Anpassung unumgänglich. England hatte an seinen Kriegsgenossen Frankreich das gesamte Gebiet der sogenannten Kulturpropaganda abgetreten. Jetzt aber will England den Kreis seiner Weltwerbearbeit wieder allein umschließen und leitet eine Kulturpropaganda im bewährten Stile Frankreichs ein. Es gilt jetzt, dem Ausland die Redensart auszutreiben, daß England ein Land mit nur wenig Kunst ist. Darum wird durch Holland eine Theatertruppe, die „Rosa Lund Company of London", auf Gastspielreise geschickt, um, wie die „Times" schreiben, die kulturellen Beziehungen zwischen dem Vereinigten Königreich und den Niederlanden zu erweitern. Man spielt im Haag, in Amsterdam und in Rotterdam Pineros Mid-Channel und Candida von Shaw. Und der Engländer besinnt sich auf die guten Bücher seiner Zeit und seiner Vergangenheit. Er bereitet im Ausland eine Buchpropaganda vor, die sich an die geistigen Kreise wendet. „Dagens Nyheter" brachten im Dezember einen Artikel über die Bemühungen, englische Literatur nach Schweden zu bringen, und über das wachsende Interesse Schwedens für englische Bücher.

England betreibt also jetzt Kulturpropaganda in größerem Stil. Das fällt um so mehr auf, als England bisher gerade in seiner Kultur eine Überheblichkeit und Selbstschätzung zur Schau trug, die jedes Werben um Verständnis verbot. Was England früher für das Ausland bestimmte, war Massenware, war Blendwerk für die Dummen, mit einer Art von Verachtung und Arroganz verschüttet.

Die Literatur wird jetzt Englands Steckenpferd. Englische Zeitungen wenden ihre Aufmerksamkeit der Anwesenheit des dänischen Dichters Johan Bojer in London zu, und es wird dafür gesorgt, daß wiederum die dänische Presse von den Ehrungen Bojers in England Notiz nimmt, zugleich mit der Mitteilung,

daß ein englischer Verlag die sämtlichen Werke Bojers in englischer Sprache herausgibt.

Der Erfolg der englischen Propaganda ist uns Deutschen trotz unserer ziemlich guten Kenntnis, mit welchen beispiellosen Mitteln England arbeitet, immer noch unverständlich. Denn wir glauben wohl an eine vorübergehende Färbung und Fälschung von Tatsachen durch fortdauernde Beeindruckung der öffentlichen Meinung, halten aber das dauernde Aufrechterhalten einer bewußten Fälschung für unmöglich. Das ordnet sich nämlich nicht in unsere Weltanschauung ein; und so werden wir uns immer verrechnen, wenn wir auf den endgültigen Sieg der Wahrheit vertrauen, solange uns dieser Sieg noch praktisch nützen kann. Für das englische Volk ist recht und richtig, was für England nützlich ist. In diesem Glauben eines großen Volkes liegt eine Macht, auf die ethische Erwägungen keinerlei Einfluß zu haben vermögen. Denn er wird von einer festen zielsicheren Politik getragen, ohne die überhaupt kein starkes nationales Selbstbewußtsein und damit auch keine erfolgreiche Auslandspropaganda möglich ist, — ohne die auch Deutschland das Ausland niemals wird beeindrucken und beeinflussen können.

Die Wurzeln der Auslandspropaganda liegen im Inland. Dort müssen wie die Bäche in einem Strom, die Bestrebungen und Unternehmungen zusammenfließen in einer Idee, die Kraft gibt und Kraft verlangt. Diese Idee kann heißen: „Right or wrong, my country" — wenn sie ein ganzes Volk erfüllt, wird sie die Macht haben, andere zu beherrschen.

Richard Wagner im Lichte älterer und neuerer biographischer Forschung

Von Professor Dr. Ludwig Schemann (Freiburg i. Br.)

n die Ehren und Erfolge der biographischen Behandlung Wagners teilten sich bei uns bisher vorwiegend zwei Männer: K. Fr. Glasenapp und H. St. Chamberlain. Hiermit soll lediglich eine Tatsache festgestellt, keinerlei Werturteil ausgesprochen, am allerwenigsten den Leistungen anderer verdienter Wagnerforscher zu nahe getreten werden. Zwischen den beiden Genannten hinwiederum verteilt sich die gemeinsame Aufgabe, deren Naturell entsprechend, höchst ungezwungen in der Weise, daß Glasenapp mehr die rein biographische, Chamberlain mehr die geistige Seite derselben zufällt. Von Glasenapp werden wir alsbald näher zu reden haben. Chamberlain an seinem Teile hat namentlich dem Ideengehalt der Kunstwerke, überhaupt aber der Wagnerschen Ideenwelt seine aus seinen anderen Werken bekannte glänzende Weise der Beleuchtung zuteil werden lassen.

Jetzt ist mit dem dritten Bande von Max Kochs „Richard Wagner"[1]) ein Werk vollständig geworden, das in mehr als einer Beziehung vollbürtig und eigen-

[1]) „Richard Wagner. Von Max Koch." Teil 1—3. Berlin 1907—1918. (Geisteshelden. Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Ernst Hofmann. Band 55/56, 60/61, 63/65.)

berechtigt in die Reihe der Wagnerbiographien eintritt. Die Aufforderung, diesem ein Wort des Geleites mitzugeben, an sich hochwillkommen wie sie mir war, konnte mich doch nicht ohne Bedenken lassen. Auf der einen Seite mahnte zu einem solchen öffentlichen Gedenken nicht nur der gewiß nicht zufällige Umstand, daß der Schöpfer dieses Werkes außer dem Wagnerbiographen ein Kämpfer im Weltkriege war, der als Sechsziger sein Bataillon von Sturm zu Sturm geführt und sich mehr als eine Verwundung geholt hatte, und nicht minder ein Kämpfer in der Geisterschlacht der Zeit, der, aus dem Felde heimgekehrt, als Rektor der Breslauer Hochschule in seinen kernigen Ansprachen das niedergetretene Deutschtum in der Dichtung wie in der Wirklichkeit zu Ehren zu bringen wußte: ungleich mehr noch mußte, wem eine solche Doppelleistung für Wagner und für das Deutschtum am Herzen lag, sich durch die ihm zu Ohren gekommene betrübliche Tatsache, daß das schöne Buch Kochs durch die Zeitverhältnisse um seine verdiente Wirkung gebracht zu werden drohe, bestimmt fühlen, die Aufmerksamkeit auf dasselbe zu lenken. Auf der anderen Seite ging dies für mich nicht an, ohne daß ich mir manches gegen Glasenapp von der Seele redete, was diese seit Jahren belastete. Und wie ungern das geschieht, wird man mir nachfühlen: habe ich mich doch gegen einen Mann zu wenden, mit welchem ich Jahrzehnte in herzlicher Freundschaft gelebt, und dabei von einem instinktiv immer geübten Grundsatze, bei der Würdigung wertvoller Arbeiten den Schwerpunkt lieber auf das Loben als auf das Tadeln zu verlegen, in einem Maße abzugehen, daß ich schier nur tadle. Dies ist aber die Folge davon, daß von anderer maßgebender — der Bayreuther — Seite das Glasenappsche Buch ebenso ausschließlich gelobt, und dabei so überschwänglich, so einseitig gelobt worden ist, daß darüber schließlich die Wahrheit eine starke Einbuße erlitten hat. Ihr, und nur ihr gelten meine folgenden Worte. Sie geht mir über alles, während Glasenapp und seinen unbedingten Lobrednern Wagner über alles gegangen ist. Dieser Erkenntnis habe ich mich immer weniger entziehen können: sie jetzt auch einmal öffentlich zum Ausdruck zu bringen, erscheint mir als eine Pflicht jeder zukünftigen Wagnerbiographik gegenüber, und insbesondere auch als unerläßlich, um zunächst für die Würdigung des Kochschen Werkes die rechten Gesichtspunkte zu gewinnen.

Mehr als einmal ist von Bayreuth aus, in den Bayreuther Blättern zumal, die Ansicht vertreten worden, daß Glasenapps Wagnerbiographie schlechthin als die Biographie Wagners zu gelten habe; und zwar haben wir es bei dieser Behauptung nicht mit einer gelegentlichen einmaligen hyperbolischen Entgleisung, sondern mit einer wohlbegründeten, gleichsam aus dem Bayreuther System sich ergebenden Auffassung zu tun. Einer der hervorragendsten Vertreter der Gruppe hat sogar ausdrücklich Glasenapps Kritik als jene rühmliche Sonderstellung mit erwirkend aufgeführt.[2]) Meinen grundsätzlichen Widerspruch gegen die einem jeden berufenen Nachfolger Glasenapps unbillig vorgreifende Überschätzung, die in diesem Urteil liegt, habe ich vor Jahren auf privatem Wege unzweideutig kundgegeben;

[2]) Ich bringe für das hier Vorgetragene keine Einzelbelege, nenne auch keine Namen, um eine Auseinandersetzung, bei der es mir, wenn je bei einer, um eine Sache geht, nicht ins Kleinliche zu ziehen. Es erscheint übrigens ausgeschlossen, daß meine Anführungen von den Beteiligten irgendwie bestritten werden könnten.

jetzt gibt mir für dessen öffentliche Berichtigung der erste, ganz gewiß nicht unberufene, unter jenen Nachfolgern die beste Handhabe mit seinem Ausspruche, daß Glasenapps Monumentalwerk „jeder anderen Lebensbeschreibung Wagners zur Grundlage zu dienen habe." (Max Koch, a. a. O., Teil I, Seite 246.) Das ist die Wahrheit. Was Glasenapp geliefert hat, ist vor allem eine großartige Stoffsammlung, von höchster archivalischer Bedeutsamkeit, in vielen Teilen mehr eine Chronik als eine eigentliche Biographie. Sein vielgerühmter Fleiß, seine Ausdauer, seine Begeisterung, seine Treue hatten in der genannten Richtung in der Tat Erstaunliches zustande gebracht; aber gerade diese seine Leistung erbringt in ihren Vorzügen wie in ihren Mängeln zugleich den handgreiflichen Beweis, daß „die" Biographie Wagners, das heißt eine solche, welche die ungeheure Aufgabe nach allen Seiten befriedigend löste und damit alle anderen gewissermaßen überflüssig machte, wohl überhaupt nie geschrieben werden dürfte. (Wie viele derartige Musterwerke mag es überhaupt geben? Aus der Welt der Musik wüßte wenigstens ich nur allenfalls Jahns Mozart in diesem Sinne anzuführen.) Glasenapp selbst hat jedenfalls auf den ihm von anderer Seite zugesprochenen Ruhm insofern von Hause aus verzichtet, als er sich in der ästhetischen Einzelbeleuchtung der Kunstwerke eine Beschränkung auferlegt hat, die offenbar mit der Erkenntnis seines eigenen Talentes gegeben war. Weit größeren Nachdruck aber muß ich noch auf den Umstand legen, daß er auch im Punkte der Kritik — dem entscheidenden für einen Biographen — zu ernstlichen Bedenken Anlaß gibt.

Um es kurz zu sagen: Glasenapp ist dem Fanatismus der Vergötterung verfallen; die Pietät hat alle Kritik, soweit Wagner selbst in Frage kommt, bei ihm erdrückt und dadurch die Wahrheit um manche Frucht gebracht. In allen mit seinem Herrn und Meister auch nur entfernt und mittelbar in Beziehung stehenden Dingen schmiegt er sich diesem grundsätzlich an und verzichtet auf jedes eigene Urteil. Scharfsinn und Kritik werden durchaus nur zugunsten Wagners in Szene gesetzt, nach der Gegenseite versagen sie völlig. Selbst da, wo hinter dem Meister Einflüsse sichtbar werden, welche stellenweise die Kritik geradezu herausfordern, gilt das gleiche: Glasenapp hat immer und überall nur die eine, ihm von vornherein feststehende Seite gesehen. Es ist klar, daß dabei am Ende nur ein Wagner herauskommen konnte, wie er ihn eben verstand, und daß die kritisch-aktive Mitarbeit, welche die Biographie doch nun einmal zu leisten hat, nun von anderer Seite in mancher Beziehung nachzuholen ist.

Es ist begreiflich, und mag Glasenapp gutgeschrieben werden, wie er dazu gekommen ist, eine Richtung einzuschlagen, welche ihn notgedrungen gelegentlich auf Irrwege führen mußte. Sein großes Werk geht in seinen Anfängen auf jene Zeiten zurück, da sowohl das künstlerische Schaffen wie die menschliche Persönlichkeit des Bayreuther Meisters gegen eine Welt von Neidern und Feinden zu verteidigen und ins Licht zu setzen war. Hierfür war gerade dieser Jünger in hervorragender, ja einziger Weise geeignet. Jenen auch absolut, ganz auf sich gestellt, ohne Rücksicht auf die Welt rein im Lichte der Wahrheit zu würdigen, ihn an sich selbst abzumessen, unter Umständen auch gegen sich selbst zu verteidigen und durchzusetzen, war ihm nicht gegeben. Er sah nicht, wollte oder konnte nicht sehen, wo auch der ganz große Mensch doch auch wieder nur ein irrender, schwacher Mensch war; und doch liegt es auf der Hand, daß gerade bei jenen

überragenden Genien, welche auf irgendeinem Gebiete Umwälzungen vollziehen, die zugleich einen krönenden Abschluß bringen, einem Luther und Bismarck, einem Schopenhauer und Wagner, die übernatürliche Gewalt, welche der Weltgeist in ihnen handhabt, sich vielfach in dämonischen Einzelentladungen ihres Lebenslaufes kundgibt, welche, nach rein menschlichen Maßen gemessen, des reichlich Anstößigen nie entkleidet werden können. Für Wagner im besonderen hat dies eine Lage geschaffen, von der seinem ersten Biographen nicht einmal eine Ahnung gekommen ist. So gewiß er auch als Mensch die außerordentlichsten Eigenschaften besaß, so gewiß ist es doch anderseits, daß diese für eine große Mehrheit zum Teil von anderen überschattet werden, welche es zu einer einheitlichen Gesamtwirkung nicht kommen lassen. Die menschliche Größe Wagners bedarf für die meisten einer Deutung, einer Vermittlung; nur der freilich stetig wachsenden Gemeinde der ihm Vorherbestimmten steht sie über alle Anfechtung hinaus als eine unumstößliche Tatsache, als ein großartiges und beglückendes Bild und Vorbild da. Hierin — in gewissen menschlichen Zügen Wagners — liegt der Grund, warum er als Mensch seinem Volke nie in der Weise nahestehen wird wie etwa Schiller. Dieser Tatsache hätte, wie gesagt, Rechnung getragen und dargetan werden müssen, wie das Genie die letzte entscheidendste Probe seiner Größe eben damit ablegt, daß es sich trotz großer menschlicher Schwächen, trotz gelegentlicher Irrungen, zu ihr emporschwingt. Ganz anders faßt Glasenapp seine Aufgabe an. Seine gesamte Darstellung fußt sozusagen auf der einen Formel, die er sich gebildet: „ein Mann von so einziger Größe hat im Zusammenstoße mit der Welt immer Recht"; und er wähnt damit nun auch alle die Rätsel, die jener aufgegeben, gelöst, die Kämpfe, die er entfesselt, die Tragödien, die er aufgewühlt, ergründet zu haben. Weit gefehlt: die anderen sind auch noch da, sind ein Stück Welt, das zum guten Teile auch für sich betrachtet und gewürdigt zu werden wohl das Recht hat. Für Glasenapp sind sie alle nur Figuren in dem ungeheuren Schachspiel, genannt Leben Wagners. Wer immer dessen Lebensweg kreuzt, hat ihm zu Diensten zu sein, wo möglich, wie er selbst es getan, sein ein und alles für ihn hinzugeben. Ausschließlich nach ihrem Verhalten gegen Wagner erhalten alle Mitspieler ihre Beurteilung, fast hätte ich gesagt: ihre Zensuren. Ihnen selbst als Eigenwesen wird kaum das bescheidenste Maß von psychologischer Erfassung zugewandt. Kein Wunder, wenn da Glasenapp bei Seelendramen, wie sie etwa durch die Namen Bülow, Nietzsche und Wesendonk bezeichnet werden, nicht auch nur einigermaßen unter die Oberfläche einzudringen vermocht hat.

Nicht anders steht es um sein Urteil in den Fragen des Verhältnisses Wagners zu seinen Mitkünstlern. Auch hier wird einfach alles blind nachgebetet, und für Glasenapp steht es unter anderem fest, daß Wagner über Schumann und Brahms das letzte Wort gesprochen habe, während jeder Unbefangene sich seit langem sagt, daß diese Meister sich gegenseitig überhaupt nicht, jedenfalls nicht auf den Grund, zu würdigen vermochten. Dabei muß Glasenapp in seinem Schlußbande selbst eine Äußerung mitteilen, welche Wagner kurz vor seinem Tode gegen Humperdinck getan hat, wonach er gegen Schumann nicht habe gerecht sein können. Ein Bekenntnis, aus welchem seine Jünger die einzige Folgerung ziehen sollten, in Befolgung des Quod licet Jovi eine solche Gerechtigkeit nun

ihrerseits anzustreben; wogegen Glasenapp, dessen Bildung und Urteil in spezifisch musikalischen Dingen überhaupt sehr begrenzt war, Wagners Härten und Einseitigkeiten in Fällen der bezeichneten Art nicht nur — wozu er berechtigt war — aus dessen Standpunkt und künstlerischer Mission erklärt und gutgeheißen, sondern selbst mitgemacht und noch überboten hat.

Es erübrigt nur noch zu sagen, daß Glasenapp auch da, wo er in Einzelheiten sich an der Wahrheit vergangen, dies nicht nur bona, sondern optima fide getan hat, wie ja denn überhaupt sein Tun im ganzen im Dienste einer höheren und höchsten Wahrheit stand und sein vornehmer, edler Sinn sein durchaus nur in den Dienst des reinsten Idealismus gestelltes Wollen sich auch da erkennen läßt, wo es ihm versagt blieb, das Rechte zu sehen oder zu treffen.

Mit dem Vorstehenden haben wir unwillkürlich schon eine Beurteilung des Kochschen Buches von gewissen Seiten eingeleitet. Den Hauptvorzug dieses Werkes erkenne ich eben darin, daß sein Verfasser in der Schilderung des Genius als Menschen den rechten Ton gefunden und für immer vorgezeichnet hat. Er hat so zu sagen methodisch bewiesen, daß es doch möglich ist, Pietät und Begeisterung mit jener allerstrengsten Wahrheitsliebe zu vereinigen, die, wo es sein muß, auch einmal jene verleugnet und sich unliebsame Wahrheiten abringt.[3]) Vortrefflich hat es Koch dabei verstanden, die unleugbaren großen Schwächen Wagners meist aus den Tatsachen reden zu lassen, nur selten nennt er sie ausdrücklich bei Namen. Auf diese Weise tritt Wagners Gesamtgestalt am Ende doch ebenso leuchtend wie bei Glasenapp, aber unanfechtbarer, vor uns hin. Als Darsteller entwickelt Koch mehr persönliches, individuelles Leben, er steht in dieser Beziehung gewissermaßen in der Mitte zwischen Glasenapp und Chamberlain. Seine Begeisterung ist frischer als die des ersteren, naiver als die des letzteren. Er entfaltet mehr Abwechslung als beide: bei Glasenapp insbesondere könnte man ja fast von einer Monotonie der Begeisterung reden, wenn man nicht auf der anderen Seite anerkennen müßte, daß dieser Zug mit einer gewissen bewußten und gewollten Zurückhaltung zusammenfällt, vermöge deren er alles Licht auf den vergötterten Meister selbst fallen zu lassen sich bestrebt, wie ja denn in der Tat die großartige Wirkung des Glasenappschen Buches in ganz unverhältnismäßig überwiegendem Maße, und weit mehr als in den Biographien anderer Geisteshelden, namentlich in den späteren Bänden, von dem eigenen Atem des Großen, von dem authentischen Quellenmaterial, das Wahnfried dem Verfasser dargeboten hatte, ausgeht.

Sehr zu begrüßen ist es, daß Koch dem Wirken der bedeutendsten unter den engstverbundenen Gestalten eingehendere Sonderbetrachtungen gewidmet, daß er sie zeitweilig selbständig in den Vordergrund gerückt hat. So Liszt im zweiten, Bülow im dritten Bande. Überhaupt darf gesagt werden, daß die menschliche Wärme über der Tatsache, daß ein Forscher, ein Literarhistoriker das Buch geschrieben hat, nicht zu kurz gekommen ist. Aus dem dritten Bande, der dem Andenken König Ludwig des Zweiten gewidmet ist, glaubt man einen wohl-

[3]) Auch die Gegner kommen bei Koch ganz anders zur Geltung als bei Glasenapp. Einzig gegen Brahms zeigt er eine starke Abneigung und rückt ihn in ein gehässiges Licht, das für mein Gefühl besser vermieden worden wäre.

tuenden Lokalpatriotismus des Müncheners herauszuhören, dem in diesem Teile des Werkes auch unverhältnismäßig viel neues, oder doch altes in neuer Beleuchtung, zu verdanken ist.

In seiner Vorrede zum zweiten Bande sagt Koch selbst von seinem Werke: „Die Einordnung der gewaltigen Persönlichkeit in einen weiteren literar- und kulturgeschichtlichen Rahmen gibt meiner Darstellung ihr Gepräge und ihre selbstständige Berechtigung gegenüber den anderen Biographien." Er hat damit in der Tat den Schwerpunkt treffend herausgefunden. Die geschichtliche Stellung und Aufgabe Wagners finden wir in seinem Buche mehrfach meisterlich präzisiert, der Zusammenhang seiner Schriftstellerei mit seiner Kunst wird betont und erklärt, so zwar, daß — mit Recht — der Nachdruck auf der letzteren liegt und namentlich kein Zweifel darüber gelassen wird, daß Wagners Hauptwirkungen von ihr ausgehen und neben ihr zum Beispiel die Regenerationsanwandlungen der letzten Jahre einfach verklingen. Mit besonderer Liebe — die übrigens auch in der literarhistorischen Zergliederung und der Entwicklung der Vorgeschichte von Wagners Dichtungen zutage tritt — wird dargetan, wie die drei maßgebenden Grundelemente, das griechische Theater, die germanische Sagenwelt und die Musik in Wagners künstlerischer Persönlichkeit zu einheitlicher Wirkung gelangen. Sehr schön sind die Ausführungen über Wagner und das Wissen im zweiten Bande (Seite 26—28): wenn je, wird uns gerade aus dem Kochschen Buche wieder klar, wie imponierend zum Beispiel die Fülle seiner Kenntnisse auf dem Gebiete der Geschichte, wie groß in jedem Falle sein historischer Blick bleibt, wenn er sich auch mit Vorliebe alles Geschichtliche im Sinne seiner Kunst (richtiger: des deutschen Geistes überhaupt) und der ihr gewidmeten Bestrebungen zurechtlegt.

Die musikalische Seite von Wagners Kunstwerk tritt bei Koch stark zurück, und er erwähnt in einer seiner Vorreden, daß das gleiche bei allen seinen Vorgängern der Fall sei. Dem liegt ganz gewiß eine tiefinnerliche Berechtigung zugrunde. Gerade Wagners Musik hat vom ersten Tage an mit so überwältigender Macht in die Volksseele hineingeklungen, daß hierauf vornehmlich seine Volkstümlichkeit beruht, durch die er nun wiederum Schiller weit hinter sich läßt. Breitspurige musiktechnische Kommentare werden hinter den Wunderwerken seiner Töne immer nur einherwanken können wie der tote Schatten hinter dem lebenswarmen Menschenleibe. Der Biograph Wagners darf ruhig gerade den Tonkünstler als eine gegebene, geliebte, vertraute Größe voraussetzen, die er nun nur durch den Dichter, den Denker, den Menschen zu ergänzen hat. Gleich gewaltig steht dann Wagner vor uns da, ob wir seine erschütternden Tragödien auf uns einwirken, oder sein unermeßliches Wissen uns belehren, seine kunstpädagogische Glut uns mit fortreißen lassen. Alles das hat der große Mensch in sich vereinigt, dessen Bild alle, die ihn erlebt, unzerstörbar im Herzen tragen. Hat Glasenapp tausend Einzelzüge zusammengetragen, um es zu gestalten, so hat Max Koch jetzt in dankenswertester Weise dazu beigetragen, es uns für immer lebendig zu erhalten.

Reichsspiegel

Die Trennung der christlichen Volkspartei Bayerns vom Zentrum. Am 9. Januar hielt die bayerische Christliche Volkspartei in München einen Parteitag. Sein Ergebnis war nach bewegten Verhandlungen ein mit zwei Drittel, vielleicht auch mit drei Viertel Mehrheit gefaßter Beschluß, daß die der Partei angehörigen Reichstagsabgeordneten die Arbeitsgemeinschaft mit der Zentrumsfraktion des Reichstags zu lösen hätten und daß die Bayern den Reichsparteitag des Zentrums nicht besuchen würden.

Das bayerische Zentrum als Vorgänger der christlichen Volkspartei hatte seit den achtziger Jahren ungefähr das gleiche Gepräge wie das preußische Zentrum, wie auch die anderen mittelstaatlichen Parteibildungen des Zentrums. Das Schwergewicht seiner Entwicklung lag in der Kammerfraktion. Parteipresse und Parteiorganisation wurden in steigendem Maße von ihr aus gelenkt. Ein Mann jedoch paßte nie in diese Ordnung hinein. Das war und ist der Regensburger „Bauerndoktor" Heim. Er ist kein Parlamentarier. Aber er möchte doch politisch wirken, und er hat einen erheblichen Teil der bayerischen Bauern hinter sich, weil er ein geschickter und tüchtiger Organisator ist.

Heims parteipolitische Rolle schien ausgespielt, als er 1912 aus dem Reichstag ausschied. Der Krieg unterbrach für eine Weile alle innerstaatlichen Vorgänge. Im Herbst 1918 aber gingen Gerüchte um, daß Heims rechte Hand im Genossenschaftswesen, Dr. Schlittenbauer, dafür werbe, das bayerische Zentrum bestimmter als bisher auf eine allgemein christliche Grundlage zu stellen und dadurch Protestanten in größerer Zahl in die Organisation hineinzuziehen. Das bedeutete, daß Heim wieder hervorzutreten beabsichtige. Er benutzte gleich darauf die Revolution, um eine vollendete Tatsache zu schaffen. Die „Christliche Volkspartei" als Partei der Ordnung und des Wiederaufbaus gegen die revolutionäre Sozialdemokratie wurde gegründet, und das überraschte Landtagszentrum gab nach. Um eine Spaltung unter den alten Parteigenossen zu verhüten, ging die bayerische Zentrumspartei, ihre Führer voran, in der neuen Gründung fast ohne Widerwehr und ohne Zögern auf.

Heim hatte seinen Feldzugsplan auf eine Flankierung des seiner Führerschaft abgeneigten Kerns der alten Parteiorganisation von rechts her angelegt. Glückte es ihm wirklich, größere Scharen Konservativer, Freikonservativer und Nationalliberaler in die neue Sammelpartei hineinzuziehen, so mochte er wohl das Übergewicht über die bisherigen Führer des Zentrums zu behaupten, das er auf den ersten Anhieb und unerwartet schnell erreichte. Seine Rechnung erwies sich als zutreffend für die größeren Städte. Die Splitter der Rechtsparteien dort fühlten sich durch den Umsturz jedes Rückhaltes beraubt. Dagegen bewahrten die im Fränkischen sitzenden geschlossenen Massen konservativer Bauern und Mittelständler ihre parteipolitische Selbständigkeit. Gerade sie aber brauchte Heim. Sein Einfluß verstärkte sich daher nicht genügend, und so bekamen die bisherigen Führer die neue Parteibildung bald wieder in ihre Hand.

In der Nationalversammlung vereinbarten die bayerischen Abgeordneten eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Zentrum, an der sich zunächst auch Dr. Heim beteiligte. In Bayern wurde ganz ebenso wie in Preußen und im Reiche mit den Demokraten und Mehrheitssozialisten ein Koalitionsministerium errichtet. Bis zur Annahme des Friedensvertrages Ende Juni zogen sich die der „Christlichen Volkspartei" beigetretenen Andersgläubigen einer nach dem anderen wieder zurück. Von dem Versuche Heims blieb kaum etwas, als der neue Parteiname übrig. In der Sache war das alte Zentrum wieder vollkommen hergestellt.

Ende 1919 zeigte sich, daß Heim noch nicht verzagt war, sondern einen zweiten Anlauf vorbereitete, diesmal jedoch von links her die Überflügelung erstrebte. Er arbeitete an einer Verständigung mit dem agrarisch-radikalen und schroff partikularistischen Bauernbunde. Als sein Vorhaben ruchbar wurde, war es schon so weit gediehen, daß er mit den Bauernbundsführern gemeinsam in Versammlungen hervortreten und den Einigungsgedanken in die bäuerlichen

Massen tragen konnte. Der Erfolg schien indessen noch keineswegs sicher. Im Bauernbund meldete sich nunmehr lebhafter Widerspruch. Der christliche Bauernverein sollte sich noch erst äußern.

Trotzdem wiederholte die Parteiorganisation jetzt am 9. Januar die im Dezember 1918 geübte Taktik, wenn auch nicht ebenso einmütig. Heim hatte zwei Fragen aufgeworfen. Die Fragen, wie sich der bäuerliche Einfluß im nachrevolutionären Bayern gründlicher als bisher sichern lasse, und die Frage, wie der föderalistische Grundgedanke der geschichtlichen Nationalstaatsentwicklung in Deutschland gegen den westlerischen Unitarismus Erzbergers verteidigt werden könne. Wurde der Schwerpunkt der Erörterung in die erste Frage gelegt, so mochte die Volkspartei darüber leicht in Stücke auseinanderbrechen. Der Preußenantrag und die Stuttgarter Rede Erzbergers erlaubten den Fraktionsführern die föderalistische Frage voranzuschieben und dadurch eine gemeinsame Plattform mit Dr. Heim wieder herzustellen, ehe er zur Entwicklung der von ihm aus den Bauernbundsreihen herangeführten Kräfte gelangte. Die Taktik der Abstumpfung Heimscher Vorstöße durch Einschwenken und Mitmarschieren hatte sich im Vorjahre zu gut bewährt, als daß man es nicht auch diesmal mit ihr versuchen sollte. Ein gut Teil der Heim feindlichen bayerischen und deutschen Zentrumspresse vertraute bereits auf die Wirkung des Mittels so sehr, daß sie kein Hehl aus ihrer Meinung von der wahren Tragweite des Beschlusses machte. Sie bat die Wähler, ruhig zu bleiben. Über eine kurze Weile werde man die tatsächlich nicht aufgehobene innere Gemeinschaft der Bayern mit dem Reichstagszentrum auch nach außen hin sichtbar wieder aufrichten können.

Möglicherweise sind wir also nur an einem neuen Meilensteine des schon lange währenden Kampfes um die Führerschaft im bayerischen Zentrum angelangt. Es kann indessen auch anders kommen. Es muß anerkannt werden, daß sich die führenden Blätter des bayerischen Landtagszentrums, der „Bayerische Kurier" und der „Regensburger Anzeiger" die ernstlichste Mühe geben, es diesmal nicht bloß bei einer taktischen Maßnahme bewenden zu lassen, sondern eine grundsätzliche Neuorientierung der „Christlichen Volkspartei" herbeizuführen.

Die bayerischen Parteiorganisationen, der Bauernbund wie die Volkspartei würden schwerlich so entschieden auf die Heimsche Reizung reagiert haben, wenn nicht in den Massen etwas Bedeutsames vorginge. Bayern ist ein Bauernland. Dem Bauern dämmert es, daß die Revolution ein Deutschland schuf, in das er mit seinen Anschauungen, seiner Art und seinem wirtschaftlichen Bedürfnisse nicht mehr recht hineinpaßt. Er sieht das neue Deutschland wirtschaftlich auf Papiergeld und möglichst geringe Arbeitsleistung gestellt. Er ahnt, daß es politisch nicht besser fundamentiert ist. Das allgemeine gleiche Wahlrecht mit seiner einseitigen Bewertung der Kopfzahl, der Masse als politischen Machtmittels bestand für Bayern wie für das Reich schon vor der Revolution. Aber die vom gleichen Wahlrecht nicht begünstigten Volksschichten hatten im alten Staate noch andere Stützen. Erst jetzt, seit der Reichstag und die Landtage die Souveränität an sich gerissen haben, ist das gleiche Wahlrecht zum einzigen legalen Regulator unseres Staatslebens geworden. Aber es erweist sich nun als ein Zahlungsmittel von der Art unseres Papiergeldes. Deckung dafür ist nicht vorhanden. Der Arbeiter versucht es mit ihm noch immer wie mit dem Papiergelde, indem er sich über den wahren Wert beider unter den heutigen Verhältnissen hinwegtäuscht. Der Bauer dagegen wittert den Sachverhalt. Er spürt, daß wir eine Bankerotteurpolitik im Staat wie in der Wirtschaft treiben und im Grunde die arbeitenden Massen in der Stadt wie auf dem Lande nur noch die Geschäfte der wirtschaftlichen und staatlichen Schieber besorgen. Er wird sich seiner Macht als Eigentümer der die ganze Nation ernährenden Scholle bewußt. Er hält einer Regierung gegenüber, die ihm nicht den gebührenden Einfluß im Staate gibt, seine Erzeugnisse zurück. Er nimmt beim Anbau keine Rücksicht mehr auf das allgemeine Bedürfnis. Er wird dem Gedanken des Zusammenschlusses der Landwirtschaft gegen die Städte als Herde der revolutionären Wirtschaft und Politik zugänglich. Stehen alle Räder still, wenn des Arbeiters Arm es will, wohlan,

so soll der Arbeiter nun merken, daß sie nicht ohne den Arm des Bauern wieder in Bewegung gesetzt oder in Bewegung gehalten werden können.

Zugleich aber regen sich sachte auch gewisse ideelle Überlegungen im bäuerlichen Denken wieder. Der Idealismus sitzt im Bauern tief und ist nicht bald zum Schwingen zu bringen. Allmählich jedoch meldet er sich. Des Bauern schollenhafter Heimatsgedanke, seine Anhänglichkeit an die Kirche und die christliche Schule, sein Abscheu vor dem sittlichen Schmutz, womit wir im revolutionären Deutschland überschwemmt werden, treiben ihn ebenfalls in wachsendem Maße in die Opposition wider die gegenwärtige staatliche Ordnung, worin er in jeder Hinsicht nur noch eine Unordnung sieht. Als Ausgeburt des Sozialismus bewertet er auch all das, was sein geistiges Empfinden an dem neuen Deutschland stößt. Deshalb wird der leitende Mann der deutschen Regierung, wird Matthias Erzberger für die Auffassung des ihm bislang parteipolitisch verbundenen katholischen Bauern zusehends mehr zum Sozialisten. Sein Unitarismus stempelt ihn ebenso dazu, wie seine Steuer- und Wirtschaftspolitik. Der bayerische Bauer glaubt seiner Zeitung wohl noch, daß die bayerische Zentrumsfraktion nur aus Not mit den „Sozi" im Ministerium zusammensitzt. Für die Reichstagsfraktion und ihren Führer läßt er es nicht mehr gelten.

Heim wollte sich offenbar die Summe all dieser Empfindungen zu Nutzen machen und die Vorstellung einer besonderen Bauernpartei den Leuten lebendig machen. Bei seiner mehr wirtschafts- als parteipolitischen Organisationsgabe und bei seiner begrenzten Fähigkeit zu parlamentarischer Machtentwicklung mag ihm aber auch der neue Anlauf auf halber Strecke wieder erlahmen. Die seelischen Voraussetzungen für seinen gegenwärtigen Versuch sind diesmal jedoch nicht nur in Bayern, sondern im ganzen Reiche, nicht nur im Zentrum, sondern in der gesamten Nation vorhanden. Möglicherweise handelt es sich bei den bayerischen Vorgängen um Anzeichen einer allgemeinen Gärung unter den deutschen Bauern und in den wirtschaftlichen Gruppen, die ihnen unter den gegenwärtigen Verhältnissen nahestehen, im Mittelstand, unter den industriellen Unternehmern und in einem Teile der Beamtenschaft. Ein stärkerer Politiker als Heim könnte sich der gärenden Kräfte bemächtigen und eine klare parteipolitische Scheidung zwischen Bauern und Arbeitern durch ganz Deutschland hin zuwege bringen. Die Gefahr besteht, daß wir damit nur vom Regen in die Traufe kämen. Denn was bis zur Stunde in unseren Bauern gärt, sind wesentlich Stimmungen des Mißtrauens, der Abwehr und der bloßen Verneinung. Es sind noch nicht seelische Gewalten, die ihren Willen auf den Wiederaufbau einer besseren Ordnung zu richten versprechen. Die Bauernbewegung und dann vermutlich auch die sich ihr entgegenwälzende Arbeiterbewegung würden in diesem Falle leicht ebenso das Opfer bloßer Taktiker und persönlicher Machtinteressenten werden wie sich die Zentrumstaktik der letzten Jahre noch daran genügen ließ, beide Klassen recht und schlecht zusammenzuhalten. Der durch die Revolution in unserem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben schon bis zum äußersten aufgepeitschte Klassengegensatz würde lediglich noch bis zu seinen letzten politischen Folgerungen vorangetrieben werden. Von der Qual der Wahl zwischen dem Verharren in den bisherigen Verhältnissen und der Entwicklung rein klassenpolitischer Parteien kann uns nur eine Regierung von größerer Sachkunde und Gestaltungskraft befreien, die das Partei- und Klassenunwesen meistert. Aber sie muß bald kommen.

Ein Austrag der großen Frage bloß innerhalb des politischen Parteiwesens, wie ihn die Bayern wagen wollen, ist kaum möglich. Darauf läßt auch der Verlauf des ersten Reichsparteitages des Zentrums schließen, der dem bayerischen Tage in einem Abstand von zehn Tagen gefolgt ist. Seine Beratungen standen im Grunde unter dem Druck derselben Spannung, die die bayerischen Verhandlungen beherrschte. Nur waren die Gewichte hier noch umgekehrt verteilt. Erzberger, seine südwestdeutsche Gefolgschaft, namentlich die Badener, die Arbeiterschaft hatten hier die schwereren auf ihrer Seite. Die Bewegung ist aber auch im übrigen Reiche, vor allem in Westfalen und Schlesien, in vollem Flusse. Der Guß könnte und muß beginnen. Wird sich der Meister Glockengießer noch zur Zeit einfinden?

Martin Spahn

Weltspiegel

Frankreich und die Rheinlande. Die Verordnungen der interalliierten Kommission für die Rheinlande haben den Pressestimmen nach zu urteilen in weiten Kreisen des deutschen Volkes neben Bestürzung auch Überraschung hervorgerufen. Letztere mindestens wäre unmöglich gewesen, hätte der Deutsche wenigstens im Unglück den Willen zu klarem politischem Denken bewiesen. Aber ich fürchte sehr, der deutsche Spießer bildet sich allen Ernstes ein, daß keine Gefahr vorhanden sei, da doch der Friedensvertrag — man ist glücklich, es schwarz auf weiß zu besitzen — die Raumung des Rheinlandes binnen fünfzehn Jahren und zwar nach je fünf Jahren in drei Etappen vorsähe. Er vergißt dabei nur die Kleinigkeit, daß Frankreich an die Einhaltung dieser Abmachung nur gebunden ist, wenn Deutschland den Friedensvertrag restlos erfüllt. Da dieses aber aller Voraussicht nach nicht möglich sein wird und auch ganz geringe formale Verstöße den Franzosen Vorwände zur Nichteinhaltung geben werden — gerade die Verordnungen liefern ja eine Probe, in welcher Weise Frankreich sich an Abmachungen zu halten gedenkt — so ist gar nicht daran zu denken, daß Frankreich das linke Rheinufer anders als unter dem Zwang einer außenpolitischen Notwendigkeit, die etwa von England kommen könnte, je wieder räumen wird. In den Grenzboten ist im Laufe ,des vergangenen Jahres mehrmals auf die Gefahr hingewiesen worden, daß wir das Rheinland, mindestens das gesamte linke Rheinufer verlieren. Das ist kein chauvinistisches Schreckgespenst, kein bloßer Vorwand um nationale Leidenschaften aufzureizen, sondern geht unwiderleglich nicht nur aus den oben erwähnten und durch die Tagespresse allgemein bekannt gewordenen unerhörten Verordnungen, sondern auch aus der Haltung der französischen Presse, und dem ganzen Tun und Treiben der Franzosen im Rheinland hervor. Bereits im Mai wiesen die „Daily News" darauf hin, daß der Friedensvertrag ganz bewußt darauf angelegt wäre, damit die Deutschen ihn nicht durchführen könnten. „Es ist jetzt schon keine Aussicht mehr", schrieb das Blatt wörtlich, „daß Köln und das linke Rheinufer wieder an Deutschland fällt".

Natürlich denkt niemand in Frankreich an „Annexionen" („Die deutsche Sprak ist eine plump' Sprak!"). „Frankreich" erklärte Herr Tirard (und welches Glück für einen Deutschen, wenn Herr Tirard so etwas erklärt hat!) „Frankreich will nicht, daß über die Völker verfügt werde entgegen ihren Wünschen." Aber man wird es eben der rheinischen Bevölkerung nötigenfalls mit der berühmten, dem General Lyautey in Marokko nachgesagten „eisernen Hand im Sammethandschuh" schon beibringen, daß sie sich nach fünfzehn Jahren, innerhalb derer eine zielbewußte Propagandatätigkeit viel ausrichten kann, für den Anschluß an Frankreich, zum mindesten aber, wozu ja jetzt schon genügend deutliche Ansätze vorliegen, für eine Neutralisierung; die berühmte Pufferstaatlösung ausspricht. Herr Tirard hat es ja sogar für notwendig gehalten, die deutschen Schulen zu überwachen.

Zunächst zeigt sich nach dem Fehlschlag der Dortenschen Republik und der ähnlichen Bewegung in der Pfalz und in Birkenfeld die eiserne Hand in dem gewaltsamen Niederhalten jeder deutschen Gesinnung und möglichster Ausschaltung jedes Zusammenhangs mit dem Reich. Deutsche Beamte, wie die Oberbürgermeister von Mainz und Saarbrücken sind ihrer deutschen Gesinnung wegen abgesetzt worden. Im Bezirk Wiesbaden wurde jede neue Eidesleistung deutscher Beamten verboten. Reichsdeutsche Zeitschriften, wie „Kladderadatsch", „Simplizissimus", „Jugend", aber auch die Grenzboten sind verboten. In welcher Weise die Pressefreiheit sonst gewahrt wird, geht aus den von der französischen Militärbehörde am 20. August 1919 erlassenen Richtlinien hervor. Verboten ist danach jede „verletzende oder grobe" Kritik der Friedens- oder Waffenstillstandsbedingungen, einzig die offiziellen Proteste der deutschen Regierung können in dieser Hinsicht mit einer gewissen Toleranz behandelt werden. Verboten sind ferner jede übelwollende Campagne gegen die Akte der alliierten Behörden im besetzten Gebiete,

jede Anspielung auf Unstimmigkeiten zwischen den verbündeten Mächten, jede Veröffentlichung, die versucht, an eine Einmischung der Alliierten in die innere Politik der rheinischen Länder glauben zu machen. Privatpersonen ist es verboten, politische Zeitungen des unbesetzten Deutschlands direkt zu beziehen. Ein Exemplar aller Bücher, Broschüren usw., welche durch die Buchhändler verkauft werden, muß zunächst vorgelegt werden. Einen ähnlichen Geist atmen auch die Bestimmungen über die Versammlungen, wenn sie auch dadurch eine mildere Fassung bekommen, daß in ihnen nur das wenige aufgezählt wird, was erlaubt und nicht das viele, was verboten ist. **Verboten ist neuerdings jede Kundgebung, jeder offizielle Empfang, jede Bahnhofsdekoration zum Empfang der heimkehrenden deutschen Kriegsgefangenen.** Von den empörenden Bestimmungen über die Ehrenbezeugungen der Zivilpersonen gegenüber den Offizieren der alliierten Armeen, die bei jeder Gelegenheit und an jedem Orte erwiesen werden müssen, hat bereits die Tagespresse Kenntnis genommen. Man macht sich jedoch im unbesetzten Deutschland kaum eine Vorstellung davon, was diese Vorschrift für das Empfinden der Rheinländer bedeutet. Gewiß hat, wie Übergewissenhaften gegenüber zugegeben sei, auch für vereinzelte Orte Frankreichs eine derartige Verfügung während der deutschen Besetzung bestanden, doch dürfte es auch für die Fanatiker internationaler Gerechtigkeit immerhin einen kleinen Unterschied ausmachen, ob eine derartige Verfügung mitten im Kriege oder im Frieden getroffen wird. Natürlich bleibt es nicht bei derartigen politischen und Polizeimaßnahmen, auch wirtschaftspolitisch sind genau dieselben Tendenzen zu bemerken. Nach dem „Exporteur français" ist für die Rheinlande eine französische Handelskammer mit dem Sitz in Paris und dem Sekretariat in Mainz vorgesehen, die mit den französischen Ministerien und den rheinischen Behörden unmittelbar verkehren soll. Die Abschlüsse linksrheinischer Fabriken mit rechtsrheinischen werden so erschwert, daß sie kaum erfüllt werden können. Die Entente will nichts weniger erreichen, als eine Orientierung und Umstellung des ganzen rheinischen Wirtschaftslebens nach Westen und es ist in diesem Zusammenhang nur allzu bedeutsam, daß der Oberkommissar der französischen Republik für die Rheinprovinzen, der zugleich den Vorsitz in der interalliierten Rheinkommission führt, seine Instruktionen direkt von dem französischen Minister des Auswärtigen erhält und mit diesem in direktem Schriftwechsel steht. „Außer der Ausschaltung des Reichskommissars in Koblenz", hat Maurice Barrès im Oktober in der französischen Kammer erklärt, „verlangen wir, daß alle Maßregeln getroffen werden, um die Rheinlande noch enger an Frankreich zu binden (associer) durch den Handel, durch Verkehrswege, durch Tarifordnungen, durch die Programme für öffentliche Arbeiten, hauptsächlich durch die Mosel- und Saarkanalisierung, durch Bankinstitute und Angleichung der sozialen und Arbeitergesetzgebung. Für all diese Dinge könnten in kürzester Frist gemischte Ausschüsse aus Rheinländern und Franzosen gebildet werden: Wir hoffen, daß diese Auffassung des Friedens bei den Rheindeutschen und selbst in ganz Deutschland auf beiden Seiten die wünschenswerte Entspannung herbeiführen wird." Dabei muß man immer berücksichtigen, daß diese sanfteren Töne erst gespielt wurden, nachdem das Dorten-Unternehmen (das auch jetzt noch immer nicht unterschätzt werden sollte) nicht die erwartete Begeisterung ausgelöst hatte.

Inzwischen ist natürlich auch der Sammethandschuh an der Arbeit. Die in Mainz erscheinende gut aufgemachte illustrierte Zeitung „Le Rhin illustré", sowie die Tageszeitung „Le Rhin français", die Errichtung eines französischen Gymnasiums in Mainz braucht man dabei weniger tragisch zu nehmen. Interessanter ist schon, daß man mit allerlei Mittelchen die Propaganda für deutsche Greuel und deutsche Schuld am Kriege unterstützt, — das Buch J'accuse zum Beispiel findet eifrige Verbreitung —, und daß allerlei Aufklärungsschriften über Frankreich und französische Politik — genannt sei nur eine geschichtliche Broschüre über Saarbrückens Vergangenheit, die angeblich von einem Prof. Dr. Wiese verfaßt, aber in Paris gedruckt ist, — verbreitet werden. Wer einen Paß haben

will, bekommt einen Abzug der großen Rede von Barrès über französische Rheinlandpolitik mit in die Hand gedrückt. In Mainz halten französische Professoren in deutscher Sprache unter dem harmlosen Titel „Streifzüge durch die französische Kultur" unentgeltliche öffentliche Vorträge, wobei auch nicht versäumt wird, die Sozialisten zu interessieren. Gefährlicher ist natürlich die Propaganda durch Deutsche selbst, von der der Direktor des französischen Propagandadienstes kürzlich auf einem Bankett selbst erklärt hat, daß sie als die wirksamste auch die nachhaltigste Förderung verdiene. Zugrunde liegt all dieser Propaganda die von gewissen französischen Chauvinisten allen Ernstes vertretene Ansicht, daß die Rheinländer im Grunde gar nicht Deutsche, sondern Kelten seien und das preußische Joch von jeher mit Widerwillen getragen hätten. Jede Selbständigkeitsregung, jede oppositionelle Äußerung wird in diesem Sinne ausgebeutet. Sehr bezeichnend hierfür ist der Leitartikel des „Temps" vom 23. Oktober, der einen rheinischen Landtag forderte. Alle durch den Sieg Frankreichs befreiten Länder hätten die Erlaubnis erhalten, eine Versammlung zu wählen mit dem besonderen Auftrag, diese Freiheit zu schützen. Nur das Rheinland nicht. Sogar der sozialistische Abgeordnete Albert Thomas hat in der Kammerdebatte über den Friedensvertrag die Neutralisierung des linken Rheinufers gefordert und eine Propaganda im Rheinland gegen die preußische Vorherrschaft befürwortet.

Wie sehr alle Sonderbündelei Wasser auf Frankreichs und der Entente Mühle ist, geht nicht nur aus einer Äußerung der „Nation Belge" vom 14. Oktober hervor; die die Unterstützung der rheinischen Autonomiebestrebungen „eines der wenigen Mittel" nennt, „die uns zur Verbesserung (!) des Versailler Friedensvertrages zur Verfügung stehen", sondern unter anderen auch aus einem kürzlich erschienenen Artikel des „Eclair", der feststellte, daß die Veröffentlichung der Kautsky-Dokumente der Treue der Rheinländer den härtesten Schlag beigebracht habe und dann wörtlich fortfuhr: „Das gibt uns ein Aktionsmittel an die Hand, das wir ausnützen müssen. Die Wiedererstehung des deutschen Partikularismus würde wirklich der schönste Teil unseres Sieges sein. Noch ist es nicht zu spät, sie zu unterstützen." Sapienti sat!

Menenius

Wirtschaftsspiegel

Rubelgeschäfte in Deutschland. Nicht erst seit dem deutlicheren Hervortreten der Zusammenhänge zwischen dem nach Westen rollenden Rubel und den Fortschritten des Bolschewismus in Mitteleuropa, sondern seit dem Tage schon, an dem auf einem großen Berliner Durchgangsbahnhofe eine „Kurier"-Kiste Joffes zerbrach und ihren geistigen Inhalt vorzeitig preisgab, wird seitens berufener Beobachter darauf hingewiesen, daß eines der gefährlichsten und geschicktest angewandten Propagandamittel der großen Ostgefahr der Rubelimport nach Deutschland ist. Als ich vor einem Jahre ein Mitglied der englischen Militärmission in Berlin auf diese Tatsache aufmerksam machte, gab er nur sie nach Paris weiter und dürfte mit eingehend unterlegtem Material erreicht haben, daß England in seinem größten Gefahrland Indien die Nutzanwendung zog: Nach Indien ist die Rubeleinfuhr bei schwerer Strafe verboten. Das gleiche Verbot in Deutschland zu erreichen, hat schwere Kämpfe bei den beteiligten Behörden, sorgenvolle Gegenvorstellungen bei den Banken ausgelöst. Immerhin: die Rubeleinfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr unterliegt im Gebiet des Deutschen Reiches der Genehmigung der Reichsbank. Alle drei Akte, insbesondere die Einfuhr von der „Zustimmung" der Reichsbank (das heißt in juristisch-technischem Sinne gesprochen, von der vorherigen Einwilligung) abhängig zu machen, wäre zweifellos wirksamer gewesen, war aber praktisch angesichts einer tatsächlich so gut wie fehlenden

Grenzkontrolle undurchführbar. Heute ist erreicht, daß derjenige, der Rubelnoten nach Deutschland einführt, sich die Genehmigung der Reichsbank nur bei Vorlage eines Nummerverzeichnisses aller Stücke in duplo beschaffen und so über den genehmigten und der Staatsbankkontrolle unterliegenden Betrag hinaus nichts einführen kann. Über die eingeführten Mengen zu verfügen ist gleichfalls nur im Einvernehmen mit der Auslandsstelle der Reichsbank gestattet, die dem legitimen Handel gegen Vorlage von Rechnungen, Fakturen usw. die Verwendung der russischen Valuta aus den einzurichtenden Sperrkonten ermöglicht.

Gegenüber allen Devisenlehren, gegenüber allen Handelsinteressenten und Valutaspekulationen ist unbedingt an der Notwendigkeit dieses Systems festzuhalten, zu dem gewichtigste Gründe der Außenpolitik gegen den Bolschewismus, die hier ihre feinsten Gegenspiele in staatsfeindlicher Innenpolitik findet, führen. Denn es steht fest:

In einem noch nicht einmal schätzbaren Betrage werden Rubelnoten, die — das ist eine nüchterne, nur eben der deutschen Öffentlichkeit unbekannte Tatsache — in ganzen Waggonladungen über Litauen nach Deutschland kommen, hier durch Schieberkonsortien östlicher Herkunft in „Germanskimark" umgewandelt. Der Ertrag wird gleichermaßen zum Dumping nach Osten, das heißt letzten Endes zu materieller Unterstützung des Bolschewismus verwendet, wie zur „geistigen Hebung" des deutschen Kommunismus, dessen literarische und organisatorische Drahtzieher nicht nur in gewissen Café's, sondern auch an andern Orten und zu diskreteren Zwecken viel Geld zu verbrauchen wissen: und dieses Geld ist . . . deutsches Geld.

Den Wirtschaftsverständigen braucht an diesen Zusammenhängen nur die Frage der deutschen Zwischen-Kreditgeber zu interessieren: derjenigen Stellen also, die die zu 990 pro Mille gegen das Ein- und Ausfuhrverbot im deutschen Inlande gehandelten Rubel für deutsche Währung übernehmen und so der von Moskau über Ostpreußen und Oberschlesien mit unheimlichem Geschick geleiteten Sowjet-Propaganda die Wege ebnen. Wer sind diese „deutschen Unternehmer?" Sie sind uns bekannt bis in die Reihen ihrer östlichen, allzu östlichen Prokuristen hinein und es wäre zu wünschen, daß nicht nur die politikfeindliche Reichsbank, sondern auch die ernstgeleiteten Großbanken allerschärfste Abwehrmaßnahmen träfen, um diese ohnehin in interessanten Zusammenhängen aller Art zum Bolschewismus stehenden Konzerne von jedweder Teilnahme an ihrem Kunden- und Geschäftsbezirk im Rubelgeschäft auszuschließen. Nimmt man hinzu, daß die mit jenen „deutschen" Konzernen arbeitenden Rubelschiebergruppen in Berlin, Kattowitz, Mannheim usw. ohne sonderliche Anfechtung offene Bankgeschäfte ohne Eröffnungsbilanz, Handelsbücher und Geschäftspapiere betreiben, und daß diese „Bankgeschäfte" in stärkstem Maße in hochbezahlter Vermittlung zu den Sowjetstellen für die Herausgabe russischer Bürger und ihrer Kinder an den weniger gefährdeten deutschen Reichsbezirk bestehen, so sollte der breitesten deutschen Öffentlichkeit mancher „unerklärliche" innerdeutsche Verfall, Terrorismus, Bolschewismus klar werden. Denn auf dem Umwege über den eingewechselten Rubel wird die Sowjet-Politik in Deutschland in aller Ruhe gestützt, nicht zuletzt mit den gegen Germanskimark in Deutschland aufgekauften und über Ostpreußen, Polen und Oberschlesien nach dem bolschewistischen Rußland durch dessen Sendlinge und ihre Helfershelfer verschobenen Waffen, Waren und Nahrungsmittel. Caveant consules? Am 23. Januar 1920 gingen nach nachprüfbaren Nachrichten 20 Millionen Zaren- und Dumarubel über Mannheim nach Paris bei einem Kurse von Duma 38/39 loco Berlin, 11 Ct loco Paris; Zaren 82/83 loco Berlin, 26 Ct loco Paris. Zum Verständnis dieser auch politisch hochbedeutsamen Notierung ist in Rücksicht zu ziehen, in welch erstaunlichem Maße diese Ostwerte seit Ende 1919 gestiegen sind. Am 30. Dezember 1919 notierten nämlich Dumarubel an der „schwarzen" Berliner Börse 25/27, Paris —; Zarenrubel Berlin 77/78, Paris —.

Alexander Ringleb

Drinnen und draußen

Deutschtum in Masuren. Nach Abfassung meines Aufsatzes über „Die wirtschaftliche Bedeutung der Abstimmungsgebiete in Nr. 2, wurden mir die Angaben über die Nationalität der Abstimmungskreise in Ost- und Westpreußen nach der Zählung vom 1. Dezember 1910 zugänglich gemacht. Danach hat das Deutschtum in Masuren seit 1905, auf welches Jahr sich die im Aufsatz mitgeteilten Verhältniszahlen beziehen, sehr beträchtliche Fortschritte gemacht. Der Prozentsatz polnisch (bzw. masurisch) sprechender Bewohner ist im Kreise Ortelsburg von 76 auf 69, in Neidenburg von 70 auf 63, in Johannisburg von 73 auf 67, in Lyck von 56 auf 50, in Sensburg von 54 auf 50 gefallen, so daß sich in Lyck und Sensburg 1910 die beiden Nationalitäten die Wage hielten. Das Verhältnis der Deutschen ist in Allenstein von 51 auf 57, in Osterode von 54 auf 59, in Lötzen von 58 auf 66, in Rössel von 85 auf 86 gestiegen. Über die Verhältnisse im Kreise Oletzko, der ja zum Regierungsbezirk Gumbinnen gehört, konnte ich keine neuen Angaben erhalten. Von den westpreußischen Kreisen ist nach der Zählung von 1910 Rosenberg jetzt zu 93, Marienwerder zu 63 v. H. deutsch, während das Verhältnis in Marienburg und Stuhm das gleiche geblieben ist. Und dabei ist von Marienburg und Marienwerder der größere Teil bereits zu Polen geschlagen worden! Wie groß die Zahl der im rheinisch-westfälischen Industriegebiet lebenden Personen aus dem Abstimmungsgebiet bereits 1910 war, ergibt sich aus folgenden Angaben. Im gesamten Industriegebiet lebten danach 218 369 Ostpreußen, 94 714 Westpreußen, 153 187 Posener und 31 301 aus dem Bezirk Oppeln. Die größere Hälfte der Ostpreußen stammt ohne Zweifel aus Masuren, das von jeher dem Kohlengebiet weit mehr Arbeiter zugesandt hat, als die höher entwickelte Nordhälfte der Provinzen. In den Kreisen Gelsenkirchen (Stadt und Land) lebten 40 815, in den Kreisen Dortmund 22 323, in Bochum 11 235, in Recklinghausen 15 265, in Buer 10 415, in Duisburg 5055 Ostpreußen. Die Zahl der Oberschlesier war besonders groß in Dortmund und Gelsenkirchen. Als polnisch Sprechende wurden im ganzen 247 028 bezeichnet, darunter nur 20 412 aus Ostpreußen. W. Halbfaß

Unser Verhältnis zu den Deutschen in Polen. In einem beachtenswerten Abschiedsartikel schreibt die „Thorner Zeitung" vom 18. Januar: „Gott schütze Westpreußen!" Das sind die letzten Worte in dem Korpsbefehl des Befehlshabers, mit dem er sich von den deutschen Teilen Westpreußens verabschiedet, die an Polen fallen. Wir werden Wünsche brauchen können, aber auch Taten. In Berlin weiß man von den Nöten der Bevölkerung im abzutretenden Gebiet nichts oder will nichts wissen. Die Reichsregierung erließ einen Aufruf, in dem sie anerkennt, daß uns hartes Unrecht geschieht, da uns das Recht der Selbstbestimmung versagt geblieben ist, und drückt die Hoffnung aus, daß auch uns eines Tages dieses nationale Grundrecht zugesprochen werden wird. Zum Schluß wird uns zugerufen: „Treue um Treue! Für das Recht unseres Volkstums wollen wir miteinander einstehen alle Zeit und mit ganzer Kraft."

Das sind Worte, schöne und große Worte, aber auch nichts mehr als Worte. Als die Frage der Gleichstellung der polnischen Valuta mit der deutschen auftauchte, wandten sich viele deutsche Kaufleute an das Berliner Auswärtige Amt mit der Bitte um Hilfe oder Gegenmaßregeln. Denn die Gleichstellung der polnischen Mark mit der deutschen wird besonders bei Hypothekenregelungen die schwersten nachteiligen Folgen nicht nur für Deutsche, sondern natürlich ebenso auch für Polen haben. Aber es geschah nichts zum Schutze des deutschen Eigentums, man hat uns auf dem verlorenen Posten aufgegeben! In bitterer Scham müssen wir es gestehen, nicht nur bei dieser einen, sondern auch bei so vielen anderen Gelegenheiten zeigte es sich, daß man uns vergessen hat! Und darum rufen wir heute, wo wir es vielleicht zum letztenmal noch öffentlich tun dürfen, denn morgen kommen die Polen und mit ihnen

der verschärfte Belagerungszustand, der deutschen Regierung zu: „Vergeßt uns nicht! Ihr habt uns ermahnt, unser Geschick mit Würde zu tragen und uns in das Unvermeidliche zu fügen. Wir wollen es tun, wir fügen uns, wir haben die feste Absicht, loyale polnische Staatsbürger zu werden! Aber unsere kulturellen und wirtschaftlichen Errungenschaften wollen wir behalten, und darin müßt ihr in Berlin, ihr Deutschen im ganzen Reich, uns unterstützen! Nicht durch Worte oder durch hirnlose provozierende Proteste, wie es jüngst in Berlin geschehen ist. Unterstützt uns durch Taten! Das ist unser Wunsch, unsere flehende Bitte. Und die Regierung kann es tun, wenn sie nur will. Da ist zum Beispiel nur die Frage der Ausweisung, mit der viele Deutsche hier im abzutretenden Gebiete rechnen müssen. Sollte sie in großem Maßstabe einsetzen, so hat die deutsche Regierung es in der Hand, durch Gegenmaßregeln dem entgegenzuwirken. Es leben viele Polen in Deutschland, denen dasselbe Schicksal drohen müßte, selbst an den Zehntausenden in den westlichen Industriegebieten dürfte man nicht vorübergehen, da durch die Arbeitslosigkeit in Deutschland und die baldig zu erwartende Rückkehr der Gefangenen Arbeitskräfte zum Ersatz vorhanden sind. Die in Deutschland ausgewiesenen Polen dürften wiederum das große Heer der polnischen Arbeitslosen vermehren und dem polnischen Staate neue Lasten und neue Sorgen bereiten. Im umgekehrten Falle aber bitten wir die Regierung in Berlin, ein wachsames Auge auf die vielen reaktionären höheren Beamten im deutschen Reich zu richten, denen die von uns so oft verdammte hakatistische Politik der früheren Regierung so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß sie sich noch heute nicht von ihr frei machen können. Verurteilt schonungslos jedes provozierende Verhalten solcher Beamten gegen die Polen in Deutschland, so lange man uns hier in Ruhe arbeiten läßt, zu unserem und zum Wohle unseres neuen Vaterlandes. „Auge um Auge, Zahn um Zahn," aber nur, wenn man uns hier im abzutretenden Gebiet zuerst angreift! Wir haben Organisationen geschaffen, die geeignet sind, das gesamte Deutschtum im Polenreich ohne Unterschied der Parteien zu vertreten. Bleibt in Fühlung mit diesen, hört auf unsere Wünsche, trefft keine Maßnahmen, ohne uns zu fragen, arbeitet mit uns Hand in Hand! Nur so ist es möglich, unser Deutschtum zu wahren, nur so könnt ihr uns wirklich helfen!"

Aber nicht nur Forderungen, auch Pflichten haben wir der deutschen Regierung gegenüber. Die erste, vornehmste ist es, unser Deutschtum zu beweisen. Dazu wird uns die Gelegenheit bald geboten werden, kurze Zeit nach der Übergabe werden die Wahlen zur Stadtverordneten-Versammlung, und nur wenig später die zum polnischen Landtag stattfinden. Gerne erkennen wir an, daß das der Freiheit entspricht, die der polnische Staat seinen Landeskindern zu gewähren versprochen hat, selbst wenn die Wahlen unter dem verschärften Belagerungszustand vor sich gehen sollten. Von den deutschen Parteien werden gemeinschaftliche Listen aufgestellt werden, die Auswahl der Kandidaten wird auf demokratischer Grundlage geschehen, alle Parteirichtungen und Berufsinteressen werden vertreten sein. Da ist es unbedingte Pflicht jedes Deutschen, nicht nur sein Wahlrecht auszuüben, das ist so selbstverständlich, daß es hier nicht einmal mehr ausgesprochen werden dürfte, sondern auch, daß man tätig ist für die Wahl, daß man Wahlarbeit leistet für das Deutschtum. Etwa doch noch vorhandene Säumige müssen aufgerüttelt, Unentschiedene bearbeitet werden. Und das ist nicht nur Männerarbeit, auch Frauen müssen sich hierbei betätigen. Die Wahlen werden wie die deutschen nach dem System der Verhältniswahlen stattfinden, das gleiche, allgemeine, aktive und passive Stimmrecht haben auch die Frauen. Hier können wir nun beweisen, daß wir der Unterstützung der deutschen Regierung, der Hilfe aus allen Teilen unseres einstigen Vaterlandes wert sind:

Wählt alle ohne Ausnahme deutsch, beweist der deutschen Regierung, daß ihr wert seid der Unterstützung, die wir fordern!

Südosteuropäische Nationalitätenpolitik. Die ideologische Forderung des Minoritätengesetzes in den verschiedenen Friedensdiktaten war bislang nicht mit Unrecht als eine

nur immer gegen Deutschland und Deutschtum gerichtete Ausmünzung Wilsonscher Gedankenspiele betrachtet worden.

Mit einer gewissen Spannung haben wir die innerpolitischen Wandlungen der südosteuropäischen Staaten verfolgt, immer noch in der leisen Hoffnung, aus von uns kaum beeinflußbaren Konstellationen die Annäherung an den Minderheitsschutzgedanken hervorgehen zu sehen.

Für die Tschechoslowakei scheint Verzicht geboten. Die Schulpolitik dieses Staates bedeutet krasseste Vergewaltigung. Zwar sind Verordnungen von der subjektiv gutwilligen Tucsarregierung ergangen. Die Tatsachen sprechen für sich. In Budweis ist das während des Krieges mit Militär belegte deutsche Lehrerseminar bis heute nicht freigegeben worden. Die Turnhalle überließ man zum Überfluß an eine tschechische Jugendorganisation als Vereinsheim. — In einem kleinen Orte mit überwiegend deutscher Bevölkerung ordnete der tschechische Schulrat Schließung der Volksschule an und verwies die deutschen Schulkinder an eine mehrere Wegstunden entfernte Gemeindeschule. Für sechs oder sieben tschechische Schulpflichtige will man in dem genannten Orte dafür eine eigene Schule einrichten.

Die schärfsten Maßnahmen, die auch kulturpolitisch von größter Bedeutung sind, hat man gegen die deutsche Universität Prag ergriffen, die damit praktisch aufgelöst ist, ohne aber das Recht zu haben, mit ihrem Lehrkörper und den erforderlichen Lehrmitteln und Institutseinrichtungen geschlossen in das deutschböhmische Gebiet überzusiedeln. Zwar hat Masaryk seine Unterschrift neueren Nachrichten zufolge verweigert, doch bleibt der starke nationalistische Druck auf die Regierung bestehen.

Günstiger scheinen sich die Verhältnisse in Ungarn gestalten zu wollen. Die Deutschungarn warnen allerdings vor Überschätzung der aus außenpolitischen Beweggründen erlassenen Verordnungen. Wir beschränken uns deshalb auf objektive Wiedergabe. Graf Apponyi, der Leiter der ungarischen Delegation, hat gegenüber Edmund Steinacker, einem angesehenen Führer der deutschen Bewegung in Ungarn, kurz vor seiner Abreise erklärt, daß die von ihm selbst bisher betriebene Nationalitätenpolitik nunmehr fallen gelassen werden müsse. Er sei zu der Überzeugung gekommen, daß nur eine im weitgehendsten Maße liberale Nationalitätenpolitik im ungarischen Interesse liege.

Der Hintergrund dieser Äußerungen ist durchsichtig. Ungarn hatte Hoffnungen, Deutsch-Ungarn zu behalten, wollte sich die Bevölkerung für eine Abstimmung sichern, wie es auch gegenüber Slowaken, Rumänen und Banater Schwaben mit dem Zuckerbrot der Selbstbestimmung arbeitete.

Apponyis private Erklärungen liegen Wochen zurück. Man wartet bis heute, daß er sie vor der Öffentlichkeit vertritt.

Immerhin hat der Unterrichtsminister inzwischen eine weitgehende Verordnung über die Unterrichtssprache erlassen, bemerkenswerterweise zusammen mit dem in deutschen Kreisen übel berüchtigten Minister für die nationalen Minderheiten, dem Renegaten Jakob Bleyer.

Nach dieser Verordnung sind an den Elementarschulen in der Muttersprache zu lehren: Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen, die anderen Gegenstände können auch in magyarischer Sprache behandelt werden, es sei denn, daß weniger als zwanzig magyarische Schulkinder vorhanden sind.

Man muß bedenken, daß die deutschen Minoritäten, wenn auch in Sprachinseln verstreut, die von ihnen bewohnten Ortschaften zahlenmäßig beherrschen. Sogar für den Fall der Gemischtsprachigkeit innerhalb einer Gemeinde sollen die schon vorhandenen verschiedenen Schulen nach dem Zahlenverhältnis der Bevölkerungselemente aufgeteilt werden. Das bedeutet zum Beispiel für Budapest die Überlassung von mindestens dreißig Elementarschulen an die Deutschen

Des Weiteren beschäftigt sich der Erlaß mit der Schulorganisation und ordnet die Hinzuziehung von Fachleuten aus den nationalen Minderheiten zu den Schulinspektoraten an.

Das Bedenken der Deutschen ist erklärlich nach den bisherigen Erfahrungen mit der

Durchführung des Sprachengesetzes von 1869, das immer auf dem Papier blieb.

Die jetzigen Maßnahmen werden uns von befreundeter deutsch-ungarischer Seite erklärt als Antwort auf den von der Entente ausgeübten Druck, als eine Verbeugung gegenüber den Christlich-Sozialen in Deutsch-Österreich, zu denen sich die Fäden wieder reicher spannen, als innerpolitische Maßnahme zur Wahlpropaganda, da nur eine auf breitester Grundlage zustande gekommene Nationalversammlung nach dem Willen der Entente über die Ratifikation des Friedens abstimmen darf und man mit Recht Obstruktion der Minoritäten fürchtet. F. E.

Die Stimmung in Südtirol. Im „Corriere della Sera" vom 28. Dezember veröffentlicht Ugo Ojetti einen langen Artikel über die Stimmung in Südtirol, dem man die Bestürzung über die Ergebnisse seiner Untersuchung, sowie das augenscheinlich besonders in norditalienischen Handelskreisen starke Verlangen nach einer annehmbaren Regelung der Verhältnisse deutlich anmerkt. Die Treue der Südtiroler zu Österreich, zu Franz Joseph und dem Kaiserhause grenze an Verrücktheit. Der italienische Sieg würde von den Tirolern lediglich als Magenfrage betrachtet und das Land hielte nach wie vor zu Österreich. Schon auf der Trambahn habe man ihm mit unangenehmer Deutlichkeit von allen Seiten „Franz-Josephs-Platz" entgegengeschrien. Der Bürgermeister von Bozen aber, Dr. Julius Perathoner, habe geäußert: „Italien? Die italienische Freiheit? Wir kennen sie nicht, wir wissen nichts von ihr. Wir haben sie nie erfahren. Diese ist Knechtschaft. Unter Österreich waren die Südtiroler innerhalb unserer Grenzen vom Brenner bis Salurn, von Toblach bis Franzensfeste frei. Sagen Sie nicht Alto Adige (Oberetsch). Dieser Name ist eine Erfindung des Herrn Tolomei. Er hat niemals existiert. Sagen Sie Deutsch-Südtirol. Ganz deutsch. Wir wollen unseren Landtag. Wir wollen im eigenen Hause befehlen, unsere eigenen Gesetze machen, unsere eigenen Schulen haben. Unsere Brüder wohnen nördlich des Brenner, nicht südlich von Salurn. Die Trentiner sind unsere Feinde. Sie sind es immer gewesen und werden es immer bleiben." Ojetti warnt dann vor überstürzten Maßnahmen sowohl wie vor unentschiedenen und halben Lösungen und erzählt von dem Fall einer deutschen Schule, die 146 deutsche und 141 italienische Zöglinge zählte. Als man sie durch eine italienische Schule ersetzen wollte, hat die ganze oder fast die ganze Bevölkerung erklärt, daß die deutsche Schule vollkommen genüge und dem italienischen Lehrer, der eilfertig herbeigeschafft worden war, wurde jede Unterkunft verweigert. M.

Bücherschau

Waldemar Oehlke, Geschichte der deutschen Literatur. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1919, 442 S. Broschiert 10 Mark, geb. 13,50 Mark.

Der Verfasser spricht auf Seite 421 seines gründlichen und gelungenen Werkes die Vermutung aus, es werde eine kurzgefaßte Literaturgeschichte eher von der Jugend als von dem reiferen Alter gelesen. Zweifellos wird das im allgemeinen zutreffen. Für sein Werk sei aber ausdrücklich betont, daß es für jeden Kreis, für jede Altersstufe geeignet ist, wenn sie darin nicht allein Wegweiser, sondern vor allem eine Anleitung zum selbständigen Erfassen einer Dichterpersönlichkeit, eines Zeitabschnittes, einer Einordnung in den gesamten Verlauf der deutschen Literaturgeschichte und damit in die Kulturgeschichte überhaupt suchen. Denn das sind die beiden Hauptvorzüge dieser trefflichen Arbeit, die sich damit als unbedingt berechtigt zum Erscheinen be-

hauptet (was bei der Fülle von brauchbaren Literaturgeschichten zunächst bezweifelt werden könnte): sie will einmal durch geschickt und treffend ausgewählte Textproben, durch entsprechende Charakteristik nicht allein über den Dichter sprechen, sondern zu ihm, d. h. zur Quelle führen. Dann aber gibt sie, da das Gesamtbild der Entwicklung der deutschen Literatur maßgebend bleibt, von den Einzeldichtungen nur das Typische, das Charakteristische, was den allgemeinen Verlauf des deutschen Schrifttums bestimmend beeinflußt hat. Sie behandelt also nicht alles, sondern nur das Wichtige, zieht dabei auch Sterne dritter Größe heran, wenn sie für den Fortgang wichtig sind, läßt aber bei Großen dann auch manches fort, was in ähnlicher Art bei anderen genügend in die Erscheinung getreten ist. Dieses Zielbewußtsein, diese große Linie fordert Entsagung, namentlich von einem Kenner wie Oehlke, aber schafft ein lesbares Buch, das den Riesenstoff in acht Kapitel von den ältesten Anfängen bis zur neuesten Gegenwart gliedert. Die einzelnen Kapitel geben nicht allein Zusammenfassungen (z. B. das deutsche Altertum, die Begründung der deutschen Nationalliteratur, das Zeitalter des Realismus und Naturalismus), sondern bündeln wieder in besondere Aufgaben etwa Goethes Lyrik, Prosa, österreichische Dichter, den Impressionismus in der Lyrik u. a. Man sieht auch hier das Bestreben, zur selbständigen Verarbeitung gemeinsamer Gesichtspunkte in verschiedenen Dichtungen zu führen. Besonders aber verdienen die vier letzten Abschnitte des letzten Buches besondere Beachtung: Wissenschaft und Prosa, Buch und Presse, Jugendliteratur, die Literaturwissenschaft. Hier werden Gebiete berührt, die für die Allgemeinheit als geschmack- und charakterbildend angesprochen werden müssen und die leider zu viel vernachlässigt werden. Dann aber wird hier der Versuch gemacht, in einer Art von Methodik zur Erwerbung eines eigenen Urteils und gediegenen Geschmackes in literarischen Dingen anzuleiten, womit dem oberflächlichen und sehr häufigen Gerede über Dichtung Abhilfe geschaffen werden soll. Gründlichkeit in einer Sache erzieht den ganzen Menschen, und wenn in einer Hinsicht eine Änderung herbeigeführt werden muß, dann ist das bezüglich des literarischen Geschmackes nötig, den Krieg und Zeit, Theater, Wort, Kino und Bild der Gegenwart gründlich und sicher verdorben haben. So will Oehlke zum selbständigen Lesen und Arbeiten auffordern, und deshalb ist sein Buch besonders gut gerade für die, die in der Literatur nichts wissen, oder danach trachten, durch Lesen unserer Großen und guter deutscher Dichtkunst überhaupt wieder zu nationaler Anständigkeit zu kommen. Die frische und flüssige Darstellung wird durch gute bildliche Wiedergaben der wichtigsten Dichter und von zwei Philosophen (von denen Nietzsche auch ein Dichter ist), von Wolfram von Eschenbach bis Gerhart Hauptmann belebt. Darunter erscheint nur das Mayrsche Goethebildnis zu steif und den Großen zu wenig charakterisierend. In Einzelheiten wird man bezüglich der Beurteilung dieses und jenes Werkes vielleicht verschiedener Meinung sein können, Stichproben haben aber Bemerkenswertes in Abweichung nicht ergeben. Im Hinblick auf das Gesamtbild, den Hauptzweck der Darstellung, steht alles im rechten Lichte. Das Register erhöht die Brauchbarkeit des überlegten, tüchtigen Buches, das dem Gelehrten ebenso wie dem Pädagogen Ehre einlegt. Äußerlich zeigt es ein ansprechendes Gewand. Wir wünschen nur, daß der im Vorwort angezeigte wissenschaftliche Apparat bald erscheint, damit noch größere Möglichkeit gegeben ist, selbständig in die deutsche Literatur einzudringen. Denn darin hat der Verfasser sicher recht, wenn er Seite 429 behauptet, daß Vorlesungen überschätzt werden, nahezu überhaupt keinen Wert haben, wenigstens nicht den, den ein gutes Buch hat, das zu eigener, urteilsbildender Arbeit weist. Hier ist ein solches gegeben. Curt Hille

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Wertvolle Werke aus den Gebieten der Politik und Geschichte

Dahlmann-Waitz Quellenkunde der Deutschen Geschichte. Achte neubearbeitete Auflage, herausgegeben von Paul Herre. Preis geheftet 28.— M., in Halbfranz. gebunden 31.— M.

Gracia-Calderon, F. Die lateinischen Demokratien Amerikas. Preis geheftet 6.— M., gebunden 8.— M.

Hause, R. Der deutsche Nationalstaat in den Flugschriften von 1848—1849. Preis geheftet 5.— M.

Hasenclever, A. Die orientalische Frage in den Jahren 1838 bis 1841. Preis geheftet 7.50 M., gebunden 9.50 M.

Herre, Prof. Dr. Paul Quellenkunde zur Weltgeschichte. Lex.-8°, XII und 400 S. Preis geh. 4.80 M., in Leinen geb. 5.50 M.

Huart, Cl. Geschichte der Araber. Zwei Bände. Preis geheftet 18.— M., gebunden 22.50 M.

— — Namen- und Sachregister. Preis geheftet 5.— M.

Kern, Prof. Dr. F. Humana civilitas. Eine Dante-Untersuchung (Mittelalterliche Studien, I. Band, 1. Heft). Preis geheftet 7.50 M., gebunden 9.50 M.

— — Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter (Mittelalterliche Studien, I. Band, 2. (Schluß)-Heft). Preis geh. 9.50 M., geb. 11.25 M.

Sloane, W. Die Parteiherrschaft in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Preis geheftet 5.— M., gebunden 7.— M.

von Weißenbach, A. Quellensammlung zur Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit.

Band I: Quellen zur Geschichte des Mittelalters bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts (im Urtext). 8°, XII und 236 Seiten. Preis gebunden in Leinen 5.75 M.

Teutsch, Fr. Bischof in Hermannstadt. Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. (Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland, Band 1.) Preis geheftet 9.50 M., gebunden 13.50 M.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Enthüllungen des Prinzen Sixtus von Parma

Die im „Daily Telegraph“ vom 3. bis 6. Januar und in der Pariser Wochenschrift „Opinion“ unter Beigabe von Faksimiles der beiden wichtigsten Dokumente erschienenen Enthüllungen über die Friedensschritte der Prinzen Sixtus und Xaver von Parma im Frühjahr 1917 bestätigen in erster Linie, was Eingeweihte schon seit geraumer Zeit wußten, daß nämlich im Jahre 1917 von seiten des österreichischen Kaiserhauses ernsthafte Schritte zur Herbeiführung eines Friedens, mindestens aber eines Sonderfriedens für Österreich-Ungarn, unternommen worden sind. Der von Clemenceau im April 1918 in der französischen Kammer verlesene Brief Kaiser Karls, der von österreichischer Seite für gefälscht erklärt wurde, ist danach durchaus echt. Der Kaiser selbst hat, nachdem er sich in Homburg vergeblich bemüht hatte, den deutschen Kaiser für mäßigere Friedensbedingungen zu gewinnen, offenkundige Versuche gemacht, sich von Deutschland loszulösen, ein Umstand, der jetzt wahrscheinlich ihm (und den Engländern) dazu dienen soll, die Habsburger für durchsichtige Zwecke wieder zu rehabilitieren, worin der Hauptzweck dieser Veröffentlichungen zu suchen sein wird. Die Rolle, die Czernin bei diesen Verhandlungen gespielt hat, ist nicht ganz klar, doch kann man bei gutem Willen recht wohl annehmen, daß er über Ziel und Verlauf der Verhandlungen vom Kaiser getäuscht worden ist. Die Einzelheiten dieser Friedensvermittlungsaktion sind bereits durch die Tagespresse und ‚besonders ausführlich‘ in der „Deutschen Politik“ vom 30. Januar besprochen worden.

Interessanter noch als diese letzten Endes bereits historisch gewordenen Angaben über die Friedensschritte sind diejenigen, die sich mit den allgemeinen politischen Äußerungen der leitenden Staatsmänner befassen, die ja auch für die nächste Zukunft noch Gültigkeit haben werden, und deren Bekanntwerden zum Verständnis der Kriegspolitik der Entente wesentlich beitragen wird. Die Veröffentlichungen müssen im großen ganzen, wenn nicht dem Wortlaut, so doch durchaus dem Sinne nach, als authentisch gelten, und wenn Ribot den Versuch gemacht hat, ihre Glaubwürdigkeit herabzumindern und der französische Botschafter in Rom angesichts der Verstimmung der italienischen Presse eigenmächtig erklärt

hat, die Äußerungen Poincarés und der übrigen französischen Staatsmänner seien entstellend wiedergegeben, so ist es doch charakteristisch genug, daß die französische Presse zur Beruhigung der italienischen im wesentlichen nur anführen konnte, daß Sonnino selbst Frankreichs Haltung als korrekt anerkannt habe und weder von Poincaré noch von Jules Cambon, noch von Briand, noch endlich von Lloyd George direkte Dementis zu verzeichnen sind. Die Veröffentlichungen der Faksimiles deuten darauf hin, daß die Veröffentlichung keineswegs auf unzuverlässiger Indiskretion beruht, sondern entweder durch den Prinzen Sixtus selbst oder durch eine der beteiligten Regierungen erfolgt ist. Wir geben in folgendem einige der interessantesten Partien aus den Veröffentlichungen, soweit sie die außenpolitischen Ideen der leitenden Ententestaatsmänner beleuchten, inhaltlich oder wörtlich wieder.

Beim ersten Besuch des Prinzen bei Poincaré äußerte letzterer sofort Besorgnisse, daß der Friede an Italiens Forderungen scheitern könnte. Frankreich aber könne nicht ohne Italien über einen Separatfrieden mit Österreich unterhandeln. Triest könne zwar mit Elsaß-Lothringen nicht verglichen werden.

Italien erklärte nicht, wie es versprochen hatte, am 26. April 1916 den Krieg an Deutschland. Es wünscht sich selbst sogar auf Kosten Frankreichs zu helfen, aber niemals würde Poincaré, noch irgend eine französische Regierung das zulassen. Italien richtet sich nach den Wünschen Englands, das eine Art Vorkämpfer für es bildet. Trotzdem wird Frankreich nach dem Friedensschluß versuchen, mit all seinen Alliierten in guten Beziehungen zu leben. Während Italien immer wieder neue Gebiete forderte, fühlte es sich doch so wenig sicher gegen neuen österreichischen Druck, daß es erst kürzlich Unterstützung durch englische und französische Truppen verlangte, und Frankreich hat in der Tat versprochen, Italien bei der Eroberung von Triest zu helfen, aber nicht durch persönliche Verluste die Gewinne zu kompensieren, in deren Besitz sich zu setzen es nicht imstande ist. Frankreich hat Italien Triest nicht garantiert. Frankreich und seine Verbündeten können daher mit Österreich unterhandeln. Frankreich hat nur eines versprochen: keinen Separatfrieden zu schließen. Schließlich ist die Allianz ein Kontrakt auf Gegenseitigkeit. Ich habe Vertrauen zum König und zu Sonnino. Das Volk wünscht im großen ganzen den Frieden. Italienische Indiskretionen Deutschland gegenüber sind möglich, aber keine englischen oder russischen. Besonders keine russischen, da der Zar ein Autokrat ist und großes Vertrauen zu mir hat .... Rußland führt den Krieg nur um den Besitz von Konstantinopel. England verlangt nichts von Österreich und wir auch nicht. Es liegt im Interesse Frankreichs, nicht nur Österreich zu erhalten, sondern es auf Kosten Deutschlands (Schlesien oder Bayern) zu vergrößern. Mit Deutschland werden wir niemals Frieden schließen. Der Zar hat sich darüber zu Castelnau geäußert und gesagt, daß er hoffe, den Krieg in diesem Jahre zu beendigen, daß er ihn aber fortsetzen wolle, wenn dies nicht geschehen könnte.

Ein Teil dieser Äußerungen bildet eine Erwiderung auf des Prinzen Besorgnis, daß irgend etwas von diesen Unterhandlungen an Deutschland verraten werden könnte. Namentlich gegen die italienischen Staatsmänner bestand das größte Mißtrauen, später gingen die Befürchtungen des Prinzen sogar so weit, daß er unter Hinweis auf das Schicksal des türkischen Thronerben Jussuf Izzedin Deutschland für fähig erklärte, gegen den österreichischen Kaiser meuchelmörderisch vorzugehen. Der Gedanke, Österreich für Triest durch Schlesien zu entschädigen, geht, wie aus der Folge ersichtlich, wahrscheinlich auf Jules Cambon zurück, der im Laufe der Verhandlungen auf diese seine Lieblingsidee mehrmals zurück-

gekommen ist. Charakteristisch ist auch der gleich anfangs hier mit größter Bestimmtheit hervorgetretene Wille, mit Deutschland einen Frieden nur zu schließen, nachdem dieses entscheidend und endgültig geschlagen worden ist. Dieser Entschluß ist auch in den folgenden Unterredungen immer klar festgehalten worden, und wenn Czernin nach seiner Äußerung gehofft hat, durch diese Unterhandlungen, soweit er von ihnen wußte, den allgemeinen Frieden anzubahnen, so beweisen diese Enthüllungen, daß er sich in dieser Hoffnung durchaus getäuscht hat. Interessant ist, daß der Prinz Sixtus dem Kaiser einzureden suchte, daß Deutschland eigensüchtige Ziele im Krieg verfolge und wie es den Zusammenbruch der asiatischen Türkei nicht hätte hindern können, auch noch um Preußisch-Polen oder des linken Rheinufers willen Österreich ins Verderben stürzen würde.

„Bald wird," schreibt der Prinz, „die ganze Welt gegen Deutschland sein, und es wird bald jedem, dessen Schicksal an Deutschland gebunden, unmöglich sein, einen annehmbaren Frieden zu schließen, denn je mehr Alliierte da sein werden, desto schwieriger wird die Erfüllung ihrer zahlreicheren Ansprüche sein. Moralisch würde es nicht schwierig sein, sich zurückzuziehen, indem man eine der unlöslichen Fragen, zum Beispiel die polnische, aufwirft. Es gibt eine materielle Schwierigkeit: die Vermischung der österreichischen mit den deutschen Truppen. Dies bildet eine große Gefahr. Wir wissen recht wohl, daß Preußen zu allem entschlossen ist und nicht zögern würde, Bulgariens Vorgehen von 1913 zu wiederholen und seine Verbündeten anzufallen. Schon verrät Deutschland Dich, wo es kann. In Italien steht Giolitti im Hintergrund, um mit ihm zu unterhandeln, an den höchsten Stellen des Königreiches sind erprobte Freunde Preußens. Man haßt nur Österreich und eine letzte Gefahr, die Dich zum möglichst raschen Friedensschluß treibt: die Tatsache, daß Italien mit aller Macht darauf hinwirkt, sich in Frankreich Parteigänger zu schaffen. Nur noch wenige Männer, wie Poincaré und Briand, halten den alten französischen Standpunkt aufrecht. Ein neues Ministerium würde sehr wahrscheinlich eine gewisse Zahl sehr italienfreundlicher Minister enthalten."

Tatsächlich äußerte auch Ribot, der Briand als Ministerpräsident folgte, große Bedenken, hinter dem Rücken Italiens zu verhandeln, allerdings keineswegs lediglich aus Freundschaft zu Italien, als deshalb, weil er die Bundeshilfe Italiens und die Unterstützung, die Frankreich bei seiner eigenen Kriegführung durch Italien erhielt, nicht gerne missen wollte.

Schon damals legte der Prinz dem Kaiser dar, daß Frankreich das gesamte Elsaß-Lothringen mit den Grenzen von 1814 bekommen, ja sogar die Neutralisierung des ganzen linken Rheinufers durchsetzen müsse. Er wies auch darauf hin, daß Frankreich großes Interesse an der Aufrechterhaltung der türkischen Herrschaft in Konstantinopel habe, die natürlich durch internationale Garantien gemäßigt werden müssen. Im großen ganzen würde es Österreichs Aufgabe sein, die französischen Interessen im Orient zu unterstützen, wofür Frankreich der österreichischen Wirtschaftsexpansion auf Kosten Deutschlands Beistand leisten würde. Der Kaiser wies in einer geheimen Unterredung mit dem Prinzen, die im März auf Schloß Laxenburg stattfand, darauf hin, daß eine der Ententemächte heimlich mit Bulgarien verhandele. Heimliche Verhandlungen scheinen nach diesen Enthüllungen überhaupt ziemlich reichlich im Gange gewesen zu sein, behauptete doch Kaiser Karl im Mai, daß ihm seit 1915 fünfmal, besonders von russischer Seite, Friedensangebote zugegangen seien. Einmal scheint der Träger solcher Unter-

handlungen der Fürst Lwoff gewesen zu sein. Außerdem hatte nach österreichischen Informationen eine der Ententemächte sich mit der Türkei in Verbindung gesetzt, um ihr trotz vorhergehender Abmachungen mit Rußland den Besitz von Konstantinopel zu garantieren. Das von Kaiser Karl erwähnte Friedensangebot Cadornas scheint auf einen selbständigen Schritt des Generalstabschefs Porro zurückzugehen.

In einer anderen Unterredung zwischen dem Prinzen und Poincaré äußerte dieser, daß die Wiedererlangung von Elsaß-Lothringen mit den Grenzen von 1814 nur ein Minimum sei, und daß der erlittene Schaden Frankreich in die Notwendigkeit versetzen würde, wichtige Kompensationen zu verlangen. Für Belgien wurde schon damals der Besitz von Malmédy gefordert.

Am interessantesten sind jedoch die Erklärungen Lloyd Georges. Am 18. April äußerte er:

„Wir hatten Österreich gegenüber von jeher freundschaftliche Gefühle. Selbst heute würden wir ihm willig die Hand reichen, wenn es Deutschland verlassen würde. Und ich darf sagen, daß man in Frankreich ebenso gestimmt ist. Nur Italien nährt bittere Gefühle gegen Österreich. Italien ist unser Verbündeter, wir können ohne es nicht Frieden schließen."

Dann fährt die für die ganze Art dieser Unterhandlungen außerordentlich bezeichnende Darstellung folgendermaßen fort:

Prinz: Der Ehrgeiz Italiens ist groß und widerspricht in gewisser Weise dem Grundsatz der Nationalität. — Nachdem Lloyd George sich über Triest erkundigt hat, teilt ihm der Prinz mit, daß in Marseille mehr Italiener als in Triest, und daß Istrien und Dalmatien slawisch seien. Er führt mehrere Tatsachen an. Lloyd George meint, daß nach seiner Meinung den Italienern das Trentino bis in die Nähe von Bozen gegeben werden solle.

Prinz: Wenn Italien die Gebiete, die es beansprucht, mit bewaffneter Hand nimmt, würde dagegen kein Einspruch zu erheben sein. Aber Italien will nicht angreifen.

Lloyd George: Ich verstehe. — Dann fragt er, auf Deutschland übergehend, den Prinzen: Spielt Österreich nicht das Spiel Deutschlands? In diesem Falle würden wir ihm die Tür vor der Nase schließen.

Prinz: Durchaus nicht. Und der beste Beweis sind die Vorschläge des Kaisers ..... Wie können Sie glauben, daß der deutsche Kaiser mit seinen (Karls) Ideen über Elsaß-Lothringen übereinstimmt ..... Lloyd George hofft, daß Bayern dahin gebracht werden kann, dem Beispiel Österreichs zu folgen, und der Prinz fügt hinzu: Vielleicht Bulgarien.

Lloyd George: Wir haben Sympathie für Bulgarien, aber nicht für seinen König (er gebraucht einige starke Ausdrücke mit Bezug auf den König).

Prinz: Ich sehe den besonderen Nutzen davon besonders darin, daß wir die Saloniki-Armee zurückziehen könnten, denn wenn die Dinge zum schlimmsten kommen, könnten die Deutschen ihre Truppen von der russischen Front zurückziehen und sie an die unsere werfen.

Lloyd George: Sicher, aber nächstes Jahr werden wir eine Armee von einer Million sehr gut ausgerüsteter Amerikaner auf unserer Seite haben. Wir werden Deutschland in Stücke schlagen.

Prinz: Für uns Franzosen wäre es mehr zu wünschen, wenn das noch dies Jahr geschähe und eben in der Hoffnung, den deutschen Block zu zerschmettern und so das Ende Deutschlands zu beschleunigen, habe ich mich zu diesen Unterhandlungen hergegeben.

Wenn ich die geringste Kenntnis davon hätte, daß Österreich Deutschlands Spiel spielt, so würde ich niemals auch nur den kleinen Finger gerührt haben.

Lloyd George: Zu all diesem ist notwendig, daß Italien Frieden machen will.

Zwei Tage darauf, einen Tag nach der Ministerzusammenkunft von Saint Jean de Maurienne, in der Sonnino alle italienischen Ansprüche aufrecht erhielt, fand eine zweite Unterredung mit Lloyd George statt, die folgendermaßen geschildert wird:

„Nach Austausch der Begrüßung fragte Lloyd George den Prinzen: Haben Sie Ribot gesehen? Und nachdem der Prinz verneinend geantwortet hat, äußerte Lloyd George: Was unsere Unterredung mit dem italienischen Minister erschwerte, war, daß wir ihm die direkten Vorschläge des Kaisers nicht mitteilen konnten. Wir benutzten statt dessen die Angaben des Grafen Mensdorff, der in der Schweiz viel über Frieden spricht, und außerdem, was wir aus anderen Quellen haben erfahren können. Es war kein leichtes Stück Arbeit. Sonnino erklärte, daß Italien, auf dem Standpunkt der Irredenta stehend, ohne Verwirklichung seiner Kriegsziele keinen Separatfrieden mit Österreich eingehen könne. Keine Regierung würde länger als 24 Stunden bestehen bleiben, wenn sie einen „weißen" Frieden mit Österreich vorschlüge. Sie würde vom Volk hinweggefegt werden, das eine Revolution machen, den König absetzen und eine Republik errichten würde, mit dem Grundsatz: den Krieg bis zu Ende zu führen.

Prinz: Was verlangt Italien?

Lloyd George: Sehr viel. Das Trentino, Dalmatien, alle Küsteninseln.

Prinz: Und Triest?

Lloyd George: Über Triest würde sich vielleicht reden lassen, obgleich Italien auch Triest dringend verlangt.

Prinz: Sind alles dies Bedingungen sine qua non?

Lloyd George: Ja.

Prinz: Und würde man nach Ihrer Meinung auf diese Bedingungen hin mit Italien Frieden schließen können?

Lloyd George: Es ist absolut notwendig, daß Österreich Italien etwas gibt. Italien ist unser Verbündeter und wir können keinen Frieden ohne es schließen.

Prinz: Aber warum nimmt dann Italien die Gebiete, die es haben will, nicht mit Waffengewalt?

Lloyd George: Ah! Was uns betrifft, würden wir nichts besseres verlangen, als Frieden mit Österreich zu schließen .... Wenn Österreich wirklich den Frieden will, braucht es nur diese Konzessionen zu machen, aber, ich wiederhole, daß das nur meine persönliche Meinung ist. Offiziell können wir nur antworten, daß kein Grund zu Unterhandlungen vorliegt. Glauben Sie, daß Österreich sich zu diesen Konzessionen herbeilassen wird?

Prinz: Ich weiß durchaus nichts darüber. Ich kann nur von einem persönlichen Eindruck sprechen. Ich glaube nicht, daß Österreich ohne ernsthafte Kompensationen einwilligen wird, Gebiete abzutreten, die vom Feinde nicht erobert worden sind. Dieser Eindruck kann falsch sein, aber wir werden bald Klarheit darüber bekommen.

Lloyd George: Genau dieses sagte Graf Mensdorff. „Nichts für Italien" und in dem kaiserlichen Briefe, den Sie mir freundlich gezeigt haben, ist Italien nicht erwähnt. Wo aber sollen wir Kompensationen für Österreich finden? Ich verstehe die Gefühle der Österreicher Italien gegenüber, welches, nachdem es ihr Verbündeter gewesen ist, sie verlassen hat und zu den Alliierten übergegangen ist, recht wohl. Aber andrerseits wird Österreich doch gezwungen sein, ein Ende zu machen, selbst wenn Rußland geschlagen werden sollte. Die Unterstützung, die wir von den Amerikanern erhalten werden, wird uns in den Stand setzen, den Krieg bis in die Unendlichkeit

fortzuſetzen. Mein Programm iſt aufgeſtellt worden, ohne daß ich auf den Beiſtand der Amerikaner zählte. Ich berechnete, daß ſelbſt mit den Verluſten aus dem U-Bootkrieg Deutſchland niemals imſtande ſein würde, uns auszuhungern, und nun bekommen wir die ganze Hilfe der Amerikaner. Wir nutzen unſer ganzes Land aus, und Sie wiſſen, daß England Jahrhunderte lang imſtande geweſen iſt, ſich ſelbſt zu ernähren. Bald werden wir imſtande ſein, faſt alles, was wir brauchen, zu erzeugen. Wir werden unſere Wälder niederlegen, um Holz zu bekommen. Wir werden alle Kohle und alles Eiſen aus unſerem Boden ziehen. Wir werden niemals aufhören zu kämpfen.

Prinz: Sie ſind ebenſo entſchloſſen, wie wir ſelbſt, dieſen Krieg bis zu Ende durchzukämpfen, weil es um Leben oder Tod geht . . . . .

Lloyd George: Ich glaube, daß die Allianz zwiſchen Frankreich und England Jahrhunderte dauern wird und daß Frankreich und England zuſammen mit Amerika den Weltfrieden aufrecht erhalten werden . . . . . England hat ſich ſehr langſam entſchloſſen. Die Engländer ſind langſam . . . . . aber ſehr entſchloſſen, durchzuführen, was ſie unternommen haben. So haben ſie alle ihre Siege gewonnen . . . . Von dem Augenblick an, da Öſterreich ſeine Bereitſchaft bekundet, das Trentino und die dalmatiniſchen Inſeln abzutreten, könnten wir für es in Unterhandlungen eintreten.

Aus dieſen Äußerungen geht unwiderleglich hervor, daß die Gegner 1917 keineswegs in dem Maße, wie gewiſſe Kreiſe es glauben machen wollen, zum Frieden bereit waren. Für die diplomatiſche Geſchichte des Krieges bilden aber dieſe Sixtusenthüllungen, wie die angeführten Proben beweiſen dürften, eine wichtige Quellenſchrift, von der zu wünſchen ſteht, daß ſie auch der deutſchen Öffentlichkeit bald in vollem Umfange zugänglich gemacht wird.

Neudeutſcher Gemeinſinn

Von Max Hildebert Boehm

Man kennt das Zerrbild des doppelten Deutſchlands, das die unermüdliche Ententepropaganda dem empfänglichen Bewußtſein der Welt einzuprägen verſtanden hat. Man kennt vor allem auch, die tief verlogene Gebärde, mit der der angelſächſiſche Cant ſeine Völkerbeglückungsmiſſion auch unſerem Volke glaubhaft zu machen ſuchte. Da dem Deutſchen die Neigung tief eingewurzelt iſt, bei erkanntem Zwieſpalt gegen das eigene Weſen Stellung zu nehmen, war es eine natürliche und berechtigte Reaktion gegen dieſe ſuggeſtive Weltpropaganda, wenn unſere Kriegsliteratur den Gegenſatz als ſolchen wegzuleugnen und die Einheit des Deutſchlands von Kant und Goethe mit dem von Bismarck und Krupp zu erweiſen unternahm. Daß ſie damit nicht einmal das eigene Volk überzeugt hat, bewies die Revolution mit ihrem weit ins Bürgertum hineinreichenden Sturm gegen das Neudeutſchtum. Nicht die Rechtsſozialiſten allein, ſondern auch die bürgerliche Mitte wollte ſich durch die Ideale des Profeſſors Wilſon vom „Militarismus“, von der „Autokratie“, von allen möglichen Fürchterlichkeiten befreien laſſen. Zwar

sank der Glaube an den transatlantischen Apostel recht kläglich in sich zusammen, der ebenso zynische, aber ehrlichere Clemenceau sparte sich die Floskeln und vom ententistischen Erlösertum blieb nicht mehr viel übrig: der Glaube des neudeutschen Menschen an sich selbst aber kehrte nicht so schnell zurück, die Selbstbezichtigung und die würdelose Demut der Ewiggestrigen wirkte fort, der Gang nach Weimar versinnbildlichte den Versuch, durch Scheinrückkehr zum Gestern das Heute zu verleugnen und geradezu abzubüßen. Daß daraus nichts Zukünftiges erwachsen könne, war den wenigen von vornherein klar, die unbeirrt von der Tagesstimmung auch durch den schweren moralischen Zusammenbruch hindurch den Stolz auf das neudeutsche Wesen gerettet haben. Jetzt beginnt der Bankerott auch jener angeblich revolutionären, in Wirklichkeit jedoch durchaus reaktionären Ideologie offenbar zu werden. Es meldet sich bereits als Gegenschlag der Triumph einer sturen Selbstverherrlichung, die wir aus der wilhelminischen Ära und aus dem Kriege als gleich unerfreulichen Gegenpol der Selbstzerknirschung kennen. Ein schmaler Pfad führt namentlich die Jungen und Suchenden zwischen beiden Gefahren hindurch. Für sie schließt das klarbewußte Bekenntnis zur neudeutschen Wegrichtung das Eingeständnis von Abirrungen überall da nicht aus, wo Eingeständnisse als solche überhaupt am Platze sind.

Das Neudeutschtum ist der paradoxe Versuch, durch Intensität Breitenwirkung zu erzielen. Es ist darin eine Fortsetzung der preußischen Leistung, die trotz aller Verketzerung und Bekämpfung weit über Deutschland hinaus vorbildlich gewesen ist. Das alte Deutschtum bis in das gemeindeutsche Barock hinein wirkte aus der Fülle. Es hatte die Großartigkeit des Überschwangs und zehrte vom Erbe. Zuletzt verlor es sich in eine schweifende bürgerliche Kultur, die sich in ihrem Idealismus allzusehr aus den realen Bindungen des Lebens löste. Als unsere Staatlichkeit und unsere Wirtschaft um die Wende zum 19. Jahrhundert längst verkümmert war, trieben wir noch immer, trieben wir erst recht Musik, Dichtung, Philosophie. Aber die Tatsache, daß Goethe weiterdichtete, Hegel fortphilosophierte, während zwischen Jena und Weimar die Geschütze Preußens Schicksal entschieden: dieser harte Mißklang wird immer anzeigen, daß in der Einbettung dieser Kultur in das nationale Gesamtleben etwas nicht in Ordnung war. Das Bewußtsein der Endhaftigkeit, das Hegel so elementar beherrschte, trog den genialen Denker nicht. Er sah darin klarer und mitleidsloser als die unschöpferischen Nachfahren, die im Endprodukt des „deutschen Idealismus" von Weimar und Jena den Anfang des Neudeutschtums sahen. In uns allen steckt ein Stück der romantischen Sehnsucht: zu retten, wiederanzuknüpfen, fortzuführen, was nicht mehr kultureller Keim, sondern nur noch Bildungselement ist. Aber der Schnitt muß vollzogen werden. Die Einsicht ist unabweisbar, daß im 19. Jahrhundert der Übergang zu einer neuen Epoche liegt, von der die einen nur Zivilisation, die andern eine ganz neue Kultur erwarten. Die Zukunft läßt sich nicht errechnen. Aber sie verlangt Bereitschaft. Viele klammern sich noch heute an das alte Deutschtum, in dem viel von dem alten Europäertum ist, für das sich die Welt in diesem Krieg gegen den neudeutschen Zukunftswillen eingesetzt hat. Sie halten sich dabei sogar oft für sehr modern und kämpfen wie Don Quichote gegen reaktionäre Phantome, ohne zu ahnen, wie reaktionär sie mit ihrem „Idealismus", ihrer „Humanität", ihrer Völkerversöhnlichkeit, ihrer Allgerechtigkeit sind.

Das Neudeutschtum hub als Zivilisation an. Auf den idealistischen Rausch folgte der materialistische Gegenschlag in der Theorie und auch in der Praxis. Aber seine Praxis war besser als seine Theorie. Sie nützte die exakte Forschung geschickt aus und brachte ein Land, das außer zu Musik und Soldatenspiel nur zu Ackerbau tauglich schien, in wenigen Jahrzehnten an die Spitze der Weltindustrie. Die beiden einzigen ernsthaften Wettbewerber England und Amerika konnten auch auf diesem modernen Leistungsgebiet extensiv, aus dem Vollen wirtschaften. Ihre Rohstoffgebiete umspannten Weltteile, sie rechneten mit Völkern und nicht mit Volk. Deutschland mußte in engstem Raum auf kargem Boden aus verschütteter Überlieferung eine Wirtschaft aufrichten, die nur dann den Menschenabstrom des eigenen Volkes eindämmen konnte, wenn sie Warenausstrom aus der eignen Enge zuwege brachte. Die Gesetze intensiven Lebens, die es entdeckte und in sich erfüllte, gaben dem neuen Deutschtum das unheimlich neuartige Gepräge, in dem es sich selbst kaum, das die Welt nicht an ihm begriff. Spannungen, Verschränkungen, Verdrängungen waren die Folge von Mißverhältnissen, die nur ein erweiterter Lebensspielraum hätte beheben können. Auf ihn ging der Instinkt derer, die als „Imperialisten", „Annexionisten", „Militaristen", „Reaktionäre" verschrien waren, die den Weltkrieg nicht als Mißverständnis von Diplomaten, sondern als tragische Krise eines „europäischen Gleichgewichts" sahen, in das Deutschland eingesperrt war. Nicht erst der Weltkrieg, sondern schon die Flotten- und Kolonialpolitik war ein heroisches Abenteuer, das diejenigen niemals auch nur in der Idee ergriffen hatten, die es durch unschöpferische Kritik hemmten und heute über taktische Fehler, über elementare Mängel an politischer Reife klug zu reden wissen. In diesem Neudeutschtum, das einstweilen gescheitert ist, war wenigstens Kühnheit und Instinkt für Zukünftiges, es war Kraft darin und lebendiger Wille. Was dieser tragisch-heroischen Weltanschauung entgegensteht: der idyllisch-pazifistische Idealismus der Kulturepigonen des kleinbürgerlichen Zeitalters und seiner Aufklärung, der Geist des ewigen Achtundvierzigertums, der sich Weimar als Symbol im Augenblick seines jämmerlichsten Versagens anmaßte: das sollte nunmehr von den Jungen wenigstens endgültig als das durchschaut werden, was es ist: als Reaktion und Verfall.

Die deutsche Niederlage und der von ihr unter dem Hohngelächter unserer Feinde herbeigeführte Scheinsieg dieser Reaktion hat eine furchtbare Gefahr heraufgebracht. Viele der wertvollsten und unersetzlichsten Naturen dieses neudeutschen Elements kämpfen heute mit der Versuchung, dem geschändeten Vaterland den Rücken zu kehren und sich an anderer Stelle ein Arbeitsfeld zu suchen, wo ihre Leistung besserer Würdigung und zugleich besserer Entlohnung sicher ist. Unsere beste Volkskraft ist in Gefahr, als Zivilisationsdünger sich an das Ausland zu verschwenden. Dieser Gefahr müssen wir entschlossen ins Auge sehen. Denn unser nationales Fortbestehen, all unsere Erneuerungs- und Verjüngungsmöglichkeiten hängen daran, daß unser Volk dieser Gefahr entgeht.

Es scheint heute den verhetzten und verblendeten Massen, als handele es sich hier um eine Klassenfrage der „Kapitalisten". Sehr bald aber wird dies Problem auch vom Proletariat am eigenen Leibe gespürt werden. Es wird dann als die große Frage durchschaut werden, ob der deutsche Sozialismus sich mit dem Gedanken der sozialen Solidarität durchdringen und sich um nationalen Kor-

porativismus emporläutern oder ob er durch das Chaos hindurch einem Cäsarismus entgegenreifen soll, der, als unorganischer Monarchismus, immer der Anfang vom Ende ist. Das Trostloseste in dieser dunklen Zeit ist die Ideenlosigkeit des Sozialismus, der völlig zum Massenegoismus entartet und gänzlich vergißt, daß Versorgungs- und Erzeugungsfragen sich im echten Sozialismus aufs innigste durchdringen müssen, wenn er überhaupt lebensfähig bleiben soll. Daß wir durch den „Frieden" von Versailles völlig auf uns selbst zurückgeworfen sind, ist eine furchtbare Tatsache, an der Ideologien und Proteste nichts ändern. Daß nur ein Fortgang strengster Intensivierung unseres Lebens uns retten kann, sollte eine selbstverständliche Folgerung sein. Intensivierung ist restlose Nutzbarmachung aller Volks- und Naturkräfte unseres verengten Vaterlandes, Verzicht auf allen Überschwang des äußeren und inneren Lebens, Bruch mit lähmenden Erinnerungen und Hoffnungen, Absage an utopische Träume und mannhafte Eroberung der herben Wirklichkeit. Das Tröstende und Versöhnende aber ist dabei, daß in alledem eben Bewährung jenes Neudeutschtums beschlossen liegt, das sich durch allzurasche Scheinerfolge und durch damit Hand in Hand gehende Verkennung seiner tragenden Kräfte seinen besten Überlieferungen entfremdete. Sozialismus und Kapitalismus sind im Grunde nur feindliche Brüder, eine Versöhnung ist möglich in der seit 1881 angebahnten neudeutschen Gemeinwirtschaft, die Einzel- und Gesamtinteressen so ineinander verzahnt, daß damit die größtmögliche Gesamtleistung gewährleistet ist. Damit ist die Aufgabe auf die kürzeste und einleuchtendste Formel gebracht. Die Verzehrerideale eines bloßen Genießer-Kapitalismus und Schlaraffen-Sozialismus treten in eine gemeinsame westlerische Front gegenüber einem neudeutschen Erzeugerideal, das Einzel- und Massenkräfte kunstvoll gegeneinander auswägt und sich nicht von Wünschen und Theorien, sondern von den stahlharten Gesetzen des Produktionsprozesses leiten läßt. Wenn dieser Erzeugerinstinkt die ganze Nation durchdrungen und oben und unten das schlaffe Genießertum ausgeschaltet hat: dann feiert das Neudeutschtum den Tag seiner großen Erfüllung. Und es sind damit Gegensätze wesenlos geworden, die heute noch die Bildung eines echten nationalen Gemeinwillens fast hoffnungslos hintanhalten.

Freilich ragt in unser Leben noch viel vom Alten, dem damit das Messer an die Kehle gesetzt ist. Insbesondere ist es die Autorität, die nach einer inneren Erneuerung verlangt. Autorität wird sich in Zukunft anders ausweisen müssen, als es im ausklingenden patriarchalischen Zeitalter noch vorausgesetzt werden konnte. Das Neudeutschtum hat es noch nicht verstanden, die Gewichte der sozialen und wirtschaftlichen Verantwortung derart neu auszuwägen, daß dem neuen Führungswillen Genüge geschehen ist. Der Sozialismus selber, der doch den Liberalismus zu überwinden glaubt, ist noch ganz in negativen Freiheitsidealen befangen, er zerstört die Unternehmerautorität, die unser Wirtschaftsleben bislang trug, ohne zu wissen, worauf die Arbeitszucht fortan beruhen soll. Der Rückfall des Bolschewismus in das Prinzip despotischer Staatsallmacht nach zaristischem Muster zeigt die arbeitsreformerische Unreife des Sozialismus in besonders krassen Formen. Bei uns ist der Rätegedanke noch viel zu sehr auf Mißtrauen gegen die kapitalistische Führung und damit statt auf positive Mitverantwortung vielmehr ressentimenthaft auf Kontrolle eingestellt, um produktiven Sozialismus irgend zu gewährleisten. Solange er mit dem agitatorischen Klassen-

kampfgedanken verquickt bleibt und die naturgegebene Vielfalt der Leistungsstufen auf eine simple Zweiheit von Lohnklassen zurückschraubt, wird ihm nie der Schritt vom Verzehrer- zum Erzeugerstandpunkt gelingen, den wir als den schlechthin entscheidenden erkannten. Hier liegt, wie Plenge mit Recht bemerkt hat, der Kardinalfehler des Marxismus, der die produktive Leistung des Kapitals völlig vernachlässigte und in der Mehrwerttheorie einen abwegigen Gedanken der Ertragsverteilung hetzerisch in den Vordergrund rückte. Die „Enteignung der Enteigner" bleibt solange ein leeres und dabei verderbliches Schlagwort, bis nicht sowohl eine Neuverteilung des Arbeitsertrages, als vielmehr der verantwortlichen Führung gefunden ist, die gleiche oder höhere Produktivität des Gesamtbetriebes psychologisch und materiell ermöglicht. Auch der Sozialismus soll und muß anerkennen, daß zu Führung Reife und zu neuen Bindungen Vertrauen gehört. Zwar ist heute das Vertrauen zum Unternehmer und seinem obrigkeitlichen Leitungsapparat geschwunden, zugleich aber schrumpft auch das Zutrauen zum Gewerkschaftsführer und zu den eignen Standesorganisationen ein. Der chaotische Zwischenzustand einer allseitigen Führungskatastrophe mit seinem durchgehenden Vertrauensschwund bringt unser Gesamtleben in die äußerste Gefahr innerer Zerrüttung und Zersetzung.

Sehr möglich, daß die augenfällige Proletarisierung der bislang gesellschaftlich führenden Schichten und damit der äußere Ausgleich der Lebenshaltung erst viel weiter vorschreiten muß, um die zähen Vorurteile der Massen gegen wirtschaftliche Bevormundung zu zerstreuen, die heute noch die wirtschaftliche Solidarität der horizontal gelagerten Berufsschichten verhindern. Der Stand der neuen Armen, zu dem die Intelligenz einstweilen immer mehr wird, ist ein Element sozialer Einebnung, das vielleicht den Boden einer wirklichen Neuauswägung der Verantwortlichkeit im Wirtschaftsprozeß vorbereitet. Vertikale Standesabgrenzungen werden in Zukunft den sozialen Rahmen für ein Neudeutschtum abgeben, das einen produktiven Gemeinsinn zur Wirklichkeit machen und in ihm die größte individuelle Leistung bei angemessen gestufter Entlohnung ermöglichen soll. Damit wäre die Frage intensivster Nutzung der Einzelkräfte für die breiteste Gesamtleistung auf dem sozialen Gebiet gelöst. Es ist das wichtigste Gebiet, weil die Neuordnung sozialer Auslese und Einfügung der Begabungen auch die rationellste Nutzung der Materialien, also die höchstwertige Qualität der Leistung, verbürgt

Die Einstellung auf kühle Sachlichkeit, die dem neudeutschen Leistungsmenschentum eigen ist, verbietet eine schematische Annäherung der verschiedenen Produktionsgebiete, wie etwa der Industrie und der Landwirtschaft[1]). Der organische Fortschritt, der überall taktischer Grundsatz ist, verlangt Hineinwachsen aller Stände in den neuen Geist nach den Gesetzen, die ihnen eigen sind, verlangt genügende Weitmaschigkeit des Systems, um soziale Differenzierung im Interesse der Leistung gewähren zu lassen. Höchste Anspannung der Leistungsfähigkeit bleibt nirgends erspart, Intensivierung setzt sich überall durch. Tüchtigkeit soll die Auslese regeln, jedem Einzelnen in Stadt und Land der Platz zugänglich werden, den er nach Leistung und Stellung im Interesse des Volksganzen höchstwertig auszufüllen vermag. Mechanisch-sachhafte werden sich mit organisch-

[1]) Vgl. meinen Aufsatz Stadt und Land in Nr. 4 der Grenzboten.

perſönlichen Ausleſemethoden ſo zu verquicken und zu ergänzen haben, daß Arbeitsgemeinſchaft, die immer im Sachlichen und Perſönlichen zugleich begründet iſt, zu höchſter Entfaltung zu kommen vermag.

Dieſer Leiſtungswille des Neudeutſchtums iſt die wahre Eiſenkur, die uns aus der Erſchlaffung und Verſumpfung des Zuſammenbruches herausreißen kann. Mit dieſen harten Mitteln allein kann ein tragfähiger Untergrund für eine deutſche Zukunft geſchaffen werden. Ob darauf dereinſt trächtige Kultur erwachſen wird, ob wir uns endgültig zur Ziviliſation beſchieden haben, darf und ſoll nicht vorausberechnet, ſondern gläubig und vertrauend erwartet werden. Bewußtem Wollen unterliegt nur der Ziviliſationsbereich, den dies neudeutſche Leiſtungsſyſtem abſteckt, um ihn einer ſehr rauhen Zukunft abzutrotzen. Jedem Einzelnen fällt die Abſage an das roſtende Erbe einer zu überwindenden Daſeinsform, die entſchloſſene Ausprägung perſönlichen Neudeutſchtums ſchwer genug. Aber es geht heute nicht um romantiſche Sentimentalitäten. Wenn der Weltkrieg keine Schule neudeutſchen Willens geweſen iſt, dann iſt der Verfall jeder deutſchen Daſeinsform unaufhaltſam.

Zwangswirtſchaft und Sozialiſierung

Von Max Conrad

Walther Rathenau bezeichnete ſich in einem Vortrage über die Kriegsrohſtoffverſorgung, der auch im Buchhandel erſchienen iſt, ſelbſt als den Begründer der Zwangswirtſchaft, und er nimmt dies wohl mit Recht für ſich in Anſpruch. Die Initiative, die er im Herbſt 1914 durch ſeine bekannten Schritte beim damaligen Kriegsminiſter v. Falkenhayn und ſeine darauf folgenden Gründungen von Organiſationen zur Kriegsrohſtoffverſorgung gegeben hat, kann ihm jedenfalls nicht abgeſprochen werden. Rathenau ſoll nun ſelbſt erklärt haben, bei ſeinem Vorgehen habe ihm das Beiſpiel Joſephs in Ägypten vorgeſchwebt, der den Pharao überredet habe, rechtzeitig für die Zeiten der Not zu ſammeln. Es iſt intereſſant, daß uns neuerdings geſchichtliche Dokumente belehren, daß die Erzählung von Joſeph in Ägypten höchſt wahrſcheinlich hiſtoriſchen Untergrund hat. Sie ſcheint mit den Begebenheiten unter Cheops identiſch zu ſein. Allerdings erſcheint nach dieſen von nicht jüdiſcher Seite ſtammenden Überlieferungen der geſchichtliche Hergang in ganz anderem Lichte: Zum Pharao Cheops (2500 vor Chriſti) kamen landfremde Männer, charakteriſiert durch gebogene Naſen, und überredeten den König, daß er ſelbſt allen Handel im Lande an ſich nehme. Der Pharao wurde unermeßlich reich, aber am Ende ſeiner langen Regierung war das ägyptiſche Volk arm und die Äcker unbeſtellt. Sein Nachfolger Chefren ſetzte ſein Syſtem fort. Beide hinterließen Pyramiden, die größer waren als alle ihre Vorgänger und Nachfolger, und die Zeugnis ablegen für den unermeßlichen Reichtum der beiden Pharaonen, nicht aber für den Reichtum ihres Volkes, das vorher eine blühende Periode

erlebt hatte und über dem System zugrunde gegangen war. Und zuletzt sprengte die Wut des Volkes die Fessel und machte nicht vor dem toten Cheops halt, dessen Leichnam aus seiner Pyramide herausgeholt und in Stücke gerissen wurde. Und Herodot berichtet staunend, daß der Haß gegen Cheops und Chefren in Ägypten Jahrtausende überdauere und noch zu seiner Zeit im Volke lebendig sei. Man könnte die Geschichte von Joseph und Cheops in jüdischer und ägyptischer Beleuchtung als Motto auch über unsere Zwangswirtschaft schreiben, denn auch nach dem Berichte der Bibel handelt es sich hier ganz offensichtlich um den ersten uns überlieferten Versuch einer Zwangswirtschaft. Joseph wird eingesetzt von Pharao mit den Worten: Niemand in Ägypten soll eine Hand noch einen Fuß rühren ohne dein Gebot. Alle Nahrungsmittel, die Ägypten hervorbrachte, mußten abgeliefert werden in die Städte und in die Verwaltung Josephs. Auch bei unserer Zwangswirtschaft handelt es sich um eine Übernahme des Handels auf die regierende Macht, bei uns auf den Staat. Auch bei uns steht ein Zusammenbruch der Zwangswirtschaft bevor, und der Wohlstand des Volkes ist durch sie untergraben. Die Geschichte kennt zahlreiche Beispiele der Zwangswirtschaft oder des Kommunismus, was im Grunde dasselbe ist, nur von zwei verschiedenen Seiten angesehen. Aber keiner dieser Versuche hat es vermocht, sich zu halten. Das legt den Gedanken nahe, daß das System als solches nicht lebensfähig ist. Da aber trotzdem die Zwangswirtschaft noch heute großen Massen inner- und außerhalb Deutschlands als das erstrebte Wirtschaftsideal der Zukunft erscheint, wird es zunächst unsere Aufgabe sein, die Gründe klar zu legen, weshalb sich dieses System mit der sozialen Natur des Menschen nicht verträgt.

Zunächst ist aber noch darauf hinzuweisen, daß, wenn Rathenau auch mit Recht für sich die letzte Initiative in Anspruch nimmt, doch seine Gedanken bereiteten Boden vorfanden. Rathenau wäre wohl nicht durchgedrungen, wenn nicht sein Gedanke, wie man zu sagen pflegt, im Zuge der Zeit gelegen hätte. Und diese Vorbereitung hat im wesentlichen die sozialdemokratische Theorie geleistet. Die Übernahme der Produktion auf den Staat, die Sozialisierung, ist letzten Endes der Grundgedanke der sozialdemokratischen Lehre. Zwischen Sozialdemokratie und Kommunismus besteht nur ein quantitativer Unterschied, indem der letztere schon heute weiter gehen will als der erstere. Im Grunde aber sind beide dasselbe. Das wird häufig nicht genügend beachtet, da in ihrer ersten Entwicklungsperiode die Sozialdemokratie zunächst andere praktische Ziele verfolgte und ihre eigentliche Theorie im Hintergrunde blieb. Die Sozialdemokratie ist die Partei des Proletariats. Die Klassenvertretung des Arbeiterstandes war ein dem deutschen Volksempfinden verständlicher und sympathischer Gedanke, an ihm ist sie groß gewachsen, hier wurde ihr auch durch ihre Gegner Berechtigung zuerkannt. Im Hintergrunde aber lag immer ihre Theorie. Wenn man diese Theorie alles wissenschaftlichen Rüstzeugs und alles geistreichen Schmuckes entkleidet, so bleibt als menschlicher Kern ein kindlicher Gedanke übrig: Der Arme, der fern vom völkerführenden Leben in Not und Arbeitslast und hartem Kampf um das tägliche Brot seine Tage verbringt, der keine wirkliche Kenntnis hat von jenem Leben, das ihm nur als Glanz und Glück erscheint, träumt von einer besseren Zeit, in der ihm seine Last abgenommen wird. Er baut ein Luftschloß. Wer aber soll

ihm seine Last abnehmen? Der preußische Staatsgedanke mit seiner straffen Entwicklung der Macht und Disziplin ist auch in ihm lebendig als ein tiefer, eingewurzelter Respekt vor diesem Gebilde. Nur einer ist so stark, daß er ihm seine Last abnehmen kann: der Staat. Der Staat soll ihm helfen, soll für ihn sorgen, ihn nähren, ihn kleiden, so daß er aller Sorge und Arbeit überhoben ist. Um diesen Traum vom Wolken-Kuckucksheim oder vom Schlaraffenlande wurde dann als starke wissenschaftliche Wehr die Theorie von der Sozialisierung gebaut. Der Traum, der ohne Kenntnis vom praktischen Leben geträumt wurde, wurde so in konkrete, anscheinend praktisch erreichbare Formen gebannt. Der Staat aber oder die ihn führende Klasse, die diesen Weg nicht gehen will, und aus ihrer besseren Kenntnis des praktischen Lebens heraus ihn nicht gehen kann, wird zunächst zum Feinde, der dem Glück des Proletariers im Wege steht. Daraus wird das politische Ziel der Revolution geboren. Nun, nachdem die Revolution da ist, wird gebieterisch Erfüllung des Traumes verlangt. Die bisherigen Führer, die zur Herrschaft gelangt sind und damit auch größere Einsicht in die Schwierigkeit der Verwirklichung des alten Traumes gewonnen haben, werden, soweit sie sich widersetzen, gleichfalls zu Feinden. Die Sozialdemokratie zerfällt in radikale und weniger radikale Parteien. Das ist in wenigen Worten Sinn und Entwicklung der sozialdemokratischen Theorie. Es ist notwendig, den rein menschlichen Sinn großer Bewegungen herauszuschälen; nur dann bildet man sich ein klares Urteil über die Theorie, die als Rüstzeug um diesen Kern gelegt ist: der Marxismus ist ebensowenig zu verwirklichen, wie das Schlaraffenland, das der Proletarier erträumt.

Aber auch die Entwicklung der Politik der letzten Jahrzehnte hat den Boden für die heutigen Zustände mit vorbereiten helfen. Die Klassenvertretung der Arbeiterschaft und ihre Forderung nach Besserung der wirtschaftlichen Lage des Arbeiters wurde von den herrschenden Klassen als berechtigt anerkannt. Dazu kam bei der Regierung die Sorge vor der Revolution, dem Kampfmittel dieser Klasse. Freiwilliges Entgegenkommen und Eingehen auf die berechtigten Wünsche war der Weg, mit dem man der Revolution das Wasser abgraben wollte. Bismarck betrat diesen Weg mit seiner Botschaft vom Jahre 1888, mit der die Sozialpolitik inauguriert wurde. Man suchte die soziale Bewegung aus der sozialdemokratischen herauszuschälen. Dieser Gedanke wieder lag nahe, weil er unmittelbar anknüpfte an den preußischen Staatsgedanken, an den Gedanken des Wohlfahrtsstaates. Er ist preußisches Erbteil, herausgewachsen aus der dem Preußentum eigenen straffen Zusammenfassung der Staatskräfte und der von jedem verlangten Bürgerpflicht und Disziplin dem Staate gegenüber. Denn nur soweit kann allgemeine straffe Unterordnung verlangt werden, als auch die Stelle, die diese Unterordnung verlangt, es als ihre Pflicht ansieht, von sich aus für die Interessen der sich Unterordnenden zu sorgen. Der Wohlfahrtsstaat ist deutsche Erfindung, wenigstens in dem Umfange, in dem er uns geläufig ist. Der englischen und allen westlichen Demokratien lag der Gedanke zunächst fern. Sorge für Recht und Ordnung ist ihr vorwiegender Inhalt. Erst das deutsche Beispiel hat auch sie auf andere Wege geleitet. Die Grenze zwischen Wohlfahrtsstaat und Rechtsstaat ist natürlich eine fließende. Es gibt in der Praxis keine reine Form beider Typen. Maßgebend ist lediglich die vorwiegende Tendenz. Die dem

Preußentum innewohnende Tendenz zum Wohlfahrtsstaate schloß von vornherein ein immer weiteres Fortschreiten auf dieser Bahn in sich, so daß die Gefahr nahe lag, daß der Gedanke bis zum unerträglichen Fürsorge- und Bevormundungsstaat unter Umständen auswachsen könnte. Besonders stark wurde diese Gefahr mit dem Aufkommen der sozialen Richtung. Es ist immer gefährlich, einem Gegner wie der revolutionären Sozialdemokratie durch Entgegenkommen das Wasser abgraben zu wollen, ein politisches Mittel, das nur in der Hand eines starken Mannes, der sich der möglichen Grenzen klar bewußt ist, Erfolg verspricht. In der Hand des schwachen nachbismarckschen Regimes hatte es zur Folge, daß sich die Regierung immer mehr den Gedankengängen der Sozialdemokratie anpaßte und ihr auch auf Gebiete folgte, die unter Umständen staatsgefährlich werden konnten, ohne darum doch, wie die Revolution gezeigt hat, das erstrebte Ziel zu erreichen. Gegen die Sozialpolitik als solche soll damit natürlich nichts gesagt werden. Sie gehört für uns zu den herrschenden Staatsgrundsätzen und wird es für lange Zeit bleiben, und der Verfasser selbst ist viele Jahre mit Neigung in ihr tätig gewesen. Das darf aber nicht die Erkenntnis ausschließen, daß es auch für die Sozialpolitik eine Grenze gibt, bei der sie statt Segen zu stiften, für Allgemeinheit und Staat zum Verderben werden kann. Der Selbsthilfe der beteiligten Wirtschaftskreise muß im Staatsganzen genügender Spielraum gelassen werden. Es kann nicht alle Fürsorge vom Staate erwartet werden. Es ist Sache der sich jetzt unter Bildung immer kräftigerer Berufsvertretungen aller Stände geltend machenden Gegenwehr gegen den gegenwärtigen Zwangsstaat, für die Zukunft die richtige Grenze zu ziehen.

Hier haben wir es nur mit der Sozialisierung zu tun. Auch dieser Gedanke verlor unter der geschilderten, immer stärker werdenden Richtung des alten Regimes allmählich seine Schrecken, und als dann die Not des Krieges kam und unter militärischer Einwirkung von der anderen Seite der Preußengedanke strafffter Zentralisation zur Bestehung der Gefahren mit Entschiedenheit hervortrat, ergab sich der Weg zur Zwangswirtschaft ohne inneren Widerstand von selbst.

Es soll hier nicht behauptet werden, daß dieser Weg im allgemeinen falsch war. Fürsorgende Maßnahmen waren geboten. Ob die Zwangswirtschaft so, wie sie kam, notwendig war und nützlich, ist eine andere Frage. Das Versäumnis einer vorherigen gründlichen, theoretischen Durcharbeitung, einer wirtschaftlichen Mobilmachung hat sich jedenfalls bitter gerächt. Mit einer solchen wären vielleicht andere Bahnen eingeschlagen worden. Doch auch darüber soll hier nicht gerechtet werden. Wichtig für uns ist es nur, klar zu erkennen, daß wir mit der Zwangswirtschaft nichts anderes vor uns haben, als eine durchgreifende Sozialisierung des Wirtschaftslebens. Die Formen mögen im einzelnen andere sein, als sie in der sozialdemokratischen Theorie vorgesehen sind, teilweise noch nicht ganz so weit gehen. In der Sache aber bedeutet sie dasselbe. Mag die Sozialisierung für die Zeiten eines Notstandes in mehr oder weniger großem Umfange zweckmäßig sein, wie auch für den menschlichen Körper in Zeiten besonderer Anspannung Gifte als Arzneimittel oder Heilmittel notwendig sind. Ein Gift für den Volkskörper bleibt sie darum doch, und als Dauerzustand muß sie ihn zugrunde richten. Die Gefahr, daß die Sozialisierung in ihren verschiedenen Formen in

einen Dauerzustand übergeht, ist trotz der Angriffe, die sie findet, noch außerordentlich groß. Darum müssen ihre vernichtenden Wirkungen klargelegt werden.

Als wissenschaftlicher Gedanke ist die Sozialisierung als dauernde Staatsform unhaltbar. Sie hätte überhaupt nicht zu einem Schule machenden Wirtschaftssystem werden können, wenn nicht unsere Volkswirtschaftslehre — obwohl sie sich teilweise klassisch nennt — zu sehr in philosophischen Theoremen stecken geblieben wäre. Die Volkswirtschaftslehre ist aber keine Philosophie, sondern eine praktische Wissenschaft. Sie muß, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen will, in erster Linie die Naturwissenschaft vom Leben des Volkes sein. Sie muß in erster Linie immer die naturwissenschaftlichen Gesetze ermitteln, nach welchen eine Volksgemeinschaft materiell und geistig lebt. Immer nur auf dieser Grundlage kann aufgebaut werden. Theoreme wie der Marxismus sind gar keine wirkliche Wissenschaft.

Die Sozialisierungstheorie verkennt das grundlegende Gesetz alles gemeinschaftlichen Lebens. Eine Volksgemeinschaft setzt sich zusammen aus Einzelwesen. Von der Natur des Menschen aber ist der Besitz untrennbar. Er ist eine notwendige Form seiner Beziehungen zur Außenwelt, ohne die ein handelndes Wesen nicht bestehen kann. Gemeint ist der Besitz in seiner weitesten Bedeutung, der Besitz von Weib und Kind, Nahrung, Kleidung, Heimstätte, von denjenigen Mitteln, die die Befriedigung dieser Bedürfnisse für die Zukunft gewährleisten usw. Der Kommunismus, die logisch konsequentere Durchführung des Sozialisierungsgedankens, verneint das Recht auf den Besitz, auch in seinen engsten Formen, sogar das Recht auf den Besitz von Weib und Kind. Die Sozialisierung verneint nur das Recht auf den Besitz der sogenannten Produktionsmittel, das heißt alles dessen, woraus der Mensch die materiellen Gegenstände seines Besitzes erzielt. Die Beschränkung, die hier vorgenommen wird, kann die Unrichtigkeit des Gedankens vielleicht verschleiern, aber nicht beseitigen. Die Form, in welcher das dem Menschen eingeborene Bedürfnis nach Besitz in die Erscheinung tritt, ist die Selbsthilfe. Sie ist es beim primitiven Menschen so gut, wie bei Menschen in der höchststehenden, kompliziertesten Staatsgemeinschaft. Sie ist in jedem Wirtschaftsleben die treibende Kraft. Die Formen der Selbsthilfe werden in jeder sozialen Gemeinschaft durch Recht und Gesetz, durch Moral und Sitte, durch private Übereinkunft gegen einander abgegrenzt, so daß sie reibungslos neben einander oder in Unterordnung unter einen gemeinschaftlichen Zweck arbeiten können. Niemals aber kann grundsätzlich ein Wirtschaftsleben aufgebaut werden, das einzig mit einer anderen Triebkraft als der Selbsthilfe jedes Einzelnen arbeitet. Der sozialisierte Staat will dem Einzelnen die Tätigkeit zur Sorge für seine Bedürfnisse abnehmen. Diese Sorge soll der Staat auf sich nehmen. Dem Einzelnen bleibt in diesem Rahmen nur die Pflicht für den Staat, das heißt für die anderen zu arbeiten. Egoismus und Selbsthilfe soll durch Altruismus und Nächstenhilfe ersetzt werden. Das ist der Grundgedanke bei jeder Sozialisierung, wobei es gleichgültig bleibt, ob sie mehr oder weniger weit geht. Sie verlangt also als erste Voraussetzung eine Umgestaltung der menschlichen Natur, die nicht durchführbar ist. Gewiß ist der Altruismus eine menschliche Eigenschaft, die sich im sozialen Zusammenleben herausgebildet hat, und in gewissem Umfange kann kein Gemeinwesen diese Eigenschaft entbehren, aber zu ihrer Betätigung gehört Veranlagung und Eignung. Es ist nicht jedermanns

Sache vorwiegend für andere Interessen zu arbeiten. Vielleicht wird die Menschheit im „tausendjährigen Reich" einmal so weit sein. Bis dahin aber ist der Mensch zunächst egoistisches Wesen, und Altruismus kann als „Bürgerpflicht" von ihm nicht gefordert werden. Wie überall im Wirtschaftsleben die Grenzen für die geltenden Prinzipien fließende sind, so gilt das auch für die Sozialisierung. In beschränktem Umfange hat es zu allen Zeiten mehr oder weniger ausgebaute Sozialisierungen einzelner der Gemeinschaft besonders am Herzen liegender Lebenszweige im Staatswesen gegeben, meist allerdings in der Form staatlicher Monopole. Insofern ist auch — wohlverstanden in ganz beschränkter Dosis, die nach den verschiedenen Zeiten verschieden stark bemessen sein kann — eine Sozialisierung möglich, niemals aber darf sie in Konflikt kommen mit der unmittelbarsten Lebensbetätigung jedes Einzelnen, mit der Sorge für das tägliche Brot, für Nahrung und Kleidung. Das ist aber der Fall bei der herrschenden Zwangswirtschaft.

Die Zwangswirtschaft setzt an Stelle der Kraft der Selbsthilfe aller Einzelwesen der Wirtschaftsgemeinschaft, die in ihrem Zusammenspiel das natürliche Leben der Volkswirtschaft ausmacht, zunächst die Kraft, über die der Altruismus verfügt. Die Selbstlosigkeit, der Opferwille für das Ganze mag in Augenblicken des Aufflammens nationaler oder religiöser Begeisterung staunenswerte Leistungen hervorbringen. Es ist aber eine bekannte Tatsache, daß diese Impulse sich rasch erschöpfen und niemals zu einem Dauerzustande werden können. Der Krieg hat uns auch das gezeigt. Als treibende Kraft für die Organisation einer Volkswirtschaft ist daher die Nächstenhilfe der Selbsthilfe unendlich unterlegen. Die Zwangswirtschaft, die auf sie aufbaut, kann also entsprechend der schwächeren, sie treibenden Kraft auch nur wesentlich geringere Leistungen aufweisen, als das normale Wirtschaftsleben. Handelt es sich um die Versorgung des Volkes mit den notwendigsten Bedarfsartikeln und Lebensmitteln, so wird also die Zwangswirtschaft nicht entfernt alle die Versorgungsmöglichkeiten ausschöpfen, die die Selbsthilfe aller Einzelnen ausfindig machen würde. Sie wird auch nicht entfernt die Bedürfnisse in dem Maße befriedigen können, wie es die Selbsthilfe auch unter beschränkten Verhältnissen noch vermag. Dazu kommt, daß dieser Mangel der Zwangswirtschaft allgemein und von jedem Einzelnen empfunden wird, daß die allgemeine praktische Opposition sofort hervorbricht und daß jeder Einzelne mit dem Gefühl des Rechts versuchen wird, sich dem Zwang, der ihn nicht genügend unterhält, zu entziehen. Der alte Trieb zur Selbsthilfe durchbricht gleichzeitig an allen Enden mit Macht die gezogenen Schranken. Nur: „was sonst in Ehren stünde, es ist jetzt worden Sünde." Die Selbsthilfe wird Verstoß gegen das herrschende Gesetz der Zwangswirtschaft, sie wird auf den Weg der Gesetzesüberschreitung, des Schleichhandels getrieben. In normalen Zeiten besteht zwischen der erlaubten Selbsthilfe und ihren unsozialen, durch das Gesetz verbotenen Formen eine scharfe Scheidung. Da jeder auf normalen Wegen seine Bedürfnisse befriedigen kann, bedarf er der unerlaubten Wege nicht, und diese Tatsache ist die Grundlage für die Geltung aller Geschäftsmoral. Wird die Selbsthilfe als solche in das Gebiet des Ungesetzlichen verwiesen, so fällt jede Schranke zwischen moralischer und unmoralischer Selbsthilfe. Einen Unterschied zwischen normalem Handel und Wucher

gibt es nicht mehr. So wird die Zwangswirtschaft die Ursache der allgemeinen wirtschaftlichen Demoralisation. Wir haben diese Erscheinung in erschreckendem Maße in den letzten Jahren kennen gelernt. Die Zwangswirtschaft hat auch aus den vorhandenen Mitteln nur vermocht, einen Bruchteil an sich zu ziehen, einen Bruchteil, der völlig unzureichend ist, um die Bedürfnisse des Volkes zu befriedigen. Die Selbsthilfe erwies sich als unentbehrlich, der Schleichhandel wurde notwendiges Ergänzungsmittel für die Versorgung von Volk und Staat. Und in steigendem Maße muß er wissentlich geduldet werden. Die sonst im Wirtschaftsleben regulierend wirkende Macht des geschäftlichen Anstandes ist aber bei ihm ausgeschaltet. Die Folge ist, daß die Allgemeinheit in ganz anderer Weise als in normalen Zeiten dem Wucher und der Ausbeutung wehrlos preisgegeben ist.

Die Schwäche des altruistischen Prinzips als treibende Macht für die Zwangswirtschaft wurde aber von Anbeginn an von den Organisatoren der Zwangswirtschaft erkannt. Rathenau erzählt in seinem oben zitierten Vortrage, daß lange Erörterungen darüber stattgefunden haben, ob man die Zwangsorganisationen bürokratisch, das heißt als Behörden, oder kaufmännisch organisieren soll, es sei aber die Erkenntnis durchgedrungen, daß die kaufmännische Organisation die größere Leistungsfähigkeit besitze. Das ist richtig. Eine reinbehördliche Organisation würde sicherlich noch wesentlich geringere Erfolge und wesentlich höhere Verderb- und Verlustziffern aufzuweisen haben. Aber es darf nicht verkannt werden, daß auch die kaufmännische Organisation unter dem Gesichtspunkt der Gesamtversorgung eines Volkes eine bedeutend geringere Leistungsfähigkeit hat, als das freie Spiel aller Kräfte bei der erlaubten Selbsthilfe. Während bei der letzteren die Befriedigung des Bedürfnisses überall im Vordergrunde steht und der Handel hierbei nur eine Mittlerrolle spielt, bleibt bei der ersteren unter Ausschaltung der Selbsthilfe nur die spezifische den Handel belebende Kraft als Triebkraft übrig. Das aber ist letzten Endes in jeder Handelsorganisation, auch den monopolistischen, die für Staatszwecke geschaffen sind, nur das Gewinninteresse. Das Interesse der allgemeinen Versorgung tritt dabei in zweite Linie. Bei der Gebahrung der Kriegsgesellschaften fällt daher überall eine zu starke Betonung der Preispolitik, der Monopolinteressen der Gesellschaft und der Sorge um den Gewinn auf. Während der ganzen Jahre der Zwangswirtschaft sind die Zeitungen voll von Klagen hierüber. Wir haben es dabei mit einer notwendigen Folge der kaufmännischen Ausgestaltung zu tun.

Der Kaufmann ist immer nur auf die Vermittlung der Waren, auf den Absatz eingestellt. Die Produktion selbst liegt ihm, namentlich bei landwirtschaftlichen Produkten, völlig fern. Soweit also Versorgungsinteressen berücksichtigt werden, sind es diejenigen der Abnehmer, nicht diejenigen der Lieferanten. Die Folge ist, daß unter den verschiedenartigen Bedarfsinteressen bei der Geschäftsführung der kaufmännischen Kriegsgesellschaften die Interessen der Konsumenten weitaus denjenigen der Produzenten vorgehen. Die Produktion wird vernachlässigt zugunsten der Konsumenten. Gewiß dürfte dies bei ernster Überlegung nicht der Fall sein; denn indirekt wird jede Schädigung des Produzenten auch eine Schädigung des Konsumenten in der Zukunft. Doch es liegt wieder in der Natur des kaufmännischen Geschäftes, daß

es sich nur mit dem augenblicklich erforderlichen Absatz befaßt. Ein Aufbauen für künftige Zeiten liegt ihm fern. Die Deckung des augenblicklichen Bedarfs ist die Hauptsache. Als typisches Beispiel soll in diesem allgemeinen Rahmen nur die häufig erfolgte Zuführung des Saatgutes zum Verzehr angeführt werden, Maßnahmen, die ohne kaufmännische Organisation kaum möglich gewesen wären und die der Produktion unschätzbaren Schaden zugefügt haben. Diese nicht genügende Beachtung der Bedürfnisse der Produktion führt notwendig zum Raubbau, das heißt zur Untergrabung der Leistungsfähigkeit der Produktion in der Zukunft. Den Satz „après nous le déluge" kann man als Motto über manche unserer Kriegsgesellschaften schreiben.

Und ferner: die kaufmännische Organisation arbeitet sparsam nur dann, wenn sie durch die Konkurrenz dazu genötigt wird, wenn die Gefahr besteht, daß der Konkurrent durch wirtschaftlicheres Gebahren billiger liefern kann und sie dadurch bedroht. Dann holt sie durch größte Schonung und Sorge für die Erhaltung der Vorräte und durch größte Ersparnis im Betriebe alle Gewinnmöglichkeiten aus dem Unternehmen heraus. Bei jeder Monopolwirtschaft aber erschlafft die Energie nach dieser Richtung. Ausgaben und Verluste können ja ohne weiteres durch höhere Preisberechnung ausgeglichen werden. Darum ist die so viel in der Öffentlichkeit gerügte Üppigkeit unserer Kriegsgesellschaften, Üppigkeit in der Ausstattung und in den Gehältern, sowie in der Fülle des Personals, eine notwendige Erscheinung des kaufmännischen Monopolbetriebes. Auf demselben Brett steht die erschreckende Höhe der Verlustziffern unserer Kriegsgesellschaften. Der Verderb an Lebensmitteln und Waren aller Art ist bei den Kriegsgesellschaften im Durchschnitt höher, als bei einem schlechtgeleiteten kaufmännischen Betriebe im Frieden.

Endlich darf auch ein wichtiger Punkt nicht unerwähnt bleiben, wenn man auch seine Berührung ganz besonders empfindlich aufzunehmen pflegt. Der kaufmännische Betrieb arbeitet nicht mit Beamten, sondern mit Kaufleuten. In normalen Zuständen sorgt die freie Konkurrenz und der Selbsterhaltungstrieb des Unternehmens, das heißt das Gewinninteresse, dafür, daß der Beamtenapparat zuverlässig, das heißt ehrlich, ohne Verfolgung eigener Gewinninteressen arbeitet. In unserer Zwangswirtschaft wird der gesamte Kaufmannsstand zu Angestellten. Er ist gewöhnt, auf eigene Rechnung zu arbeiten und für sich selbst jede Gewinnchance wahrzunehmen. Nun soll er sich mit fest bemessenem Einkommen oder prozentualem Profit begnügen, obgleich sowohl im Auslande, wie im inländischen Schleichhandel überall Gelegenheiten zu großem Gewinn bei Veräußerung der Ware auf eigene Rechnung liegen. Die Konkurrenz wirkt bei der Monopolgesellschaft nicht als Druck im Sinne einer Reinigung. Es ist auch nicht möglich, neben jeden Agenten und Aufkäufer einen Polizisten zu stellen, ganz abgesehen davon, daß er sich mit ihm sehr bald verständigen würde. So findet die Korruption in die Kriegsgesellschaften Eingang in einem Umfange, wie sie in normalen Zeiten nie in einem kaufmännischen Unternehmen beobachtet werden kann. Die untadelige Haltung der Leitung und ihre energischsten Bemühungen werden es niemals erreichen, diese Korruption abzustellen. Die Presse der Kriegsjahre ist voll von Skandalen der Kriegsgesellschaften. Dort, wo Betrügereien aufgedeckt wurden, mag in jedem Falle in rigorosester Weise durchgegriffen worden sein.

Man hat oft die Entschuldigung gehört: in einer so großen Organisation sind selbstverständlich auch unlautere Elemente vorhanden. Daß es zahllose, ehrenhafte Mitarbeiter gibt, ist selbstverständlich; und ihnen soll nicht zunahe getreten werden. Aber man darf nicht vergessen, daß erfahrungsgemäß nur ein ganz geringer Bruchteil von Straftaten aufgedeckt wird. Im Frieden gab es hierüber eine Statistik. An diesem Grundsatze gemessen wächst doch die Vermutung, daß der Umfang des unlauteren Gebahrens von Angestellten, besonders von Aufkäufern und Agenten, ein außerordentlicher ist, zumal in einer Zeit, wo der Schleichhandel das notwendige Korrelat der Zwangswirtschaft geworden ist. Zum guten Teil wird der Schleichhandel von Angestellten der Kriegsgesellschaften gespeist. Und so arbeitet die Zwangswirtschaft selbst mit Macht an ihrem Untergang.

Wir haben im Vorhergehenden die Unterlegenheit der Zwangswirtschaft gegenüber dem freien Spiel der Kräfte erörtert, die daraus folgt, daß die Selbsthilfe ausgeschaltet ist und an ihrer Stelle als treibende Kraft des Wirtschaftslebens das einseitige kaufmännische Interesse proklamiert wurde. Um die Schwächen der Zwangswirtschaft klar zu erkennen, ist es aber auch noch notwendig, auf einen anderen Umstand hinzuweisen, der ihre geringere Leistungsfähigkeit bedingt. Das ist die durch sie gebotene *Zentralisation*. Im normalen Wirtschaftsleben erfolgt die Anordnung und Durchführung jeder wirtschaftlichen Maßnahme aus der Wirtschaft, auf die sie sich bezieht, selbst heraus, von ihrem Eigner, Verwalter, Geschäftsführer usw. Sie verfolgt unter intimster Kenntnis aller lokalen Verhältnisse, unter engster *Anpassung* an die gegebenen Verhältnisse, unter zweckmäßiger Eingliederung in all die zahllosen Beziehungen, durch welche jede Einzelwirtschaft mit der Umwelt verknüpft ist, und die ausschließlich aus dieser Einzelwirtschaft heraus gesehen und mit ihren Bedürfnissen in Beziehung gesetzt werden können. Die Zwangswirtschaft will das wirtschaftliche Leben nach einheitlichen Gesichtspunkten regeln, sie gibt eine Fülle von generellen Anweisungen, nach denen die wirtschaftliche Betätigung aller Wirtschaften vor sich gehen soll. In wenigen Jahren sind diese Bestimmungen zu einem unübersehbaren Wust angeschwollen. In den letzten Jahren hat der Gedanke von der „Mechanisierung des Wirtschaftslebens", dessen Verkünder Rathenau in seinen Schriften gewesen ist, manche Verwirrung angerichtet. Er mag auch bei der zentralen Organisation unserer Zwangswirtschaft mitgespielt haben. Der Gesichtspunkt, daß jede wirtschaftliche Unternehmung, ob Gesellschaft oder Einzelunternehmen, eine *Individualität* darstellt, genau so wie der einzelne Mensch, kommt bei dieser Lehre zu kurz. Bei der industriellen Unternehmung mag ein Schablonisieren noch in gewissem Umfange erträglich sein, als allgemeiner Wirtschaftsgrundsatz wirkt es vernichtend. Man beobachte doch einmal einen landwirtschaftlichen Betrieb, und auf den landwirtschaftlichen Betrieb kommt bei der Zwangswirtschaft letzten Endes alles an, paßt sie nicht zu ihm, so geht sie überhaupt nicht, denn er bildet als Nahrungserzeuger die Grundlage aller Wirtschaften. Es gibt nicht einen landwirtschaftlichen Betrieb, der einem anderen in jedem Punkte gleicht. Seine Produktionsbedingungen weisen unendliche Verschiedenheiten auf: im Werte und der Fähigkeit des Bodens, in seinen Verkehrsbedingungen (der Lage zur Stadt, den Bezugsquellen und den Absatzmöglichkeiten), in den Möglichkeiten Vieh zu erhalten und zu ernähren, ja in dem augenblicklichen Gesundheitszustande des

Viehes und nicht zuletzt in den ganz individuellen Qualitäten und Fähigkeiten des Leiters und der Arbeiter. Und all diese Bedingungen, die fest an die Scholle gebunden sind und nur in ganz geringem Maße einer Änderungsmöglichkeit unterliegen, sind tausendfältig unter einander verflochten und bedingen eine die andere. Und alle zusammen bewirken, daß jede einzelne Landwirtschaft ein ausgeprägtes, ganz individuelles Gesicht hat, und richtig geleitet werden kann nur durch denjenigen, der mit all ihren Bedingungen vertraut ist, der in sie hineingewachsen ist. Nun denke man einem Wirtschaftsleben gegenüber, das sich aus solchen Wirtschaftsindividuen zusammensetzt, unsere Zwangswirtschaft mit ihrer Unzahl von Wirtschaftsanordnungen. Man kann ohne Übertreibung behaupten, daß nicht eine einzige dieser Wirtschaftsanordnungen auf alle landwirtschaftlichen Betriebe paßt. Immer geht sie nur vom grünen Tisch aus. Mit generellen Anweisungen läßt sich der Landwirtschaft gegenüber überhaupt nur vom grünen Tisch aus arbeiten. Eine jede solche Anordnung greift in zahllose Wirtschaften störend ein. Solange der Landwirt kann, widersetzt er sich durch Selbsthilfe, indem er die Anordnung nicht ausführt. Wird er dazu gezwungen, so leidet seine Wirtschaft Schaden, seine Produktion wird geschwächt. Nehmen wir als Beispiel den einfachsten Fall der Ablieferung des geernteten Getreides. Wie ich es in Belgien kennen gelernt habe, gibt es zahlreiche Landwirte, die in einem festen Verhältnis zu einem bestimmten Getreidehändler stehen, der ihnen die Ernte zum frühesten möglichen Termin abnimmt. Auf dieses individuelle Verhältnis hat der Landwirt seine Wirtschaft aufgebaut, indem er sich die Kosten für Lagerräume gespart hat. Eine Verzögerung der Abnahme bedeutet für ihn Verderb der Ernte. Andere Wirtschaften haben sich infolge der bei ihnen notwendigen Arbeiten für andere Feldfrüchte auf möglichst späte Ablieferung eingestellt. Nun kommt die Druschprämie oder, wie wir es ja auch gehabt haben, gar ein befristeter Ablieferungszwang. Der Landwirt, der der Strafe entgehen will, oder sich durch die niedrigen Preise verleiten läßt, nach der Druschprämie zu streben, wird dadurch gezwungen, die Arbeiten für die anderen Feldfrüchte zu verschieben. Eine Umgestaltung des Anbauplanes, ja unter Umständen Rückgang der Anbaufläche für wichtige Volksnahrungsmittel ist möglicherweise die Folge. Dabei ist die Druschprämie noch eine verhältnismäßig ungefährliche Maßnahme. Ganz anders sah es mit den Eingriffen in die Viehwirtschaft, mit der Rationierung des Selbstverbrauchs, der Futtermittel und des Saatgutes aus. Doch auf Einzelheiten soll hier nicht weiter eingegangen werden. Es genügt festzustellen, daß keine generelle Anordnung denkbar ist, die nicht für eine Unzahl von Wirtschaften unzuträglich wäre, das heißt bei ihrer Durchführung die Produktion dieser Wirtschaften schädigte. Dieser Schädigung, die letzten Endes immer in einem Produktionsrückgang zum Ausdruck kommt, steht für andere Wirtschaften keinerlei Vorteil gegenüber. War die angeordnete Maßnahme für eine andere Wirtschaft vorteilhaft, so war sie von dieser Wirtschaft selbst schon längst ergriffen. So kommen wir zu dem erschreckenden Resultat, daß jede Anordnung der Zwangswirtschaft im letzten Erfolg einen Abstrich von der Produktion der Gesamtwirtschaft bedeutet. Je länger die Zwangswirtschaft dauert, je weiter sie ausgebaut wird, desto verheerender wird ihre Wirkung. Das Wirtschaftsleben kann zentral nicht gelenkt werden, sondern immer nur individual. Der Erfolg der Zwangswirtschaft

bei längerer Dauer bedeutet notwendigerweiſe eine Aufzehrung der Wirtſchaftswerte, ein Verſiegen der Produktion. Das iſt der notwendige Erfolg des Syſtems, welches die Geſetze des Wirtſchaftslebens nicht beachtet.

Wir haben in dieſem Aufſatz zunächſt rein theoretiſch die Inferiorität und wirtſchaftszerſtörende Wirkung der Sozialiſierung oder Zwangswirtſchaft nachzuweiſen verſucht. Die Frage, ob die Zwangswirtſchaft vermeidbar war oder nicht, bleibt dabei gänzlich aus dem Spiel. Sie intereſſiert heute nicht mehr. Notwendig aber iſt die Erkenntnis, daß der gegebene Weg ins Verderben führt.

Der Arbeiter und die Maſchine

Von Albert Bencke (München)

Arbeiter und Maſchine ſind bisher Feinde geweſen; denn die Maſchine, die dem Menſchen ein Helfer und Erleichterer ſeines Daſeins ſein ſollte, beraubte den Arbeiter ſeines Menſchtums, unterdrückte ihn und machte ihn zu ihrem Knechte und zum Knechte deſſen, der die Maſchine beſaß; was Wunder, wenn nun der Arbeiter das Ziel ſeiner Wünſche erſt dann erreicht ſieht, wenn er ſich ſelber zum Herrn der Maſchine gemacht hat. So aber wurde die Frage nach dem Verhältniſſe des Arbeiters zur Maſchine, die im Weſen eine ethiſche Frage iſt, zu einer rein wirtſchaftlichen und politiſchen, die mit wirtſchaftlichen und politiſchen Mitteln ausgekämpft wird. Dieſe Kampfweiſe hat ihre Berechtigung, ſie war zurzeit vielleicht die einzige, die etwas leiſten konnte, aber das erſtrebte Ziel, die Harmoniſierung des Verhältniſſes zwiſchen Arbeiter und Maſchine kann damit nicht herbeigeführt werden, wenn nicht gleichzeitig eine ethiſche Neueinſtellung des Arbeiters zu ſeiner Arbeit und zu ſeinem Werkzeuge, der Maſchine, eintritt; eine ethiſche Neueinſtellung, der allein die vollberechtigte geſellſchaftliche Stellung des Arbeiters innerhalb eines neu zu erbauenden Geſellſchaftsorganismus gewährleiſten kann. Im deutſchen Arbeiter allein aber ſcheinen uns die ſeeliſchen und geiſtigen Vorausſetzungen vorhanden zu ſein, die eine ſolche ethiſche Wendung anzubahnen vermögen und da die Zukunft der geſamten Kulturmenſchheit auf dieſer ethiſchen Neuformung beruht, ſo tritt die Aufgabe der Deutſchen für die Welt im Sinne Fichtes an dieſer Stelle deutlich hervor. Die Erkenntnis dieſer Aufgabe wäre aber ohne das unſerem Zuſammenbruche folgende gährende Neugeſtaltenwollen nicht möglich geweſen und ſo liegt denn hier der Punkt, der auch den über dieſen Zuſammenbruch trauernden Patrioten mit dem Stand der Dinge zu verſöhnen vermöchte.

Die Grundforderung, die wir formulieren, geht alſo auf die ethiſche Neueinſtellung des Arbeiters zur Maſchine, deren Vorausſetzung allerdings die wirtſchaftliche Individualiſierung des Arbeiters iſt, die ſich an Stelle des ökonomiſchen Maſſenindividuums ſetzt, welche bisher den Arbeiter zu einer Funktion am Wirtſchaftsmechanismus herabgedrückt hat. Dieſe Vorausſetzung iſt heute gegeben;

der Arbeiter fühlt sich, trotz der radikalen Schreier, die den Arbeiter immer noch als den Unterdrückten hinstellen, um sich seine Gefolgschaft zwecks eigener Interessen zu sichern, als Herrn der Lage so sehr, daß er die Begrenzung der Herrschaft übersieht, die ihm Zeit und Umstände ziehen. Damit ist er äußerlich, so weit dies heute möglich ist, zum Herren seines Werkzeuges oder doch zum Mitherrn neben den eigentlichen Besitzern geworden und deshalb ist heute die Zeit gekommen, um an die eigentliche Forderung heranzutreten, die uns eine neue Einordnung des Arbeiters in die Gesellschaft bringen soll; an die ethische Forderung, auf Grund deren der Arbeiter die innerliche Neueinstellung zum Werkzeug, zu seiner Maschine vollziehen soll. Diese innerliche Neueinstellung vermag erst den Schlußstein des gesellschaftlichen Gebäudes, das wir heute bauen, zu legen, denn nur durch sie wird die neue seelische Beziehung des Arbeiters zur Maschine herbeigeführt, ohne welche die weitestgehende wirtschaftliche Besserstellung, ohne welche auch die Vollsozialisierung eine wirklich organische, über die rein äußerlichen Verhältnisse hinausgehende Hebung des Arbeiterstandes nicht wird herbeiführen können, und ohne welche die Revolution keine neuen Menschheitswerte, sondern nur ökonomische Verschiebungen erzeugt haben würde.

Diese innere Neueinstellung, als ethische Forderung, verlangt eine Wesensvertiefung des Arbeiters, die bisher im mühsamen Jagen nach dem täglichen Bedarf nicht möglich war, für die aber jetzt die äußeren Bedingungen gegeben sind. Sie verlangt die Schaffung einer inneren Beziehung des Arbeiters zu seiner Maschine, die nur durch die Erkenntnis ihres eigentlichen Wesens, ihrer eigentlichen Daseinsbedingungen gewonnen werden kann, und die sich letzten Endes auf die Einsicht gründet, daß in der Maschine, an der er hantiert, nichts anderes als seine eigene menschliche Arbeitsmaschine, wie sie sein Organismus darstellt, in besonderen, bestimmten Zwecken angepaßter Weise verkörpert ist. Der Arbeiter muß auf eine Stufe technischen und seelischen Erkennens gehoben werden, daß er in der Maschine eine Ausstrahlung seines Selbst, seines eigenen Kopfes, seiner Hand und seiner Gliedmaßen zu erblicken vermag, daß er so seinen eigenen Körper in jene innere Beziehung zur Maschine setzt, die Mensch und Maschine zu einem einheitlichen Organismus zusammenfaßt, in welchem der Wille des Menschen der Bändiger, Regeler und Leiter der im Gesamtorganismus waltenden Kräfte ist. Tatsächlich verhält es sich so; denn die Maschine ist, wie das einfache Werkzeug, nur unendlich komplizierter als dieses, nichts anderes als eine Organprojektion des menschlichen Körpers, eine nach Außen gerichtete Verlängerung, Wiederholung und neue Verbindung menschlicher Organe, die in der Maschine ihre Verkörperung fanden, weil das Schaffen des Menschen, auch das technische, immer nur eine unbewußte Verkörperung seines eigenen Selbst ist, das sich zur Erreichung irgend eines bestimmten Zweckes nach Außen projiziert. Gebt dem Arbeiter diese Erkenntnis, vertieft auf diese Weise seine Beziehung zur Maschine, so daß sein Körper und die Maschine, an der er arbeitet, als zusammengehörige Einheit empfunden werden, und ihr werdet des Taylorismus und all der fein ausgetüftelten Vorschriften der sogenannten wissenschaftlichen Betriebsführung entraten können und werdet mehr leisten als diese, denn diese „wissenschaftliche" Betriebsführung bleibt stets ein Äußerliches, Mechanisches, das den Arbeiter unterdrückt, ihn selbst zum Werkzeug, zum Mechanismus, das heißt zum Teil im Teil herabsetzt, während er doch an der Spitze des Mechanismus steht, den er als einen untergeordneten

Teil seines Selbst empfinden muß und dann erst wahrhaft beherrscht. Der Taylorismus ist nichts anderes als der krampfhafte Versuch des Kapitals, den ihm durch die unumgänglichen Lohnerhöhungen entgehenden Gewinn auf andere Weise auf Kosten des Arbeiters hereinzubringen und eine weitere Versklavung des Arbeiters durch höheren Lohn unter dem Schlagwort der Produktionssteigerung zu erkaufen. Diese Produktionssteigerung wird sich aber ohne Zwang und ohne starre Mechanisierung des arbeitenden Körpers dann einstellen, wenn der Arbeiter die innere Beziehung zur Maschine gewinnt, auf Grund deren sein Kopf seine Hand, und seine Hand den Gang der Maschine so regelt, daß die Harmonie zwischen Arbeiter und Werkzeug hergestellt wird. Das ist der innerliche, der geistige Taylorismus an Stelle des ausgeklügelten mechanischen, von dem man nun, als amerikanischer Heilsbotschaft, das Glück der Welt erwartet.

Das aber berührt die Grundlagen der Arbeiterbildung und der Bildung unserer Jugend überhaupt. Wir leben in einem technischen Zeitalter, in welchem eine Erfindung die andere verdrängt, die uns verspricht, das Leben in irgend einer Beziehung leichter und angenehmer zu machen. Statt dessen aber beherrscht die Maschine uns, das heißt den Großteil des Volkes, statt daß wir sie beherrschen; die Mechanismen, die erfunden wurden, standen uns fremd und wesenlos gegenüber und wurden nur nach der Leistung geschätzt, die sich aus ihnen herausholen ließ. Was in ihnen steckte, das kümmerte nur den Ingenieur, und diesen auch nur insofern, als er mechanische Gesetze in der Maschine verkörpert sah. Daß die Maschine eine unbewußte Hinausprojizierung seines eigenen Selbst war, berührte ihn nicht und lenkte nicht seinen Erfinderwillen, der sonst vielleicht noch zu ungleich höheren Leistungen befähigt worden wäre. Zu einem wirklichen Druck aber wurde diese Unkenntnis, dieser Mangel an innerer Beziehung zwischen Mensch und Maschine, bei dem Arbeiter, und heute, wo der ökonomische Druck vom Arbeiter genommen ist, ist es nur eine Bildungsfrage, damit auch der ethische Druck, der ein als Druck empfundener ethischer Mangel war, verschwinde. Es ist eine Bildungsfrage, die rein formal an eine Vertiefung der Kenntnis des eigenen menschlichen Körpers anknüpft, der ein Vorbild jedweder Maschine ist. Es sei hier an das Wort Virchows erinnert, das er anläßlich der Eröffnung einer Naturforscherversammlung sprach: „Der gebildete Mensch soll nicht deshalb allein seinen eigenen Leib kennen, weil solche Kenntnis zur Bildung gehört, sondern vielmehr weil zuletzt die Vorstellung, die man sich von sich selbst macht, die Grundlage für alles weitere Denken über den Menschen bildet." Damit ist ein Kernpunkt des gesamten Bildungs- und Erziehungswesens der Zukunft berührt, das nur dadurch aus der seelenlosen Technisierung, in welcher es sich heute befindet, gerettet und vergeistigt werden kann, daß man die Technik in ihre naturgemäße Beziehung zu unserem körperlichen Sein setzt und sie, die damit an ihre richtige Stelle im Zusammenhang des Ganzen gestellt wird, vergeistigt. Heute ist das, was man die Bildung des Arbeiters nennen kann, rein technisch, er kennt die Räder und Bestandteile seiner Maschine, weiß was sie leistet und wie sie zu behandeln ist, steht ihr aber als Gesamtmechanismus fremd gegenüber, weil er ihre intimen, vom Erfinder und Konstrukteur unbewußt seinem eigenen körperlichen Organismus gemäß gestalteten Beziehungen zu eben diesem Organismus nicht kennt und deshalb die Maschine auch nur mechanisch zu bedienen, statt sie geistig zu beherrschen vermag. Auf

diese geistige Beherrschung aber kommt es an, wenn uns unser technisches Zeitalter, wenn uns die Maschine nicht zum Fluche, wie es heute ist, sondern zum Segen werden soll. Auch heute haben wir unter unserer Arbeiterschaft einige wenige, die dieses Wesen der Maschine im Verhältnis zu dem ihm übergeordneten, nicht die Maschine bedienenden, sondern sie beherrschenden Menschen intuitiv erfaßt haben. Diese Leute sind in ein besonderes Verhältnis zu ihrer Maschine getreten, sie haben sie lieben gelernt, als wäre sie ein Teil ihrer selbst, sie stehen in innigem Kontakt mit ihr, das Arbeiten an ihr ist ihnen zur Freude geworden, so daß die Maschine in geistigem Sinne in ihren Besitz übergegangen ist, der ein festeres Band knüpft als die beste Vollsozialisierung, die doch nur am äußerlichen hängen bleibt, es vermag. Dieses auf intuitiver Grundlage beruhende Verhältnis der Wenigen kann aber in einen auf bewußtem Erkennen, auf Wissen beruhenden Zustand Aller umgewandelt werden und dann erst werden wir eine Arbeiterschaft haben, die sich ihres Wertes und ihrer Würde als Kulturträger bewußt ist und die gewissermaßen automatisch, ohne Gewaltanstrengung, bestimmend auf die Neugestaltung der gesellschaftlichen Ordnung wirkt. Wenn aber irgend ein Arbeiter berufen ist, diese innere Wandlung zu seinen Werkzeugen, den Maschinen, durch den geistigen Erwerb derselben herbeizuführen, so ist es der deutsche Arbeiter vermöge der ihm innewohnenden Tiefe, die bis heute durch die rein mechanische Auffassung des Verhältnisses zwischen Maschine und Arbeiter verschüttet lag. Diese Tiefe, dieser goldhaltige Schacht, aus dem wahre Arbeitsfreudigkeit, aber auch wahre Erfindertätigkeit und Mitarbeit an der völklichen Gesamtarbeit sprießen, kann eröffnet werden, wenn wir den innigen Kontakt zwischen Arbeiter und Maschine durch geeigneten vergeistigten technischen Unterricht herzustellen wissen. Eine gewöhnliche Axt, in der Hand eines geschickten Demonstrators, kann hier als Beispiel dienen. Er zeigt an der doppelten Schweifung des Stieles, an der Form des Kopfes, wie hier das alle menschliche Proportion beherrschende Gesetz des goldenen Schnittes zum unbewußten Ausdruck kommt, denn diese Form ist keine gesuchte, sondern hat sich nach und nach aus den Gebrauchsforderungen ergeben, die nun ein Werkzeug hervorgebracht haben, das in eigener Weise den menschlichen Arm wie die daran sitzende geballte Faust abbildet. Was aber von diesem einfachen Werkzeug gilt, gilt von jeder Maschine und mit den einfachsten Mitteln der Anschauung wäre so jenes Verständnis des innersten Wesens der Maschine anzubahnen, das in ihr verborgen ist und zu dem der Arbeiter nicht in Beziehungen zu treten vermag, weil er nur ihr äußeres Wesen kennt. Voraussetzung eines solchen Verständnisses ist aber ein beseeltes Verständnis des eigenen Körpers und so erhebt sich daraus gerade für die Arbeiterbildung, für einen Arbeiterstand, der wahrhaft als Kulturträger in das ihm bisher verschlossene Reich gesellschaftlicher Gleichberechtigung einzieht, die Forderung einer Körperlehre, einer Lehre vom menschlichen Organismus, deren jeder Träger der anderen Berufe, abgesehen von dem der Ärzte, entraten kann, die aber in Zukunft zur Arbeiterberufsbildung gehören muß. Der sozialistische Staat hat hierfür zu sorgen und er wird damit eines der wirksamsten Mittel gefunden haben, um den deutschen Arbeiter wahrhaft zum Bestimmer seiner Geschicke zu machen. Das aber wäre ein Vorbild für die Welt.

Die wirtſchaftliche Bedeutung Oberſchleſiens für das Reich und die Stellung Bayerns

Von Rudolf Möhring, Hilfsarbeiter im Bayeriſchen Induſtriellen-Verbande [1])

Es mußte für jeden Einſichtigen von vornherein klar ſein, daß ein für Deutſchland verlorener Krieg in volksfremden Stämmen des Reiches den Wunſch nach Loslöſung von dieſem wecken würde, ganz beſonders dann, wenn das Stammland mit den ſiegreichen Völkergruppen im Bündnis ſtand. Die Bewegung in Poſen und Südweſtpreußen kam daher nicht unerwartet. Daß die Polen, die Ohnmacht Deutſchlands benutzend, ihre Hände auch nach andern Landesteilen ausſtrecken würden, war bei ihrer Pſyche nicht überraſchend, — überraſchend, geradezu unverſtändlich war es jedoch, daß ihr Verlangen bei der Bevölkerung der begehrten Landesteile nicht durchweg Abweiſung fand. Zu dieſen gehörte auch Oberſchleſien. Aus dem Verhalten der oberſchleſiſchen Bevölkerung darf jedoch keinesfalls das herausgeleſen werden, was der Pole ſo gern herausgeleſen wiſſen möchte, nämlich, daß der Oberſchleſier durch ſein Verhalten ſich zum Polentum bekenne und dadurch ſeinen polniſchen Urſprung dokumentiere. Daß eine ſolche Folgerung den wahren Verhältniſſen nicht entſpricht, iſt für jeden, der Oberſchleſien kennt, vollkommen klar. Das Verhalten des Oberſchleſiers erklärt ſich vielmehr aus den Eigenarten, die jedem Miſchvolk eigen ſind, nämlich aus dem Mangel an Nationalgefühl und dem mit demſelben ſtets Hand in Hand gehenden Beſtreben, ſich die Lage unter gänzlicher Ausſchaltung von Idealismus nur nach kalt und nüchtern abgewogenen Geſichtspunkten zu geſtalten. Eine Zugehörigkeit zum Deutſchen Reiche ſieht der Oberſchleſier deshalb jetzt unter dem beſonderen Geſichtswinkel an, ob die realen Vorteile mehr auf dieſer, oder ſtatt deſſen etwa in einer Anlehnung an das Frankreich verſchriebene Polen liegen könnten. Der Agitation zur Erhaltung Oberſchleſiens iſt daher nach dem Geſagten der Weg gewieſen. Sie darf ſich nicht ſo ſehr an die Herzen der Oberſchleſier, ſondern in erſter Linie an ihren kalten, nüchternen Sinn wenden, und ihm zu beweiſen ſuchen, daß trotz aller Überredungskünſte von ſeiten der Polen es doch wirtſchaftlich für Oberſchleſien weit vorteilhafter iſt, wenn es beim Deutſchen Reiche bleibt. Eine ſolche Agitation wird in richtiger und wirkſamer Weiſe erſt vor ſich gehen, wenn das Reich und ſeine einzelnen Teile erkennen, was für ſie eine Loslöſung Oberſchleſiens bedeuten würde. Zu deſer Erkenntnis mögen folgende Ausführungen beitragen:

Oberſchleſien iſt etwa der Regierungsbezirk Oppeln. Gegen die fremden Nachbarländer iſt dies Gebiet durch klare Grenzen geſchieden: Die Gebirge gegen Böhmen, gegen Ruſſiſch-Polen die Waſſerſcheide zwiſchen Oder und Weichſel. Was die wirtſchaftliche Ausnutzung angeht, zerfällt dieſes Gebiet in mehrere nach Art und Größe unterſchiedene Teile. Rechts der Oder im Süden das Hügelland der Kreiſe Pleß und Rybnik, das durch ausgedehnte Waldungen forſtwirtſchaftlich, aber auch durch ſeine Steinkohlenlager, die bisher noch nicht im vollen Abbau begriffen ſind, eine große Induſtriezukunft hat. Daran ſchließt ſich im Dreieck Gleiwitz-Tarnowitz-Myslowitz als kleinſtes aber bedeutendſtes Gebiet, das eigentliche Induſtrierevier. Daran nach Nordweſt um Großſtrelitz ein Kalkgebiet mit blühender Induſtrie: Kalk und Zement. Den Abſchluß nach Norden bildet zwiſchen Stober und Malapane ein großes Waldrevier mit fleißiger Forſtwirtſchaft und Holzinduſtrie, ſowie deren Nebeninduſtrien (Papier, Zelluloſe, Erſatzſtoffe). Das Odertal zieht ſich als fruchtbarer Landwirtſchaftsſtreifen durch das ganze Gebiet. Links der Oder, im Norden, befinden ſich die reichen Waldungen um Falkenberg. Daran ſtößt im Süden das fruchtbare Landwirtſchaftsgebiet von Leobſchütz und Ratibor, die Gemüſekammer Oberſchleſiens.

[1]) Das Material zur nachfolgenden Denkſchrift wurde dem Verfaſſer unter Mitwirkung der örtlichen Organiſationen durch den Zweckverband Oſt zur Verfügung geſtellt.

Aus dem Gesagten ist zu ersehen, daß die auf ziemlich engem Raum zusammengedrängte Bevölkerung Oberschlesiens ihren Lebensunterhalt wesentlich aus drei Quellen zieht:

1. Aus einer Industrie, die sich auf den reichen Bodenschätzen entwickelt hat,
2. aus einer hochentwickelten Landwirtschaft und Forstwirtschaft,
3. aus dem mit beiden unzertrennlich verbundenen Handel.

Alle drei Quellen machen Oberschlesien zu einem der wirtschaftlich bedeutsamsten Bezirke Deutschlands; Deutschlands Stellung im zwischenstaatlichen Wirtschaftsleben beruht zum großen Teil auf den Leistungen Oberschlesiens, innerstaatlich zur schärferen Charakterisierung seines Werts stellen wir Oberschlesien in Vergleich mit anderen Industriezentren.

Die Steinkohlenförderung Oberschlesiens, also eines verhältnismäßig kleinen Gebietes des Reiches betrug vor dem Kriege zweieinhalbmal soviel als die von Österreich Ungarn, doppelt soviel als die des Riesenreiches Rußland und, was vielleicht am stärksten auffällt, ebensoviel wie die Frankreichs. An Zink wurde in Oberschlesien 17,4 Prozent, das ist mehr als ein Sechstel der Weltproduktion an Zink, gewonnen. Der Gesamtwert der Bergerzeugnisse beträgt jährlich rund etwa 938 695 000 Mark, ohne den Selbstverbrauch der oberschlesischen Industrie. In ihr arbeiten nahezu 2000 Millionen Mark Kapital, die auf eine Fülle von Anteilscheinen verstreut sind. Diese wiederum sind über die verschiedensten Bevölkerungsschichten verteilt. Ein Verlust Oberschlesiens würde also nicht nur dem Reiche Einkünfte großen Umfanges nehmen, sondern auch eine große Zahl von Volksgenossen aller Schichten und Gegenden wirtschaftlich schwer treffen.

Die einzelnen Industriezweige:

Deutschland hat im Jahre 1913 im ganzen 191 511 000 Tonnen Kohle gefördert. Davon hat Elsaß-Lothringen 3 817 000 Tonnen, d. h. zwei Prozent im Werte von 389 Millionen Mark geliefert, die wir nun, nach dem Wegfall Elsaß-Lothringens an Frankreich, verlieren. Mit Oberschlesien verlören wir aber jährlich mindestens 43 439 000 Tonnen, d. h. weitere 22,6 Prozent. Im ganzen beträgt also unser Verlust 24,6 Prozent, d. h. beinahe ein Viertel unserer Gesamtförderung an Steinkohlen mit einem Geldwert von jährlich 432 553 000 Mark. Wir würden also nicht mehr 191 511 000 Tonnen, sondern nur etwa 144 000 000 Tonnen fördern können. Zu diesem direkten Verlust kommt noch etwas anderes. Für Export von Kohle gab es vor dem Kriege nur zwei Länder: England und Deutschland. Die deutsche Ausfuhr an Kohle im Jahre 1913 betrug 34 573 514 Tonnen, die Einfuhr (wir mußten besondere Kohle für Spezialzwecke einführen) 10 540 008 Tonnen, d. h. die Ausfuhr übertraf die Einfuhr um 24 033 496 Tonnen. Da demzufolge 1913 der Kohlenverbrauch Deutschlands 167 477 504 Tonnen betragen hat, die Kohlenförderung nach dem Verlust Elsaß-Lothringens und im Falle der Abtretung Oberschlesiens, die gleiche Beschäftigung der Industrie wie vor dem Kriege vorausgesetzt, zirka 144 000 000 Tonnen betragen würde, so würden zunächst rund 23 000 000 Tonnen Kohlen fehlen. Diese müßten eingeführt werden. Damit wäre aber Deutschland aus einem Kohlenausfuhrland ein Einfuhrland geworden, die deutsche Volkswirtschaft vom Auslande abhängig und damit aufs schwerste in der Konkurrenzfähigkeit bedroht.

Oberschlesiens Steinkohlenvorrat beträgt nun bis zur Tiefe von 1200 Meter 74 825 Milliarden Tonnen, derjenige Englands bis zur gleichen Tiefe zirka 181 350 Milliarden Tonnen. Um diese Zahlen in richtiger Weise vergleichen zu können, sei erwähnt, daß 1913 die englische Förderung beispielsweise 292 000 000 Tonnen, die oberschlesische dagegen 43 439 000 Tonnen betrug. England fördert also bei dem zweieinhalbfachen Kohlenvorrat ungefähr die siebenfache Kohlenmenge, muß also schon in einigen Jahrhunderten seine Vorräte erschöpfen, während Oberschlesiens Kohle selbst bei gesteigerter Förderung noch mehr als ein Jahrtausend ausreichen wird. Oberschlesien wird dann zusammen mit Westfalen

das wirtschaftliche Rückgrat Europas bilden, während Englands volkswirtschaftliche Kraft gebrochen sein wird.

Brikettfabrikation.

Koks und Cinder.

Mit der Kohlenförderung eng verbunden ist die Brikettfabrikation und die Kokserstellung mit ihren volkswirtschaftlich allgemein bedeutenden Nebenprodukten. Die Erzeugung von Steinkohlenbriketts und Koks tritt in Oberschlesien, das über verhältnismäßig wenig Staubkohle und zur Verkokung geeignete Kohle verfügt, gegenüber der sonstigen gleichartigen deutschen Produktion in den Hintergrund. Trotzdem würde auch bei diesem Industriezweige die Abtrennung Oberschlesiens einen empfindlichen Verlust für die deutsche Volkswirtschaft bedeuten. Die deutsche Brikettproduktion würde dadurch um 6,2 Prozent entsprechend einem Geldwert von 6 083 442 Mark, die deutsche Koksproduktion um 6,4 Prozent gleich 31 744 000 Mark verringert werden. Nicht minder empfindlich würde die auf der Kokserzeugung aufgebaute Industrie der Nebenprodukte beeinträchtigt werden. Von den 1913 in ganz Deutschland gewonnenen 1 020 000 Tonnen Teerprodukten entfielen auf Oberschlesien 154 291 Tonnen = 15 Prozent mit einem Wert von 4 305 000 Mark. Bei schwefelsaurem Ammoniak betrug die deutsche Gesamtproduktion 407 000 Tonnen, der Anteil Oberschlesiens 8,7 Prozent = 35 447 Tonnen, entsprechend einem Gesamtwert von 9 028 000 Mark. Von Benzol, diesem heute noch für das Automobil- und Flugwesen schlechthin unentbehrlichen Brennstoff, wurden in ganz Deutschland 185 000 Tonnen gewonnen, von denen 24 506 Tonnen oder 18,2 Prozent auf Oberschlesien entfielen, entsprechend einem Werte von 2 088 000 Mark. Der Verlust des oberschlesischen Anteils an der Benzolgewinnung würde sich in Wirklichkeit noch unangenehmer als diese durch die vorstehenden Zahlen angedeutet ist, bemerkbar machen. In Zukunft würde der niedrige Stand der deutschen Valuta angesichts der für Flug- und Automobilwesen notwendigen Einfuhr von Benzin, als dessen Ersatz Benzol verwandt wird, dauernd größere Geldmengen ins Ausland ableiten. Dadurch würden — stets der gleiche circulus vitiosus — die valutarischen Verhältnisse noch ungünstiger beeinflußt.

Eisenindustrie.

Deutschlands wirtschaftliche Machtstellung beruhte vor dem Kriege neben seinem Kohlenreichtume vor allem auf seiner Eisenindustrie, die sich in unermüdlicher, Qualitätswaren schaffender Arbeit einen großen Teil des Weltmarktes eroberte, und Deutschland zu dem zweitgrößten Eisenproduzenten der Welt machte. Oberschlesien beteiligt sich hier, wenn auch nicht in dem Maße wie bei der Kohlengewinnung in bedeutendem Umfange. 1913 förderte Gesamtdeutschland einschließlich Luxemburg 33 711 000 Tonnen, Oberschlesien 156 221 Tonnen Eisenerze. Die Abtrennung Elsaß-Lothringens und das wirtschaftliche Ausscheiden Luxemburgs bewirken eine Verringerung der deutschen Eisenerzförderung auf etwa 6 890 000 Tonnen. Es ist selbstverständlich, daß damit Oberschlesiens Eisenerzförderung viel mehr ins Gewicht fällt.

Der Anteil Oberschlesiens an der Roheisengewinnung ist erheblich größer. 1913 wurden im deutschen Zollgebiet insgesamt 193 021 172 Tonnen Eisen hergestellt, wovon auf Oberschlesien 994 604 Tonnen = 5,1 Prozent entfielen. Die Abtrennung Elsaß-Lothringens läßt die deutsche Roheisenerzeugung auf 12 900 000 Tonnen herabsinken und Oberschlesien rückt damit von der achten an die vierte Stelle.

Die in Nord- und Mitteldeutschland gelegenen Eisenwerke haben im Frieden fast nur mit ausländischen Erzen und englischer Kohle gearbeitet. Bei den Schwierigkeiten, welche die Entente auch nach Ratifizierung des Friedens zweifellos der deutschen Volkswirtschaft bereiten wird, kann mit vollem Rechte angenommen werden, daß für das Weiterarbeiten dieser Werke bei dem Fehlen der englischen Zufuhr ein Verbleiben Oberschlesiens beim Reiche die Lebensfrage ist.

Die deutsche Einfuhr an Eisenerzeugnissen betrug 1913 etwa 618 291 Tonnen im Werte von 104 117 000 Mark, die deutsche Ausfuhr 6 497 262 Tonnen im Werte von 1 339 255 000 Mark. Bei dem Fortfall Elsaß-Lothringens und im Falle des Ausscheidens Oberschlesiens muß sich die deutsche Eisenerzeugung, die Produktionszahlen von 1913 vorausgesetzt, auf 7 412 331 Tonnen verringern. Da die deutsche Eisenausfuhr in diesem Jahre die Einfuhr um 5 878 891 Tonnen überstieg, so würde sich der deutsche Bedarf von 13 430 201 Tonnen im Inlande nicht mehr decken lassen. Deutschland, das vor dem Kriege neben den Vereinigten Staaten von Amerika und neben England das einzige eisenausführende Land war, würde gezwungen sein, Eisen einzuführen und damit auch hinsichtlich dieses unentbehrlichen Rohstoffes die Passivseite seiner Handelsbilanz belasten. Diese Gefahr kann nur durch das Verbleiben Oberschlesiens beim Reich abgewendet werden, da seine Eisenerzeugung der künftigen Einfuhr nahezu gleichkommt und diese damit überflüssig machen würde.

Zinkindustrie.

Während Kohlen und Eisen in der Hauptsache auf den deutschen und den Markt der benachbarten Länder angewiesen sind, versorgt Oberschlesiens Zink noch weite Gebiete des Weltmarkts mit diesem unentbehrlichen Metall. Italien, die Balkanländer und besonders Asien kauften bis zu dem Kriege erhebliche Mengen an Zink in Oberschlesien.

Die gesamte deutsche Zinkerzförderung betrug 1913 etwa 649 700 Tonnen im Werte von 44 000 000 Mark, Oberschlesiens Anteil daran 521 331 Tonnen mit Mark 30 217 437 = 80,2 Prozent. An Rohzink wurden in Deutschland 278 585 Tonnen produziert, wovon auf Oberschlesien 169 439 Tonnen = 60,8 Prozent im Werte von 72 064 000 Mark entfielen. Die Abtrennung Oberschlesiens, welches allein 17 Prozent der 10 011 008 Tonnen betragenden Welterzeugung an Zink deckt, würde Deutschland schwer schädigen. Da die Ausfuhr 1913 etwa 138 093 Tonnen im Werte von 74 699 000 Mark, die Einfuhr 58 520 Tonnen im Werte von 31 653 000 Mark betrug, so stellt sich der deutsche Bedarf an Zink auf 198 012 Tonnen, der Überschuß der Ausfuhr über die Einfuhr also auf 80 573 Tonnen. Da mit Oberschlesien rund 170 000 Tonnen Zink wegfallen würden, so müßten zur Deckung des Bedarfes rund 108 000 Tonnen eingeführt werden, so daß Deutschland auch hier wieder dem Auslande zahlungspflichtig würde.

Zinknebenprodukte.

Durch den Wegfall der bedeutenden Schwefelsäureproduktionen würde sich auch die Wirtschaftslage der chemischen Industrie, welche dieses Erzeugnis in erheblichen Mengen bezog, verschlechtern. Die bisherige Ausfuhr würde auch hier durch eine Einfuhr ersetzt werden müssen. Besonders bedenklich würde aber die Abtretung Oberschlesiens auf die Zinkindustrie selbst einwirken, da die bisher gewährten Ausnahmetarife für Zink und Schwefelsäure, welche der Zinkindustrie die Ausfuhrmöglichkeiten erst schufen, selbstverständlich einem polnischen Oberschlesien nicht gewährt werden könnten. Damit aber würde die oberschlesische Schwefelsäure auf dem Weltmarkt nicht mehr konkurrenzfähig sein, was wiederum, wenn man nicht die elementarsten Rücksichten auf die Gesundheit der Arbeiter und Anwohner außer acht und die Schwefelgase in die Luft strömen lassen will, eine erhebliche Verminderung der oberschlesischen Zinkgewinnung zur Folge haben muß.

Bleiindustrie.

Wenn auch die oberschlesische Bleiindustrie sich an Bedeutung mit der Zinkindustrie nicht messen kann, so bildet sie doch im Rahmen der gesamten Montanindustrie ein wesentliches Glied. Deutschlands Bleierzförderung betrug 1913 etwa 142 800 Tonnen im Werte von 20 Millionen Mark. Oberschlesien war daran mit 52 572 Tonnen im Werte von 6 496 000 Mark beteiligt.

Deutschland stand 1913 mit einer Bleierzeugung von 165 000 Tonnen an dritter Stelle unter den wichtigeren Produktionsländern, von denen die Vereinigten Staaten von Amerika an der 1 189 100 Tonnen betragenden Weltproduktion allein mit 386 700 Tonnen beteiligt waren. Das Ausscheiden der in Oberschlesien erzeugten 44 337 Tonnen im Werte von 16 353 926 Mark würde Deutschland auf die vierte Stelle zurückrücken. Die Einfuhr, welche die Ausfuhr um 26 357 Tonnen überstieg, würde, da der Verbrauch Deutschlands auf rund 190 000 Tonnen geschätzt werden kann, um etwa 65 000 Tonnen die heimische Erzeugung übertreffen müssen, wenn anders der Bedarf Deutschlands befriedigt werden soll. Die natürliche Folge wäre auch hier eine wesentliche Erhöhung der an das Ausland abzuführenden Geldbeträge und damit verbunden eine weitere Passivstellung unserer Handelsbilanz.

Weitere Industrien.

Wenngleich der bisher besprochenen Montanindustrie bei weitem der Vorrang gebührt, so birgt Oberschlesien noch andere Industrien, die, wenn sie auch nicht von so überragender Bedeutung sind, doch immerhin zu dem allgemeinen Hochstand des wirtschaftlichen Lebens in bedeutsamer Weise beitragen, und deren Verlust dem Reich eine schwer zu heilende Wunde beibringen würde. Diese Industrien lassen sich in die folgenden Hauptgruppen einordnen:

Industrie der Steine und Erden,
Holz- und Papierindustrie,
chemische Industrie,
Eisen- und Metallverarbeitung,
Textilindustrie,
Industrie der Nahrungs- und Genußmittel,
elektrische Industrie.

Zement.

Die Zementindustrie in Oberschlesien besteht seit dem Jahre 1857. Der damals errichteten Fabrik gesellten sich infolge des gesteigerten Absatzes bald andere hinzu. 1910 waren zehn lebensfähige Werke vorhanden, welche sich mit Rücksicht auf den deutschen und ausländischen Wettbewerb zu dem Verbande oberschlesischer Portland-Zementfabriken zusammengeschlossen haben. Die Leistungsfähigkeit der oberschlesischen Zementfabriken beträgt 7 Millionen Faß zu je 170 Kilogramm im Jahre.

Kalk.

Die Kalkindustrie Oberschlesiens kann auf mehr als hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Sie basiert auf den mächtigen Kalksteinlagern, die im Gogoliner, Großstrelitzer, Gleiwitzer, Beuthen-Tarnowitzer und Pleßer Bezirk ausgebeutet werden.

Die oberschlesische Kalkindustrie verfügt insgesamt über mehr als dreißig Steinbrüche, die nicht allein die Brennöfen mit den nötigen Brennsteinen versorgen, sondern auch große Mengen Kalksteine liefern. Die gesamten dreißig Werke weisen eine Leistungsmöglichkeit von 2 000 000 Tonnen im Jahre auf mit einem Wert von 10 000 000 Mark.

An die Kalk- und Zementindustrie schließt sich eine Reihe von Zementwaren- und Kunststeinfabriken an, deren Ausdehnung und Absatzmöglichkeiten von Jahr zu Jahr zunehmen. An dieser Stelle möge auch der blühenden Beton- und Eisenbetonindustrie gedacht werden, die namentlich für die Montanindustrie dauernd zu arbeiten hat, da die letztere immer mehr zur Verwendung von Beton- und Eisenbeton unter und über Tage übergeht.

Neben zahlreichen Ziegeleien, Schamotte- und Dinassteinfabriken möge noch besonders die oberschlesische Porzellan- und Glasindustrie hervorgehoben werden, als deren bedeutendste die von Tillowitz genannt zu werden verdient.

Textil.

Die oberschlesische Textilindustrie, welche früher nur Leinen und Textilrohstoffe verarbeitete, hat die Fortschritte der Textilersatzstoffindustrie aufgegriffen und Papiergarne und -Gewebe verarbeitet. Sie hat neuerdings auch die Herstellung der Stapelfaser aufgenommen, welche nach den bisherigen Versuchen einen wertvollen Ersatz für die aus dem Auslande früher eingeführten Textilrohstoffe bietet.

Chemische Industrie.

Oberschlesiens chemische Industrie verfügt, abgesehen von der Schwefelsäureherstellung, über eine nennenswerte Superphosphatfabrikation und Sprengstoffindustrie. Letztere wird in Zukunft dadurch, daß die südwestdeutschen Sprengstoffabriken von der Entente für absehbare Zeit mit Beschlag belegt sind, an Wert für die deutsche Allgemeinheit gewinnen, vielleicht unentbehrlich werden. Die Superphosphatwerke erzeugten mit 332 Arbeitern im Jahre 1913 an 190 477 Tonnen Superphosphat im Werte von 26 873 293 Mark.

Während des Krieges ist dann noch eine vom Reiche erbaute, großzügig angelegte Fabrik zur Gewinnung von Stickstoff aus der Luft hinzugekommen, die bereits heute erhebliche Mengen von Stickstoff, Calciumkarbid usw. erzeugt. In kleineren Anlagen wird noch Kupfervitriol, Schwefelsäure, Tonerde, Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlensäure, Lithopon, Lederleim, Glaubersalz usw. hergestellt.

Maschinen- und Elektrizitätsindustrie.

Oberschlesiens Maschinenbauindustrie ist sehr vielseitig. Neben Bergwerksmaschinen, Hüttenmaschinen, Eisenkonstruktionen werden Dampfkessel, Hartzerkleinerungsmaschinen für Eisenbahnwerkstätten, Werkzeugmaschinen, Gas-, Benzin- und Dieselmotoren, Überhitzer, Schiebebühnen, Transportanlagen und Drahtseilbahnen hergestellt.

Die oberschlesische elektrische Industrie hat ihre hervorragendsten Vertreter in den oberschlesischen Elektrizitätswerken. Diese versorgen durch ein ausgedehntes, unterirdisch verlegtes Kabelnetz den gesamten Industriebezirk mit Licht und Kraft. Insgesamt standen hierfür vor dem Kriege zwei große Elektrizitätswerke in Chorzow und Zaborze mit zusammen 62 Kilowatt Leistung zur Verfügung, die aber während des Krieges sich erheblich vergrößert haben. Oberschlesien verfügt außerdem noch über eine elektrotechnische Spezialfabrik, die Planiawerke in Ratibor, welche sich ursprünglich nur mit der Herstellung von Elektroden für die elektrochemische und elektrothermische Industrie befaßten. Neuerdings werden hier auch Kohlenbürsten für Elektromotore und Dynamomaschinen, Schweißkohlen für das elektrische Schweißverfahren hergestellt.

Oberschlesien ist endlich dank seiner hochentwickelten Industrie ein guter Abnehmer für elektrische Fabrikate, deren Gesamtverbrauch aus der Berliner und Frankfurter (am Main) Produktion kaum gedeckt wird. So betrug beispielsweise in den letzten Friedensjahren die Einfuhr von elektrischen Waren nach Oberschlesien nach Angabe der großen deutschen Elektrizitätsfirmen allein rund 16000000 Mark im Jahresdurchschnitt.

Landwirtschaft.

Für Landwirtschaft am günstigsten ist das Lößland um Leobschütz, das aus einem lockeren und durchlässigen Geschiebelehm besteht, der eine außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt. Die Kreise des Neißegebiets und das Odertal stehen an Fruchtbarkeit dem Leobschützer Lößland nicht nach. Weit ungünstiger sind die Bodenverhältnisse in dem Falkenberger Land, im Waldgebiet der Malapane und dem Pleß-Rybniker Hügelland. Hier herrscht ein trockener, auf undurchlässigem und eisenhaltigem Untergrunde ruhender toniger Sandboden vor, der auf den höher gelegenen Partien schnell austrocknet. Nur der nordwestliche Zipfel des Kreises Rosenberg sowie ein ziemlich breiter Gürtel im Südwesten des Pleß-Rybniker Hügellandes bieten dem Ackerbau günstigere Bedingungen.

Oberschlesiens Landwirtschaft ist zum Teil in den Händen weniger Großgrundbesitzer. Der weitaus größte Teil der landwirtschaftlichen Güter des Herrschaftsbesitzes liegt in den zum Kernland gehörigen Partien der rechten Oderseite und im Falkenberger Waldgebiet, also in den unfruchtbarsten Gebieten Oberschlesiens. In den fruchtbarsten Landstrichen des rechten Oderufers, insbesondere im Westen des Pleß-Rybniker Hügellandes, tritt er erheblich hinter dem Kleingrundbesitz und den Einzelgütern zurück.

Die oberschlesische Landwirtschaft hat im Laufe der letzten Jahrzehnte einen großen Aufschwung genommen. Überall wird bei den sehr schwierigen Arbeiterverhältnissen mit Maschinen gearbeitet, und künstliche Düngung erfreut sich der weitgehendsten Anwendung.

Waldwirtschaft.

Oberschlesien weist einen großen Waldbesitz auf, über den in der Einleitung bereits einiges gesagt ist. In Zahlen ausgedrückt, teilt sich der Waldbesitz wie folgt:

Privater Großgrundbesitz	236 751,8 Hektar	=	63 Prozent
Preußischer Staat	74 243 „	=	19 „
Mittlerer und kleiner Waldbesitz bzw. Heide	70 522 „	=	18 „
Sa.:	381 516,8 Hektar	=	100 Prozent

Auf den gewaltigen Waldbeständen baut sich eine bedeutende Industrie auf, die neben den Sägewerken die Holzverarbeitung zu zahlreichen Fertigwaren, die Holzstifte- und Möbelfabrikation, die Holzimprägnierung, die Fabrikation von Waldwolle, die Herstellung von Zellstoff, Papier, Pappe und Dachpappe zum Gegenstande hat. Von diesen verschiedenen Industrien besitzt besonders die Zellstoff- und Papierindustrie eine über Oberschlesien hinausgehende Bedeutung. Hierzu ist während des Krieges noch eine neue Industrie gekommen, die auf der bisherigen Zellstoffindustrie aufgebaut ist. Diese stellte schon im Frieden in großem Umfange das Rohprodukt, Zellulose, her. Diese Zellulose wurde während des Krieges teils zu Schießpulver, teils zu Textilersatzstoff, zu Spinnpapier verarbeitet.

Der oberschlesische Wald liefert endlich dem Bergbau eines seiner unentbehrlichen Betriebsmittel, das Grubenholz. Zwar vermögen die oberschlesischen Forsten nur etwa 25 Prozent des Grubenholzbedarfs zu decken allein ihr langsam gewachsenes, kerniges Holz übertrifft an Festigkeit und Dauerhaftigkeit das aus dem Ausland hereinkommende so sehr, daß es die Gruben in der Verwendung letzterem stets vorziehen. Die Bedeutung des gut bestandenen und gut bewirtschafteten heimischen Waldes wird für den Bergbau noch erhöht, da sich die Versorgung mit Grubenholz in neuerer Zeit immer schwieriger gestaltet. Einerseits beruht dies auf der fortgesetzt wachsenden Ausdehnung des Steinkohlenbergbaues, anderseits aber auch auf der zunehmenden Verschlechterung der bisherigen hauptsächlichen Haupteinfuhrgebiete, Galizien und Polen, die in Zukunft bei dem gänzlichen Mangel an geschultem polnischen Forstwirtschaftspersonal und bei dem aus Geldmangel in immer größerem Umfange betriebenen sinnlosen Raubbau eher zu- als abnehmen wird.

Zuckerindustrie.

Von den 49 schlesischen Rohzuckerfabriken entfallen auf Oberschlesien 11. Diese 11 Fabriken verarbeiten unter normalen Verhältnissen jährlich 338 822 Tonnen Rüben mit einem Ergebnis von 582 935 Doppelzentner Rohzucker und 54 972 Doppelzentnern Weißzucker.

Gärungsindustrie.

An Brauereien besitzt Oberschlesien 111, welche jährlich durchschnittlich 192 641 Doppelzentner Getreide und 4143 Doppelzentner Malzsurrogate verbrauchen und daraus 1 085 883 Hektoliter Bier herstellen. Die dafür gezahlte Brausteuer beträgt 3 372 112 Mark.

Die Brennerei, ein in Oberschlesien verbreitetes landwirtschaftliches Nebengewerbe, wird in der Regel auf dem Lande in Verbindung mit der Landwirtschaft betrieben und die Abfälle des Betriebes, Treber und Schlempe, finden als Viehfutter und als Dünger meist ausschließlich in der eigenen Wirtschaft des Brennereibetriebes Verwendung. 1912 waren insgesamt 17 gewerbliche und 215 landwirtschaftliche Brennereien vorhanden, welche 9723 Hektoliter bzw. 153 920 Hektoliter reinen Alkohol erzeugten. An Verbrauchsabgaben wurden dafür von der Regierung 11 638 562 Mark erhoben.

Eisenbahnverkehr.

Der Regierungsbezirk Oppeln, welcher sich annähernd mit dem Eisenbahndirektionsbezirk Kattowitz deckt, steht nach der Ausdehnung seines Streckennetzes unter den 21 preußischen Direktionsbezirken an fünfzehnter Stelle und nahm 1913 hinsichtlich des Inlandsverkehrs im Gesamtversand im Wechselverkehr mit 16 352 845 Tonnen die dritte Stelle unter allen deutschen Verkehrsgebieten ein. Der Gesamtempfang in Höhe von 3 555 230 Tonnen war erheblich kleiner, während der Lokalverkehr der oberschlesischen Stationen sich auf 12 219 761 Tonnen belief. Der oberschlesische Güterverkehr nach dem Auslande übertrifft mit 14 449 796 Tonnen alle anderen deutschen Verkehrsbezirke. Hinsichtlich des Güterempfanges aus dem Auslande stehen die oberschlesischen Bahnen mit 1 338 727 Tonnen an fünfter Stelle. Zu diesen Zahlen sind noch die auf der oberschlesischen Schmalspurbahn bewegten Güter hinzuzunehmen, welche im Jahresverkehr 1913 rund viereinhalb Millionen Tonnen ausmachten. Oberschlesiens gesamter Güterverkehr beträgt demnach rund 53 Millionen Tonnen oder rund 13 Prozent des gesamten preußischen Verkehrs. Da die Gesamteinnahmen aus dem Güterverkehr sich 1913 auf 1 649 807 000 Mark beliefen, so würde der Ausfall bei der Abtrennung Oberschlesiens allein aus diesem Verkehr schätzungsweise 214 Millionen Mark betragen. Dazu käme noch der Ausfall in dem bedeutenden Personenverkehr, so daß insgesamt eine Fehleinnahme von etwa 250 Millionen Mark angenommen werden kann. Neben dieser Verminderung der laufenden Einnahmen würde ferner mit dem Verlust der großen, in der Eisenbahn investierten Kapitalien zu rechnen sein.

Wasserverkehr.

Wenn auch der Wasserverkehr längst nicht den Umfang des Eisenbahnverkehrs erreicht, so bewältigt er doch nicht unbeträchtliche Mengen (z. B. 1913 etwa 3 706 283 Tonnen). Die Hafenanlagen in Kosel und Oppeln (beide neuester Herstellung, Umschlagshäfen) repräsentieren einen ganz bedeutenden Wert, deren Verlust für das deutsche Reich sehr empfindlich sein würde.

Postverkehr.

Der dichten Besiedlung entsprechend ist Oberschlesien mit einem Netze von Postanstalten überzogen, von denen 1912 allein 24 Post- und Telegraphenämter erster Klasse waren. Der Verlust des Reiches aus diesen Einrichtungen würde sich in geradezu verheerender Weise bemerkbar machen.

Steuerverhältnisse.

In steuerlicher Hinsicht liegen die Verhältnisse in Oberschlesien an sich nicht so wie in anderen Teilen des Staates, da hier das Überwiegen des Großgrundbesitzes und die gewaltige Ausdehnung der Industrie der Bildung eines steuerkräftigen Mittelstandes nicht günstig sind. Trotzdem erübrigen die Steuern in Oberschlesien erhebliche Einnahmen, die an direkter Einkommensteuer von 1912 allein 8 681 390 Mark betragen. Rechnet man die vielen indirekten und sonstigen Steuern hinzu, so wird man auf schätzungsweise 100 Millionen Mark kommen. Diese stellen das Minimum dessen vor, was Oberschlesien an Steuern dem Reiche

einbringt. Der Verlust dieser Einnahmen, die sich in den kommenden Friedensjahren dank der glänzenden Entwicklungsmöglichkeiten Oberschlesiens zweifellos um ein beträchtliches erhöhen werden, würde die Finanzgebarung des Staates außerordentlich schwächen und die Erfüllung der großen zu lösenden Kulturaufgaben aufs äußerste gefährden.

Ausblick.

Oberschlesien und vor allem seine Industrie stellt einen erheblichen Teil des deutschen Volksvermögens dar, an dem weite Kreise des Volkes Anteil haben. Die Abtrennung Oberschlesiens wird daher nicht nur viele Volksgenossen auf das schwerste schädigen, sie wird auch von den allerbedenklichsten Folgen wirtschaftspolitischer Art begleitet werden. Deutschland, das heute in der Erzeugung der wichtigsten industriellen Rohstoffe nur von den Vereinigten Staaten übertroffen wird, würde mit Oberschlesiens Verlust zu einem Industriestaat zweiten Ranges herabsinken.

Die schwerste Belastung droht jedoch dem gesamten wirtschaftlichen Leben aus der unheilvollen Verschlechterung der deutschen Handelsbilanz, welche mit der Abtrennung Oberschlesiens unabwendbar erscheint.

Deutschland war seit dem Jahre 1883 infolge der stetig steigenden Bevölkerungsziffer gezwungen, Lebensmittel in immer größerem Umfange einzuführen. Infolge seiner gewaltigen, die Einfuhr um ein beträchtliches übersteigenden Ausfuhr an anderen Produkten konnte es das unbedenklich tun, ohne auch nur im geringsten Gefahr zu laufen, die Handelsbilanz zu gefährden und erreichte dadurch auch eine außerordentlich wertentsprechende Preisfestsetzung seitens des liefernden Auslandes. Durch die Einnahmen für die Ausfuhr stand ihm ein Zinsguthaben an das Ausland zur Verfügung, welches die Kosten der eingeführten Lebensmittel nicht nur deckte, sondern übertraf. Durch dieses im Auslande angelegte Kapital erhielt Deutschland die Möglichkeit, eine größere industrielle Bevölkerung zu unterhalten, als es sonst ernähren konnte. Die Abtretung Oberschlesiens würde nun Deutschland dieses Guthabens berauben, so daß es beim Einkauf der Lebensmittel dauernd ganz nicht nur von dem guten Willen, sondern auch von der willkürlichen Preisfestsetzung des Auslandes abhängig sein würde. Die Folge würde sein, daß Deutschland nicht mehr in dem Maße Lebensmittel einzuführen imstande sein würde, als zur Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse seiner industriellen Bevölkerung notwendig ist. Als eine weitere unvermeidliche Folge wird dann ein gewaltiger Rückgang der Produktionsfähigkeit der deutschen Industrie eintreten und ferner eine damit notwendigerweise verbundene nicht unbeträchtliche Abwanderung wertvollen Menschenmaterials nach dem Ausland. Wie in früheren Zeiten wird dann der Deutsche den Kulturdünger für fremde Völker bilden.

Die wirtschaftliche Bedeutung Oberschlesiens für Bayern.

Im Vorhergehenden ist darzulegen versucht worden, was Oberschlesien für das gesamte deutsche Wirtschaftsleben bedeutet, und welch schwere unheilvolle Schädigung die Abtretung dieses Landesteiles für das Reich bringen würde. Es ist selbstverständlich, daß diese schweren Nachteile, die den ganzen Reichskörper treffen, auch für die einzelnen Teile desselben in gleicher Weise fühlbar werden. Doch nicht genug damit. Für einzelne Gebietsteile des Reiches ist mit der Abtretung Oberschlesiens nicht nur eine schwere Schädigung des Wirtschaftslebens und eine dauernde Lähmung der Arbeitsmöglichkeit verbunden, sondern für viele bedeutet sie die völlige Vernichtung der bisher blühenden und aufstrebenden Industrie. Zu diesen gehört vor allem Bayern.

Bayern unterhielt vor dem Kriege und während des Krieges lebhafte Handels- und Austauschbeziehungen zu Oberschlesien. Die folgenden Tabellen geben ein anschauliches Bild des Ein- und Ausfuhrverkehrs zwischen Bayern und Oberschlesien während der Jahre 1910 bis 1916.

	Abfälle		Baumwolle, rohe, Abfälle von Baumwolle		Bier		Blei		Borke und Lohe		Braunkohlen, rohe	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910						
S.						1020						
N.					276	2695						
						1911						
S.						1086	10				146	
N.						2602	393					
						1912						
S.						827	10					
N.						2659	330	1				
						1913						
S.						729	11					
N.		14		1		2257	84					
						1914						
S.			4			585						
N.						1704	156					
						1915						
S.						427	700					
N.		10				2185	128			82		
						1916						
S.				1	1	391						
N.		12				1764	6		12	13		

	Braunkohlenbriketts und Koks		Zement		Chemikalien und Drogenwaren		Dachpappe, Steinpappe		Düngemittel auch künstliche		Eisen roh, aller Art u. s. w.	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910						
S.			300	4		218			10	30		
N.	7								10	8		8
						1911						
S.			52	30		500				75		168
N.					70				10	84		1
						1912						
S.						59				44		
N.					94				30		9	11
						1913						
S.			461		1	35				158		
N.					99	2				174		
						1914						
S.					2	74			10	790		59
N.			84		91	36				60		15
						1915						
S.			41		42	1098			1	2202	276	
N.				10	11	52				155	615	56
						1916						
S.					284	368			30	1180	35	
N.					34	11				153	300	390

	Luppen von Schweißeisen		Eisen- und Stahlbruch		Eisen und Stahl, Stab- und Fassoneisen		Eisenbahnschienen, Schienenbefestigungsgegenstände		Eisenbahnschwellen, eiserne		Eiserne Achsen und Bandagenräder	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910						
S.				70	199	3						2
N.				155	6621	276					113	
						1911						
S.				10	359	28				6	10	
N.				387	7624	33	10			64	58	
						1912						
S.			1	196	590		11					1
N.			4	2339	5685	16	16			2	143	
						1913						
S.	951			1121	621	1				68	28	3
N.				3329	8315	107		2		165	158	5
						1914						
S.	993			225	671					21	38	2
N.				1612	4954	104	13			32	45	1
						1915						
S.	3477		75	3809	2946	22					51	1
N.	823	12	305	6227	5206	158		35		95	16	
						1916						
S.	2815		3	3237	1444	7	137				50	1
N.	1583		23	6813	8187	196	10				11	

	Eiserne Dampfkessel, Reservoirs		Eiserne Röhren und Säulen		Eisen- und Stahldraht		Eisen- und Stahlwaren		Sonstige Metallwaren		Eisenerz (ausschl. Schwefelkies	
	V.	E.	V.	E.	V.	E	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910						
S.	45	228	453	1	51		106	37	50			
N.	24	1464	58	37	906		387	126	87	20		161
						1911						
S.	54	295	566		64		59	15	5			
N.	48	1167	57	17	959		341	105	49	10	10	50
						1912						
S.	48	222	305		51		66	12	5			
N.	85	1352	54	136	1546		344	178	56	18		914
						1913						
S.	81	215	205		29		97	77	6			
N.	40	1648	7	17	1020		294	295	75	18		14183
						1914						
S.	24	166	89	4	67		244	57	3	2		
N.	110	1699	21	9	802		242	259	34	12		18702
						1915						
S.	19	290	81	19	19		1542	67	14	5		
N.	26	1107	36	7	622	5	1333	84	14	17		21746
						1916						
S.	49	178	208	8	14		150	78	1	32		115
N.	25	579	94	31	304	17	439	402	75	1		13624

	Erde, Kies, Mergel, Lehm, Ton		Erze, rohe Bleierze		Kupfererze, Kupferſtein		Übrige Erze		Farbhölzer		Fiſche	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910						
S.				10				2573				
N.		1219		15	15			8722½				
						1911						
S.		21		148				1661				
N.		342				13		18094			5	685
						1912						
S.		31		283		8		2210				
N.		485				3		14048				
						1913						
S.		38		225				2692				
N.		1062				4		11084				
						1914						
S.		30						1816			10	
N.	15	687				579		8183				1
						1915						
S.		81				5		10092				
N.		393				217		10630				
						1916						
S.		185		255		2		6593				
N.		256			1			3557				

	Flachs, Hanf, Hede, Werg		Fleiſch auch Speck		Garn und Twiſte		Weizen		Roggen		Hafer		Gerſte	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910								
S.	158				7	13	10				15		20	
N.	11		5		5	137	5							
						1911								
S.	151				13	4	22						577	
N.	11		5			109							210	
						1912								
S.	196				18	3					76		80	
N.					5	137								
						1913								
S.	360	5	8		32	27					126			
N.	22		9		1	125					20			
						1914								
S.	167	9		1	4	11	20		10		520			
N.	11		7		4	154	55				16	2		
						1915								
S.		52			3	15	339		168					
N.					8	257			45					
						1916								
S.	34			23		6			461					
N.	10				3	4	20		671				16	

	Hirse, Buchweizen, Hülsenfrüchte		Mais		Malz		Lein- und Ölsamen		Andere Sämereien		Glas und Glaswaren	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910						
S.					195				10		516	7
N.					72	85					144	9
						1911						
S.	100				1308						589	1
N.					201	43					39	11
						1912						
S.	10				688		5		11		117	2
N.			177		105	47						27
						1913						
S.	15				255				1			5
N.			112		20	56			10		16	35
						1914						
S.					194	10					237	2
N.					220	50		1		1	68	50
						1915						
S.				289	12	5					53	
N.					61	45					5	57
						1916						
S.				30	30	186					23	1
N.			14		79	45					47	128

	Häute, Felle, Leder, Pelzwaren		Rundholz, roh, beschlagene Stämme		Nutzholz, Werkholz, Holzdr.		Brennholz, Eisenbahnschwellen, Grubenholz		Holzzeugmasse, Strohmasse		Hopfen		Jute	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910								
S.	5	1			241	103			264	30				
N.	55	27			150		55	13				132		
						1911								
S.	27	1			266	66	93	12	374	10				
N.	48	18	130		310	39	53	10				150		
						1912								
S.			267		223	12	40		172					
N.	7	3	130		246		30	25				193		
						1913								
S.	10	2	57	24	656	38	26	90	348	10				
N.	58	11			420			10				123		
		—				1914								
S.				28	116	52		30	120	25				
N.	34	16	21		151	19		132				196		
						1915								
S.	2	1			804	127						13		
N.	4	4			99	134	20	12				150		
						1916								
S.	8			60	663	100		139	127	10				
N	29	13			418	67	13	13	7	87		89		

	Kaffee, Kakao, Tee		Kalk gebr.		Kartoffeln		Knochen		Knochenkohle		Lumpen		Mehl und Mühlenfabrikate	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910								
S.	22		10		167									
N.					308		10				10	216		
						1911								
S.		3	91		1087		13					10	20	
N.					1753						16	54		
						1912								
S.		1	30		195		40							
N.				2	358	21					92			
						1913								
S.		1			21							25		
N.				62		10	13				229			
						1914								
S.		4			29								40	
N.		1		1	1		35				195		70	
						1915								
S.		2			151								170	11
N.					205		5				379	33	116	
						1916								
S.	1	14			51		42							
N.	3	2				22	20				235		3	

	Kleie		Obſt, Gemüſe, Pflanzen		Öle, Fette, Teer und Talg		Ölkuchen, Kokoskuchen		Papier, Pappe		Petroleum und andere Mineralöle		Reis, Reismehl und Reiskleie	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910								
S.		10	26	24					139	6	45			
N.			6						674	6	19	1		
						1911								
S.			10	5					339	13	22			20
N.			30	16		3			614	9	34	3		
						1912								
S.				3875					464	2	235			
N.		10		10		20			319	9	80			
						1913								
S.				3991	6				348	3	136	43		1
N.				6		25			415	10	339	2		
						1914								
S.				38				20	197		123			
N.				11		20			270	8	132	9		20
						1915								
S.	5		32	83	13	62		45	391		511	117	5	143
N.				58	10	56	47		342	3		25		14
						1916								
S.	176		2	245	39	69			478	145	673	23		
N.	169			84	8	72			256	11	1668	13		

	Tonröhren und Zementröhren		Rüben, Zucker und Futterrüben, Zichorienwurzeln		Rübenſirup, Melaſſe		Salpeterſäure, Salzſäure		Salz		Schiefer		Schwefelſäure	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
								1910						
S.														
N.												24		
								1911						
S.														
N.												57		
								1912						
S.														
N.												31		
								1913						
S.													3376	
N.													538	
								1914						
S.													2683	
N.			20									11	418	
								1915						
S.													334	
N.	10	7		16	22									
								1916						
S.						6							26	42
N.	3					21						20	51	

	Rohe, kalzinierte Soda		Kauſtiſche Soda		Spiritus, Branntwein, Eſſig		Stärke, Stärkezucker		Steine, bearbeitet, Marmorwaren u. Platten		Steine, gebr., Bruch- u. Bauſteine		Steinkohlen	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910								
S.					107					2	5	290	351145	30
N.					68	2				27		963	85408	
						1911								
S.						4				36	665	115	337283	
N.					5	5			1	39		1401	115344	
						1912								
S.					156	6				1		40	338633	20
N.					31	1				21		1228	102244	
						1913								
S.					26	2	11			73		30		30
N.					120	2	10			66		608		
						1914								
S.					55	9				25	2	10	255476	
N.					10	1				14		466	68711	
						1915								
S.					156		40			41		16	289092	130
N.					106	26	22			83		497	102600	
						1916								
S.		5			304	32	3			54		157	238630	
N.					115	30	1	1		94		1358	73277	

	Steinkohlenbriketts		Steinkohlenkoks		Tabak, roh, Tabakrippen		Teer, Pech, Asphalt, Harz		Tonwaren, Porzellan, Steingut		Torf, Torfstreu, Holzkohle		Wein	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910								
S.			9409		1						59			
N.			699		10		90			191	285			3
						1911								
S.	32303		11176		1						35			
N.	14218		1472					15		209	292			41
						1912								
S.	82527		20270		2		6			2	23	10		
N.	33734		650		13					230	81		1	7
						1913								
S.											26			
N.					11		10	68		210	12			13
						1914								
S.	105844		17578			3		3		1				5
N.	34782		1432					33		69		5	5	6
						1915								
S.	108941	100	18697		1	7	66	1			185	52		15
N.	57398		2706				12	130	3	144	21		20	22
						1916								
S.	93578		20636	10	4	4	16	2			809	13		43
N.	49310		5147		23	1	90	26	2	326	66	19	8	239

	Wolle		Zink, Zinkasche Zinkbrocken		Zucker, roh		Zucker, raffiniert		Sammelladungen		Sonstige Güter		Summa	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
							1910							
S.			1096								905	176	365791	4883
N.	1	9	1248	1						5	1384	338	99303	17095
							1911							
S.		4	1424		1003						1141	246	391458	4604
N.		2	1527						28	27	1870	280	147845	26195
							1912							
S.		6	513	15	1424						993	219	448501	8107
N.		2	1648							116	1432	240	149729	25037
							1913							
S.			2661					1			912	332	11903	10095
N.	3	1	1638	1						5	1137	318	15262	36140
							1914							
S.			2169								907	289	388665	4410
N.	8		1570				5			5	1008	345	115859	35342
							1915							
S.	8	1	1400	7	40		1				1204	222	432120	22049
N.		18	1989								1054	700	178255	45825
							1916							
S.		1	1278	30							1116	667	363829	14741
N.		1	3006	30			3				607	1095	146499	31733

	Heu		Stroh		Pferde		Rindvieh		Schafe		Schweine		Geflügel	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910								
S.													417	2
N.						2		16					4088	18
						1911								
S.							16					1	611	2
N.								116					9535	27
						1912								
S.							2				497		1260	6
N.								40					728	28
						1913								
S.													174	1036
N.								111					631	35
						1914								
S.												1	55	376
N.	6							48					9	4
						1915								
S.		2344											1	
N.		51	50					25					3	
						1916								
S.				3				30						1
N.										1				12

	Stiere, Ochſen		Kälber		Ferkel	
	V.	E.	V.	E.	V.	E.
						1910
S.						
N.						
						1911
S.						
N.						
						1912
S.						
N.						
						1913
S.						2
N.		28				10
						1914
S.						
N.		18				
						1915
S.						
N.		12				
						1916
S.						
N.		18				

Nach vorstehenden Tabellen ist die Einfuhr aus Oberschlesien nach Bayern in den mannigfachsten Produkten eine recht große gewesen, so daß ohne weiteres ersichtlich ist, daß ein Verlust Oberschlesiens für Bayern den Verlust eines seiner bedeutendsten Einfuhrquellen bedeuten würde. Während Bayern auf manches in Zukunft, wenn auch unter schwerer Schädigung weiter Kreise, verzichten müßte, sich für vieles im eigenen und fremden Lande Ersatz schaffen und seine Produktion mit Rücksicht auf die neue Lage anders einstellen müßte, wird es für Kohle und Erze, falls nicht seine Industrie völlig zusammenbrechen soll, ausreichenden Ersatz suchen müssen, den es nirgends anders wird erlangen können als in Oberschlesien. Oberschlesien ist, wie auch die vorhergehenden Ausführungen gezeigt haben, infolge seines enormen Reichtums an Kohle und Erzen durchaus in der Lage, einer weit größeren Inanspruchnahme zu genügen. Eine Frage, die dabei sehr ins Gewicht fällt, ist die der Güterbeförderungsmöglichkeit. Der Güterverkehr zwischen Bayern und Oberschlesien hat bisher ausschließlich auf der Eisenbahn stattgefunden. Die hohen Ablieferungen an Eisenbahnmaterial an die Entente werden für absehbare Zeiten einem sehr verstärkten Güteraustausch zwischen Bayern und Oberschlesien stark hindernd im Wege stehen. Immerhin ließe sich ein Ausweg schaffen durch Verwirklichung des schon lange projektierten Wasserweges zwischen West- und Ostdeutschland. Eine Vervollständigung des mitteldeutschen Kanalnetzes durch die Verlängerung der mitteldeutschen Kanalstraße nach Osten, durch Anschluß derselben an das Kohlengebiet des Ostens würde den Güterverkehr zwischen Bayern und Oberschlesien wesentlich erleichtern und erheblich verbilligen.

Für das schlesische Kohlen- und Industriegebiet kann nur die Verlängerung der von Halle—Leipzig zur Werra, Fulda und zum Main führenden Wasserstraße — der sogenannten mitteldeutschen Kanalstraße nach Osten, also nach der Oberelbe und Oberoder die Verkehrsader nach Mitteldeutschland öffnen und stärken. Die schlesische Kohlenindustrie kann ihr bisheriges Absatzgebiet nach Sachsen und Bayern fraglos dadurch ganz ungeheuer erweitern. Die gänzliche Umorientierung der einzelnen Landesteile des Reiches bezüglich ihrer Bezugsquellen im Zusammenhang mit der Erkenntnis des großen Nutzens, den Wasserstraßen im Güterverkehr haben, werden den so oft erwogenen und lange gehegten Plan nunmehr zur Verwirklichung bringen müssen. Der Bau dieser Wasserstraßen kann der Industrie und der Arbeiterbevölkerung nur willkommen sein. Infolge des großen Mangels an Rohstoffen und der gewaltigen Kohlennot fehlt es überall an Arbeit. Diese schwere Übergangszeit kann mit der großen Fülle an Arbeit und neuen industriellen Aufgaben, welche in dem Bau der Wasserstraßen geboten wird, leicht und vorteilhaft überwunden werden, so daß die Kampfkraft des deutschen Wirtschaftslebens sich allmählich wieder aufrichtet. Durch ein Verbleiben Oberschlesiens beim Reiche böte sich demnach für Bayern die Möglichkeit, reichen Ersatz für den Ausfall im Westen zu erlangen und dadurch seine Industrie arbeitsfähig zu erhalten. Ein Verlust Oberschlesiens bedeutet für Bayern den industriellen Tod.

Bisher waren es in der Hauptsache Ruhr- und Saarkohlen, die Bayern bei der Befriedigung des Kohlenbedarfs geholfen haben, zu besonderen Zwecken auch ausländische Kohle und nur zum kleinen Teile böhmische und schlesische, während die eigene Erzeugung so gering war, daß sie nicht einmal zur Deckung des Steinkohlenbedarfs der bayerischen Staatseisenbahn hinreichte. In Zukunft wird Bayern aus dem Saar- und Ruhrkohlengebiet keine Zufuhren mehr erhalten können; hat doch die Entente für Jahrzehnte die Ausbeutung dieser Gebiete für sich mit Beschlag belegt. Das Ausland, selbst mit schwerer Kohlennot ringend, wird für absehbare Zeiten keine Kohlen mehr ausführen können, und bei dem Bestreben, die deutsche Volkswirtschaft nicht wieder auf die alte Höhe kommen zu lassen, auch nicht wollen. Aus Böhmen bezog Bayern 8,6 Prozent seiner Steinkohleneinfuhr, 89,8 seiner Braunkohleneinfuhr, rund 41,4 seiner gesamten Kohleneinfuhr. Durch den Ausfall der Ruhr- und Saarkohle in arge Verlegenheit gebracht, suchte es den Bezug aus Böhmen zu erhöhen, um wenigsten die bitterste

Not der Industrie zu lindern, stieß aber dabei auf ungeheuren Widerstand der Tschechen, der nur durch hilfsbereites Einspringen Oberschlesiens gebrochen wurde. Im Monatsbericht der Kattowitzer A. G. heißt es:

„Über die Kohlenlieferung aus Böhmen fanden im Juli 1919 in Berlin bedeutsame Verhandlungen statt zwischen dem Reichskommissar, dem sächsischen Leiter des Kohlenausgleiches und dem tschecho-slowakischen Regierungsvertreter unter Teilnahme der amerikanischen Wirtschaftskommission. Es gelang eine Vereinbarung, wonach die böhmischen Lieferungen ab 1. Juli von bisher monatlich etwa 70 000 Tonnen auf 262 000 Tonnen erhöht werden, gegen eine entsprechende Vergrößerung der oberschlesischen Zufuhr nach Böhmen. So konnte wenigstens der bittersten Not Bayerns abgeholfen werden."

Zu dieser so dringenden Erhöhung der Kohlenlieferung aus Böhmen hat demnach lediglich Oberschlesien verholfen. Aber nur ein deutsches Oberschlesien konnte diese Hilfe gewähren, ein polnisches Oberschlesien hätte es schwerlich getan. Wollte Bayern nach einem Verlust Oberschlesiens seine Lieferungen aus Böhmen um ein bedeutendes erhöhen, ganz abgesehen davon, daß diese Lieferungen immer nur der bittersten Not abhelfen und niemals den ganzen Bedarf Bayerns zu decken vermöchten, so wäre dies sicher nur unter den drückendsten Bedingungen für Bayern selbst erreichbar. Die Folge wäre eine starke wirtschaftliche Abhängigkeit Bayerns vom tschechischen Staate. Das Eindringen tschechischer volksfremder Elemente wäre unausbleiblich. Der Bayer würde aus seinem eigenen Vaterlande verdrängt werden, wie das vielfach in Deutschösterreich geschah. In wenig Jahrzehnten würde Bayern ein tschechisches Vorland darstellen und mit ihm sein Schicksal besiegelt sein. Die Erhöhung der Lieferungen aus Böhmen unter den für Bayern erträglichen Bedingungen war nur möglich, wenn Böhmen ein Äquivalent angeboten werden konnte, und dieses Äquivalent waren die erhöhten Lieferungen Oberschlesiens an Böhmen.

Die Schätze an weißer Kohle, die Bayern in seinen Wasserkräften hat, würden nur wenig helfen und kaum imstande sein, die Katastrophe aufzuhalten, zumal Kohle für Hausbrand und gewisse Industriebetriebe immer unentbehrlich bleiben wird, sei es als Heizmaterial und Betriebsstoff, sei es als zu verarbeitender Rohstoff für Gewinnung von Leuchtgas, Teer und Anilin.

Ähnlich wie mit der Kohle sieht es mit dem Eisen und Zink. Wenn Bayern auch nicht in dem Maße wie bei der Kohle auf Einfuhr angewiesen ist, so bezieht es doch einen erheblichen Teil dieser Rohstoffe aus den außerbayerischen Gebieten und nicht zum geringsten Teil aus dem nunmehr verlorenen Saargebiet und Elsaß-Lothringen. Auch für diesen Ausfall wird es Ersatz in Oberschlesien suchen müssen und, wenn Oberschlesien deutsch bleibt, auch in reichstem Maße finden.

Da nun einmal Kohle und Eisen die Muskeln und Knochen der Industrie darstellen, Bayern aber mit Kohle und Eisen in überwiegendem Maße in Zukunft von Oberschlesien abhängig sein wird, ist damit gleichzeitig das Lebensinteresse der bayerischen Industrie und der bayerischen Volkswirtschaft mit dem Schicksal Schlesiens verknüpft. Würden die Kohlen- und Eisenbezüge aus Oberschlesien nicht um den Ausfall aus dem Ruhr- und Saargebiet erhöht werden können oder würden sie gar ganz fortfallen, so würde das zu katastrophalen Wirkungen für Bayerns ganzes Wirtschaftsleben führen. Bayerns Industrie, die sich in Zukunft auf der Zufuhr oberschlesischer Kohle und oberschlesischen Eisens aufbauen wird, wäre mit einem Schlage stillgelegt. Es steht somit das Schicksal von Millionen von Menschen auf dem Spiel, denen die oberschlesische Kohle Licht und Wärme und vor allen Dingen Arbeit gewährt. Das Schicksal dieser Menschen ist gar nicht auszudenken, wenn die oberschlesische Kohle ihnen entzogen werden sollte. Ihr Leben, und damit Ruhe und Sicherheit im Lande, wäre in Gefahr. Diese Millionen würden dem Bolschewismus mit Gewalt in die Arme getrieben und ein blühendes, reiches Land wäre dem Verderben preisgegeben.

Weltspiegel

Frankreichs neue Männer. Daß Deschanel und nicht Clemenceau Präsident der Republik geworden ist, ist sogar Kennern der Verhältnisse in Paris selbst überraschend gekommen. Nur Clemenceau persönlich, der von jeher eine journalistische Witterung für Stimmungsströmungen hatte, muß etwas dergleichen geahnt haben. Sein geheimster Ehrgeiz ist es sicher und begreiflicherweise gewesen, von der Woge der Siegesglorie zur höchsten Spitze des Staates emporgehoben zu werden, und dies einmal, das letzte Mal, selbstverständlich und ohne darum, wie stets in seinem Leben, hart kämpfen zu müssen. Es wäre ein schöner und organisch richtiger Lebensabschluß gewesen. Aber in der Oberschicht des Bewußtseins ist Clemenceau doch als Politiker zu alt geworden, um an Durchhalten von Stimmungen oder an nationale Dankbarkeit zu glauben. Er spürte, daß der „Begeisterungsmechanismus", wie er sich als alter Skeptiker und Materialist ohne Zweifel ausdrücken würde, nicht mehr ganz so sicher funktionieren würde, wie etwa ein halbes Jahr zuvor. Und darum hat er es vorsichtig und beinahe ängstlich vermieden, ein Programm zu äußern, ja überhaupt, sich entschlossen als Kandidat zu bekennen. Grade diese Zurückhaltung aber, die man hier und da als greisenhafte Koketterie aufgefaßt hat, hat verstimmend gewirkt. Schon die Bildung des nationalen Blocks mit der Einheitsfront gegen den innerpolitischen Bolschewismus hat in Parlamentarierkreisen eine unglaubliche Verwirrung angerichtet, sie ist so groß, daß sich jetzt, zwei Monate nach den Wahlen, noch immer keine klaren Parteien haben bilden können, was die Geschäftsführung der Kammer, zum Beispiel die Bildung von Kommissionen usw., nicht eben erleichtert. Jetzt machte der zukünftige Präsident Miene, diesen Zustand programmatischen Durcheinanders zu verlängern, der dem Klarheit und Übersichtlichkeit liebenden Franzosen anfängt, unerträglich zu werden. Aber das war bei weitem nicht der einzige Grund, der gegen ihn sprach. Clemenceau ist persönlich unbeliebt. Seine Dienste, seine Energie weiß man zu schätzen, aber seine brüske Art, seine kalte Gehässigkeit, die fürchterliche Gewandtheit, mit der er seine Gegner schonungslos mit einem seiner berühmten „mots", jenen kleinen blitzartig treffenden Äußerungen abschlachtet, die einen Mann in Paris auf Jahre hinaus unmöglich machen können, haben ihm viele persönliche Feinde erweckt. Dazu sein Alter, das mannigfache Bedenken erregt. Er hat nicht eigentlich das Repräsentative, elegant Abgerundete, das der Franzose an seinen politischen Vertretern gern sieht, alle Konvention ist von ihm abgefallen, er ist nur noch ein persönlich starker, aber auch furchtbarer Mensch. Besonders bezeichnend hierfür war die große Rede, mit der er zum Schluß der Diskussion in der Kammer den Friedensvertrag verteidigte: menschlich ein hochbedeutsames Dokument. Keine schwungvollen Tiraden, und die Stellen, mit denen er virtuosenhaft Begeisterung erreichte, eigentümlich matt und klanglos, statt dessen Schilderungen rein persönlicher Eindrücke seiner Verhandlungen mit Lloyd George und Wilson, eine impressionistisch funkelnde Art, die eigentümlich an die letzten Bilder Tizians oder an den Altersstil Rembrandts erinnert. Das sind Dinge, die den Franzosen nicht liegen. Man will keine Persönlichkeitspolitik und hat die Überraschungen und die diplomatische Geheimnistuerei der Friedenskonferenz satt. Hinzu kamen die Bedenken der liberalen Kreise, namentlich der bei den Wahlen geschlagenen Radikalen und Radikal-Sozialisten, daß die Fortsetzung einer Clemenceaupolitik gar zu stark nach rechts führen würde. Die Caillauxfreunde, die Geschäftspolitiker, die Börsenleute fürchteten, daß die Präsidentschaft Clemenceau die Präsidentschaft Foch und damit die Umsteuerung in der Kirchenpolitik vorbereite. Spricht man in Paris doch sogar davon, daß der Durchfall Clemenceaus auf eine freimaurerische Intrigue, die Deschanel vorschob, um den Freimaurer-Bourgeois ans Ruder zu bringen, zurückzuführen sei. Hinzu kam die Unzufriedenheit mit Clemenceaus Mitarbeitern im Kabinett Tardieu, Loucheur, Clareille, denen es nicht gelungen ist, die Transport- und Kohlennot des Landes zu bewältigen. Hinzu kamen endlich die Bedenken, denen

sich auch grade die außenpolitisch gut orientierten rechtsstehenden Kreise nicht verschließen konnten, die an sich für Clemenceau, den „Vater des Sieges", waren, und in Deschanel einen Kandidaten Briands erblickten, gegen den immer noch als mangel- und lückenhaft empfundenen Friedensvertrag und die politischen Mißerfolge gegen England in Orientfragen. Und grade hier zeigt sich, daß man sich außenpolitisch in Frankreich nicht von Begeisterungsphrasen den Blick verwirren läßt. Mochte die Pflicht der Dankbarkeit und das Prestige für Clemenceau sprechen: die Art, wie er in den letzten Wochen Schritt um Schritt vor Lloyd George zurückgewichen war, schließlich auch die voreingenommene, politisch unvorsichtige Art, mit der er noch gelegentlich der Interpellation Cachins gegen die russische Sowjetregierung aufgetreten war, erschien zumal im Vergleich zu der außenpolitisch sehr klaren Art Deschanels, dem man seine Prophezeihung des Zerfalls von Österreich-Ungarn hoch anrechnet, als für die Interessen des Landes bedrohlich. Der Mißerfolg Clemenceaus ist trotz allem keine Parteimache. Mit Ausnahme der geeinigten Sozialisten, die parteitaktisch gegen ihn waren, ist keine Partei geschlossen gegen ihn aufgetreten, die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der einzelnen Gruppen waren so groß (bezeichnend ist nicht das Ergebnis der endgültigen, sondern der Vorabstimmung, die nur ein Mehr von zwanzig Stimmen für Deschanel ergab), daß sogar die Mitarbeiter ein und derselben Zeitung, der „Action française", entgegengesetzt urteilten, — nein: der Durchfall drückt die Zweifel der französischen Parlamentarier an der Person Clemenceaus aus und es ist überaus charakteristisch, daß eine Pariser Zeitung darauf hinweisen konnte, Deschanel habe Millerand mit der Bildung des Kabinetts betraut, obwohl dieser für Clemenceau gestimmt hatte, Clemenceau wäre einer so ruhigen Sachlichkeit nicht fähig gewesen.

Was nun die Wahl Deschanels betrifft, so haben wir Deutschen von ihm nicht viel Gutes zu erwarten. Daß er energisch für restlose Erfüllung des Friedensvertrages, für Aufrechterhaltung der Sicherung Frankreichs eintritt, ist heute jenseits des Rheins selbstverständlich. Bedenklicher ist der Hinweis der „Liberté", daß sogar ein Feind von ihm gesagt habe, man müsse in ihm den geschworenen Feind der deutschen Einheit erblicken. Damit würde also die bisherige französische Rheinpolitik, aber auch, wozu die vielen Kommissionsobliegenheiten reichliche Gelegenheit bieten würden, die Politik der Ermutigung partikularistischer Strömungen, eventuell einer Vereinigung Bayerns und Österreichs fortgesetzt werden, denn Deschanel ist österreichfreundlich gesinnt, und es ist sehr leicht möglich, daß zwischen der sehr angespannten Aufmerksamkeit, die man den Aktionen Hoynes widmet, den englischen Intrigen zur Begünstigung und Rehabilitierung der Habsburger, auf die wahrscheinlich die Sixtus-Enthüllungen zurückzuführen sind, dem Bestehen auf der Auslieferung des Prinzen Rupprecht und der tatsächlichen Notwendigkeit, Österreich zu helfen und es lebensfähig zu erhalten, verborgene Zusammenhänge bestehen. Und von der Deschanel mit Recht nachgerühmten Verbindlichkeit der Form haben wir nichts, er ist außenpolitisch alles andere als eine unfähige Kompromißnatur, im Gegenteil, klar, gescheit, ruhig und in seinem Handeln durch keinerlei parteipolitische Gruppenkocherei gebunden oder gehemmt.

Das Kabinett Millerand ist vorläufig als ein Übergangskabinett aufzufassen. Außenpolitisch ist Millerand wahrscheinlich nur ein Platzhalter Poincarés, der neuerdings wieder mehr hervortritt und auf den man große Hoffnungen setzt. Mit der Zusammensetzung des Kabinetts: 5 republikanischen Sozialisten, 8 Linksrepublikanern, 2 Radikalen, 4 Radikalsozialisten, 1 demokratische Linke, 1 demokratische Entente, sind die Rechtsparteien unzufrieden, namentlich die Besetzung des Ministeriums des Innern durch Steeg, der bereits dem Ministerium Painlevé angehörte, hat Widerspruch erregt, wahrscheinlich wird er unter der Ministerpräsidentschaft Poincarés durch Millerand ersetzt werden. Die weitgehende Heranziehung von Nichtparlamentariern und Fachleuten: des Finanzministers Marsal, Administrators der Bank „Union Parisienne", des Ackerbauministers Henri Ricard,

des Verwaltungsbeamten Ogier für die befreiten Gebiete, des Vorkämpfers der Syndikatsbewegung Coupat für das Unterstaatssekretariat für Fortbildungsschulen, sowie von neuen Männern wie Isaac, früheren Präsidenten der Handelskammer Lyon (Handel), Jourdain (Arbeit), der Unterstaatssekretäre Thoumyre und Reibel, größtenteils Mitarbeiter der 1910 von Millerand gegründeten Zeitschrift „Le Parlement et l'Opinion", werden stellenweise als Entschluß, tatsächliche Arbeit zu leisten, aufgefaßt, aber die vorsichtige Zurückhaltung von erfahrenen Politikern wie Viviani und Raoul Péret, die den Eintritt in das Kabinett ablehnten, sowie die erste Abstimmung deuten doch mehr darauf hin, daß man auf die Entschlüsse Poincarés wartet.

Innerpolitisch erwarten das neue Kabinett bedeutende, zum Teil ungeheure Aufgaben: der Wiederaufbau, die Finanzreform, die sozialen Reformen, endlich die Durchführung oder Versumpfung des immer wieder hinausgeschobenen Caillauxprozesses. Die endgültige Unschädlichmachung Caillaux und seiner Parteifreunde gilt der Rechten als ein Teil des Kampfes gegen Deutschland und hat insofern auch für uns Interesse. Außenpolitisch gilt es eine in der Presse bereits sich vorbereitende Umgestaltung der Stellungnahme gegen die russische Sowjetregierung, sowie die Durchführung des Friedensvertrages. Da schon aus innerpolitischen Rücksichten jedes Regierungsmitglied in Frankreich sich genötigt sehen wird, jeden Mißstand der inneren Organisation, Verwaltung und Wirtschaft auf die Mängel des Friedensvertrages zu schieben, ist vorderhand an keine Milderung zu denken und auch die neuesten Erklärungen des „Temps" sollte man mit viel Vorsicht aufnehmen, zumal wenn Poincaré wirklich wieder ans Ruder kommt. Es gibt, je mehr Amerika sich vom europäischen Kriegsschauplatz zurückzieht, für Frankreich ja nur zwei Wege: Zusammenarbeit mit Deutschland oder Abhängigkeit von England. Die bisherige Politik Poincarés, die Wiederaufnahme der Beziehungen zum Vatikan, die einmal eingeschlagene Bahn der Annexion des linken Rheinufers, der Begünstigung Polens und des deutschen Partikularismus, für die geschlossen alle Militärs sind, und die sich nicht so ohne weiteres einstellen läßt, lassen die Wahl, die Frankreich treffen wird, kaum als zweifelhaft erscheinen.

Menenius

Wirtschaftsspiegel

Die Sechsstundenschicht im Bergbau? Über dem Industriegelände zwischen Duisburg und Dortmund, dem Fundament unserer Volkswirtschaft, ballten sich in den letzten Tagen drohend schwarze Wetterwolken zusammen. Die Ursache des drohenden Unwetters war die Sechsstundenschicht im Bergbau. Schon seit Monaten bearbeitet die kommunistische und unabhängige Presse die Bergarbeiter zu dem Zwecke, die kürzere Schichtdauer durch Streik oder durch passive Resistenz zu erzwingen, ganz gleich, was daraus folgt. Ja, kommunistische Kreise propagierten sogar schon die Fünfstundenschicht, wahrscheinlich, weil sie damit rechnen, daß die Sechsstundenschicht erzwungen werden wird. Die Arbeitgeber werden diese Forderung aber nie bewilligen; denn es wäre Wahnsinn und Vermessenheit, die Hand zur Zerstörung des letzten Restes unserer Volkswirtschaft zu bieten.

Als der Achtstundentag im November 1918 im Bergbau seinen Einzug hielt und erhebliche Lohnsteigerungen und Erhöhungen der Selbstkosten der einzelnen Werke die unmittelbare Folge waren, mußten zahlreiche Arbeitskräfte neu eingestellt werden, die außer dem Mehr an Löhnen erhöhte Ausgaben für Versicherungsbeiträge usw. erforderten. Die Förderung verbesserte sich indessen

nicht; im Gegenteil, sie ging immer mehr zurück und die Kohlenpreise stiegen. Trotz dieses schwerwiegenden Dauergeschenkes der Regierung folgte ein Kohlenarbeiterstreik dem andern. Die Ansprüche der Bergarbeiter steigerten sich immer mehr, so daß der während der Kriegszeit erzielte Gewinn von durchschnittlich 113,2 Millionen Mark schon durch den von Anfang November 1918 bis Ende April 1919 entstandenen Verlust von ½ Milliarde Mark vollkommen ausgeglichen wurde. Monatliche Betriebsverluste von sage und schreibe 2 bis 3 Millionen Mark waren nichts Neues.

Auf Einwirkung des damaligen Reichsarbeitsministers Bauer hielt dann am 9. April 1919 die siebenstündige Arbeitszeit für die unter Tage beschäftigten Arbeiter ihren Einzug. In diese Arbeitszeit wurde die Ein- und Ausfahrt mit einbegriffen, so daß die tatsächliche reine Arbeitszeit nur 5½ Stunden beträgt. Dadurch waren die deutschen Bergarbeiter besser gestellt als die englischen, die erst August 1919 die verkürzte Arbeitszeit auf 7 Stunden, jedoch unter Ausschluß der Ein- und Ausfahrt, bewilligt erhielten. Die Folge der Herabsetzung der Arbeitszeit auf 6 Stunden war ein riesenhafter Rückgang der Produktion. Eine Kohlennot setzte ein, wie wir sie bisher noch nicht kennen gelernt hatten. Die Kraft-, Wärme- und Lichtquellen mußten teilweise versiegen und es entstand ein völliger Rohstoffmangel bei denjenigen Wirtschaftszweigen, die sich auf die Kohle, den Koks und die Gewinnung der Nebenprodukte als ihre einzige Rohstoffquelle stützen. Aus allen Teilen Deutschlands liegen erschütternde Meldungen über die Not tausender Arbeitsloser und ihrer Familien vor. Ganze Industrien sind bereits zum Stillstand gekommen; weitere folgen. Der Kohlenmangel macht sich ganz besonders im Ruhrgebiet verhängnisvoll bemerkbar. Buchstäblich liegen hier die Kohlen vor der Tür, und doch muß ein Betrieb nach dem anderen schließen. Sogar die gemischten Betriebe, die über eigene Zechen in genügender Zahl verfügen, müssen es sich bieten lassen, daß ihre selbst geförderte Kohle oft noch im eigenen Wagen weggefahren wird nach Orten, wo das Bedürfnis anscheinend dringlicher als bei ihnen ist. Bei Krupp steht schon seit Monaten neben vielen anderen Betrieben eines der größten Martins-Stahlwerke still, obwohl in seiner Nähe eine der ergiebigsten Gruben liegt. Die Katastrophe ist so groß, daß einzelne Zechen selbst feiern müssen, weil die Kraftwerke die Stromlieferung zum Betriebe der Förderungsanlagen einstellen müssen. Weiter kommen Werke zum Stillstand oder müssen ihren Betrieb wesentlich einschränken, die ausschließlich und in erster Linie Bergbaubedarf zu liefern haben, ohne deren Erzeugnisse der Bergbau nicht leben kann. So mußte vor einigen Tagen das Stahlwerk Eickel & Co. in Hagen, das Drahtseile für die Grubenförderung liefert, stillgelegt werden. Förderseile, ein dringendes Bedürfnis des Bergbaues, sind heute kaum mehr zu haben. Die Stillegung von Drahtseilwerken bedeutet also für den Bergbau eine ernste, sehr ernste Gefahr. Nicht minder besorgniserregend ist die Tatsache, daß der Vorrat an Glaszylindern für die Sicherheitslampen auf den Gruben bedenklich zur Neige geht und wegen Stillegung der betreffenden Glasfabriken nicht mehr in ausreichendem Maße ergänzt werden kann. Ohne diese Glaszylinder ist aber die Aufrechterhaltung der Grubenbeleuchtung nicht möglich. Weiter betrifft die Stillegung der Sprengstoffabriken, der Zündschnurfabriken den Bergbau unmittelbar. Fabriken, welche die unentbehrlichen Förderwagen, Grubenwagenkoppelungen und dergleichen liefern sollen, sind ebenfalls schon zum Stillstand gekommen. Ein heilloser Kreislauf! Tritt hier nicht bald eine Wendung zum Besseren ein, dann läßt sich fast mit mathematischer Sicherheit der Tag berechnen, an dem die deutsche Wirtschaft infolge von innerem Kräfteverfall zusammenbrechen wird.

Erläuternd braucht über die Notlage nichts weiter gesagt zu werden. Sie ist da und wirkt verheerend und nervenaufreibend und, was das Schlimmste ist, sie lähmt unfehlbar die Arbeitsfreudigkeit. In einem beweglichen „Aufruf an die Arbeitsbrüder im Bergbau" haben die Gewerkschaften der Metallarbeiter, Textilarbeiter, Fabrikarbeiter, Bauarbeiter, Transportarbeiter, Nahrungsmittelarbeiter, Holzarbeiter, Kaliarbeiter, Zementarbeiter usw. die ungeheure Notlage in den

genannten Industrien geschildert und die Bergleute inständigst gebeten, doch mit allen Mitteln für die Erhöhung der Förderung zu wirken, damit die große Arbeitslosigkeit infolge Kohlenmangels nicht noch größer werde. Der Führer des sozialdemokratischen Glasarbeiterverbandes schilderte die Lage seiner Mitarbeiter wie folgt: „Geradezu herzzerreißend ist der Notschrei der Glas-Heimarbeiter in Thüringen. Es fehlt ihnen nicht nur an Glasröhren, die sie für ihre Waren brauchen, sondern auch die thüringischen Gasanstalten haben nicht genügend Kohlen, um ihnen das Gas für ihre Gebläse liefern zu können. Diese Arbeiter sind unterernährt; unter ihnen wütet die Lungentuberkulose, und dabei ist es ihr Beruf, Instrumente anzufertigen, die in der Hand des Arztes dazu dienen, Millionen von Menschen vom Siechtum oder von langer Krankheit zu retten, oder es sind Arbeiter, die den herrlichen Christbaumschmuck anfertigen, der am Weihnachtsabend die Herzen der Kinder freudig schlagen läßt." Trotz dieser sich immer wiederholenden Notschreie aus den Kreisen der Arbeiterschaft feierten die Bergleute des Ruhrreviers im Durchschnitt der letzten Monate willkürlich rund 900000 Schichten. Das unabhängig-kommunistische „Ruhrecho" nannte den gemeinsamen Aufruf der verschiedenen Organisationen einen „heuchlerischen und verlogenen Aufruf an die Bergarbeiter". Aus den Gesichtern dieser Dunkelmänner grinst Dantes Inferno.

Welches wäre nun die Wirkung der Sechsstundenschicht? Im Ruhrrevier, dem einzigen Kohlengebiet, welches uns der Friedensvertrag unbestritten gelassen hat, ist die Förderung von 114,5 Millionen Tonnen im letzten Friedensjahre auf rund 70 Millionen Tonnen im Jahre 1919 gesunken. Das abgelaufene Jahr hat also mit einem unwiederbringlichen Ausfall von 44 Millionen Tonnen abgeschlossen. Vor dem Kriege hatten wir mit Einschluß des Saarreviers und der oberschlesischen Gruben eine Jahresproduktion von 192 Millionen Tonnen, von denen 157,8 Millionen im eigenen Lande verbraucht wurden. Von der uns gegenwärtig zur Verfügung stehenden, auf weniger als die Hälfte reduzierten Menge müssen wir aber noch auf Grund der Versailler Bestimmungen jährlich 43 Millionen Tonnen abgeben. Die unheilvollen Wirkungen des Sechsstundentages gehen am besten aus einem Vergleich hervor, der zwischen dem Förderergebnis dreier aufeinander folgenden Monate, in denen weniger gestreikt wurde (September, Oktober und November 1919) und der voraussichtlich vorliegenden Förderungsmenge an Kohlen bei Einführung der verkürzten Schicht angestellt wird. In dem angegebenen Quartal förderten monatlich das Ruhrrevier bei siebenstündiger Schicht $6^1/_2$ bis 7 Millionen, Oberschlesien bei achtstündiger Schicht $2^1/_2$ Millionen Tonnen, die übrigen Kohlenbezirke etwa über 1 Million, zusammen etwa $10^1/_2$ Millionen Tonnen. Bei Verkürzung der Schichtzeit um je 1 Stunde — also nicht bei durchgeführter Sechsstundenschicht — würde sich ein monatlicher Ausfall ergeben im Ruhrrevier von etwa 1 Million Tonnen, in Oberschlesien von etwa 312 000 Tonnen, in den übrigen Kohlenbezirken von etwa 125 000 Tonnen, zusammen 1 437 000 Tonnen. Da die An- und Ausfahrzeit der Bergleute auch bei verkürzter Arbeitszeit die gleiche bleibt, ist praktisch der Ausfall noch größer als nach der übrigens rein theoretischen Berechnung. Mit Kohlen sind in erster Linie die Eisenbahnen, die Gas-, Wasser-, Elektrizitätswerke und der Hausbrand zu beliefern. Eine Verkürzung in der Belieferung wird hier kaum eintreten können. Der Rest, der für Industrien und Privatbahnen in Betracht kommt, betrug zum Beispiel im Monat November 3 032 000 Tonnen. Zieht man davon den durch Schichtverkürzung verursachten, oben errechneten Ausfall ab, so bleiben für Industrie usw. noch etwa 1 600 000 Tonnen übrig. Da die gesamte Industrie im November 1919 an Kohlen nur knapp die Hälfte ihrer Anforderung, die 6 538 000 Tonnen betrug, bekam, so könnte sie nach Schichtverkürzung nur den vierten Teil bekommen. Das Heer der Arbeitslosen würde sich also ins Unermeßliche vergrößern. Die Gemeinden müßten noch gewaltigere Summen zur Unterstützung der Arbeitslosen aufbringen. Der völlige Bankerott unserer Volkswirtschaft wäre unausbleiblich.

Bei der Sechsstundenschicht bleibt dann noch zu beachten, daß die reine Arbeitszeit bedeutend niedriger ist, und zwar kommen in Abzug der Weg zum Schacht und zur Arbeitsstelle und zurück, der Aufenthalt für Empfang des Werkzeugs und der Sprengstoffe, die „Butterpause", die Aussetzung der Arbeit aus Betriebsrücksichten (beim Sprengen und Schießen), so daß schließlich nur noch 4½ Stunden übrig sind. Im Vergleich zur Vorkriegsschicht von 8½ Stunden reiner Arbeitszeit bedeutet dies aber einen Ausfall von 35 Prozent.

In den Kreisen der Bergarbeiterschaft wird nun ständig auf die Arbeitszeit im englischen Bergbau hingewiesen. Die Kohlenwirtschaft in diesem Lande ist jedoch ganz anders geartet als bei uns. England hat die weitaus vorteilhafteren wirtschaftlichen Lebensbedingungen und in seinem Bergbau Abbauverhältnisse, die wesentlich günstiger sind als die deutschen. Hierzu kommt, daß es als Sieger gilt. Wie liegen nun die wirklichen Verhältnisse in England? Zurzeit arbeiten dort die Bergleute ¾ Stunden länger als die deutschen. Der englische Bergmann ist 7¾ Stunden unter Tage, der Ruhrbergmann nach den zurzeit geltenden Bestimmungen 7 Stunden. Von Anfang 1921 ab will die englische Bergarbeiterschaft die Sechsstundenschicht eingeführt wissen, vorausgesetzt, daß die internationale Wirtschaftslage es gestattet! Die geplante englische Sechsstundenschicht ist aber keineswegs identisch mit der von unseren Bergleuten so nachdrücklich verlangten Sechsstundenschicht. Die Engländer nehmen nämlich in Aussicht, daß die Kohlenförderzeit von 1921 ab 6 Stunden betragen soll. Die Personenförderung ist also in die Schicht nicht einbegriffen. Bei den englischen Förderverhältnissen dauert die Personenförderung im Durchschnitt je Schicht rund ¾ Stunden. Demnach würde also, wenn wirklich von 1921 ab die Schichtverkürzung im englischen Bergbau Platz griffe, der englische Bergmann bei der gleichen Reihenfolge für Ein- und Ausfahrt durchschnittlich 6¾ Stunden unter Tage sein. Er würde sich dann also nur wenig besser stehen, als der deutsche Bergmann sich schon jetzt bei der Siebenstundenschicht steht.

Wiederholt ist von den Bergarbeitern die zurückgehende Leistung unter anderem auch auf eine Verminderung der körperlichen Leistungsfähigkeit des Einzelnen zurückgeführt worden. Dies ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig, denn immer mehr machte sich bei der mustergültigen Fürsorge der Zechen die Gepflogenheit geltend, nach Beendigung der Schicht in anderen Betrieben Arbeit zu suchen und als Konkurrent der anderen Arbeiter aufzutreten. Es wäre also ein Hohn auf den Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft, wollte man die Hand zur Einführung der Sechsstundenschicht reichen.

Nicht die mindeste Möglichkeit, die Förderung zu steigern, darf ungenutzt bleiben, zumal die Vermehrung der Gesamtbelegschaft in absehbarer Zeit nur langsam vor sich gehen kann. Seit Kriegsende hat diese im Ruhrbergbau eine Zunahme um etwa 65000 Mann erfahren. Weitere Neueinstellungen verbietet indessen vorerst die außerordentlich schwierige Wohnungsbeschaffung. Die finanziellen Mittel, ihr zu steuern, sind allerdings unlängst durch einen Sonderzuschlag auf den Kohlenpreis von fünf Mark pro Tonne sicher gestellt worden. Bei der trostlosen Lage unseres Baugewerbes wird es indessen noch lange Zeit dauern, bis die erforderlichen Neubauten für Arbeiterwohnungen in genügender Zahl zur Verfügung stehen. Am 11. Juli 1919 veranstaltete der Bergbauliche Verein in Essen bei den ihm angeschlossenen Zechen eine Rundfrage über die Arbeiterwohnungsverhältnisse. Diese Rundfrage beansprucht besondere Beachtung, da sie für 95 Prozent der Gesamtbelegschaft wertvolle Angaben liefert. Die Zahl der den Werken zur Verfügung stehenden Wohnungen belief sich in 36592 Häusern auf 112826 Wohnungen. Zum Vergleich sei das Ergebnis der Ermittlungen in früheren Jahren hinzugefügt: 1874: 6045, 1893: 10525, 1900: 26245, 1907: 52899, 1912: 81780, 1. März 1914: 94027, 1. Juni 1919: 112826 Wohnungen. Obwohl in den letzten Jahren die Bautätigkeit fast ganz unterbunden war, ist demnach doch seit 1. März 1914 noch eine Zunahme um 18800 Wohnungen zu verzeichnen. In den Werkswohnungen waren am

1. Juni 1919 560077 Personen untergebracht. Von ihnen waren 151850 oder 27,12 Prozent auf den Zechen beschäftigte Arbeiter, und zwar 138042 oder 24,65 Prozent Familienvorstände und Söhne und 13808 oder 2,47 Prozent Kostgänger. Die übrigen Bewohner waren, bis auf 1687 sonstige Aftermieter, Familienangehörige. Unter den Wohnungen ist bei weitem am stärksten die Vierzimmer-Wohnung vertreten. Mehr als die Hälfte der Gesamtzahl der Wohnungen mit 54,70 Prozent der insgesamt in Zechenwohnungen untergebrachten Personen entfällt auf diese Gruppe. Die Dreizimmer-Wohnungen machten annähernd 36 Prozent aus mit 31,53 Prozent der Personen, wogegen auf die Fünf- und Zweizimmer-Wohnungen nur rund 6 bzw. 5 Prozent mit 7,85 und 3,32 Prozent der Personen entfielen. In den Sechszimmer-Wohnungen (1,81 Prozent der Gesamtzahl) waren 2,58 Prozent der in Frage kommenden Personen untergebracht. Die Belegung je Zimmer ist mit 1,64 Personen am stärksten bei den Zweizimmer-Wohnungen, sie geht mit der Zunahme der Zimmerzahl stetig herunter und beträgt bei den Sechszimmer-Wohnungen nur noch 1,18 Personen. Der Preis einer Zechenwohnung bleibt um rund 40 bis 56 Prozent unter dem ortsüblichen Satz. Für eine Vierzimmer-Wohnung, die meist vertretene Art, bezahlt der Bergmann beispielsweise im Durchschnitt 211 Mark jährlich (ortsüblicher Satz ist für eine Privatwohnung 425 Mark). Außerdem verfügten die Zechen am 1. Juni dieses Jahres auch noch über 134 sogenannte Menagen, in denen 7101 Arbeiter untergebracht waren und die Möglichkeit für die Unterbringung weiterer rund 12000 bestand. Von der Belegschaft des niederrheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaus von 413000 Mann an dem genannten Tage wohnten, wenn man für die in der Statistik nicht berücksichtigten Werke die gleichen Verhältnisse annimmt wie für die von ihr erfaßten Zechen, insgesamt rund 167000 oder 40,44 Prozent in Zechenhäusern oder Menagen. Aus diesen Zahlen sehen wir eine quantitative Zunahme der Wohnungen, die aber bei weitem nicht ausreicht, um die dringend benötigte Zahl der Belegschaft unterzubringen. Mit Rücksicht auf diese schwierigen Unterkunftsmöglichkeiten mußten die Arbeitsnachweise vielfach die Vermittlung von geeigneten Arbeitskräften für die Zechen einstellen.

Könnte nun unsere Kohlennot durch Einfuhr aus dem Auslande behoben werden? Die Frage ist zu verneinen. Denn als einziges Überschußgebiet kommt für uns augenblicklich Amerika in Betracht, von wo der Bezug infolge der unerschwinglichen Preishöhe und des Tiefstandes unserer Valuta gänzlich außer Frage steht. Als einzige Rettung bleibt uns also nur die Steigerung der eigenen Produktion durch Überschichten oder Überstunden in den Bergwerken. Unter keinen Umständen darf man den wahnwitzigen Elementen, die hinter den Kulissen ihr Unheil treiben, die Freiheit lassen. Gegen ihren Wahnsinn hilft nur härtester Gegenzwang, soll die Freiheit und das Leben des übrigen deutschen Volkes geschützt werden. Ein Weg zum Besseren liegt vor uns. Er geht über den Arbeitszwang und die Militarisierung der Arbeit. Bei einer anderen Gelegenheit wurde dieser Weg schon einmal im oberschlesischen Bergrevier mit Erfolg beschritten. Es darf also auch diesmal vor einem Zwang nicht zurückgeschreckt werden. Nur dieser Weg gereicht der Gesamtheit zum Segen.

Auf der augenblicklichen Tagung der einzelnen Bergarbeiterorganisationen haben die einzelnen Vertreter betont, daß man bis zur internationalen Regelung dieser Frage von der Einführung der Sechsstundenschicht absehen müsse und Vertreter der Regierung wiesen darauf hin, daß sie es sich werden angelegen sein lassen, für eine derartige Regelung einzutreten. Anstatt des kategorischen Nein lieferte sich damit die Regierung wieder einem faulen Kompromisse aus. Ruhe wird durch diese Erklärung in die so schwer daniederliegende Schlüsselindustrie nie kommen. Welches Land es heute versteht, seinen Kohlenreichtum wirklich auszunutzen, hat gewonnenes Spiel. Die deutsche Bergarbeiterschaft braucht keineswegs dem Phantom der internationalen Regelung nachzujagen, denn ihre Kollegenschaft im Westen und jenseits des Kanals rechnet und zwar ziemlich genau. Der

Krieg hat so recht bewiesen, daß die Kohle ein wichtiges politisches Instrument ist. England hat es verstanden, die Kohle als politisches Zwangsmittel zu verwenden, und diese Methode der politischen Unterjochung von Nationen hat den wirtschaftspolitischen Ergebnissen jener Zeit eine besondere Richtung gegeben. Die Unabhängigkeit in der Kohleneinfuhr ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Sicherheit in der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung der Staaten. Aus diesem Grunde kann und darf nicht eine Verkürzung der Schichtdauer eingeführt werden. Wer die Hand hierzu bietet, ist ein Verbrecher an der Volksgemeinschaft. Keine Politik der Kompromisse, sondern lediglich ein energisches Nein!

Otto Leibrock

Drinnen und draußen

Deutschland und die Deutschen in Polen. Die Leser der „Grenzboten" haben im letzten Jahr das Ringen der Deutschen in Posen und Westpreußen um ihr Deutschtum verfolgen können. Sie haben mit ihnen langsam eine Hoffnung nach der andern zu Grabe tragen müssen. Nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages blieb noch die Hoffnung, daß auf dem Wege der deutsch-polnischen Verhandlungen das Deutsche Reich als letzte Leistung für die ausgestoßenen Stammesgenossen eine vertragliche Sicherung gewisser Mindestrechte für das Deutschtum im polnischen Staate würde durchsetzen können, in der Art, wie sie in dem Vertrag zwischen Polen und der Entente reichlich dürftig und nur in unklaren Umrissen gegeben sind. Auch diese Verhandlungen haben zu einem nennenswerten Ergebnis nicht geführt; ob sie später wieder aufgenommen werden, steht heute recht fraglich aus. Der Friede ist ratifiziert, die Polen haben das ihnen von der Entente zugesprochene Gebiet besetzt, die neuen Grenzen zwischen Polen und dem Deutschen Reich sind errichtet, die Deutschen in Polen bleiben auf sich selbst angewiesen.

Schon vor dem Kriege war die Unkenntnis in Deutschland über die Verhältnisse in den Ostmarken oft erschreckend. Erst als die Friedensbedingungen bekannt wurden, kam es vielen zum Bewußtsein, daß dort im Osten altes deutsches Land mit alteingesessener deutscher Bevölkerung bedroht war. Fast schien es, als ob unter dem Drucke der Not eine große Welle gemeinsamen Fühlens mit den Brüdern im Osten durch das deutsche Volk ginge. Aber wenn man ehrlich ist: es schien doch nur so. Die wirtschaftliche Nöte des Tages waren stärker und heute erlebt das deutsche Volk in seinen weitesten Kreisen mit trauriger Gleichgültigkeit den endgültigen Verlust der Ostprovinzen.

Die Gefahr, daß mit der Aufrichtung einer politischen Grenze auch eine völkische Scheidewand zwischen dem Deutschtum in Polen und dem Deutschtum im Mutterland aufgerichtet wird, ist groß, und sie ist groß, nicht nur, weil die nötige Wärme des Mitgefühls im Mutterlande fehlt, sondern auch weil die Deutschen im Osten auf Grund ihrer Erfahrungen im verflossenen Jahr — ob mit Recht oder Unrecht, bleibe hier dahingestellt — glauben, von dem Deutschen Reich verstoßen zu sein; verstoßen, nicht nur unter dem Zwange eines äußeren unüberwindlichen Druckes, sondern verstoßen auch, weil ein heiliger Wille, die Zusammengehörigkeit zu wahren, fehlte. Ein Gutes hat diese Stimmung der Deutschen in den Ostprovinzen gehabt. Sie haben im Gefühl ihrer Verlassenheit schneller gelernt, sich auf sich selbst zu besinnen. Da sie sahen, daß die eigenartige Problemhaftigkeit ihres Landes, in dem Deutsche und Polen seit Jahrhunderten untermischt sitzen, anderswo nicht verstanden wurde, machten sie sich selbst

daran, die Lösung des Problems in Angriff zu nehmen. Die Volksratsbewegung schuf die Voraussetzung für alle weitere Arbeit: den einheitlichen organisatorischen Zusammenschluß der Deutschen als Deutschtum. Wohl ist es nicht restlos gelungen, diese organisatorische Aufgabe im Rahmen der Volksratsbewegung zu lösen. Zu stark erwies sich deutscher Parteigeist und deutsche Eigenbrödelei selbst in der Stunde der Not. Aber nur der Volksratsbewegung ist es zu danken, daß die Aufgabe gesehen wurde und daß sie jetzt auch von den Kreisen zu lösen versucht wird, die der Volksratsbewegung ferner stehen.

Nur wer die politische Lage des Deutschtums in Posen und Westpreußen vor dem November 1918 kennt, kann die gewaltige Leistung ermessen, die von der Volksratsbewegung vorangebracht wurde. In der „Vereinigung des deutschen Volkstums in Polen", in der sich in weiterer Entwicklung der Volksratsbewegung die Deutschen in Polen ihre einheitliche Vertretung geschaffen haben, ist bereits der größte Teil der Aufgabe geleistet, die darin besteht, das Deutschtum in Polen zu einer lebendigen, in sich geschlossenen völkischen Einheit zu machen.

So paradox es klingt: für das Gesamtdeutschtum liegt in dieser Entwicklung eine gewisse Gefahr. Das Naturwidrige der Friedensbedingungen, die die Abtretung des Gebietes im Osten an die Polen betreffen, zeigt sich ja darin, daß die organische Einheit des gesamten deutschen Volkslebens willkürlich zerrissen wird. Viel stärker als die Gemeinsamkeiten des gleichen Landes waren ja die Gemeinsamkeiten in Beruf, Klasse, Weltanschauung und Partei, die zwischen Teilen der Deutschen im Osten und Teilen der Deutschen im übrigen Reich bestanden. Die Aufrichtung der politischen Grenzen zwingt dazu, diese Gemeinsamkeiten zu zerreißen und die Gemeinsamkeit des Volkstums der örtlichen Heimat voranzustellen.

Wer aber den Glauben an die Zukunft eines einheitlichen Deutschtums über alle staatlichen Grenzen hinweg bewahrt, der muß schon jetzt der Gefahr entgegenarbeiten, daß die Entwicklung, die zum Zusammenschluß der abgesprengten Volksteile in sich führt, über das Ziel hinausschießt.

Den Schaden von einer solchen Entwicklung würde das gesamte Deutschtum und jeder für sich, das Deutschtum im Mutterlande und das Deutschtum in der Diaspora, tragen. Nur wenn der Strom völkischer Zusammengehörigkeit trotz der politischen Trennung über die Grenzen hinwegfluten kann, wird das Deutschtum in der Diaspora die Gefahr überwinden, steril zu werden und im Kleinkampfe um die wirtschaftliche Existenz zu verkümmern.

Es muß gelingen, diese Gedanken bei beiden Teilen schon heute lebendig zu machen. Fühlen die Deutschen in Polen, daß ihre Not im Mutterlande mitgetragen wird, dann wird die Arbeit, die sie für ihr Volkstum leisten, nicht auf Abwege führen, sondern dem gesamten Deutschtum Frucht tragen. Die „Vereinigung des deutschen Volkstums in Polen" wendet sich an die Deutschen im Mutterlande mit der Bitte um Hilfe. Wird diese Bitte erhört, dann ist damit mehr erreicht, als eine bloß augenblickliche Unterstützung für die Aufgaben der nächsten Zukunft, dann ist damit erreicht, daß alle Verbitterung des vergangenen Jahres von dem dankbaren Gefühl, gemeinsame Not gemeinsam tragen zu dürfen, fortgeschwemmt wird. M. W.

England und der baltische Handel. Als Maßnahme gegen den Bolschewismus wird von englischer Seite ein großzügig geplantes englisch-baltisches Abkommen bezeichnet, welches, sollte es zustande kommen, die völlige wirtschaftliche und politische Abhängigkeit der baltischen Staaten von England nach sich ziehen und weiter dem Handel mit Groß-Rußland zugunsten Englands die Wege ebnen würde. Im Handelsteil der „Vossischen Zeitung" vom 27. Januar 1920 wird der englische wirtschaftliche Vorstoß auf die baltischen Länder in einem Aufsatze „Das englische Baltikum" näher geschildert. Das Ziel ist nach dem Verfasser des genannten Artikels etwa folgendes:

„Eine englische Bankengruppe" will mit weitgehendster Unterstützung der englischen

Regierung in Estland, Livland und Litauen Nationalbanken nach dem Muster der Bank von England errichten, die neben einer Abteilung für allgemeine bankgeschäftliche Operationen auch eine solche für Notenemission erhalten sollen. Letzterer Abteilung soll die Aufgabe zufallen, „in jedem der genannten Länder eine neue Währung einzuführen, der die Goldbasis zugrunde liegt". Die Notenbanken sollen ihren Sitz in den Hauptstädten der baltischen Staaten haben und in den größeren Städten Niederlassungen errichten, ihren finanziellen Stützpunkt aber in London erhalten. Als Gegenleistung will sie (die englische Bankengruppe) sich die Übertragung von Monopolen einer Reihe der wichtigsten Rohstoffe ausbedingen. Die Engländer wollen die Hand auf das baltische Holz und den baltischen Flachs legen. Dafür wollen sie die Sanierung der Valuta „versuchen". Gewiß ein nicht zu unterschätzendes Vorhaben, wenn es gelingt; aber die baltischen Staaten sollen dafür ihre wirtschaftliche Selbständigkeit aufgeben, sollen finanziell und kommerziell von England abhängig sein. Der Verfasser des Artikels kommt zu dem Schluß:

„Deutsche Kaufleute, achtet auf die Vorgänge im Osten, laßt euch nicht vom russischen Markt abdrängen, denn das Endziel des englisch-baltischen Vertrages ist Englands wirtschaftlicher Vorstoß auf Rußland."

Ganz abgesehen von den Bodenschätzen Rußlands wäre die Wiederaufnahme des Handels mit den baltischen Ländern und mit Litauen schon lohnend. Der Ertrag von etwa 2 200 000 Hektar Wald in Estland und Lettland (Livland), von etwa 2 800 000 Hektar in Litauen, wäre England, das zum Beispiel 1911 allein über Riga für 19 028 821 Rubel Holz bezog, sehr willkommen. Flachs erhielt England über Riga im selben Jahre für 13 137 966 Rubel, Eier für 22 517 586 und Felle für 18 386 479 Rubel. Der größte Teil der über Riga exportierten Rohstoffe stammte aus den baltischen Ländern und aus Litauen. Nun läßt sich bei gesteigerter Intensität der Wirtschaftsführung der Export an Rohstoffen ganz erheblich steigern. Der Flachsanbau war in den russischen westlichen Randstaaten vor dem Kriege zurückgegangen, ein großer Teil des Flachses wurde im Lande selbst in der Heimarbeit verarbeitet oder der Industrie zugeführt. Aber entscheidend für die Möglichkeit des Flachsexports ist nicht die in den letzten Vorkriegsjahren erzeugte Menge, sondern das Verständnis der Landbevölkerung für diesen Zweig der Landwirtschaft. Ganz erheblich läßt sich der Flachsanbau steigern; Maschinen zur Flachsbearbeitung sind im Lande reichlich vorhanden. Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Ausfuhrprodukt stellt die Ausbeute der Fischerei dar. Die Binnenseen (in Kurland etwa 20 000 Hektar, in Litauen 60 000 Hektar) könnten bei rationeller Bewirtschaftung gut 20 Kilogramm je Hektar jährlich liefern. Die Flußfischerei kann, vorsichtig geschätzt, etwa 500 Tonnen bringen, die Teichwirtschaft brachte allein in Kurland vor dem Kriege etwa 4000 Zentner jährlich. Ganz erheblich waren die Erträge der Küstenfischerei.

Es würde zu weit führen, hier noch auf alle Erzeugnisse einzugehen, welche die baltischen Länder vor dem Kriege lieferten und welche sie bei intensiver Bewirtschaftung des Landes liefern könnten. Zur Einfuhr sind die Länder auf fast alle Geräte und Maschinen für Landwirtschaft und Industrie gezwungen, vom Nagel bis zur Dampfmaschine. Arbeitermangel hat, besonders in Lettland, schon vor dem Kriege bestanden, durch den Krieg und nicht zuletzt durch die Bolschewistenkämpfe sind den Ländern viele wertvolle Menschenkräfte genommen. Mehr denn je wird die Landwirtschaft auf maschinelle Kraft angewiesen sein.

Welch ein Betätigungsfeld bietet sich da einem schaffensfreudigen Handel! Und alles das soll England an sich reißen?

M. Cremer

Die Politik Lettlands. Der Gesandte der lettischen Republik in Frankreich, Groswald, hat im „Temps" vom 16. Januar folgende Erklärungen über die Politik seines Landes und die gegenwärtige Lage in Osteuropa abgegeben:

Die Einnahme von Dünaburg durch die polnische und lettische Armee ist

keine Improvisation, sondern politisch von langer Hand vorbereitet. Diese Politik bezweckt die Auferrichtung eines osteuropäischen Friedenszustandes. An dem Tage, wo die Ententemächte die ganze Wichtigkeit des Eintritts Polens in den baltischen Bund begreifen werden, wird das beängstigende Problem des Weltfriedens als gelöst betrachtet werden können. Mein Land strebt lediglich die Bildung eines Defensivbundes gegen die gemeinsamen Feinde an. Seit Jahrhunderten sind der Deutsche und der Russe die natürlichen Feinde Polens und Lettlands. Daher hat unsere Regierung, als die Deutsch-Russen Bermons Riga angriffen, die Hilfe des Warschauer Kabinetts erbeten. Polen hat dieser Bitte sofort durch Kriegsmaterial und durch Konzentrierung von Truppen in Nordpolen Rechnung getragen . . . Unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung sind die lettischen und polnischen Regimenter in Dünaburg eingezogen. Die Eisenbahn Riga—Warschau ist jetzt frei. Während die verbündeten Armeen ihren siegreichen Vormarsch gegen die Bolschewisten fortsetzen, wird es die Aufgabe der Politiker sein, unsere Beziehungen zu Polen enger zu gestalten. Auf diesem Wege zur gegenseitigen Verständigung bildete die Anerkennung der lettischen Unabhängigkeit durch Polen vom 22. Oktober 1919 den ersten Schritt, den zweiten die militärische Zusammenarbeit. Hoffentlich bildet die baltische Konferenz in Helsingfors den entscheidenden Punkt dieser Annäherung. Der baltische Bund wird nur mächtig und tatkräftig, wenn auch Finnland und Polen ihm beitreten. Die Bildung dieses Bundes kann bei der Lösung der westrussischen Grenzprobleme entscheidend werden. Die politischen Ereignisse haben mit unerbittlicher Logik gezeigt, daß die baltischen Völker berufen sind, sich einer gesetzmäßigen Unabhängigkeit zu erfreuen. Gerade in diesen Ländern hat sich die Fähigkeit politischer Organisation, der Staatsbildung und der Defensivkraft gegen jeden äußeren Angriff am deutlichsten gezeigt. Dadurch, daß es den baltischen Bund mit seiner ganzen politischen und militärischen Autorität schützt, wird sich Polen die Mitwirkung junger kräftiger Nationen, deren politische Tendenzen den seinigen gleichen, sichern. Was besonders Lettland betrifft, so muß ich noch darauf hinweisen, daß wir uns immer wie die Polen als die Schildwachen gegen den deutschen Drang nach Osten betrachtet haben. Die wirtschaftlichen Interessen Polens, die nach der Ostsee streben, beweisen die Notwendigkeit für den polnischen Staat, sich auf eine wirksame Zusammenarbeit mit den baltischen Staaten zu orientieren. Hoffentlich wird die Helsingforser Konferenz die festen Grundlagen für eine solche staatliche Gruppierung festlegen. Aus einer Periode des Tastens und der Versuche sind wir zu einer realistischen Politik gekommen, die die Ordnung und das Gleichgewicht im Nordosten Europas sichern wird. M.

Bücherschau

Martin Spahn, Elsaß-Lothringen. Verlag Ullstein u. Co., Berlin 1919.

Eine schwere und schmerzliche Aufgabe ist es, in diesem Augenblick über Elsaß-Lothringen zu schreiben. Daß sie hier eine so abgeklärte und reife Lösung gefunden hat, ist ein schöner Beweis für die überlegene Ruhe, mit der deutsche Wissenschaft die brennendsten nationalen Lebensfragen zu behandeln weiß. Daß diese Ruhe nicht menschliche Kälte ist, dafür spricht schlicht und ergreifend die Widmung: Professor Spahn, der durch eine lange ersprießliche Lehrtätigkeit an der Straßburger Universität mit dem Lande verwachsen ist, widmet das Buch seinen drei im Elsaß geborenen Kindern „zum Gedenken an die geliebte Heimat, zur verdoppelten Treue gegen das Vaterland."

In diesen Worten spiegelt sich das ganze tragische Schicksal dieses Grenzlandes wieder, wie es auf breitestem geschichtlichem Hintergrund und mit sorglicher Aufmerksamkeit für die kleinsten Einzelzüge aus den geschichtlichen Bedingtheiten erschlossen wird. Wer aus lebendiger Anschauung die Verhältnisse des ehemaligen Reichslandes kennt, der weiß, daß die eigentümlich sperrigen Verschränkungen seines provinzialen Geistes ganz besonders die schweren und doch wieder begreiflichen Mißgriffe erklärt, die Berlin sich zu Schulden kommen ließ und die auch Paris nicht erspart bleiben werden. Der Schlüssel des Verständnisses für das jahrhundertelange Zwitterschicksal, das dies Buch aufrollt, ist der ewig unausgeglichene Zwiespalt zwischen Heimat und Vaterland, unter dem die elsässische Seele leidet. Diesen Drehpunkt hat Spahn richtig gesehen. Von ganz besonderem Interesse ist es daher, wie er die Kurve des provinzialen Geistes verfolgt und aus den Entwicklungen des ausgehenden Mittelalters bereits die heutige Mentalität der Elsässer und Lothringer verständlich macht. Auch das eigentümliche Fortwirken geschichtlicher Antriebe auf Grund eines Gesetzes historischer Trägheit wird glücklich herausgearbeitet: es zeigte sich nach 1681 und nach 1871, es wird sich auch nach 1919 zeigen. Wenn etwas das schlüssige Ergebnis dieser streng sachlichen Darstellung ist, dann erhellt aus ihr, daß die elsaß-lothringische Frage mit der zweiten Annexion durch Frankreich so wenig endgültig gelöst ist, wie durch die erste oder durch unsere Desannexion vor fünfzig Jahren. Der Verfasser verzichtet auf Vorausschau und wir haben an dieser Stelle keinen Anlaß, seine Ausführungen in dieser Richtung zu ergänzen. Das kann auch nicht die Geschichte tun, die heute geschrieben wird, sondern das wird die Geschichte tun, die gemacht werden muß. Die fortwährende Problematik des elsaß-lothringischen Schicksals, die wir aus diesem aufschlußreichen Buche historisch begreifen, wird selbsttätig auch in der Zwischenzeit als politischer Sauerteig wirken, wo unser Volk zu aktiver Außenpolitik infolge seines furchtbaren Kräfteverfall kaum imstande sein wird.

M. H. Boehm

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Leipziger Frühjahrs-Messe

Allgemeine Mustermesse

29. Februar bis 6. März 1920

Musterlager von Keramik und Glas, Metallwaren aller Art, Haus- und Küchengeräten, Kurz- und Galanteriewaren, Puppen- und Spielwaren, Karneval- und Kotillonartikeln, Attrappen und Bonbonnieren, Christbaumschmuck, kunstgewerblichen Arbeiten, Kunst und Luxusgegenständen, Japan- und Chinawaren, Beleuchtungsartikeln, Holz- und Beinwaren, Drechslerarbeiten, Korb- und Rohrwaren und -Möbeln, Lederwaren, Reiseartikeln, Raucherartikeln, Gummi-, Kork- und Zelluloidwaren, Seifen und Parfümerien, chemisch-pharmazeutischen Artikeln, optischen Artikeln, Musikinstrumenten und Werken, Sprechapparaten und Automaten.

Besondere Unterabteilungen:
Papiermesse,
Sportartikelmesse,
Schuh- und Ledermesse,
Nahrungsmittelmesse,
Textilmesse,
Verpackungsmittelmesse,
Bürobedarfsmesse,
Reklamemesse,
Bugramesse,
Edelmetall-, Uhren- u. Schmuckmesse,
Rohstoffmesse und Rohstoffbörse für Rohstoffe und Halbfabrikate für die auf der allgemeinen Mustermesse vertretenen Industrien,
Entwurfs- und Modellmesse, Vermittlungsstelle für Künstler und Fabrikanten.

Technische Messe

14. bis 20. März 1920

Musterlager von Antriebsmaschinen, Dampfkesseln und anderen Kraftquellen nebst Zubehör, Elektrischen Maschinen und Apparaten für Stark- und Schwachstrom-Anlagen, Triebwerken, Transmissionen und Zubehör, Beförderungsmitteln und Förderanlagen, Hebezeugen, Kraftwagen, Luftfahrzeugen, Booten, Gebläsen, Kompressoren und Pumpen, Armaturen und technischen Kleineisenwaren, Werkzeugmaschinen, Werkzeugen und Apparaten aller Art, Fabrikeinrichtungen, Maschinen und Anlagen für alle Industrien und Gewerbe, Heizungs- und Lüftungsanlagen, technischen Beleuchtungsanlagen, sanitären Einrichtungen, Kühl-, Wasch- und Trockenanlagen, Heil- und Rettungsapparaten, Schutz- und Sicherheits-Einrichtungen, Landwirtschaftl. Maschinen, einschließlich Garten- und Forstwirtschaft, Maschinen für Gießereien, Berg- und Hüttenwesen, Meßwerkzeugen und Meßgeräten, Feinmechanischen und optischen Instrumenten, Präzisions-Apparaten, Laboratoriums-Einrichtungen und Lehrmitteln,
Baumesse für Bau- und Wohnbedarf, Installation, Architektur, alte und neue Bauweisen, Baustoffe sowie deren Herstellung und Verarbeitung, Baumaschinen und Geräte, Tiefbauanlagen und Eisenhochbau.
Allgemeine technische Einrichtungen, technisches Zeitungswesen und Fachzeitschriften, Ingenieurbüro, Patentverwertung, Fabrikeinrichtung,
Rohstoffmesse u. Rohstoffbörse, Roh-, Grund- und Betriebsstoffe für chemische Fabriken, Maschinenbau und Bauwesen, chemisch-technische und mechanisch-technische Halberzeugnisse,
Entwurfs- und Modellmesse, Vermittlungsstelle f. Künstler u. Fabrikanten

Meßwohnungen vermittelt der Wohnungsnachweis des Meßamts

Anmeldungen von Ausstellern und Einkäufern sowie Anfragen in allen Meßangelegenheiten sind zu richten an das

Meßamt für die Mustermessen in Leipzig

Die diesjährige Oster-Rauchwarenmesse beginnt am 11. April 1920

Auslieferungsfrage und Oſtproblem

Von Max Hildebert Boehm

Wir gehen wieder — nach einer kurzen Atempauſe — beklemmend ſchweren Zeiten entgegen. Nur das eine Heilvolle vermögen wir in der akuten Kriſe, zu der ſich die Auslieferungsfrage zugeſpitzt hat, noch zu entdecken: ſie öffnet dem Blindeſten den Blick dafür, daß es für die Nation ums Ganze geht. Äußere und innere, nationale und wirtſchaftliche Probleme, Fragen der Ehre und der Exiſtenz ſich derart durchdrungen, daß künſtliche und taktiſche Scheidungen nicht mehr verfangen. Die Tragweite der Unterſchrift vom 28. Juni 1918 begriffen nur wenige. Und weil nur wenige ſie begreifen konnten, erſchien die Verweigerung auch manchen Feſtgeſinnten als verfehlt. Die Auslieferung nicht von Hunderten, ſondern wie ſich nunmehr herausſtellt von Tauſenden unſerer Beſten und Treueſten iſt ein Akt, deſſen Ungeheuerlichkeit der ſchlichteſte Verſtand ermißt. Deshalb liegt heute die Entſcheidung nicht mehr bei der Regierung oder bei der Nationalverſammlung, ſondern beim Volk. Sie wird von jedem Soldaten, von jedem Beamten, ſie wird von uns allen einzeln gefordert. Da der Umfall der ganzen Nation in dieſem Punkt undenkbar iſt, bedeutet die Entſcheidung zugleich mit der äußeren die innere Machtprobe. Die innere Front aber verläuft nicht nach den Parteigrenzen, ſondern ſie ſcheidet die Entſchloſſenen von den Geſchleiften, die lebendigen Träger nationalen Gemeingefühls von den abgeſtorbenen Gliedern der Volksgemeinſchaft, die anſtändigen Menſchen von den Lumpen, die Tapferen von den Feiglingen. Wenn alle Konſequenzen klarliegen werden, dann wird ſich zeigen, daß die Front durch alle Parteien mitten hindurchgeht. Und am Grade der Einmütigkeit wird ſich erweiſen, wieviel Recht auf Zukunft wir noch durch allen nationalen Verfall in den vergrabenen Tiefen unſeres Innern gerettet haben.

Die erſte Äußerung der wiederzugelaſſenen „Freiheit“ zur Auslieferungsfrage gibt genau im Sinne der Regierung die reale Unmöglichkeit der Auslieferung zu. Um ſo unverantwortlicher iſt es, wenn rechtsſtehende Blätter durch vor-

greifende Diskreditierung der Unabhängigen das längstverwirkte Monopol der Rechten auf nationales Gemeingefühl wieder einmal bekräftigt haben. Sind die Parteien denn gänzlich unbelehrbar? Kann der Parteitaktiker denn schlechterdings nicht begreifen, daß hier jeder Parteigesichtspunkt verlassen und von allen Seiten her der neue Standort nationaler Ehrgemeinschaft gesucht werden muß? Schon lassen sich Pariser Blätter — ob mit Recht oder Unrecht: gleichviel — beginnendes Schwanken der Berliner Regierung berichten. Der unausweichliche Eindruck der Lersnerschen Geste schob sich zwischen die Blamage durch die holländische Weigerung und die Reaktion auf den unverkennbaren deutschen Volkswillen. Die verfrühte Überreichung der Note, die sonderbaren Schwankungen Lloyd Georges, die eilige Entsendung englischer Staatsmänner nach Paris, die verstörte Suche nach dem kompilatorischen Sündenbock, der in Herrn Ignace gefunden scheint: all dies deutet auf Unstimmigkeit und Nervosität im Ententelager, die im selben Grade wachsen muß, als bei uns die Betroffenen, das Volk und in letzter Linie auch die Regierung festbleiben. Für die Nutzung taktischer Möglichkeiten ist sie verantwortlich, noch tiefer verantwortlich freilich dafür, daß eine schlechthin absolute Entscheidung der Nation nicht in die Niederungen bloßer Taktik gezerrt wird. In die schwerste Verantwortung teilen sich die Ausgeforderten und die Nation. Sind beide ein Leib, um dessen Gesamtehre es geht: dann ist die Entscheidung der Einzelnen ihrem Wesen und Gehalt nach überindividuell. Die ins Leere verpuffte pseudoheroische Selbstopferung des gar nicht gemeinten Auer, dieser tragikomische Zwischenakt im großen Drama, gibt die denkwürdige Lehre: statt individuellen Vorwitzes verantwortliche Entscheidung des ganzen Volkes. Seines moralischen Rückhaltes Stärke gibt den letzten Ausschlag.

Noch fehlt uns die Einsicht, nach welchem Rezept gallische und angelsächsische Rachsucht, puritanischer Cant, raffinierte Führerberaubung, Spekulation auf erwünschte Möglichkeit von Gegenmaßregeln und Ungeschick subalterner Organe den Gifttrank gemischt haben, der uns als moralischen Faktor in der Welt erledigen soll. In einem Augenblick aber, wo auf moralische Möglichkeiten überhaupt unsere ganze Zukunft gestellt ist, erweist sich über alle billigen und verbrauchten Phrasen hinweg die tiefe Einheit sittlicher und leiblicher Selbsterhaltung, wie sie ein Volk nur in seinen schwersten Schicksalsstunden zu spüren bekommt.

Im Anblick der trüben Erfahrungen des vorigen Sommers muß es doppelt nachdrücklich gesagt werden: der zentnerschwere Ernst der Stunde sollte jeden Schritt der Regierung, wenn sie sich diesmal wirklich als Wortführerin des Volkes, statt als Beauftragte von Gruppen begreift, ein Vollgewicht geben, das jede Verwechslung mit nationalistischem Auftrumpfen oder militaristischem Rasseln mit einem zersprungenen Säbel ausschließen müßte.

Die Regierung braucht Haltung. Sie wird ihr erleichtert, wenn das Volk sie findet. Nur unter dieser Voraussetzung wirkt sie repräsentativ statt theatralisch. Und darauf kommt alles an. Deshalb sollten wir die verbrauchten, unecht gewordenen Formen lärmender Entrüstungskundgebungen meiden. Es muß sich eine Atmosphäre dumpfer Entschlossenheit über Deutschland legen, die statt der Telegraphendrähte die seelische Witterung der Welt ins Schwingen bringt, — eine Atmosphäre, die die Energien sammelt und nicht verpufft, die das suggestive Empfinden über alles Pressegeschwätz hinweg auf die Völker der Erde überträgt:

hier weiß ein Volk, daß es moralisch gemordet werden soll und sieht der Verzweiflung unmittelbar ins Gesicht. Diese Wirkung brauchen wir. Wir brauchen sie drinnen und wir brauchen sie draußen.

Die Wahlverwandtschaft verzweifelnder Völker ist es, die unseren Blick nach Osten lenkt, wo ein anderes Volk dem Tode irr ins Auge blickt. Das russische Volk ist seit drei Jahren von der Verzweiflungskrise des Bolschewismus befallen. Und Europa doktert stümperhaft an ihm herum, ohne zu durchgreifender Hilfe Geschick und Kraft aufzubringen. Es meidet den Kranken wie einen Aussätzigen, und fühlt doch bereits in sich die Ansteckung. Es stellt Prognosen, die sich an hilflose Analogien klammern, und ist doch weit entfernt, das Übel auch nur zu begreifen. Deutschland hat sich in eine faule westeuropäische Solidarität tiefer verstrickt, als es heute verantworten kann, wo es sich vom übrigen Westen angespien sieht. Wir haben uns wie ein Enterbter benommen, der die Rolle des Besitzenden noch eine Weile auf schäbigen Pump fortführt. Die schlechtgespielte Rolle kann bei unseren Protagonisten nicht verwundern. Aber schließlich ist ein Volk auch für die Führung haftbar, die es duldet.

Die Ratlosigkeit des Westens gegenüber der russischen Sphinx beginnt offenbar zu werden. England unterstützte Judenitsch und Denikin und Koltschak. Aber irgend etwas stimmte nicht. Warum halfen englische Schiffsgeschütze den halbbolschewistischen Ullmanis-Letten gegen Needra und die Deutschbalten, denen es mit dem Kampf gegen den Bolschewismus wirklich Ernst war? Warum tauchten regelmäßig organisierte Banden im Rücken der antibolschewistischen Heere auf und machten ihre Erfolge zu nichte? Woher hatten diese Banden Waffen und Munition? Und wie verantwortet das ritterliche Frankreich, daß es Koltschak in die Bajonette seiner meuternden Soldaten lieferte?

Auf den Zusammenbruch der Bermondt-Farce, an dem der Westen mitschuldig ist, folgte Englands ostentative Schwenkung. In mehreren Anläufen, die durch dekorative Reuter-Dementis unterbrochen wurden, schickt England seit dem Herbst den national-sozialen Arbeiterführer O'Grady vor, der in Kopenhagen mit Litwinow verhandelt, im Augenblick angeblich nur über Gefangenenaustausch. In dieser neuesten Beschwichtigungsfloskel spuken die kommenden Parlamentswahlen vor. Indessen berufen sich Werbeoffiziere der Baltischen Landeswehr, die ihre Versprengten sammeln, auf Äußerungen des Chefs der interalliierten Baltikum-Kommission, des Generals Niessel, wonach in England und Frankreich für ein großes Freiwilligenheer gegen den Bolschewismus geworben werde.

Aber die Fädelungen durchkreuzen sich zum schier unentwirrbaren Gewebe. Ist es französischer Einfluß, der die südlichen Randstaaten nicht zum Frieden mit Sowjet-Rußland kommen läßt, während Finnland und neuerdings auch Estland die Anerkennung ihrer Selbständigkeit in Moskau durchgesetzt haben? In der Tat ist in Lettland in den letzten Monaten eine kleine Rechtsschwenkung bemerkbar. Polen, dem England zum Frieden mit Rußland rät, scheint von Frankreich im Widerstande bestärkt zu werden. Immer wieder konferieren die Randstaaten untereinander, zuletzt in Helsingfors. Klare Ergebnisse werden nicht bekannt, widerspruchsvolle Gegeneinflüsse scheinen ein einheitliches Vorgehen zu verhindern.

Um Polen bewirbt sich Lenin ganz besonders. Dem Friedensangebot aus dem Dezember folgt ein schärfer umrissenes im Januar, ein Nachtrag weist be-

stimmte Vorschläge für eine Demarkationslinie auf. Zugleich droht Trotzki mit einer Offensive im Frühjahr, obgleich Kenner der russischen Verhältnisse an der Durchführbarkeit einer solchen zu so frühem Zeitpunkt zweifeln.

Die Aufhebung der Blockade gegen Rußland scheint doch noch nicht das tiefe Mißtrauen besiegen zu können, das sich in der verzweifelnden Nation, aber auch in der tatkräftigen Regierung gegen Europa und insbesondere gegen die Entente angesammelt hat. Bezeichnend dafür ist eine Aeußerung Joffes, der als Chef der bolschewistischen Friedensdelegation sich über die Friedensverhandlungen mit England äußerte und dabei die skeptische Bemerkung machte, wenn die Entente nach Rußland statt Lokomotiven und Maschinen nur „Federmesser und anderen Dreck" einführen wolle, so brauche man ihr für die Aufhebung der Blockade keinen großen Dank zu wissen. Diese interessante Aeußerung bestätigt die von Kennern vertretene Anschauung, daß Mißtrauen und Haß gegen die Alliierten in Rußland auch noch einen Sturz des Bolschewismus überleben würden.

Dies krause Bild des Ostproblems mußte bis in die Einzelzüge ausgestrichelt werden, wenn die ungeheure Gefahr nicht verschleiert werden soll, die eine entschlossene Hinwendung zum Osten für ein in die Verzweiflung getriebenes Deutschland bedeuten wird? Es bleibt eine Rechnung mit unzähligen Unbekannten. Und es ist viel, wenn es auch nur gelingt, die einzelnen Alternativen und Fragenkomplexe reinlich herauszusondern. Noch schwieriger ist ein Urteil darüber, wie es mit dem Bolschewismus, diesem über alles Erwarten zähen Todeskandidaten Europas, im eigenen Lande steht. Während das „Berliner Tageblatt" den Kadettenführer Hessen als Kronzeugen für das übliche Schauerbild vom sterbenden Rußland anführt, mehren sich die Stimmen, die die Glaubwürdigkeit dieser Berichte anzweifeln. Das Wachsen dieser Skepsis bei uns ist dabei selber ein hochbedeutsames Anzeichen. Man wird Grund haben, in Radeks Ausführungen in der „Zukunft" Rattenfängerei zu wittern. Ganz aber kann die Zuversichtlichkeit seiner Zynismen nicht gespielt sein. Und als höchst beachtlich muß der Eindruck gelten, den der amerikanische Oberst Robins aus einem Gespräche mit Lenin gewinnt, dessen Niederschlag das „Tagebuch" einer amerikanischen Zeitschrift entnimmt.

In diesen Aeußerungen Lenins löst sich die Idee völlig von den höchst unzulänglichen Erscheinungsformen, die dieser „Bolschewismus" am russischen Volkskörper gefunden hat. Wie aber kommt es, daß der nüchterne Amerikaner, der doch das offenbare praktische Mißlingen vor Augen hat, sich dem Banne dieser Ideen nicht entziehen kann. Es kommt sicherlich zum großen Teil aus der Person, es kommt aber doch auch aus der Sache. In Gedankenbildern, die wie rohe Quadern anmuten, stellt der Arbeiter Lenin dem demokratischen Bürger ein Sozialgefüge vor Augen, das den Erzeugerstandpunkt zum Ausgangspunkt aller Politik macht. Der Begriff des Arbeiters ist hier schon so weit gefaßt, daß er die höchste geistige Leistung der Produktionslenkung einbezieht. Der politisch-demokratischen Kontrolle des Staates, wie sie der alternde Westen vertritt, wird die soziale wirtschaftliche Kontrolle, der westlerischen Bürgerrepublik die Republik von Erzeugern gegenübergestellt.

Wir trauen Lenin von vornherein bereitwillig alles denkbare taktische Raffinement zu. Auch überzeugen uns die ziemlich ideologischen Bekundungen

nicht davon, daß er die selbstmörderischen Dilettantismen überwunden hat, wie sie fast in jeder Zeile seines Sozialisierungsprojektes aus dem Dezember 1917[1]) zutage treten. Auch schwankt die Prognose, ob und wie lange er sich halten und durchsetzen wird, die er ja sogar selber offen läßt. Um so sicherer aber ist die Diagnose, daß zahllose Nachrichten von einer Mauserung des Bolschewismus — Wiedereinführung von Akkordlohn und Taylorsystem, Abschaffung der eingeschränkten Arbeitszeit, Entrechtung der niederen Räte, Reorganisation der roten Armee usw. — die öffentliche Meinung bei uns durchschwirren. Den Boden aber für den Glauben an diese Mauserung lockert die wachsende Verzweiflung, in der sich alle Nöte unseres Volkes seelisch verknoten. Und da diese Verzweiflung in den bewußt nationalen Kreisen besonders tief empfunden wird, wächst neuerdings auch dort jene geheime Bolschewisierung, die ihrem tiefsten Wesen nach selber Verzweiflungskrise ist.

Und wiederum treten hier die historischen Analogien in Kraft, die zum Rüstzeug des späten Europäers gehören. Die Verwandlung des Agitators Lenin erscheint als Napoleonisierung in moderner Ausprägung. Aus dem militärischen ist der wirtschaftspolitische Diktator einer veränderten Weltepoche geworden. Es kann die ernste Frage aufgeworfen werden, ob diese Metamorphose nicht zwangsläufig vom doktrinären Sozialismus fort zu einem gemeinwirtschaftlichen Ethos hinführt, das in der Seele des Proletariats den schlummernden Erzeugerinstinkt weckt und dadurch produktive Kräfte entbindet, von deren Ausmaß wir uns keine Vorstellung machen können. Die Frage öffnet sich immer weiteren Kreisen, die Verzweiflung legt wiederum die vorweggreifende positive Antwort nahe. Es erscheint als ein äußerst verlockender Gedanke, vielleicht nicht einmal sowohl die Suggestivkraft des Bolschewismus als praktisch gescheiterten Programmes, die Suggestivkraft seines überragenden Führers als Person vielmehr einer inneren Neuordnung bei uns nutzbar zu machen, die symbolische Bedeutung eines Zusammengehens mit Lenin im eigenen Volk auszuwerten und dadurch die versunkene Produktionsfreudigkeit der Massen neu zu beleben. Wie freilich verhindert werden soll, daß die Schlammflut des Massenressentiments alle Balken unseres sozialen Notgerüstes fortschwemme und uns dem Chaos überantworte: auf diese Schicksalsfrage fehlt die Antwort auch bei denen, die in der inneren Annäherung an den Bolschewismus den einzigen Notausweg sehen.

So ernste Beachtung das Umsichgreifen dieser Ideengänge verdient: heute mehr als je heißt es, die Nerven nicht zu verlieren und die Möglichkeiten hart und kühl zu wägen. Die Prophetie Lenins rechnet mit Jahrzehnten und Jahrhunderten, sie geht kalt über den wirtschaftlichen Zusammenbruch des eigenen Volkes hinweg, sie kommt aus der unheimlich-großartigen Selbstverschwendung der russischen Rasse, die sich ihrer Unverwüstlichkeit bewußt ist. Uns aber stellt die Auslieferungsfrage unter den akuten Druck von Westen, und wenn uns unsere Verzweiflung nicht durch ein namenloses Blutbad im Innern Luft machen soll, müßten wir mit dringenden Forderungen an den Osten herantreten, die er wahrscheinlich auf

[1]) Vgl. Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjetrußland (Gesetze und Verordnungen). Herausgegeben vom Generalsekretariat zum Studium des Bolschewismus. (Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus. 3. Heft) Berlin 1919.

Jahre und Jahrzehnte nicht erfüllen kann. Es ist nötig, daß wir diesmal alle törichten Illusionen abtun, mit denen wir in den letzten Jahrzehnten durch die Weltpolitik gestolpert sind.

Unsere entschlossene Selbstbehauptung darf kein Sichwegwerfen an den Osten nach Art unseres wolkenschieberischen Wilsonismus sein. Es muß Vorsorge getroffen werden, daß der Sturz des gegenwärtigen Parteienstaates, wenn er erfolgen sollte, nicht zur Blutherrschaft des Pöbels führe, sondern daß aus der nationalen Arbeit heraus eine „Diktatur der Sachverständigen" aufwachse, die ihre neue Autorität nicht auf Vorrechte der Gewöhnung, der Geburt und des Geldes, sondern einzig auf ihre Leistungsfähigkeit stützt. Auch das ererbte Führertum, das nicht verschmäht zu werden braucht, muß derart von innen her neu erworben werden, daß es wirklich zum gegründeten Besitztum wird. Diktatur ist Übergang, wie das Proletariat seit Marx weiß. Neubelebung der körperschaftlichen Gliederung des sozialen Gefüges schafft das neue Gemeinwesen, das aus der deutschen, nicht aus der russischen Überlieferung aufwächst.

Nicht für den Osten oder für den Westen, sondern für uns selber haben wir uns heute zu entscheiden. Diese Aufgabe ist im Innern nicht Erhaltung oder Reaktion, sondern entschlossene Neuschöpfung sachdienlicher Organisationsformen unserer zerrütteten Gesamtwirtschaft. Nach außen haben wir zur Stunde nichts zu tun, sondern lediglich zu weigern.

Auf die Gefahren aber hinzumerken, die aus den hier gekennzeichneten Stimmungen erwachsen: dazu hat das Ausland allen Anlaß. Es gibt im Leben der Völker eine Verkettung der Entscheidungen, die nicht mehr den einleuchtenden Gesetzen der bloßen Nutzhaftigkeit und des billigen Einleuchtens folgt. Es gibt einen seelischen Mechanismus der Verzweiflung, den Rußland als furchtbares Beispiel grell erleuchtet. Die deutsche Bolschewisierung risse — mag Frankreich sich noch so blindwütig gegen diese Einsicht wehren — ganz Europa unrettbar in unser Verderben mit hinein. Deshalb soll sich die Entente besinnen, ehe sie das Kettenrad ankurbelt.

Wir aber sollen uns besinnen, daß heute nur eines nottut, etwas ungeheuer Einfaches und doch in dieser Stunde so gewaltig Schweres: leibhaftes Einstehen der Nation für ihre Ehre, die in ihren Führern verkörpert ist.

Europas Lage

Von *.*

aine hat in seinem berühmten Kapitel über die Wirkungen der jakobinischen Herrschaft auf den Zustand Frankreichs die Beschreibung Frankreichs damit begonnen, daß er das Land verglich mit einem menschlichen Körper, den man zwingt, den Kopf nach unten und die Beine nach oben, zu marschieren. Er wird das Kunststück eine Zeitlang fertig bringen, bis der Blutandrang nach dem Kopfe, das allmähliche Absterben der Extremitäten zum Zusammenbruch des ganzen Körpers führen wird, der schließlich in fürchterlichen Konvulsionen und schrecklichen Krämpfen sich verzehrt.

So ungefähr kann man heute die wirtschaftliche Wirkung des Friedens von Versailles illustrieren. Nicht nur auf Deutschland allein, sondern auf Europa. Keynes erzählt in seinem Buche über die „ökonomischen Folgen des Friedens", daß, wo immer er während der Friedensverhandlungen die Franzosen davon zu überzeugen versucht hat, daß dieser Frieden ihnen nicht das bringen würde, was sie von ihm erwarteten, nämlich ein zahlendes und wiedergutmachendes Deutschland, er zur Antwort erhielt: aber Deutschland muß zahlen, denn was soll sonst aus Frankreich werden? — An einer anderen Stelle zitiert Keynes die Ausführungen des französischen Finanzministers Klotz, daß die Gesamtforderung der Alliierten an Deutschland sich auf 300 Milliarden Mark belaufe, und daß Deutschland diese Schuld in 34 Jahresraten von 20 Milliarden jährlich abzahlen soll, von denen Frankreich 11 Milliarden jährlich erhalten werde. Keynes kritisiert diese Rede kurz dahin: „Solange solche Äußerungen in Paris ohne Widerspruch hingenommen werden, kann es keine finanzielle und ökonomische Zukunft für Frankreich geben und eine Katastrophe der Enttäuschung ist nicht weit entfernt."

Wird es nur eine Katastrophe der Enttäuschung sein, oder nicht vielmehr eine staatliche und wirtschaftliche Katastrophe, genau solche Katastrophe, wie die, in deren Mitte Deutschland jetzt steht? Wird nicht und muß nicht Frankreich sowohl wie Italien zusammenbrechen, wenn Deutschland zusammenbricht, ohne daß ihm Europa zu Hilfe kommt? Die trockenen Zahlen, die Keynes für die finanzielle Situation der beiden Länder gibt, lassen diese Annahme als mehr als wahrscheinlich, beinahe als gewiß erscheinen. Frankreich hatte 1913 einen monatlichen Überschuß des Imports über den Export von 5,1 Millionen Lstr., 1918 einen solchen von 52,5 Millionen Lstr. und im Juli 1919 einen Überschuß von 68,7 Millionen Lstr. In Italien ist die Entwicklung ganz analog. Die korrespondierenden Zahlen von 1913 sind 3,7 Millionen Lstr., 1918 etwa 38,5 Millionen Lstr., April bis Juni 1919 52,3 und Juli-August 1919 27,8 Millionen Lstr. Der Valutawert des Franken ist heute weniger als zwei Drittel seines früheren Wertes, der des Lire weit unter der Hälfte. Wenngleich Keynes der Ansicht ist, daß Großbritannien im ganzen außerhalb dieser ökonomischen europäischen Entwicklung steht, so ist doch die Entwertung des Pfundes gegenüber dem Dollar ein Zeichen dafür, daß auch England in gewisser Beziehung sich nicht ganz von Europa emanzipieren kann.

Nichts vermag besser die ökonomischen und politischen Folgen des gegenwärtigen europäischen Zustandes zu kennzeichnen, als das Keynes'sche Wort: „Men will not always die quietly." Europa wird keine Lust haben, ruhig zu sterben. Wir stehen, wenn Europa nicht zum Bewußtsein seiner selbst als eines Komplexes gegenseitig bedingter und von einander abhängiger Wesen kommt, erst im Anfang ungeheurer sozialer Umwälzungen. Wien und Deutschösterreich ist kein richtiges Paradigma. In Österreich hungert nur eine große Stadt ohne Industrie, ohne die Massen, die in einem zur Verzweiflung gebrachten Deutschland in ihrem Kampf ums Leben das ganze Gefüge eines 50 Millionen-Volkes zur Erschütterung bringen müssen. „Diese Massen in ihrer Not werden die Reste der Organisation umstürzen, und die Zivilisation selbst bei ihrem Versuche zerstören, in ihrer Verzweiflung ihre drängende individuelle Not zu befriedigen."

Ist man in Europa der Erkenntnis dieser Dinge seit dem Inkrafttreten des Friedens näher gekommen? Hat man in Deutschland mit der genügenden Energie daran gearbeitet, der Welt die Gefahr klar zu machen, in der sie schwebt? Wenn man die letzte Frage vorwegnimmt, so kann man nur sagen, daß bei uns nicht genügend in dieser Beziehung getan wird. Nach außen hin wirken wir nur durch die Anschauung. Unsere Valuta ist auf einem Tiefstande angelangt, den man niemals für möglich gehalten hätte. Unsere Wirtschaft läuft leer. Unsere Importe übersteigen die Exporte um monatlich ungefähr $1\frac{1}{2}$ Milliarden. Und auch der Gegenwert der Exporte kommt der Valuta und der heimischen Wirtschaft nicht zu gute, denn jeder Exporteur sucht sich, eingedenk der ihn erwartenden Steuerschraube, Guthaben im Auslande zu verschaffen, die er dort liegen läßt. Der Ausverkauf unserer Wirtschaft ist ein Blutabfluß ohne Zufuhr von Nahrungsstoffen. Und dabei müssen wir immer mit dem Kopfe nach unten marschieren. Die Kohle, die wir für die Entente liefern müssen, fehlt unsern Fabriken, die zum Stillstehen gezwungen werden, unserer Landwirtschaft, die nicht dreschen und brennen kann, unseren Eisenbahnen, die bald aufhören werden, zu fahren. Die Landwirtschaft wird zum extensiven Betrieb gezwungen. Wovon sollen wir die Nahrungsmittel bezahlen, die wir gebrauchen, wovon die Rohstoffe? Unsere Papierscheine wird bald niemand mehr nehmen. Droht uns als letztes die Verpfändung aller unserer nationalen Reichtümer für ein Stück Brot, um dann — vor dem Nichts zu stehen?

Begreifen die Franzosen nicht, daß sie nichts von diesem Gewaltfrieden für sich zu erhoffen haben, wenn diese Entwicklung so weiter geht? Nein, sie begreifen es nicht, denn dieses Land ist seit unserem militärischen Zusammenbruch mit Lügen über seine eigene Situation und über die Situation von Deutschland gefüttert worden, und die Beseitigung von Clemenceau, die aus innerpolitischen Motiven erfolgt ist, hat die Erkenntnis der europäischen Lage in Frankreich nicht um einen Deut gefördert. „Der Vertrag von Versailles muß voll und ganz durchgeführt werden", das ist das Programm des Millerandschen Kabinetts. Auf jede Vorstellung, die von Deutschland in den mit der Ausführung des Vertrages zusammenhängenden Fragen erhoben wird, ertönt die stereotype Antwort „aber der Vertrag muß ausgeführt werden". Man könnte hinzufügen: „und wenn auch Frankreich dabei zugrunde geht." — Das Verhalten der Fran-

zosen in der Auslieferungsfrage ist ein gutes Beispiel für ihre geistige Verfassung. Wie oft ist nicht auf die Folgen hingewiesen worden, die die Durchführung der Auslieferungsprozedur auf unser innerstaatliches Leben haben muß. Vergebens — der Vertrag wird und muß ausgeführt werden. Ein Loch im Vertrage ist den Franzosen schon ein schrecklicher Gedanke, denn dieses Loch könnte sich erweitern und von dem Vertrage könnte nichts mehr übrig bleiben.

Fürchten die französischen Staatsmänner nicht, daß auch sie eines Tages ein Wind hinwegwehen könnte, wenn die catastrophe of desillusion einsetzen wird?

Wir müssen und können wenig Hoffnung haben, wenn wir den Blick auf Paris richten. Die französische Oeffentlichkeit beschäftigt sich viel mehr mit anderen Dingen. Man hat seinerzeit Eisner nicht genügend benutzt — vielleicht empfiehlt es sich, mit Herrn Heim zu arbeiten, um Deutschland politisch aus den Fugen zu bringen, die Heineschen Enthüllungen über das Treiben der Unabhängigen im Rheinland haben gezeigt, daß auch dort versucht wird, mit dem Kalbe des Separatismus zu pflügen. Solche Sorgen hat man in Paris. Das „tua res agitur" hat dort bisher niemand begriffen. —

Im Gegenteil, je mehr die Wahrheit über den wirklichen Zustand der Welt in Europa klar wird, um so größere Energie entfalten die französischen Staatsmänner, um ihr Land vor dem Eindringen dieser Wahrheit zu schützen.

Wir haben in französischen Zeitungen Betrachtungen über die Notwendigkeit gelesen, die Nahrungsmitteleinfuhr aus Amerika zu beschränken, weil der Dollar immer teurer wird. Deutschland und Österreich seien ja europäische Korn-Reservoire, die man für später benutzen könne. Man staunt über die Leichtfertigkeit solcher Lügen und über die Leichtgläubigkeit eines unwissenden Publikums, das solche Märchen in einem Moment glaubt, wo Österreich mitten in der Hungersnot steht und Deutschland vor einer sehr akuten Nahrungsmittelkrisis.

Die französische Presse bringt seit einiger Zeit Berichte über den mangelnden Willen Deutschlands, die Kohlenablieferungen zu erfüllen, die ihm durch den Friedensvertrag aufgelegt worden sind. Dabei erscheinen Berechnungen über die Kohlenproduktion in den französischen Blättern, die gefälscht sind und den wirklichen Bedarf Deutschlands und seiner Produktion verschleiern. Noch jetzt vergißt man bei den schönen Statistiken, die aufgestellt werden, zu erwähnen, daß uns unsere Saarkohlen abgenommen worden sind und daß man die oberschlesischen Kohlen uns zu entreißen droht. Man wünscht nicht die Wahrheit zu sagen, man muß Vorwände haben, das französische Volk in den Glauben zu versetzen, daß Deutschland den Vertrag böswillig nicht erfülle und daß man es deswegen dazu zwingen müsse. Man will der gesamten Welt von vornherein ein falsches Bild geben, um eine eventuelle Aktion gegen Deutschland vorzubereiten, die man an den Haaren herbeizuziehen versucht, gleichgültig, ob aus dem Anlaß einer mangelnden Kohlenlieferung, einer Weigerung in der Auslieferungsfrage — oder später aus Anlaß der Unfähigkeit Deutschlands, seinen Schulden aus dem Friedensvertrage nachzukommen.

Es ist das Verdienst von Keynes, den objektiven Nachweis geführt zu haben, daß Deutschland den Friedensvertrag, so wie er ist, nicht erfüllen kann. Der Vertrag ist, wie Keynes klar darlegt, auf die Zerstörung der deutschen Wirtschaft gerichtet, die vor dem Kriege namentlich von drei Faktoren abhing:

1. vom Ueberseehandel, Handelsflotte, Kolonien, auswärtigen Anlagen und Übersee-Niederlassungen der deutschen Kaufleute; 2. von der Gewinnung von Eisen und Kohle und dem Ertrage der darauf basierten Industrie; 3. von Deutschlands Tarif- und Transportsystem.

Die deutsche Handelsflotte mußte ausgeliefert, die Kolonien abgegeben werden, überall in der Welt wird der deutsche Besitz den Deutschen genommen. In den abgetretenen Landesteilen wird der Deutsche ohne Entschädigung aller seiner Rechte beraubt (there is no precedent in any treaty of recent history for this treatment of private property). Nach Artikel 260 des Vertrages kann die berüchtigte Reparationskommission „verlangen, daß die deutsche Regierung ihre Staatsangehörigen expropriiert und der Reparationskommission Rechte und Interessen ihrer Staatsangehörigen in irgend einem öffentlichen Unternehmen oder Konzession in Rußland, China, der Türkei, Österreich-Ungarn, Bulgarien, seinen früheren Kolonien usw." ausliefert. Die Reparationskommission kann am 1. Mai 1921 20 Milliarden Entschädigung in jeder von ihr festgesetzten Art, sei es in Gold, Schiffen, Sekuritäten oder in anderer Weise verlangen. Dadurch erhält sie diktatorische Macht über alles und jedes deutsche Eigentum. Irgend ein deutsches beliebiges Unternehmen im Inlande oder Auslande, irgend ein deutscher Besitz der Regierung oder der Privaten kann von ihr zur Auslieferung verlangt werden.

Läßt man die Keynessche Auslegung dieser Artikel gelten, so muß man zu dem von ihm gezogenen Schlusse kommen, daß die Reparationskommission dazu benutzt werden kann und dazu da ist, Deutschlands ökonomische und Handelsorganisation von Grund auf zu zerstören. Denn, wo soll bei solchen Möglichkeiten noch Lust und Kraft zum Wiederaufbau sein?

Die Bestimmungen des Vertrags über Kohle und Eisen sind solchergestalt, daß nach Keynes „nur ihre extreme Unmäßigkeit und technische Unausführbarkeit auf die Dauer die Situation retten kann". Die Kohlenfelder des Saargebiets werden ausgeliefert. Oberschlesien, das über 25 Prozent der deutschen Kohlenproduktion hervorbringt, versucht man durch eine Volksabstimmung an Polen zu geben, obwohl es niemals ein Teil des historischen Polens war und für Polen nicht nötig ist. Ungefähr 45 Millionen Tonnen Kohlen sollen trotzdem an die Alliierten von Deutschland geliefert werden. Keynes berechnet, daß unter diesen Verhältnissen bei einer Restererzeugung von etwa 100 Millionen gegen 191 vor dem Kriege vielleicht 60 Millionen Tonnen für Deutschland zum eigenen Verbrauch übrig bleiben würde, eine Ziffer, deren Bedeutung klar wird, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der deutsche innere Verbrauch vor dem Kriege 139 Millionen Tonnen betragen hat. Die Durchführung der Bedingungen des Vertrages werden mit Sicherheit die deutsche Industrie zerstören und es wird eine furchtbare Reaktion auf das übrige Europa geben. Keynes verlangt demgegenüber Errichtung einer zentraleuropäischen Kohlenverteilungsstelle, Begrenzung der deutschen Kohlenablieferungsfrist und die Anerkennung der Tatsache, daß die ökonomischen Verhältnisse den Verbleib der oberschlesischen Kohlenfelder bei Deutschland erfordern, wenn nicht die Wünsche der oberschlesischen Bevölkerung bestimmt im entgegengesetzten Sinne sich aussprechen.

Da die wirtschaftliche Wirkung der Tatsache, daß Deutschland mit Lothringen 75 Prozent seiner Eisenerzeugung verliert, und außerdem 25 Prozent seiner Eisen-

werke, für Deutschlands Eisenindustrie desaströs ist, verlangt Keynes einen Ausgleich seitens Frankreichs für die Kohlenabgaben durch Rücklieferung von 50 Prozent der Eisenerzerzeugung Lothringens an Deutschland.

Die vernichtende Wirkung der Waffenstillstandsbedingungen auf Deutschlands Transportlage und die Rechtlosmachung Deutschlands durch Internationalisierung seiner Flüsse und Eingriff in sein Tarifsystem bezeichnet der englische Nationalökonom als niedageweſenen Eingriff in die inneren Verhältnisse eines Landes. Sie werden Deutschland jede wirksame Kontrolle über sein eigenes Transportsystem nehmen.

Das interessanteste Kapitel in dem Keynesschen Buche ist aber zweifellos seine Betrachtung über die Wiedergutmachung und die von Deutschland aus diesem Anlaß zu zahlenden Summen. Die rechtliche Grundlage der feierlichen Abmachungen vor dem Waffenstillstande ist in den Forderungen des Vertrages vollständig verlassen, die Abmachungen sind solchergestalt, daß, selbst wenn Deutschland das Unmögliche vollbringt und jährlich 3 Milliarden Goldmark zahlt bis 1936, Deutschland trotz allem an diesem Datum durch die Pflicht der Verzinsung der Rückstände mehr als 1½ mal so viel schuldet als nach dem Vertrage, 260 Milliarden Goldmark gegen 160 Milliarden nach dem Vertrage. Deutschland hat sich deshalb, da es zu solchen Zahlungen niemals fähig sein wird, in der Tat verpflichtet, seine ganze Überschußerzeugung für alle Ewigkeit den Alliierten auszuliefern. Das Wesen der Wiedergutmachungskommission ist ein ewiges Schinden Deutschlands bei lebendigem Leibe, und wird diese Operation auch mit solcher Vorsicht ausgeführt, daß sie bei aller Lebensgefährlichkeit nicht den Tod des Patienten zur Folge hat, so wird doch das Urteil der Menschheit dahin gehen, daß sie „the most outrageous act of a cruel victor in civilised history" ist.

Unter welchen Vorstellungen die Franzosen und Belgier zu der Berechnung der phantastischen Summen gelangt sind, die sie fordern, wird im einzelnen nachgewiesen. Eine wirklich gerechte und weitherzige Abschätzung der den Alliierten zugefügten Schäden wird höchstens eine Summe von ungefähr 40 Milliarden Mark ergeben. Zu zahlen wird aber Deutschland im Mai 1921, so wie seine Lebensbedingungen jetzt gestaltet sind, höchstens die Summe von 100 Millionen Lstrl. an Belgien imstande sein. „Keiner der Alliierten wird voraussichtlich zu diesem Zeitpunkte irgend eine erwähnenswerte Kontribution von Deutschland für sich sichern können." Alles, was man über die Möglichkeiten der deutschen Leistungsfähigkeit annimmt, rechnet nicht mit der Wirklichkeit. Deutschland kann nur in Gütern zahlen, und seine Produktion wird niemals mehr das alte Niveau erreichen. Keynes zweifelt, daß Deutschland in der Lage sein wird, bei den besten Bedingungen mehr als 50 Millionen Lstrl. aktive Handelsbilanz zu erreichen, und er weist dies im einzelnen nach. Daraus folgt, daß, selbst wenn man diese Summe verdoppelt, eine Schuld von 5 oder 8 Milliarden Pfund von Deutschland niemals beigetrieben werden kann, sondern daß etwa 2 Milliarden Pfund Deutschlands Maximalleistung darstellen würde.

Der prekäre Zustand der Wirtschaft in den anderen europäischen Ländern verlangt, daß eine europäische Lösung des Problems gefunden wird, und Keynes macht großzügige Vorschläge für eine Revision des Versailler Vertrages, die in der Hauptsache die Umgestaltung seiner wirtschaftlichen Bestimmungen be-

treffen und eine Verminderung der Wiedergutmachungssumme auf 40 Milliarden, Umgestaltung der Wiedergutmachungskommission usw. verlangen. Keynes Pläne gehen aber weiter auf eine allgemeine Regelung der Weltfinanzen und die Herbeiführung einer großen internationalen Anleihe. Die Wiederherstellung des Handels mit Rußland und die Wiedergewinnung der russischen Produktion mit deutscher Hilfe ist der Schlußstein in seinem Gebäude.

Es gibt in der Tat nur eine Rettung für Europa, die Gedanken dieses kühnen Kritikers und Wahrheitssuchers mit allem Ernst zu durchdenken und sich von den Lügen und Phantastereien seiner Staatsmänner loszumachen.

Notwendig für das Durchdringen dieser Gedanken wird allerdings sein, daß die europäischen Länder sich der jetzigen Regierungen entledigen, die die Welt in die furchtbare Lage gebracht haben, in der sie sich jetzt befindet.

In Frankreich sind die Chancen dafür gleich Null.

Unsere einzige Hoffnung kann sein, daß sich in England allmählich ein Umschwung vorbereitet. Zwar ist noch dort die öffentliche Meinung zum größten Teil unter der Wirkung der Kriegspsychose, und die Franzosen werden die Auslieferungsfrage dazu benutzen, um die Engländer gegen eine vernünftige Einsicht aufzuhetzen und wieder vor den französischen Wagen zu spannen. Aber Lloyd George hat, wenn er an den alten Glaubenssätzen festhält, was er wahrscheinlich nicht tun wird, doch wohl auf die Dauer ausgespielt. Es scheint, als ob die Entwicklung mit Riesenschritten über die unmoralischen Ideale hinweggehen wird, die dieser Mann allein aus dem Gesichtspunkte vertreten hat, um an der Macht zu bleiben. Die „Saturday Review" zitiert zu seiner Charakteristik ein Wort aus einem Sardouschen Lustspiele, das der Fürst von Monako an seinen Ministerpräsidenten Rabagas richtet, der dazu bestimmt war, die Unordnung im Lande zu beseitigen und dessen einzige Politik es war, die Kavallerie gegen den Mob anzusetzen: „Vous n'êtes plus l'homme du peuple! Et si vous n'êtes plus le sien, comme vous n'êtes pas le mien, alors Monsieur Rabagas, qu'est ce que vous êtes?" — Lloyd George hat sich noch nicht entschlossen, an die Spitze welcher Partei oder welcher Kombination er treten will, um für sich die Macht zu retten. Er läßt seine Gegner und Freunde handeln. Lord Birkenhead, von dem das berühmte Wort über die Deutschen stammt: „liars they are and liars they remain" ruft zur Gründung einer großen Antisozialistenpartei auf. Asquith macht den Versuch, mit Hilfe der Konservativen vom Schlage Cecils und anscheinend auch einiger Arbeiterführer eine große liberale Mittelpartei zu gründen. Sehr zweifelhaft ist es, ob beide Erfolg haben werden. Mit den Birkenheadschen Methoden ist es jetzt vorbei. Die Welt läßt sich nicht mehr zurückdrehen, und Asquith scheint einen Posttag zu spät gekommen zu sein. Er wird in Peasley von den Arbeitern bekämpft. Die Arbeiterpartei erhofft für sich die Zukunft. Sie wird als stärkste Partei ins Parlament hineingehen und sie wird sich auch an der Regierung beteiligen — ob mit Lloyd George oder ohne ihn, ist eine Frage von untergeordneter Bedeutung. Churchills Kritik an der Labour Party, die er als hoffnungslos inkompetent in politischen Dingen bezeichnet, wird auch von der demokratischen englischen Presse als durch seine eigene Inkompetenz erklärlich und entschuldbar abgelehnt. Die „Nation" schreibt: „Herr Churchill und seine Freunde haben Europa zu solch einem Chaos von Elend

und Verzweiflung gebracht, daß keine Regierung fähig sein wird, all den Schaden wiedergutzumachen, den sie angerichtet haben. Erfolg ist unmöglich. Wir haben oft die Notwendigkeit betont, alle Kraft und Hilfe zusammenzufassen, die eine Arbeiterregierung unter Männern und Frauen finden kann, die daran verzweifeln, aus den alten politischen Gruppen eine menschliche, tapfere und demokratische Regierung zu bilden, die mithelfen wird, Europa sicher und bewohnbar zu machen. Eine Arbeiterregierung mit der engsten, beschränktesten Erfahrung würde, geleitet von der natürlichen Sympathie der Arbeiter, niemals so unheilbringende Fehler gemacht haben, als die sind, für welche die Welt heute mit Hunger und Elend bezahlt." —

Die Erfahrung hat uns gewitzigt, vorsichtig in der Abschätzung von Eventualitäten zu sein, von denen wir einen politischen Nutzen erhoffen. Wir dürfen aber doch auch nicht zu pessimistisch sein.

Wenigstens einen Hoffnungsschimmer kann uns die gegenwärtige innerpolitische Entwicklung Englands auch für unsere eigene Entwicklung und für die Zukunft Europas geben.

Das notwendige Korrelat dazu ist natürlich, daß wir selbst alles tun, um bei uns zu versuchen, es innerhalb Deutschlands nicht zur Katastrophe gelangen zu lassen. Die Eindämmung der Papiergeldwirtschaft und die Hebung der Arbeit im Lande sollte die größte Sorge der Regierung sein. So wie es jetzt bei uns steht, geht es nicht weiter.

Aber auch der beste Wille Deutschlands, in seinem internationalen Verhalten die Konsequenzen aus den durch seine Niederlage gegebenen Verpflichtungen zu ziehen, die größte Anstrengung, seine Wirtschaft in Gang zu halten, wird die Welt nicht vor dem Ruin bewahren, wenn sie nicht begreift, daß es höhere Ideale gibt, als einen geschlagenen Feind vollkommen zu vernichten und damit schließlich den eigenen Untergang herbeizuführen.

Erziehung zur Staatskunst

Von Dr. Karl Hoffmann

In ihren entscheidenden Ursachen ist unsere Niederlage mehr eine politische als eine militärische Niederlage gewesen. Wir erlagen der englischen Politik auf der feindlichen Seite und der österreichischen Politik innerhalb unserer eigenen Partei. Aber nicht einzelnen englischen oder österreichischen Staatsmännern sind wir erlegen, sondern der englischen und der habsburgischen Staatskunst. Denn dies ist das Seltsame und der Fluch unserer Schwäche, daß es eine deutsche Staatskunst, die sich fortsetzt, vererbt und auf die Dauer wirkt, überhaupt nicht gibt. Alle unsere Leistungen im außenpolitischen Geschehen hingen immer von großen Einzelnen ab. Die Leistung stieg auf und verschwand mit der Wirkung dieser Genies. Solange sie lebten und das Geschick von Staaten bestimmten, wuchs das

deutsche Schicksal jäh in die Höhe. Sobald sie starben oder abtraten, ging es mit dem staatlichen Dasein der Deutschen ebenso jählings bergab. Diese großen Führerpersönlichkeiten in der neueren Zeit waren Bismarck, Friedrich der Große der Große Kurfürst.

Daß es so ist, könnte man unter Umständen aus der traurigen Lage unserer Nation in der neueren Geschichte Europas erklären, aus ihrem jahrhundertelang dauernden Siechtum als Erscheinung der Macht. Die Bedingungen der großpolitischen Verhältnisse, in denen das deutsche Volk während dieser Zeit leben mußte, waren nicht dazu angetan, um den Kollektivgeist zu staatlichen Fähigkeiten zu bilden. Doch in der glänzenden Zeit unserer mittelalterlichen Geschichte, in den herrlichsten Jahrhunderten des alten Kaisertums verhielt es sich genau so. Auch damals ist die schaffende Tat immer nur die Leistung einzelner Kaiser gewesen. An der Persönlichkeit des Kaisers hing das Dasein des Reichs. Schon damals war auf die wundervoll hochschießende Blüte unter einem der großen Kaiser nach dessen Tode ein plötzlicher Absturz erfolgt. Die Geltung der kaiserlichen Person war so stark, da es im Grunde genommen gar keinen Reichsgedanken gab, sondern nur einen Kaisergedanken. Das politische Gefühl der vaterländisch gearteten Kräfte im Volk sammelte sich nicht in einer Reichsgesinnung, sondern in der kaiserlichen Gesinnung. Fast will es so scheinen, als ob dieser durchgängige Mangel nichts anderes sei, als ein Mangel unserer politischen Begabung, nichts anderes als die traurige Bekundung einer unausrottbaren Schwäche in unserer Veranlagung als politische Nation. Es will scheinen, als ob dieser ungeheuere Abstand zwischen der Einzelleistung bedeutender Menschen und der Unfähigkeit der Menge des Volkes in den Dingen der Politik das berüchtigte Wort Goethes bestätigen solle, daß die deutsche Nation bewunderungswürdig sei in den einzelnen Persönlichkeiten, die sie hervorbringe, aber nichtswürdig in ihrem Durchschnitt als Masse. Und dennoch hat es in der deutschen Geschichte zwei Taten und Errungenschaften gegeben, die nicht von Genies geschaffen wurden, sondern Kollektivleistungen waren, oder genauer gesagt, Leistungen von korporativen Gewalten. Diese beiden Fälle, in denen der Korporativwille einer organisierten Gesamtheit als politischer Geist auftrat und als schöpferisch wirkende Kraft, sind der deutsche Ordensstaat und die Hanse gewesen. Möglichkeiten zu staatspolitischen Fähigkeiten in einer Menge, Gruppe, Schicht oder Klasse hat es also gegeben. Wir können daran glauben, daß sie sich vielleicht, wenn etwas geschieht, wieder einfinden werden.

Was hat zu geschehen? Wie soll ein Volk lernen, in der Politik so zu sein, wie sonst nur seine wenigen Genies zu sein pflegen? Und wie kann man überhaupt das Walten einer großen Person in das organisierte Gefüge einer Vielheit von Durchschnittsköpfen hineinbilden?

In der Endwirkung kommen die schaffende Tat der übergroßen politischen Einzelperson und die langsamere ertragreiche Arbeit korporativer Staatskunst doch überein. Denn sie treffen sich im Erfolg, d. h. in der Bewahrheitung ihres Willens durch den Vollzug des tatsächlichen Geschehens. Also muß es in der Art ihres Tuns ein Gemeinsames geben. Es ist dies, daß der politische Wille mit gewissen Zwangsläufigkeiten des Geschehens übereinstimmt und sie sich zu eigen macht: er will sie verwirklichen, da er um ihre Notwendigkeit weiß, mag

diese Notwendigkeit immerhin nur relativ sein und nicht unbedingt. Dies wäre demnach das Geheimnis des sogenannten Erfolges oder der schöpferischen Leistung in der Außenpolitik, daß es in ihr Notwendigkeiten gibt, die befolgt werden müssen, und daß derjenige zum Unglück verdammt ist, der auf sie nicht achtet. Die tiefste Wesensbeschaffenheit des genialen Staatsmannes besteht in nichts anderem, als daß er mit der wilden Dämonie begrifflich undeutbarer Intuition solche Notwendigkeiten erfaßt und vorausschaut, um ihre allmählichen Folgerungen schnell und hart in den Augenblick des Aufleuchtens seiner bedeutenden Entschlüsse zu reißen. Wie die Tiere des Waldes eine Fährte wittern, so wittert der große Staatsmann den Gang der Entwicklung. Wahrscheinlich ist der größte politische Mensch unter den neueren Deutschen der Große Kurfürst gewesen. Sein Instinkt roch gleichsam durch den Dunst von Jahrhunderten hindurch das Schicksal und die Erfordernisse einer noch unbegreifbaren Zukunft. Es war nur die Tragik seiner einzigartigen Größe, daß die Umstände sein Leben in eine Enge von Verhältnissen hineingestellt hatten, welche dieser Größe das volle Ausmaß leistender Verwirklichungen verwehrt hat.

In politischen Gruppengebilden aber, die fortdauernde Wirkungen hervorrufen, wird das Ganze dieser Wirkungen keineswegs mit einem Schlage vollbracht. Dort wird die bedingte Zwangsläufigkeit der politischen Geschicke und Vollziehungsweisen nicht in einmaliger Glut von den Schlacken des Gewöhnlichen entblößt und in das Feuer ungeheurer Taten geschleudert, sondern mühsam erkannt, und an der Erkenntnis wird der Wille geschult. Der Ehrgeiz oder die Not sind es, die in einer solchen Gruppe oder Schicht das Bedürfnis wecken, sich einem Ziel zu unterwerfen, das erreicht werden soll; und der Zwang dieses Zieles, der als unausweichbares Schicksal erlebt wird, ruft die Veranlagungen hervor. Arbeit ersetzt die Dämonie des Genies, und die Arbeit ist eine ineinandergreifende Zusammenarbeit von Vielen zur Einheit. Schrittweise schult sich der Intellekt und entlüftet langsam die Geheimnisse in der Entwicklung; einer übt sich am andern und empfängt, indem er sich mitteilt; alle aber einen sich in dem Willen zum Opfer, der unbeugsam ist, indem er sich ohne Rückhalt hinwirft an den Dienst für das Ziel. So entsteht eine klassenhaft abgedämpfte Atmosphäre von Staatskunst, welche die kommenden und gehenden Generationen aufnimmt, von ihnen fortgebildet wird und sich vererbt. Eine jede Generation saugt das Können der vorhergehenden in sich ein, steigert es und gibt es weiter an Nachfahren, eine jede ausgefüllt von dem Glauben an das Ziel, das nach langen Zeiträumen winkt, und ohne an das eigene Glück zu denken. So wird Staatskunst gezüchtet, und diese gezüchtete Staatskunst behält immer die Vorhand gegenüber Staaten oder Völkern, die sich abhängig machen von den unberechenbaren Einzelfällen bedeutender Menschen. Denn weil die Wirkungsmöglichkeiten der Züchtung auf Fortsetzungen beruhen und diese gewissermaßen schon annehmen, darum verbürgen auch ihre tatsächlichen Leistungen eine nachhaltigere Dauer. Es mag immerhin auffallen, daß diejenigen Staaten, deren großpolitische Schöpfungen das Siegel von Jahrhunderten tragen, für gewöhnlich oligarchische oder doch mindestens aristokratisch organisierte Staatswesen sind, z. B. Sparta und das alte Rom, die Republik Venedig und England.

Wir selbst stellten wahrhaftig nichts weniger als eine aristokratisch organisierte Nation dar, und im übrigen ist unsere Lage in der Gegenwart derart be-

schaffen, daß wir für eine absehbare Zukunft zum selbständigen außenpolitischen Handeln kaum imstande sein dürften. Trotzdem muß es mit allen nur erdenklichen Mitteln, unter äußerster Anspannung aller verfügbaren Energien versucht werden: die Entwicklung staatspolitischer Fähigkeiten, die Erziehung zu außenpolitischem Können. Vielleicht wird die Unmöglichkeit, selbständige Außenpolitik praktisch zu betreiben, mittelbar gerade zu einem Vorteil. Denn wir gewinnen dadurch an Zeit. Wir gewinnen Zeit, um den Nachwuchs der geistigen Kernschicht des Volkes planmäßig zu schulen durch Gemeinschaftserziehung, die ein Führertum hervorbringt, um sich von ihm tragen zu lassen. So entwickeln sich Persönlichkeiten, die zum tatsächlichen Wirken bereit sein können, wenn die Stunde entscheidet; und zugleich entsteht die gewisse Atmosphäre einer neu gezüchteten Kaste, nicht aus dem Blute heraus, sondern nach Maßgabe der Befähigungen und Gaben, die sich durch gemeinsame Arbeit vererben und fortsetzen sollen. Das wäre wichtiger als alle Reform des Auswärtigen Dienstes. Es würde sogar die ursprünglichen geistig-seelischen Vorbedingungen solcher Reformen abgeben.

Auf den Anfang kommt es an. Der natürlichste Anfang würde es sein, wenn eine staatsmännische Erscheinung da wäre, die durch ihre tätige Lebensfülle ein Vorbild aufstellte, woran der Nachwuchs sich bilden könnte. Aber wenn es ein solches Genie gäbe, dann wäre eben die mühsame Anlage langsamer Methoden nicht nötig; denn gerade die Tatsache, daß das Genie seit Jahren fehlt, ist die Ursache unserer Jämmerlichkeit, die uns die Einsicht aufzwingt, daß Gemeinschaftserziehung nötig sein muß. Es bleibt nichts anderes übrig, als den Anfang frei zu beginnen. Zunächst hätte eine Erkenntnis zu geschehen, welche die relativen außenpolitischen Gesetze, aus deren konkreter Notwendigkeit langfristige Ziele aufsteigen, für sich selber erzeugt, indem sie ihrer inne wird und sie in sich aufnimmt; und dann käme eine Schärfung des Willens an dem harten Schliff dieser schöpferischen Erkenntnis. Aber die Erkenntnisse müssen erst erkannt werden können. Sie werden durch Denker erkannt und von ihnen mitgeteilt im geschriebenen Wort. Unsere politische Vernunft ist, leider zu spät, während des Krieges erwacht. Bücher geben Kunde davon; und es würde sich nun darum handeln, die bleibenden und von der wechselnden Aktualität des Tages nicht aufgelösten Werte dieser Bücher herauszufinden und für die Dauer lebendig zu machen. Es müssen politische Werke voll geschichtlicher Anschauung sein, Bücher, deren Gedanken so klingen, daß man in ihnen den ehernen Ton der Gesetzlichkeit hallen hört und den dunklen Ruf des Gottes, kurz gesagt Bücher, die aufhören, bloße Bücher zu bleiben, und zu selbsttätigen Kräften werden. Ich finde, daß Martin Spahns „Großmächte" (im Jahre 1918 bei Ullstein erschienen) ein Werk mit solchen grundlegenden Gehalten sind. Dies Buch gibt keine Geschichte im historischen Sinne, sondern es dringt von verschiedenen Seiten aus zu einem Dreh- und Angelpunkt der politischen Verflechtungen und Entwicklungsbestrebungen während einer Epoche vor und fängt wie in einem Spiegel die Ausstrahlungen dieses schicksalhaften Mittelpunktes auf.

Um Politik verstehen zu können, muß man eine Idee vom Wesen des Staates haben oder meinetwegen auch von der Nation, die ein staatliches Außenleben führt. Spahn widerspricht den Auffassungen der nackten „Machtpolitik", für die sich die Möglichkeit staatlichen Gelingens in einer Gewalt über den Boden

erschöpft, wie er in gleicher Weise dem demokratischen Grundgedanken widerspricht, für den der Staat oder die staatlich organisierte Nation nichts anderes ist als eine Zusammenfassung von Menschen. Statt dessen nimmt er wieder die Idee Friedrich Ratzels auf, wonach das Leben einer Staatsnation auf der Zusammen- und Wechselwirkung von Boden und Menschen beruht. Das Dasein eines Staates setzt gleichzeitig eine Bodenfläche voraus, aus der sein Umfang besteht, und eine Bevölkerung, die diesen Raum irgendwie politisch benutzt. Ohne räumliche Bodenbedingungen, aus denen sich etwas machen läßt, würde die beste politische Begabung eines Volkes nichts helfen; sie hätte kein Werkzeug, an dem sich ihre Begabung betätigen könnte. Und das herrlichste Land wäre zur politischen Bedeutungslosigkeit verdammt, sobald es von einer unfähigen Volksart bewohnt wird. Daraus ergibt sich ein Grundbegriff, den Spahn das „Raumpolitische" nennt. Es ist nicht ganz dasselbe wie „geopolitisch". Denn was man bisher unter geopolitisch verstand, war am Ende doch nur ein Nebeneinander ungewollter Abhängigkeiten von gegebenen Bodenbedingungen und ihrer Ausnutzung in einer Art Willkür. Dagegen bedeutet Raumpolitik durch das Moment der Zusammen- und Wechselwirkung von Boden und Menschen gleichsam eine im Bewußtsein sich entwickelnde Befolgung von geographischen Gesetzmäßigkeiten, ihre Aufnahme in den Willen, der sich hierdurch daran gewöhnt, Ziele zu empfangen oder aufzurichten und ihnen unterworfen zu sein.

Zwei Hauptarten der Raumpolitik werden von Spahn unterschieden: extensive Raumpolitik oder unverbildete Bodenpolitik auf der einen und intensive Raumpolitik oder Raumwirtschaft auf der anderen Seite. Die gewissermaßen noch rohe Bodenpolitik der bloßen Extensität ist das ursprünglichere Stadium in der Entwicklung, während die intensive Raumwirtschaft ein feineres und mehr höherwertiges Stadium bedeutet. Für die Bodenpolitik gelten die Gewalt über den Raum und der Erwerb an Boden als Zweck für sich selber; sie tritt auf als Ergebnis des natürlichen Bestrebens der Macht, von dem eigenen Sitze aus sich handgreiflich zu steigern, den Bereich auszudehnen und zu erweitern, d. h. zu erobern. Bodenpolitik ist Eroberung um ihrer selbst willen, die stets vordringt oder vordringen will und sich niemals gesättigt fühlt. Die Raumwirtschaft beruht dagegen in einer Umstellung der Bodengewalt zum Mittel für einen neu wirksamen Zweck. Dieser Zweck ist die politische Leistung, die den Boden verwendet, statt sich an ihn zu verlieren. An die Stelle der unaufhörlich weitergehenden Bodenverbreiterung tritt der innere Raumzusammenhang. Der Umfang eines Staates beginnt, sich auf sich selbst zu besinnen in seiner Eigenschaft als bloße Form und Stoffunterlage eines Lebensgebildes. Er versteift seine Grenzen, indem er sie zweckhaft abmißt, verschiebt und vereinfacht, um das Innere auf natürliche Weise sich gliedern zu lassen. Er opfert Gebiete, von denen er weiß, daß sie außerhalb der Gliederung liegen und die von der Natur vorgeschriebene Notwendigkeit des Bereichs überwuchern; denn sie lenken die Kräfte des Staates ab, ohne ihren Anspruch rechtfertigen zu können. Aber ebenso setzt das politische Raumleben eines solchen Staates alles daran, um fehlendes und von außen her sich einschiebendes Gebiet zu gewinnen, dessen Einbeziehung aus strategischen oder wirtschaftlichen Gründen für die naturgemäße Abrundung erforderlich ist.

Der Gegensatz zwischen der Intensität der Raumwirtschaft und der Extensität der Bodenpolitik, wo ein Staat die unaufhörliche Erweiterung seiner Bodengewalt als nötig empfindet, um sozusagen durch den aufdringlichen Eindruck der greifbaren Masse die eigene Größe vor sich selber anschaulich machen zu können, liegt offen zutage. In der Raumwirtschaft hat sich die politische Vorstellung von der Größe eines Staates, vom Wesen seiner Macht und seines Könnens vergeistigt. Denn das ist die Grundbedeutung dieser Verwandlung der Bodengewalt vom Selbstzweck zum höheren Mittel, daß der Sinn des staatlichen Lebens jetzt in die bewußt gewollte und ideenhaft durchgeführte Auswertung des Raumbereiches verlegt wird: Verwertung und Nutzbarmachung des Bodens und seiner Menschen durch Anspannung der Kräfte in Wirtschaft, Verwaltung und politischer Zucht. Gewissermaßen hat in der Geltung politischer Wesenhaftigkeit das einfache Dasein des Materials und die bloße Verfügung darüber der wirklichen Verarbeitung dieses Materials Platz gemacht. Es kommt nun weniger darauf an, daß man die Boden- und Menschenstoffe vermehrt, als das man das Letzte aus ihnen herausholt.

Die extensive Gesinnungsart der reinen Bodenpolitik hat fast ausschließlich die Antike und vor allem die vorantike Periode beherrscht. Die Reiche fraßen sich weiter fort durch den Raum, so daß sie glaubten, den Erdkreis durchmessen zu können. Instinkthaft waren sie erfüllt vom Bilde einer „Universalmonarchie". In der abendländischen Epoche, die mit dem frühen Mittelalter begann, schlich der klassisch gewordene Begriff der Universalmonarchie sofort wieder hervor. Doch er schwenkte auf dem europäischen Boden in eine raumpolitische Erscheinungsform ein, die sich ihm aus der geographischen Natur dieses Erdteiles von selbst darbot und ihn anzog, indem sie zugleich die noch schlummernden Vorbedingungen einer schon intensiv veranlagten Raumpolitik fühlbar werden ließ. Das Ergebnis war das Heilige römische Reich deutscher Nation. Mit seiner Umlagerung des Alpenstocks und mit der deutlichen Einbettung seiner Innenkräfte in das Rheinsystem schuf es bereits das echte und allein gültige Entwicklungsgebiet des festländisch-europäischen Wesens als Geschichtsereignis voraus: Innereuropa. Unter Innereuropa versteht Spahn nicht genau das gleiche wie Mitteleuropa, sondern es bedeutet ihm das naturnotwendige Gegen- und Miteinander der Länder vom Zuge der Pyrenäen an, zwischen den Alpen und den Meeren entlang bis hin zu den Gebirgen, Höhenzügen und Sümpfen, die das Donaubecken und die östlichen Striche Mitteleuropas vom fremden Osten scheiden. Ein Hauptgewinn seines Buches ist der im Großen und Ganzen gelungene Nachweis, daß sich in der neueren Zeit auf dieser Fläche die hauptsächlichen Entscheidungen der europäischen Politik abgespielt haben. Nur hier waren die Voraussetzungen zur Großmachtbildung gegeben, und alle Großmachtbildungen an den Randgebieten des Erdteils, die am organischen Wuchs Innereuropas keinen natürlichen Anteil haben, hatten doch stets einen solchen Anteil zu erzwingen versucht und sind, da ihre Versuche vergeblich sein mußten, ephemere Erscheinungen geblieben.

Das Heilige römische Reich deutscher Nation war von vornherein zu einem grandiosen Mißlingen verurteilt. Denn seine Schöpfung ging von bodenpolitischen Gedankengängen aus und trug nichtsdestoweniger intensiv raumpolitische Bindungen in sich, die es gar nicht erkannte und die es, wenn es sie er-

kannt haben würde, trotzdem nicht hätte wirksam machen können, da sein Verwaltungsvermögen das raumwirtschaftliche Stadium noch nicht erreicht hatte Eben deswegen aber, weil dieses Stadium dem Heiligen römischen Reiche noch fern lag, vermochte es die eigentümliche Bedeutung seiner eigenen Natur, die von den Forderungen, Hemmnissen und Aufgaben einer großartigen Intensität vorherbestimmt wurde, auch nicht zu erkennen. Das Raumgesetz Innereuropas schuf drei neue großmächtliche Gebilde von bleibendem Wert; und zwar lagen bei allen dreien die Ausgangsstellen in der Nähe der Randstriche des einstigen Heiligen römischen Reiches, das durch seine extensiven Begierden die staatsbildenden Kräfte von den anfänglichen Mittelpunkten hinweggeschnellt zu haben schien. Diese drei charakteristischen Großmächte sind Frankreich, das mit Bewußtsein am zeitigsten begann, das habsburgische Reich und zuletzt der preußische Staat mit mit der Bismarckschen Schöpfung.

Es ist fast zu einem Gemeinplatz der politisch-geschichtlichen Bildung geworden, das die früheren Jahrhunderte europäischer Neuzeit im wesentlichen von dem Ringen zwischen dem französischen Königreich und dem Habsburgertume bestimmt wurden. Zuerst galt im politischen Bewußtsein dieser Mächte der extensive Charakter bloßer Bodenpolitik, die es vom Bewußtseinsleben der vorhergehenden Weltgeschichte glatt übernommen hatte. Aber die Raumerscheinung Innereuropa mit ihren vielfältigen Gliederungen und mannigfachen Möglichkeiten großmächtlicher Ausbildungen vertrug nicht mehr die überwiegende Geltung des Gedankens einer Universalmonarchie. Die fortschreitende Bodenerweiterung der Mächte verflocht und verkrampfte sich ineinander, so daß beide Teile wechselseitig einen Stillstand erzwangen. In endlosen Kriegen und wiederholten Friedensschlüssen verschoben sich die einzelnen Räume, ohne daß sich im Großen das Gesamtbild verschob. Daraus ergab sich von selber und fast wider Willen eine innere Verwandlung der extensiven Raumpolitik zur Raumwirtschaft, bis diese endlich mit Bewußtsein gepflegt wurde. Im Verlaufe des achtzehnten Jahrhunderts vollzog sich der Umschwung, und ungefähr zur selben Zeit trat die Großmacht Preußen hervor. Gleichsam ein politisches Problemgebiet des Unruhvollen und Zweifelhaften blieb der Länderzug im Rheintal und westlich des Rheins, die ehemalige Hauptader des Heiligen römischen Reiches. Erst durch Bismarck wurde, wie überhaupt, so auch hier, die Verhältnislage der innereuropäischen Kräfte zum Ausgleich und zur vorläufigen Ruhe, zu einer Art natürlicher Machtverteilung gebracht. Bismarck bedeutet die Vollendung und gleichzeitig den Abschluß der intensiv raumpolitischen Periode des europäischen Festlandes.

In dieser Weise war Innereuropa vom sechzehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert der eine, aber eben doch nur der eine Schauplatz der Großmachtpolitik im abendländischen Kulturkreise. Daneben hatte sich ein besonderer zweiter Schauplatz gebildet, der mit „Ozeanien" zu bezeichnen sein würde. Er unterschied sich dadurch vom innereuropäischen, daß eine einzige Macht allein in ihm maßgebend war. Diese Macht, England, hatte ihn sogar gleichsam geschaffen. Die unglückliche Lage Englands auf einer abseitigen Insel, die diesem Volke eine lebendige und positive Beziehung zu den Großmacht erzeugenden Kräften der innereuropäischen Fläche verbietet, wurde ihm durch die Not im Zwange des Herrschaftswillens zum höchsten politischen Glück. Während die innereuropäischen

Mächte mit ihrem natürlichen Steigerungsdrange sich gegenseitig beeinträchtigen mußten, war England genötigt, sich darauf zu beschränken, daß es diese internen Vorgänge des Festlandes bloß beobachtete, durch die Beobachtung kontrollierte und durch die Kontrolle schließlich doch mittelbar beeinflussen konnte. Gleichzeitig verschaffte ihm diese stets in sich selbst zurückkehrende Internität der Festlandspolitik, über die es behutsam wachte, eine vollkommen freie Hand im Bereiche der Meere und fremden Erdteile. So entstand sein Kolonialreich. Das englische Kolonialreich der vorherigen Zeit war seiner ganzen Anlage nach bodenpolitisch geartet. Es blieb aber das Merkwürdige dabei, daß ihm die bodenpolitische Anschauungsweise niemals recht zum Bewußtsein kam, da seine bewußte Lebensführung sich nahezu ausschließlich nach rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten orientierte. Infolge dieser Bewußtlosigkeit seiner bodenpolitischen Ausbreitung konnte es vormals trotz bestimmtester Wirtschaftszwecke auch nie zu klarem raumwirtschaftlichen Zweckempfinden gelangen. Das Ineinander von wirtschaftlichen Zielbewegungen und dumpfer Bodenpolitik ergab keine Spur von wahrhafter Intensität, sondern verkehrstechnische Berechnungen: eine Inhaftnahme der „Stützpunkte" an den Gelenken des Weltverkehrs. Das ozeanische Reich Englands war ganz eine Sache für sich, die außerhalb der Entwicklung in der Raumpolitik der europäischen Großmächte vor sich ging und unberührt blieb von der gesetzhaften Drehung, die sich dort vollzog.

Als nun die innere Umstellung vom Stadium der extensiven Bodenpolitik zur intensiven Raumwirtschaft sich in Innereuropa voll durchgesetzt und mit der Bismarckschen Zeit ihren letzten Abschluß erreicht hatte, näherte sich eine große weltpolitische Krisis für das englische Reich. Denn diese Vollendung wies die festländischen Großmächte jetzt darauf an, ihre Stärke nach den Außenseiten hin anzuspannen und darüber hinaus zu zerdehnen. Wohl hatte Frankreich schon früher kolonialpolitische Erfolge gehabt. Doch nun trat die Notwendigkeit auf, daß Innereuropa als Ganzes seinen Raum verließ und in den Weltraum hinausging. Bei Oesterreich-Ungarn begnügte sich diese Entfaltung allerdings mit den zunächstliegenden Folgerichtigkeiten, sie verlief schrittweise in der festländisch vorgeschriebenen und fürs erste noch geographisch-europäischen Richtung nach Südosten. Hingegen Frankreich und das Deutsche Reich schickten sich an, ihre Kräfte über das Meer in die Weite zu tragen. Das bedeutet, daß die beiden verschiedenen und bisher von einander gesonderten Schauplätze der Großmachtpolitik des abendländischen Kulturkreises in einen zerflossen, indem sozusagen der innereuropäische Raum sich selber zum Weltraum zu machen und den ozeanischen Bereich in sich aufzunehmen versuchte. Damit setzte eine neue Weltperiode ein, deren raumpolitischer Vollzug die Grundbedingungen des englischen Großmachtdaseins in Frage stellte. Die konkreten Voraussetzungen für den Beginn dieser neuen Weltperiode blieben nicht auf das innereuropäische Geschehen beschränkt. Es kamen der berühmte Eintritt Japans und Nordamerikas in die Weltpolitik hinzu und der Umstand, daß auch das russische Reich auf einmal darauf verfiel, die ihm eigentümliche Ungeheuerlichkeit seiner durchaus primitiven und gewaltsamen Bodenpolitik raumwirtschaftlich umzubilden. Nur hierdurch hätte es die in ihm gärende Stärke zu einer positiven Gesamtwirkung zusammenreißen und entbinden können.

Martin Spahn, dessen Blick an den europäischen Hauptpunkten hängt, setzt für diesen Umschwung der Zeitalter etwa das Jahr 1878 an. Aber schnell holte die politische Geistigkeit des englischen Volkes die innere Umstellung nach. Ein überempfindliches Bewußtsein von der Gesetzmäßigkeit der Zusammenhänge des Bodens im Raum und den daraus entstehenden Notwendigkeiten politischer Zielsetzung wachte auf und machte sich geltend. Der geschärfte Sinn für die Bedrohtheit der nationalen Leistung schuf in der vorgestellten Idee aus dem bloßen Kolonialreich mit verstreuten Bodenflächen und Stützpunkten ein raumpolitisches Imperium. Es ergaben sich die bekannten Zweckinhalte der neuen britischen Weltpolitik, die nun mit plötzlicher Energie verfolgt und angestrebt wurden: die Linie vom Kap bis Kairo und von Kairo nach Indien mit der Küstenländerpolitik für die Beherrschung des Indischen Ozeans, die Linie von Ägypten durch das Mittelländische Meer bis hin zu den britischen Inseln, die dann, über die der Nordsee vorgelagerten Riffe hinweg und durch das Vasallentum Norwegens hindurch, die Umklammerung Europas fortsetzen sollten. So wurden in der Idee, auf deren Verwirklichung alles ankam, bodenpolitische Zusammenhänge einer Hemisphäre hergestellt, die gleichzeitig die Vorbedingungen einer weltraumwirtschaftlichen Auswertung in sich enthielten. In die unmittelbare Verbindung zwischen der Linie des Mittelländischen Meeres und England selber riß aber der vorgeschobene Kontinent mit dem Lebensbereich der lateinischen Nationen eine sehr breite Lücke. Hier steckte eine dem Anschein nach unbegleichbare Fehlrechnung. Spahn deutet indessen die interessante Beobachtung an, daß die englische Staatskunst schon frühzeitig den Wunsch gehabt habe, die lateinischen Nationen auf mittelbare Weise in die räumliche Struktur des Empire einzuspannen und dadurch die Lücke zu füllen. So wäre zugleich, von der Abriegelung Frankreichs aus, indirekt die Gesamterscheinung Innereuropa für den Weltraum verkapselt worden. Das Verhängnisvolle war bloß, daß Innereuropa in geschichtlicher Erneuerung seines Seelenbestandes sich selbst bewußt als eine Ganzheit hätte begreifen können, um damit das überlieferungsgemäße Faktum „Europa" als vereinheitlichte „Weltmacht" in das Geschehen des Erdballs zu senden. Diese Gefahr kündigte sich in den neunziger Jahren an mit den ersten leisen Anzeichen einer „Verständigung" zwischen Deutschland und Frankreich, wie überhaupt die neunziger Jahre, da gerade damals Rußland seinen Versuch einer Wandlung von der Extensität zur Intensität unternahm, die schlimmste kritische Zeit für die englische Weltstellung gewesen sind.

In dem genannten Jahrzehnt war ein Zusammengehen der beiden innereuropäischen „Erbfeinde" in manchen weltpolitischen Fragen schon stellenweise bemerkbar; und eine solche gemeinsame Weltpolitik nach größeren Zielpunkten würde, besonders in Afrika und Vorderasien, sehr gut möglich gewesen sein, wenn die zwei Erbfeinde sich wirklich hätten finden können. Daß sie es nicht vermochten, war das wunderbare Geschenk, welches das Weltenschicksal England in den Schoß warf. Die entscheidende Möglichkeit wurde aus mancherlei Ursachen verpaßt. Erstens erwies sich das gegenseitige Mißtrauen als zu stark. Zweitens war das Deutsche Reich bereits 1898 in der Faschoda-Angelegenheit nicht mehr in der Lage, an die französische Seite zu springen, da es durch sein vorhergehendes Verhalten, anfänglich mit dem sogenannten Helgolandvertrage, längst darauf

verzichtet hatte, in den Herrschaftsfragen des afrikanischen Kontinents ein ausschlaggebender Faktor zu werden. Drittens aber ist dieser deutsche Verzicht auf eine raumpolitisch durchgeführte Afrikapolitik daraus zu erklären, daß seine koloniale Entfaltung zur „Weltmacht" überhaupt jedes Gefühl für das Wesen der Bodengeltung verlor. Es bleibt eine unermeßliche Tragik für uns, daß gerade wir, das innereuropäische Kernvolk, dessen europäische Stellung ganz und gar auf der geistigsten Verarbeitung raumpolitischer Grundgedanken beruhte, mit unserem Hinaustritt in die sogenannte Weltpolitik den Sinn für die ursprünglichsten dieser Grundgedanken einbüßten.

Der Sinn hierfür war uns entwunden worden durch das Eindringen einer demokratischen Denkweise. Es sei daran erinnert, wie die staatspolitische Empfindungswelt der Demokratie schon in ihren Anfangsideen den Fehler begeht, daß sie das staatliche Leben allein auf das Dasein einer Bevölkerung, auf das Wirken und die Bedürfnisse der Menschen zurückführt und die Mitbestimmung durch Boden und Raum nicht beachtet. Raumpolitische Zusammenhänge und Notwendigkeiten für den staatlichen Willen, die aus ihnen erwachsen, kann die Demokratie nicht begreifen. Sie erkennt sie nicht an. Weil aber die deutsche Weltpolitik von der Innenmacht der Reichstagsparteien und ihrer Presse dieses demokratische Denken sich unwillkürlich einreden ließ, so erkannte auch sie die raumpolitischen Gesetze nicht an. Sie glaubte, einen Imperialismus betreiben zu können, der imstande sein würde, im Rhythmus seiner Ausfaltung ohne regelmäßige Raumunterlagen und prinzipiell sogar ohne Bodenerwerb auszukommen. Indem der demokratische Leitgedanke davon ausging, daß nur der Bedarf der Menschen für Zielsetzungen ausschlaggebend sein soll, führte er zu einem absolut wirtschaftlichen Imperialismus, der seine Abkehr von der tatsächlichen Bodengewalt umdrehte in den Anspruch auf ein bloß wirtschaftliches Überall-Gegenwärtigsein. Man nannte dieses Programm „Offene Tür". Doch man wurde dabei nicht gewahr, wie die übrigen, von raumpolitischen Antrieben erfüllten Weltmächte einen solchen grundsätzlichen Verzicht auf eigene Bodenwirkung beim besten Willen nicht zu verstehen vermochten und wie man selbst gerade durch jenes wirtschaftliche Überall-Gegenwärtigseinwollen an verschiedenen Stellen in die vorhandenen räumlichen Machthaberschaften anderer eindrang. So mußte sich ein allgemeines Mißtrauen entwickeln, das die „Menschheit" gegen Deutschland empfand. Wir wissen um das Ende Bescheid.

Im Kriege und durch ihn hatte sich dem Deutschen Reiche noch einmal eine weltraumpolitische Möglichkeit angeboten: durch die Bewährung unserer Landmacht auf den Gebietsstrecken des europäischen Festlandes und der alten Welt, wodurch wie in einer geisterhaften Schicksalsfügung die Geltungsbereiche des Heiligen römischen Kaisertums aus der Vergessenheit tauchten. Man nannte es den Mitteleuropa- und Berlin—Bagdad-Gedanken. Aber da wir das Ende wissen, so wissen wir auch, daß die deutsche Politik seit langem nicht mehr die Kraft hatte, aus dem anscheinbaren Zufall eine letzte Entscheidung ihres Willens zu machen.

In den heutigen Tagen ist die Idee eines raumpolitisch ausgeführten Weltreiches der Briten verwirklicht. Selbst der so überaus kühne Plan, die lateinischen Nationen des europäischen Festlandes in die Zusammenhänge dieses Reiches ein-

zufangen und darin zu vernieten, ist in der Form eines Systems von Bündnisverträgen wirklich geworden. Italien kann sich ohne die englische Aufsicht nicht rühren, und für Frankreich bedeutet das Bündnisabkommen zur vermeintlichen Verteidigung gegen uns und zur Sicherung der französischen Vormacht am Rhein nur einen indirekten Ausdruck der Einspannung dieses Staatswesens in die räumlichen Strebungskräfte der britischen Herrschaftsgewalt. Der Haß der beiden Erbfeinde brennt in frischer Wildheit. Innereuropa hat aufgehört, in der lebendigen Geschichte noch vorhanden zu sein.

Aber wir sind zu gleicher Zeit ein inner- und ein mitteleuropäisches Volk. Wir sind durch und durch das innereuropäische Kernvolk. Und es ist etwas Geheimnisvolles und Unheimliches um die Völker an den Mittelpunkten der Erdteile. Wer hat schon die Rätsel im tiefsten Innern des afrikanischen Kontinents ohne Zweifel gelöst? Die Mitte Asiens erwies sich während der Jahrtausende als ein unausschöpfbarer Quell an Menschenkräften und Völkermengen, die immer wieder von neuem aufstiegen — keiner wußte woher — und sich mit ihren Bedrohungen und Gewalttaten und mit der Pracht ihrer Kundgebungen hinausgossen über die Räume und die erschrockene Menschheit. Wir selber, das Volk des europäischen Mittelpunktes, hatten den antiken Erdkreis zum Zusammenbrechen gebracht und damals durch die kriegerischen und staatsbildenden Energien der germanischen Menschen, welche wanderten und Reiche ins Leben riefen, die modernen europäischen Nationen erzeugt. Trotzdem, trotz dieser Überschwenglichkeit in der Verschwendung, behielten wir in uns die Kraft, um hernach von unserem eigenen Lande aus das neue Hauptreich der abendländischen Menschheit zu schaffen. Es führte das Leben eines ganzen Jahrtausends, strahlte einen blendenden Glanz von sich aus, vergeudete sich, schwand hin und zerfiel. Trotzdem haben wir in unserem Geiste und unserem Gemüt abermals die deutsche Seele gebildet, die jugendstark in die Wirklichkeit des Wollens einging, um politisch und kriegerisch furchtbar zu werden. Auch trotz unseres Elends in dieser erbärmlichen Zeit bleiben wir für uns selbst ein Geheimnis und ein Geheimnis für die anderen Völker, das ihnen wieder unheimlich zu werden vermag. Können wir unser Geheimnisvolles vielleicht nie bis zum Letzten erklären, so wollen wir doch das unversiegbare Geistige darin heute schon stählen und blank machen und an die Erziehung zur Staatskunst gehen.

Internationale oder interalliierte Wissenschaft?

Von Regierungsrat Dr. Willy Bein

In der deutschen Öffentlichkeit ist gelegentlich schon auf die Absichten der Wissenschaftler und führenden Techniker der alliierten und assoziierten Länder hingewiesen worden, die naturwissenschaftliche deutsche Arbeit zu blockieren. Unter dem Vorwande, daß die Deutschen ein wissenschaftliches Weltmonopol angestrebt und die Unabhängigkeit der anderen Völker auch auf diesem Gebiete bedroht hätten, soll künftig der deutschen Arbeit die Möglichkeit genommen werden, außerhalb der Heimat einen Boden zu finden. Künftig sollen auch all die zuverlässigen Hilfsmittel, das Rüstzeug für wissenschaftliche und technische Arbeiten, die Deutschland in großem Maßstabe der ganzen Welt zur Verfügung stellte, nicht mehr aus Deutschland bezogen werden. Auf die wissenschaftliche und damit auch auf die wirtschaftliche Entwicklung soll Deutschland keinen Einfluß mehr üben. Dieser Ausschluß Deutschlands soll durch einen neuen großzügigen Organisationsplan erreicht werden. Auf einer Reihe von Gebieten (der reinen und angewandten Chemie, der Astronomie und der Erdphysik) ist bereits besonders unter Mitwirkung von amerikanischen Forschern, die früher in enger Beziehung zu Deutschland standen, alles in den Einzelheiten festgelegt.

Am 1. Januar 1920 sollte nach einjähriger Vorbereitung die geplante „internationale" Gliederung der gesamten Naturwissenschaft, von der Medizin, der Ethnologie, Biologie bis zur Funkentelegraphie und Bibliographie in Kraft gesetzt werden. An der Spitze des Ganzen steht der allgemeine Forschungsrat (research council), an den sich mehr oder weniger selbständige internationale Forschungsräte der einzelnen Fachwissenschaften angliedern. In jedem Lande sind entsprechende allgemeine und besondere Forschungsräte gebildet. Diese ständigen wissenschaftlichen Organe haben ihr Bureau- und Beamtenpersonal. Über die Arbeiten und Aufgaben dieser wissenschaftlichen Betriebsräte soll einer alle drei Jahre zusammentretenden Vollversammlung (Union) der Gelehrten jedes einzelnen Faches berichtet und neue Aufgaben festgesetzt werden, ein Verfahren wie es bisher auf dem Gebiete des Maß- und Gewichtswesens und der Erdmessung üblich war.

Diese Unionen sollen aber auch die bisherigen nur locker gegliederten internationalen Kongresse ersetzen. An ihnen dürfen vorläufig nur die Gelehrten der uns feindlichen Länder (einschließlich Polens) teilnehmen. Über die Zuziehung russischer Gelehrter ist bisher nichts beschlossen worden. Auf die Neutralen hat man zunächst verzichtet, da man nicht sicher ist, ob sie die ohne ihre Zustimmung erfolgte Aufhebung der bisherigen wirklich internationalen Institutionen anerkennen werden oder ob sie nicht infolgedessen weiter mit den Deutschen in dem bisherigen Rahmen, so z. B. auf dem Gebiete der Erdmessung oder Meeresforschung, weiter arbeiten werden.

Auf die Teilnahme an den Unionen werden die Deutschen nach den Erfahrungen mit den bisherigen internationalen Kongressen gern verzichten. Den einzelnen Teilnehmern, sowie den Ländern, in denen die Versammlungen tagten, wurden große Kosten auferlegt, die in keinem rechten Verhältnis zu dem erziel-

baren wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Nutzen standen. Auch kam die persönliche Fühlung der einzelnen Gelehrten miteinander zu kurz. Im allgemeinen war es von größerem Werte, wenn einzelne Gelehrte aus Anlaß ihrer Originalforschungen ihre Ansichten brieflich austauschten. Auf manchen Gebieten, so zum Beispiel auf dem der Radiumforschung, hat diese Art der gegenseitigen Fühlungnahme und Förderung selbst die heutige schwere Zeit überstanden. Es ist zu hoffen, daß dieser seit Jahrhunderten übliche Verkehr und die gegenseitige Achtung der Gelehrten, an der selbst die napoleonische Zeit nicht rüttelte, wiederkehren wird. Stets wurde die Wissenschaft mit Rücksicht auf ihre Bedeutung für die gleichmäßige Kulturentwicklung aller Länder als politisch neutral angesehen.

Der Hauptwert der internationalen Unionen wird in den ständigen Räten oder Ausschüssen liegen, die wirkliche Facharbeit zu leisten haben. Eine ganze Reihe derartiger Ausschüsse hatte bisher ihren Sitz (Zentralbureau) in Deutschland; so die astronomische Nachrichtenstelle und die hydrographische Untersuchungsstation in Kiel, die Erdmessung und der Breitendienst in Potsdam, die Erdbebenuntersuchungen in Straßburg. In vielen anderen Ausschüssen (analytische und Zuckerchemie, Atomgewichte, Meteorologie, Luftfahrt, Sonnenforschung, Zeitdienste) wurde ein wesentlicher Teil der Arbeit von Deutschen geleistet! In allen diesen Fächern will man nun auf ihre Arbeit verzichten.

Es fragt sich nur, was bei diesen Maßnahmen zu Schaden kommt. Die Arbeit in diesen Ausschüssen, die für den internationalen Verkehr, für Handel, Schiffahrt und Kolonialwirtschaft von erheblicher Bedeutung ist, wird nicht von den berühmten Professoren, die dem Vorstand angehören, geleistet. Die Gewissenhaftigkeit und Entsagungsfähigkeit der wissenschaftlichen Mitarbeiter ist entscheidend. Derartige Kräfte sind aber gerade in Deutschland dank den zahlreichen Bildungs- und den neu hinzugekommenen selbständigen Forschungsanstalten im Überschuß vorhanden, jedenfalls in viel größerem Maße im Verhältnis zur Bevölkerungszahl als in irgend einem anderen Lande. Diese durch Mittel- und Hochschulen gebildeten, genügsamen, etwas spöttisch Stehkragenproletarier genannten Kräfte, die für einen beschämend geringen Lohn zu arbeiten pflegen, haben durch ihre Pflichttreue uns die Hilfsmittel geschaffen, die es uns gestatteten, so lange Jahre einer Welt von Feinden zu trotzen. Dieser Kräfte bedarf man zu langfichtigen, auch undankbaren Aufgaben der internationalen Forschung. Dazu wird man nicht aus England oder Amerika die Kräfte brauchen können, die nur gewöhnt sind, großzügig neue Probleme zu lösen.

Bei dem deutschen Geiste, der die Arbeit als Selbstzweck betrachtet, kommt weder die Originalforschung zu kurz — überwiegen doch unter den Nobelpreisträgern deutsche Namen — noch auch die Kleinarbeit, die systematische Sammel- und Berichtstätigkeit, deren Erfolge den Neid des Auslandes erweckt haben. Mögen die internationalen Vereinigungen nur suchen, ob sie anderswo die Kräfte finden, die für Hungerlöhne chemisch-physikalische Tabellen, Nachschlagewerke, mathematische Enzyklopädien, Handbücher und Kompendien der Medizin und der Naturwissenschaften, geographische und geologische Atlanten in solcher Vollkommenheit und Zuverlässigkeit und nicht zuletzt so billig herstellen! Auf den Ersatz — Beilstein und andere, die es besonders den Amerikanern angetan haben — können wir ruhig warten.

Zu dem unentbehrlichen Handwerkszeug der wissenschaftlichen Forschung gehören auch die periodisch erscheinenden Berichte über die Fortschritte der einzelnen Wissenschaften. Schon seit einem Jahrhundert sind diese Hilfsmittel (Jahresberichte, Zentralblätter) bei uns zu einer Vollkommenheit entwickelt, daß ihnen im Auslande nichts an die Seite gestellt werden konnte. Nur die Entsagung geschulter junger Mitarbeiter ermöglichte ihre Herstellung. Auch die will man beseitigen. Durch eine schnelle Berichterstattung (Austausch von Druckbogen, Auszüge der Verfasser) hofft man einen genügenden Anreiz für die Beschaffung der Berichte zu erwecken. Aber noch ist man sich in den einander nahestehenden Fachkreisen (so z. B. auf dem Gebiete der Chemie in England und Amerika) nicht einig, wie man die Berichte abfassen soll, um den Hauptzweck zu erreichen, daß sie dem Leser die Durchsicht der Originaluntersuchung ersparen soll.

In Deutschland ist man aber erst recht in der Lage, diese wissenschaftlichen Hilfsmittel aufrecht zu erhalten. Mit großer Entschlossenheit hat man die nötigen Schritte getan, um die wissenschaftliche Berichterstattung trotz der gewaltigen Kosten, die die Beschaffung der Zeitschriften und die Drucklegung erfordert, lückenlos fortzuführen und weiter auszubilden, — nicht als Propagandamittel für deutsche Arbeit und Wesen, sondern als bescheidenes Mittel, um Wissenschaft und der eng mit ihr verbundenen Technik die Übersicht über wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Fortschritt zu sichern. Wenn auch künftig die Mehrzahl der Arbeiten deutsch sein sollte, so wird das nicht daran liegen, daß die deutsche Arbeit sich in den Vordergrund drängt.

Und weiter werden diese Arbeiten mit deutschen Apparaten, Instrumenten und technischen Hilfsmitteln erzielt werden. Sie vor allem möchte die internationale Organisation beseitigen. Aber auch hier fehlt die Voraussetzung, im Auslande das Rüstzeug der Wissenschaft in einem solchen Umfange zu schaffen, um auch nur die durch den Weltkrieg entstandenen Lücken auszufüllen. Wo kann man so viele gute und billige, nach heutigem Maßstabe allzubillige, für den Arzt unentbehrliche Mikroskope und Glasgeräte, für den Seefahrer, Kolonialbeamten und Bergingenieur erforderliche Fernrohre, Theodolite, Lotungs- und andere Meßapparate bekommen? Deutschlands Erzeugnisse sind maßgebend gewesen und werden es sein, so lange gering bezahlte wissenschaftliche und besser bezahlte technische Kräfte in gemeinsamer Tätigkeit verständnisvoll zusammenwirken.

Durch diese Umstände ist Deutschland in die Lage gesetzt, noch lange seine wissenschaftliche Tätigkeit aufrecht zu erhalten, ohne der Hilfsmittel des Auslandes zu bedürfen. Auf manchen Gebieten, so auf dem des Maß- und Gewichtswesens ist es bestrebt, sich ganz unabhängig zu machen. Z. B. wird sich mit Hilfe neuer Apparate, die die Länge eines Meters in Wellenlängen zu messen gestatten, eine Vergleichung des deutschen Urmaßes mit dem Pariser internationalen Urmaß erübrigen.

Auch auf literarischem Gebiete werden wir voraussichtlich wieder bald selbständig sein, wenn die Bestrebungen von Erfolg sein werden, die deutschen Akademien mit den wissenschaftlichen und technischen Vereinen zu einer großen Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen; zunächst zu dem Zwecke, die Veröffentlichungen des Auslandes leicht zugänglich zu machen. Aber diese Gemeinschaft kann auch leicht einen großen Einfluß nach der Richtung hin gewinnen, daß den

deutschen wissenschaftlichen und technischen Arbeiten im Auslande der durch frühere internationale Abkommen zugebilligte Schutz wieder zuteil wird.

Wenn dann weiter die wirtschaftlichen Verhältnisse den deutschen wissenschaftlichen Kräften noch die Möglichkeit zu leben und sich zu betätigen gewähren, brauchen wir nicht zu fürchten, daß deutsche Arbeit verdrängt werden könnte. Erst dann wird auch die Aufgabe der ständigen Räte, das neue internationale Organisationsschema mit arbeitschaffendem Geiste zu erfüllen, lösbar sein. Waren doch auch die bisherigen lediglich vorbereitenden Arbeiten in England und in Amerika erst durch Mithilfe einer Reihe von in Deutschland geborenen wissenschaftlichen Kräften durchführbar. Es war eben nicht möglich, auf die Kleinarbeit und das Organisationstalent der Deutschen zu verzichten, die in Amerika noch während des Krieges ohne Scheu für solche Kriegsarbeiten, die eine besondere Organisationsfähigkeit erforderten, herangezogen wurden.

Der Ausschluß der Deutschen wird sich nicht aufrecht erhalten lassen. Mehren sich doch auch bei den feindlichen Gelehrten die Stimmen, die das einsehen und die eine Zerlegung der Wissenschaft in eine deutsche und eine pseudointernationale für ein Unding halten. Schon hört man, daß wieder normale Beziehungen zur deutschen Wissenschaft und Technik angeknüpft werden müssen, deren Leistungen, ob groß oder klein, während des Krieges dank der Hingebung der Führer und Mitarbeiter der Wissenschaft auch unsern Feinden imponiert haben. Man liest es heraus aus den warmempfundenen Nachrufen, die man dem Meister der Forschungen, dem Chemiker Emil Fischer, gewidmet hat.

Drinnen und draußen

Deschanel und Elsaß-Lothringen. Ein Altelsässer schreibt uns aus Straßburg: Die Straßburger Zeitung „La République" gibt in ihrer Nummer 18 vom 18. Januar 1920 einen Artikel wieder, den der neue Präsident der französischen Republik Paul Deschanel in der ersten Nummer der Zeitschrift „Les marches de l'Est" über Elsaß-Lothringen veröffentlicht hat. In diesem Artikel gibt Deschanel zunächst der durchaus begreiflichen Freude Frankreichs über die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens Ausdruck und schreibt im Anschluß hieran über die Stimmung in Elsaß-Lothringen: „In unseren zwei lieben Provinzen hat es nie einen Schimmer von Unruhe über den Ausgang des Krieges gegeben. Die Elsässer kannten Deutschland im Grunde ihres Herzens und sie erkannten, daß wir triumphieren würden, wenn wir in der hartnäckigen Fortsetzung des Kampfes nicht erlahmten. Und diese Märtyrer waren es, welche uns zuriefen „Geduld". Sie wiederfindend rufen wir zunächst „Tausend Dank!"

Diese Bemerkung Deschanels, als ob die Elsaß-Lothringer während des ganzen Krieges mit einem unerschütterlichen Glauben auf den Sieg Frankreichs gehofft hätten, entspricht nicht den Tatsachen. Es war uns Elsaß-Lothringern in den letzten Jahren vor dem Kriege sehr gut gegangen. Unser Wirtschaftsleben blühte. Stadt und Land hatten in jeder Hinsicht einen mächtigen Aufschwung genommen, und so hatten wir keine Veranlassung, eine Veränderung der Dinge zu wünschen. Der Krieg lastete schwer auf unserem Volke. Unsere Söhne und Brüder waren draußen im Felde, und in der eigenen

Heimat herrschte eine ständige Militärdiktatur. Dazu kam die drückende Sorge, daß unser liebes schönes Ländel Kriegsschauplatz werden könnte. Um so mehr war es ausgeschlossen, daß ein vernünftig denkender Mensch bei uns um der Wiedervereinigung mit Frankreich willen die Verlängerung des Krieges auch nur um eine Stunde gewünscht hätte. Die Erklärung Deschanels ist aber außerordentlich geschickt und für die kluge Art, mit der die Franzosen Politik treiben, äußerst bezeichnend. Während die Deutschen stets mit einer gewissen Skepsis an die Elsaß-Lothringer herantraten und immer wieder fragten, ob die Elsaß-Lothringer sich tatsächlich als treudeutsche Volksgenossen bewährten, legt der Franzose das, was er will, ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Verhältnisse in den Elsässer hinein. Er erklärt seinem ganzen Volke, der ganzen neutralen Welt und nicht zuletzt dem Elsässer selbst, daß dieser ein begeisterter Franzose sei und schafft auf diese Weise ein allgemeines Urteil, welches den Franzosen günstig ist.

Wenn man den Artikel Deschanels allerdings näher betrachtet, dann wird die Phrasenhaftigkeit dieser Erklärung außerordentlich deutlich. Heißt es doch weiter: „Mit unserer Flagge hält auch das französische Leben überall seinen Einzug. Diese Rückkehr wird zweifelsohne in einigen bahnbrechenden Entscheidungen gefeiert werden. Vielleicht müssen unsere Studenten, um die Lizenz zu erhalten, einige Monate in Elsaß-Lothringen zugebracht haben, vielleicht auch werden einzelne unserer nationalen Hochschulen nach den zwei Provinzen verlegt werden, wo jede Spur der deutschen Besetzung verschwinden muß, beispielsweise Saint Cyr, das Polytechnikum. So würden auch einige Kultur- und Gesellschaftszentren ihre Strahlen in alle Regionen senden können. Dank solcher Entschlüsse hätte die französische Elite das Elsaß kennen gelernt zu unserem und zum elsaß-lothringischen Wohle. In der Tat würde eine unserer großen wissenschaftlichen Hochschulen, die in ihrem goldenen Buche viele elsaß-lothringische Namen zählt, am Rhein einen guten Wacht-, wenn nicht Kampfposten bilden."

Das sind doch ganz einschneidende Maßnahmen, die Herr Deschanel hier ankündigt. Maßnahmen, die uns Elsaß-Lothringern schwere Sorgen machen müssen. Die angekündigte systematische Verpflanzung französischer Kultur- und Gesellschaftszentren ins Elsaß wird uns eine sehr schwere Belastung mit fremden Elementen bringen. Haben wir doch bisher schon die Erfahrung machen müssen, daß überall da, wo sich vor dem Kriege deutsche Elemente breit machten, nun nicht etwa für uns und unsere Landsleute der Boden freigeworden ist, sondern daß überall neue Männer, die eben aus dem Innern Frankreichs einwandern und für unsere Eigenart wenig Verständnis haben, ja sogar nicht einmal unsere Sprache verstehen, in die freigewordenen Stellen eintreten. So droht uns leider die ernste Gefahr, daß unser ganzes elsässisches Volkstum, unsere liebe Muttersprache, in der wir denken, beten, fühlen, auch wenn wir nicht mehr darin sprechen dürfen, und unsere durch Generationen hindurch treu gewahrte elsässische Eigenart von Fremden überwuchert und erstickt wird. Unter solchen Verhältnissen können wir des Lebens in unserem eigenen Lande nie froh werden.

Weiter heißt es in dem Artikel: „Die Elsaß-Lothringer kennen aber die Vorzüge der deutschen Verfahren und Methoden. Sie wissen, warum seit Jahrhunderten Deutschland unsere großen Entdeckungen ausgebeutet hat, viel planmäßiger, als wir es selber taten. Im Elsaß wird Frankreich die beiden Hauptstärken des Wirtschaftskrieges kennen lernen können: das Laboratorium und die Fabrik.

Die Rückgabe Elsaß-Lothringens wird nicht allein die Wiederaufrichtung des Rechtes sein. Elsaß-Lothringen wird nach Kräften zum Wiederaufbau des Vaterlandes beitragen. Dafür wird Elsaß-Lothringen seine reichen Ernten zur Verfügung stellen, die Produkte seiner bewundernswerten Industrie, seiner unterirdischen Schätze. Zu gleicher Zeit wird es den unerschöpflichen Schatz seiner Seele, seine edle demokratische Gesinnung, seine Zähigkeit, seinen Geist der Initiative, seine Genauigkeit, seine Erfahrungen in

ökonomischen Konflikten und, zögern wir nicht es zu wiederholen, seine Kenntnis Deutschlands, das man nie nachahmen, aber auch nie vergessen soll, hergeben."

Das war es also, worauf es den Franzosen angekommen ist: unsere Ernte, die Produkte unserer Industrie, unsere Bodenschätze und schließlich uns selbst als Mittel zum Kampfe gegen Deutschland zu gewinnen. Alles das entspricht aber nicht dem, was weite Kreise unseres Volkes gewünscht und erwartet haben. In erster Linie haben doch wir Elsaß-Lothringer selbst ein Recht auf die Reichtümer und Schätze unseres Landes, und wir haben gar kein Interesse daran, daß diese anderen zugute kommen, mögen diese rechts des Rheines oder jenseits der Vogesen wohnen.

Volksabstimmung in Kärnten. Zufolge des St. Germainer Friedensvertrages wird in Kärnten innerhalb dreier Monate nach Inkrafttreten des Vertrages und zu einem vom Ausschuß festgesetzten Zeitpunkt in den beiden Zonen abgestimmt, und zwar in der Zone I A, deren Grenze längs des Wörthersees bis dicht südlich Klagenfurt reicht, und falls die Abstimmung in dieser Zone zugunsten des serbisch-kroatisch-slowenischen Staates ausfällt, auch in der Zone II B nördlich dieser Linie.

Der Opfermut und die Treue zum eigenen Lande haben von den Kärntnern — seien sie Deutsche oder seien sie deutschgesinnte slowenische Kärntner — im Kriege 1914/1918 Blutopfer gefordert, die mit zu den größten Deutschösterreichs zählen.

Die alpenländischen Regimenter wurden dort eingeschoben, wo nordslawischer (tschechischer) Verrat Breschen in die Front trieb und die Verteidigung zu unterbinden drohte.

Im Rahmen der alten k. und k. Armee haben die Kärntner auf den Schlachtfeldern geblutet, aber nicht um die habsburgisch-lothringisch-parmaische Hausmacht und Dynastie zu schützen und zu stützen, sondern als bewußte Alpenländler sind sie für Heiligeres in den Kampf gezogen. Dem Einigungsgedanken und Fallen der schwarzgelben Grenzpfähle haben die Kärntner Opfer über Opfer gebracht. Unvergeßlich. Herrliches haben die von Volksgenossen geführten freiwilligen Schützenbataillone, in welchen Jünglinge neben Greisen für heimatlichen Boden kämpften, geleistet; sie haben neben der alten k. und k. Armee ihr Heimatland Kärnten vom Feinde freigehalten.

Als der Weltkrieg militärisch zu Ende war, kam neues Leid über Kärntens Land. Slowenische Horden und schließlich reguläres jugoslawisches Militär — meistens Slowenen in serbischen Uniformen — überschwemmten das waffenlose und unverteidigte Land. Die Kärtner Slowenen, im Weltkriege einst die erprobten Kampfgenossen der Kärtner, mit denen sie Schulter an Schulter durch beinahe dreieinhalb Jahre gegen den gemeinsamen Feind kämpften, fielen über ihre Kampfgenossen und Waffenkameraden von gestern her. Und der Kärntner war baß erstaunt ob solcher Untreue und Undankbarkeit.

Die Kärntner haben mitgeholfen und ihnen ist es mitzudanken, daß krainische, slowenische und südslawische Gebiete überhaupt während des Krieges nicht in die Hände des Feindes gefallen sind. Bei diesem Anlaß sei in aller Wertschätzung und Ehre der erprobten Kämpfern im Stein, der Heldenscharen der Isonzoarmee gedacht.

Dem Umstande, daß krainische, slowenische und jugoslawische Gebiete während des Krieges nicht in die Hand der Feinde gefallen sind, ist es zuzuschreiben, daß sich der Staat der Slowenen (Krain) — ein Teilglied des jugoslawischen Staates — nach dem Umsturze in Österreich frei entwickeln und sich auch rasch an die Kroaten und Serben anschließen konnte. Wie aber der Dank des Slowenenvolkes, deren Führer in Laibach sitzen, aussieht, hat das Kärntner Land, haben die Kärtner selbst in tausend und abertausend Schmerzen empfunden.

Seit mehr als einem Jahr ist der südliche Teil Kärntens durch das militärische und politische Joch der Slowenen, welche überhaupt die Triebfeder aller Schandtaten in Kärnten und auch in Südsteiermark sind, gezwängt. Bald ist es ein Jahr, daß Kärntner Bauern, die Lavant- und Gailtaler, zu den Waffen griffen, um ihre Hei-

mal von der slowenischen Herrschaft zu befreien.

Aus eigener Kraft heraus hat Kärnten seinen Befreiungskampf aufgenommen, Arbeiter kämpfen neben Studenten, Frauen und Kinder neben Männern, deutsche neben deutschgesinnten slowenischen Kärntnern, um ihr Allerheiligstes, um ihre Heimat. Die ländergierigen und raublüsternen Krainer Slowenen wurden bis weit über Kärntens Grenzen geschlagen verfolgt.

Aus eigener Kraft heraus hat Kärnten das erreicht, warum letzten Endes der Kampf geführt wurde: Die Kärntner verschafften sich auch in Ententekreisen Achtung und haben sich auch das Recht der Volksabstimmung errungen.

Die Zone I A in welcher gemäß Abschnitt II, Artikel 49 und 50 des St. Germainer Friedensdiktates abgestimmt wird, ist auch noch bestimmungsgemäß vor und während der Volksabstimmung von den Jugoslawen besetzt. Wenngleich die Machthaber vor keinem Gewaltmittel zurückschrecken, um die Abstimmung jugoslawisch zu beeinflussen, so hat Kärnten schon einmal in einer vollkommen unbeeinflußten und freien Probeabstimmung zum Ausdruck gebracht, daß es ungeteilt bleiben will. Im Januar 1919 fand diese Volksabstimmung statt. Damals stimmten gegen 770 Personen für den Staat der Serben — Kroaten — Slowenen (S. H. S.-Staat), während gegen 82 000 Personen ihrem Willen, bei Deutschösterreich bleiben zu wollen, Ausdruck verliehen.

Gerade zu jener Zeit bereiste eine amerikanische Kommission die von den Jugoslawen beanspruchten Gebiete. Diese Kommission sprach sich an Ort und Stelle gegen die Einverleibung dieser Gebiete in den S. H. S.-Staat aus. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß diese Kommission sich bei den Verhandlungen mit den S. H. S.-Leuten der deutschen Sprache bediente.

Und nun soll die endgültige Abstimmung, allerdings unter dem Drucke jugoslawischer Bajonette, die auch der Kitt dieses Staatengebildes sind, stattfinden. Tausende und Tausende Deutscher sind aus den strittigen Gebieten ausgewiesen worden, und die jugoslawischen Landräuber bauen Potemkinsche Dörfer. Neben Ausweisungen werden Gewalttätigkeiten angewendet, nur um eine Fälschung des Willens der Heimischen zu erreichen. Das strittige und besetzte Gebiet der Zone I A ist von der Außenwelt derartig hermetisch abgesperrt, daß zu der bedrängten, unglücklichen und bedauernswerten Bevölkerung, die tatsächlich unter dem jugoslawischen Joch und unter sonst allen erdenklichen jugoslawischen Zwangsmaßregeln seufzt und leidet, keine Nachricht gelangen kann.

Auch diese Nachricht wird die Bevölkerung kaum erreichen, daß bei uns der Geist regsam ist, um die abstimmungsberechtigten und im Reiche verteilt lebenden Kärntner zur Abstimmungszeit in die Heimat zu führen, damit sie an dem für Kärnten schwersten Tage ihre heilige Pflicht, für ein ungeteiltes Kärnten zu stimmen, erfüllen können.

Die Slowenenführer in Laibach selbst befürchten, daß trotz „aller getroffenen Maßnahmen der Machthaber" die Volksabstimmung im besetzten Teile Kärntens — wie wir als selbstverständlich annehmen — gegen den S. H. S.-Staat ausfallen wird, da selbst die in diesem Gebiet seßhaften Kärntner Slowenen, die es nur zu Kärnten und Deutschösterreich zieht und die von ihren Volksgenossen jenseits der Karawanken nichts wissen wollen, deutschgesinnt und deutsch orientiert sind und somit ihre Stimme für Kärnten, für Deutschösterreich und gegen den S. H. S.-Staat abgeben werden.

Kärntner, die ihr aus dem abstimmungsberechtigten Gebiet stammt und im Deutschen Reiche euren Wohnsitz habt, die Heimat ruft! Kärnten auf ewig ungeteilt!

Zögert nicht, denn das unsägliche Leid, welches über Kärnten hereingebrochen ist, muß genommen werden. Dieses uns allen teure Alpenland muß ungeteilt unser sein und unser für ewig bleiben. Unser herrlicher Wörthersee darf nicht geteilt werden und die Grenze bilden. Diese muß dort sein, wo sie 1914 war.

Alle Kärntner werden gebeten, sofort ihre Anschrift, Geburtsort und Personaldaten bekanntzugeben. Auf jede einzelne Stimme kommt es an. Nähere Auskunft erteilt der

Reichsverband des Vereins der Deutschen aus dem ehemaligen Oesterreich-Ungarn, Berlin W. 50, Ansbacher Straße 53 I.

Diwa

Polen und die Ententehilfe. Die Warschauer „Nowiny Codzrienne" schreibt am 22. Januar: „In welcher Weise äußert sich die Hilfe für Polen, das nach den Ententediplomaten ein Stück des osteuropäischen Stacheldrahtzaunes gegen den Bolschewismus bilden soll? Von Frankreich kaufen wir nicht das, was wir brauchen, sondern das, was es selbst verkaufen muß: Für alte Kanonen, nutzlose Luftfahrzeuge, für Material, das eigentlich die Kriegsbeute bildet und uns demnach als kriegführender Partei kostenlos überlassen werden müßte, zahlen wir ungeheure Summen, die unser Budget enorm überlasten. Von Amerika bekommen wir alte Uniformen, alte und abgenutzte Automobile, während die Friedensbedingungen ausschließlich neue vorsahen. Aehnlich verhält es sich mit dem Ankauf von Pferden. Amerika tut nichts für den Transport dieses Materials und so kommt es, daß viele der angekauften Sachen noch immer in Frankreich liegen und dort verfaulen. Für die Deponierung werden unsere französischen Freunde zweifellos, wie sie das auch den Amerikanern gegenüber getan haben, große Entschädigungen verlangen. Weiß Polen davon, daß ein möglichst rascher Verkauf des in Frankreich angehäuften amerikanischen Kriegsmaterials im Interesse Amerikas gelegen war? Es ist ganz klar, daß wir für alle Beweise der Ententefreundschaft um hundert Prozent mehr bezahlen, als andere bezahlen müßten, die den „Herren" der Entente ferner stehen. Dabei bemüht sich diese mit allen Kräften, Deutschland zum Schaden Polens wirtschaftlich zu retten, um aus jemandem die Milliardenentschädigungen herausziehen zu können. England arbeitet mit aller Kraft daran, die Polen nicht zum Meere zuzulassen, stachelt die Litauer auf dem Wege zur Ostsee gegen uns auf. Polen muß sich sagen, daß es von Feinden umgeben ist, und daß seine Freunde sein Vermögen gewissenlos vernichten. Polen besitzt heute keine starken und unabhängigen Freunde, aber die bolschewistische Gefahr, welche auch die Entente bedroht, dürfte diese zu Konzessionen zugunsten Polens veranlassen."

Der Friedensvertrag zwischen Estland und Rußland. Der russisch-estnische Friedensvertrag umfaßt 16 Folioseiten und enthält zwanzig Artikel mit Bemerkungen und Annexen. Er ist estnisch und russisch redigiert, mit Rechtsverbindlichkeit für beide Sprachen. Die Hauptbestimmungen sind folgende: Rußland erkennt ohne jeden Vorbehalt die völlige Unabhängigkeit Estlands an und verzichtet für immer auf alle Souveränitätsrechte über estnisches Volk und Gebiet, ohne daß der estnischen Nation daraus irgend eine Verpflichtung gegen Rußland erwächst. Fremde auf estnischem Gebiet, die über 18 Jahre alt sind, haben, wenn sie wenigstens ein Jahr außerhalb der estnischen Grenzen gewohnt haben, das Recht, für Rußland zu optieren. Ebenso können in Rußland wohnende Esten für Estland optieren. Falls die ewige Neutralität Estlands international anerkannt wird, verpflichtet sich Rußland seinerseits, diese Neutralität zu achten und zu ihrer Realisierung beizutragen. Was die Neutralisierung des finnischen Meerbusens betrifft, müssen sich beide Teile über die Grundsätze, die von allen in dieser Frage interessierten Staaten angenommen werden, ins Einvernehmen setzen. Auf dem Gebiet der beiden vertragschließenden Teile können nur die Truppen der eigenen Regierung oder die ihrer Freunde unterhalten werden. Jede Konzentration von Streitkräften, die mit dem Zweck unternommen wird, den anderen vertragschließenden Teil zu schädigen oder die auf ihrem Gebiet bestehende Regierung durch eine andere zu ersetzen, ist verboten. Rußland verzichtet auf jede Entschädigung für die Güter und Werte in Estland, die dem alten russischen Reich gehört haben. Rußland zahlt Estland 15 Millionen Rubel Gold: 8 Millionen im ersten Monat und 7 in den beiden folgenden Monaten vom Tage der Ratifizierung des Vertrages an. Die russische Regierung gibt Estland alle Güter wieder, die diesem gehört haben und die

nach Rußland verschleppt worden sind: Bibliotheken, Archive, Lehrmittel, Dokumente und andere Gegenstände, die Sammlungen der Universität Dorpat und hauptsächlich alles, was für Estland einen wissenschaftlichen oder historischen Wert hat. Die Handelsbeziehungen werden durch eine besondere Kommission festgesetzt, Transitwaren unterliegen keinem Zoll. Estland wird Rußland in den Freihäfen, die in Estland geschaffen werden, Plätze zum Transport und zur Lagerung dieser Transitwaren anweisen. Rußland erkennt Estland das Vorrecht zu, Moskau mit irgend einem Punkte der estnischen Grenze durch eine ein- oder zweigleisige Eisenbahn zu verbinden und den Betrieb dieser Bahn zu übernehmen, außerdem Konzessionsvorrechte zur Ausbeutung von Wäldern auf einem Gebiet von keiner Million Desjatinen. Estland seinerseits erkennt Rußland das Vorrecht zu, die Wasserfälle an der Mündung der Narowa auszubeuten. Der Austausch der Ratifikationen oll sobald wie möglich in Moskau stattfinden.

Der Abschluß dieses Friedens läßt allerhand bedeutsame Rückschlüsse auf Englands Absichten und ihr Verhältnis zur französischen Ostpolitik zu. Im Gegensatz zu Frankreich betreibt England die Annäherung an Sowjet-Rußland. Was von Kennern der baltischen Frage und übrigens auch von estnischen Blättern von der deutschen Okkupation befürchtet wurde, ist eingetreten. Estland ist Englands kommerzieller Vorposten geworden und soll nun die Bedeutung einer Isolierschicht zwischen dem verseuchten Rußland und dem gewinnlüsternen England erlangen. Wie der „Pionier des Ostens" berichtet, ist man in Skandinavien auf die Gefahren durchaus aufmerksam geworden, die mit Englands Absichten verbunden sind. Frankreich schlägt den indirekten Weg ein und läßt Estland seine schlechte Laune spüren. Indem es die ungelöste Grenzfrage benutzt, um den Gegensatz gegen Lettland akut zu erhalten, trägt es seinerseits zu jener Balkanisierung des Randgebietes bei, die das verhängnisvolle Ergebnis der deutschen Niederlage gewesen ist. M.

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Das angeblich elsässische Jubelfest

Eine elsässische Stimme aus dem Jahre 1848

„Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni."

Majestätisch dröhnen die Glocken hernieder von Erwins hehrem Münster, und zu welchem Feste! . . . Tiefe Wehmut erfüllt mein Herz; die Vergangenheit meines Vaterlandes, die glorreiche Vergangenheit meiner altehrwürdigen, ehemals allgemein verehrten Vaterstadt, ersteht wie durch Zauber vor meinem Geiste — und die feierlichen Klänge der Glocken hallen wider in meinem Innern gleich Grabgeläute und Totengesang!

Im Augenblick also wo, ganz Europa hindurch, die Nationalitäten sich geltend zu machen streben; wo die unterjochten Völker heldenmütig ringen nach Wiedererlangung verlorener Freiheit und Unabhängigkeit — in diesem Augenblick soll das Elsaß, zum ersten Male, das Andenken an seine Übergabe, an seine schmählich vollbrachte Abtretung an Frankreich festlich begehen! Enkel, republikanische Enkel ehemaliger Republikaner, sollen das zweihundertjährige Anniversarium der Unterjochung ihrer Vorfahren durch eine fremde, despotisch-monarchische Macht mit jubelnder Freude begrüßen! Welch ein Fest!

Seit Jahrhunderten hatte Frankreich unverwandt seine lüsternen Augen auf das blühende Elsaß gerichtet. Seit den Zeiten Kaiser Friedrichs des Dritten hatte es alle List der Diplomatie angewendet, um Straßburg abfällig zu machen von seiner alten Treue am Deutschen Reiche. Umsonst aber waren alle Bemühungen, umsonst alle Ränke. Die glänzendsten Versprechungen scheiterten an dem Ehrgefühl unserer Ahnen und an ihrer unerschütterlichen Liebe zur Freiheit und zum Vaterland. Erst nachdem durch die endlosen Drangsale des Dreißigjährigen Krieges Deutschland zerrüttet darniederlag, gelang es Richelieu, das seit Jahrhunderten durch Frankreichs Könige rastlos verfolgte Ziel zu erreichen und sich in dem Frieden von Münster von Österreich die Landgrafschaft Elsaß und die Reichsvogtei der zehn Städte abtreten zu lassen. Die zehn Reichsstädte sanken hernieder zu Munizipalstädten, und nur zu früh schon mußten die im Elsaß ansässigen

Stände es sich gefallen lassen, als französische Vasallen behandelt zu werden. Jetzt schon wußte Frankreich mehr sich zuzueignen im Elsaß als ihm durch den Westfälischen Frieden war zugestanden worden.

Straßburg, obgleich bedeutend geschwächt durch die zahllosen Opfer der schweren langen Kriegsjahre, blieb noch wie zuvor freie reichsunmittelbare Stadt. Leicht war jedoch vorauszusehen, daß Frankreich die Eroberung des Elsasses erst dann für vollständig erachten müsse, wenn die alte, biedere, immerhin noch mächtige Reichsstadt mit ihren reichen Herrschaften ebenfalls seiner Krone anheimgefallen sein würde. Verlassen von Kaiser und Reich, vermochte trotz aller Anstrengungen Straßburg nicht seinem Schicksal zu entrinnen. Kaum dreiunddreißig Jahre nach dem Westfälischen Frieden ließ Ludwig der Vierzehnte, mit frevlem Hohn alle Grundsätze des Völkerrechts mit Füßen tretend, die Stadt von seinem Heer einschließen und mit harten Drohungen zur Übergabe auffordern. Gemeinsam mit welschem Übermut und Überdrang vollbrachten Ohnmacht, Verrat und Verzweiflung das Unvermeidliche.

Zwar sicherte die Kapitulation der gewaltsam unterjochten Reichsstadt die unverletzliche Fortdauer ihrer althergebrachten republikanischen Verfassung, den Genuß ihrer althergebrachten Rechte, Privilegien, Gewohnheiten und den größten Teil ihrer Einkünfte nebst Ausnahme von den öffentlichen Abgaben, von dem Militärdienst und anderen namhaften Vorrechten und Zugeständnissen. Sogleich aber nach der Uebergabe begann offen und im Verborgenen der unverkenntliche Vernichtungskrieg gegen die feierlich versicherten Immunitäten, Rechte und Institutionen, gegen Sitten und Gebräuche, gegen Sprache, Religion und gegen alles, was nur von nah und fern mit elsässischer Nationalität zusammenhing. Wer nur immer weiß, was unsere Vorfahren gelitten durch den gewaltsamen Verlust ihrer Unabhängigkeit, wer nur die entfernteste Kenntnis hat von all den endlosen schmachvollen Drangsalen, welche sie unter französischer Herrschaft zu erdulden hatten, wer sie kennt, die schändlichen Mittel, welche der französische Hof; welche die von ihm gesandten Jesuiten anwandten, um Straßburgs Macht zu brechen, die immerhin noch gerechte Befürchtungen einflößte, um die Liebe zum Vaterlande, um das Bedürfnis nach Freiheit und Unabhängigkeit zu ersticken, um die deutsche Nationaliät im Elsaß immer mehr zu untergraben, und namentlich, um die protestantische Religion in Straßburg, wie im ganzen Elsaß mit List und Gewalt auszurotten — wer von diesem allem auch nur die entfernteste Kenntnis hat, sowie von dem seit der Vereinigung mit Frankreich rasch und unaufhaltsam voranschreitenden Verfall der Stadt und des Landes, der wird wahrlich mit mir eingestehen, daß ein Elsässer, der noch Elsässer ist, solch ein Anniversarium am würdigsten in wehmütiger Stille begehen könne.

Einmal schon war dieses für das Elsaß so verhängnisvolle Anniversarium gekommen. Unsere Urgroßväter hätten sich gefürchtet wie vor der Sünde, dessen erste hundertjährige Wiederkehr mit rauschenden Festen zu feiern. Und doch waren im verflossenen Jahrhundert, als unvermeidliche Folge der fremden Herrschaft, schon viele, welche dem fremden Joch frönten und sich als feige, feile Höflinge um den berüchtigten, damals allvermögenden Prätor Klinglin scharten, hündisch und kriechend gegen alles Welsche, grob und verletzend gegen die Mitbürger. Dennoch aber wurde selbst damals kein Fest gefeiert. Die französische Despotie

hatte unsern freiheitliebenden Vätern bereits allzu tiefe, empfindliche Wunden geschlagen, als daß sie mitten in all ihren Leiden nicht gefühlt hätten, daß, durch die Feier der Unterjochung ihrer Vorfahren durch fremde Uebermacht, sie ihre Ahnen, ihre Vergangenheit verleugnet und ihre eigene Schmach zur Schau getragen hätten; sie fühlten allzu tief, daß ein Volk, das seine Nationalität preisgibt, einen Selbstmord begeht.

Europa weiß, was Elsaß, was Straßburg war: ein blühendes, reiches, beneidenswertes Land, eine Stadt, geehrt von allen, und, weit hinein in die deutschen Gaue, ein glorreiches, nachahmungswürdiges Vorbild. Glänzte doch Jahrhunderte hindurch Straßburg im ersten Range sämtlicher deutscher Städte, die erste auf den Reichstagen, die erste in der Reichsarmee; ein Tempel für Kunst und Wissenschaft, nur von wenigen Städten Europas überstrahlt; ein Sitz rührigen Handels und allgemeinen Wohlstandes, ein Sitz wahrer Freiheit, wahrer Bildung und Humanität. Und jetzt? Wohin ist all dieser Glanz, wohin all dieser Ruhm, wohin all dieser Wohlstand?

Die Kunst? Sie ist davongezogen seit Jahren; denn sie, die göttliche, blüht dort allein, wo selbständige, eigentümliche Entwickelung möglich ist. In des Herzens Tiefe allein glimmt der Götterfunke der Kunst. Aus inniger Selbstempfindung allein stammt des wahren Künstlers Schaffen, stammen seine Werke. Wer sich selbst verleugnet, wer nur Fremdes zu entlehnen weiß, ist unwürdig des hohen Namens eines Künstlers, ist nur ein erbärmlicher Nachahmer, ein schaler Kopist ohne Kraft und ohne Lebensfrische.

Die Wissenschaft? Auch mit ihr sieht es traurig aus. Europa gedenkt noch des hohen Glanzes der alten Universität Straßburg und der zahllosen Menge der Schüler, die, noch bis zur ersten Revolution, ihr zuströmten von Nord und Süd, von Ost und West. Viele ihrer gefeiertsten Namen sind Gesamtgut der gebildeten Welt. Und jetzt? Jetzt, im Augenblick selbst, wo das Elsaß das Andenken seiner Vereinigung mit Frankreich oder vielmehr seiner Einverleibung in Frankreich begeht, ist es bedroht, einer Fakultät beraubt zu werden, die noch in neuester Zeit lobenswerte Namen aufzuweisen hatte, die aber immer mehr verlassen wird von der studierenden Jugend. Ist nicht der Vorschlag der Aufhebung oder der Verlegung der hiesigen medizinischen Fakultät ein würdiges Gegenstück zu dem beginnenden Feste, eine Erwiderung, wie oft schon der Franzose sie dem Elsässer gegeben als Antwort auf seine Erniedrigung? Wohl fehlt es nicht an sämtlichen Fakultäten der Straßburgischen Akademie an tüchtigen Männern. Abgestorben ist aber alles wissenschaftliche Leben; es fehlt am notwendigen Mittelpunkte. Vereinzelt steht er da, der elsässische Gelehrte, beinahe unbeachtet von den stolzen Kollegen in Paris, und andererseits abgeschlossen von den deutschen Mitbrüdern. Und es wird die vielgerühmte Vermittlung des Elsaß im Gebiete der Kunst und der Wissenschaft immer mehr ein leerer, eitler Wahn. Dies sind, wenn nicht ein neuer unerwarteter Umschwung der Dinge das Unvermeidliche abwendet, die Aussichten für Straßburgs Akademie, die einzige vollständige außer derjenigen zu Paris; dieses also: immer mehr zunehmende Unbedeutsamkeit, Zersplitterung oder gar völlige Auflösung das mutmaßliche Ende jener preiswürdigen Hochschule, die unsere Vorfahren mit so unendlicher Liebe, mit so namenlosen Opfern gegründet und gepflegt hatten

Wenden wir sodann von Kunst und Wissenschaft unsere Blicke auf Handel, Industrie und Gewerbe, so treffen wir auch in diesem Gebiete wieder denselben unaufhaltsamen Verfall. Handel, Gewerbe und Handwerke liegen darnieder. Längst schon sind die Zeiten dahin, wo Straßburg, vermöge seiner Lage am Rhein, wetteifernd den ausgezeichnetsten rheinischen Handelsstädten zur Seite stand, wo die reiche Zunft der Schiffleute sogar eine Afterzunft hatte zu Mainz. Von 1782 hinweg, die Zeit des Kontinentalsystems ausgenommen, nahm außer Handel unaufhörlich ab von Jahr zu Jahr, und jetzt, wo Straßburg und Elsaß rücksichtslos dem Interesse der französischen Seehäfen aufgeopfert sind, verdient kaum noch das bißchen Transit, das durch Straßburg geht, den Namen eines Handels. Wohl kann bei dem bevorstehenden Fest einer unserer vorzüglichsten Kaufleute die Mülhäuser noch begrüßen in einem Toast, obgleich niemand unbekannt ist, auf welchen morschen Füßen die oberelsässische Industrie ruht. Wer aber könnte mit gutem Gewissen es auf sich nehmen, einen Spruch auszubringen zum Lobe des blühenden Handels in Straßburg? Wie könnte es auch anders sein! Sind uns doch sämtliche natürliche Ausgänge abgeschnitten und verschlossen. Hinter uns erheben sich die Vogesen als Scheidewand zwischen Elsaß und Frankreich. Nichts begehrt ja das große Mutterland von dem immer noch als erobert betrachteten und behandelten deutschen Stiefkinde außer dem regelmäßigen Abtrage der bedeutenden Abgaben. Vor uns ist der Rhein, ehemals die Hauptpulsader Straßburgischen und elsässischen Handels und Wohlstandes, und Deutschland — unzugänglich durch den preußischen Zollverein. Ebenso unten die Pfalz und oben die Schweiz gesperrt oder doch der Eingang erschwert durch Prohibitivgesetze. Und so ringsum mit einer unüberwindlichen chinesischen Mauer umgeben; gewaltsam eingeengt zwischen dem Rhein und den Vogesen, von all seinen ehemaligen natürlichen Ausflüssen abgerissen und des freien Rheins beraubt, erstickt nach und nach das reiche, ehemals so blühende Ländchen mitten in all seinem Reichtum!

Jedenfalls suche niemand Uebertreibung in dem soeben Gesagten. Können ja selbst diejenigen, welche sich so überschwenglich glücklich fühlen in ihrer Auflösung in Frankreich, diejenigen selbst, welche das jetzige Jubelfest veranstaltet haben, nicht den betrübenden Zustand der Dinge leugnen. Und wieviel mehr Bedeutung erhält nicht in ihrem Munde der Ausdruck gerechter Entrüstung? Folgende Stelle, welche ich dem vor einigen Tagen erst von dem jetzigen Maire gehaltenen Vortrage gegen den Vorschlag der Aufhebung der hiesigen medizinischen Fakultät enthebe, liefert hierzu den besten, schlagendsten Beleg. Nachdem der Maire den von Paris ausgehenden „feindseligen Plan" besprochen, nachdem er die zahllosen Opfer aufgezählt, welche Straßburg dargebracht für seine Hochschule im allgemeinen und für die medizinische Fakultät und die fortwährende Vergrößerung der von ihr abhängigen wissenschaftlichen Sammlungen insbesondere, nachdem er die schreiende Ungerechtigkeit herausgehoben, welche nach solchen Vorgängen die Ausführung der von Paris aus erklungenen Drohung Straßburg und dem ganzen Elsaß zufügen würde, läßt er unter anderem folgende bemerkenswerte Klagen einfließen, die ich wörtlich hier einschalte: „Diese Verhandlung," sagte der Maire, „mußte ich anregen, um dem einmütigen Schrei der öffentlichen Meinung zu entsprechen. Sollten wir denn verurteilt sein, stillschweigend der Vernichtung aller Elemente des Wohlstandes unserer Stadt beizuwohnen und unsere wesent-

lichsten und rechtmäßigsten Interessen nacheinander gefährdet zu sehen? Seit lange schon liegt die Straßburger Schiffahrt, welche ehedem mit der Schiffahrt der ersten rheinischen Handelsstädte wetteiferte, in den letzten Zügen; sie trägt ihr Elend zur Schau; vergebens bringt sie auf Zurücknahme der Maßregeln, welche den Seehäfen das Monopol des Transits nach der Schweiz und nach Süddeutschland sichern; sie erinnert vergebens, daß der einst so blühende Handel unserer Stadt auf den Austausch der Erzeugnisse einer kleinen Lokalität beschränkt ist. Heute ist Straßburg bedroht, ein anderes Kleinod aus seiner Krone fallen zu sehen. Ohne Verhandlung und Prüfung, ohne Beachtung der Rechte und Interessen schlägt man vor, unsere alte Universität zu verstümmeln, damit Straßburg, seines kommerziellen und wissenschaftlichen Glanzes beraubt, zu einer Garnisonstadt herabsinke."

Ja, zu wahr, nur allzu wahr sind diese eure Äußerungen; nur allzu begründet diese eure Seufzer und Anklagen. Nicht bloß zur Garnisonstadt, bis zur Bettelstadt sinket Straßburg herunter, wenn nur wenige Jahre noch die Dinge im jetzigen Zustand verbleiben! Und wie könnte es denn anders werden? Was kümmert sich Paris, was Frankreich um Straßburg, was um das Elsasses gerechteste Klagen und Forderungen, trotz aller Huldigung, die von hier aus dem großen Mutterstaate, der unser Vaterland verschlungen, dargebracht werden? Ist der Elsässer doch noch immer ein Deutscher und zwar ein dickhäuptiger Deutscher für die zahllose Menge der Stockwelschen des Innern, gut zur Erhebung beträchtlicher Steuern, gut zu Kanonenfutter und zu jeglicher sonstigen Ausbeutung, wie viele Feste ihr auch noch zu Frankreichs Ehre feiern möget! Muß doch nur zu oft noch der Elsässer fühlen, daß er ein Fremdling ist im großen fränkischen Lande; denn so wie mit der Schiffahrt, so wie mit der medizinischen Fakultät, ist es noch mit gar vielem anderen Beharret also nur in eurer unbegreiflichen Verblendung; rühmet euch nur immerhin, wie stolz ihr darauf seid, der großen Nation, der ersten Nation in der Welt anzugehören, und daß ihr, um mich eures unterländigen Ausdruckes zu bedienen, daß ihr würdig dazu befunden werdet! Fahret nur immer fort, Weihrauch zu streuen denen, in deren Hände unser einst so blühendes Land immer mehr dem völligen geistigen und materiellen Ruin entgegengeht! Küßt nur immerfort die Hand, die euch so rücksichtslos züchtiget, die jeglichen geistigen und materiellen Aufschwung hemmt, und dieselbe Hand wird es auch fernerhin nicht fehlen lassen an Züchtigungen, solange ihr anbetend niederfallet vor dem gallischen goldenen Kalbe!

Blind und ungerecht müßte derjenige sein, der Frankreichs Ruhm und Größe nicht anerkennen, der nicht eingestehen wollte, daß Elsaß und Straßburg Frankreich vieles, unendlich vieles verdanken, das besser ist als all dieses leere Lobgepränge, das jetzt zum stehenden Stichwort geworden ist. Verdanken wir ihm nicht einige politische Bildung, gesellschaftliche Abrundung und Vorteil in der äußeren Erscheinung, seit lange Schutz und Sicherheit, vorzügliche Gesetze und so manches andre noch? Dies alles aber, haben wir es nicht teuer genug errungen und erkaufet mit unserm Blut auf allen Schlachtfeldern Europas? Nicht allzu teuer mit dem so gut als vollständigen Verfall unseres Landes und, für allzu viele schon, mit Aufopferung unserer Nationalität, mit Entartung und Entwürdigung unseres Charakters?

Zwar hört man viel noch bei uns reden von der bedeutsamen Aufgabe, welche dem Elsaß vermöge seiner geographischen Lage als Grenz- und Übergangsland zwischen Frankreich und Deutschland, vermöge seines eigentümlichen Genius in jeglicher Hinsicht zugehört; und selbst diejenigen, welche am unermüdlichsten darauf hinarbeiten, das elsässische Element immer mehr zu untergraben, wissen gar geschickt, wann sie es vonnöten haben, diese rein elsässische Seite zu ihrem Vorteil zu rühren.

Allerdings wäre es die Aufgabe des Elsasses und Straßburgs insbesondere, als Vermittler aufzutreten zwischen den zwei bedeutendsten Nationalitäten Europas, denn besser als irgend jemand besitzt der wahre Elsässer das Vermögen, den Genius Frankreichs sowie denjenigen Deutschlands zu begreifen und zu ergründen. Darin eben lag von jeher, darin liegt noch jetzt das große Mittel zu seiner Wichtigkeit, zu seiner Erhöhung, zu seiner Veredlung, gerade aus dieser Stellung fließen aber auch für ihn ebenso namhafte Nachteile, denn ewig unzertrennlich ist Gutes und Schlimmes, Licht und Schatten.

Um das zu sein, was es sein könnte; um seinen Kräften gemäß in den europäischen Bildungs- und Entwicklungsgang einzugreifen; um im Gebiete der Kunst und der Wissenschaft sowohl als in demjenigen des Handels und der Industrie die ihm angewiesene, in vielfacher Hinsicht beneidenswerte Stellung einzunehmen und würdig zu behaupten, tut vor allem eines not für den Elsässer: er muß vor allem Elsässer sein und bleiben; er muß, ohne seinen eigentümlichen Charakter im mindesten zu verleugnen, vor allem sich naturgemäß entwickeln, der ihm zugefallenen Lage treu bleiben und unverbrüchlich festhalten an seiner volkstümlichen Selbständigkeit. Auf diesem Wege allein wird ihm möglich, jene Summe geistiger Entwicklung zu erreichen, nach welcher zu streben ihm auferlegt ist. Weicht er hingegen ab von diesem Wege, so zersplittert er fruchtlos all seine Kräfte und Anlagen, so vernichtet er sich selbst. Ein jeglicher unter uns prüfe sich selbst, und er wird gestehen müssen, daß jeder seiner Gedanken, jedes seiner Worte bedingt sind durch die Geschichte und die Lage seines Vaterlandes; daß sie wie er selbst das naturgemäße Ergebnis sind des vaterländischen elsässischen Bodens. Er vergleiche sich mit einem Franzosen des Innern und er wird, er muß erkennen, daß er nicht Franzose ist, daß er nicht Franzose sein kann. Stellt er sich sodann einem Deutschen gegenüber, so wird er erkennen, daß allerdings seine Vergangenheit, seine Herkunft als Grenzbewohner ihm unverkenntlich einen ganz eigentümlichen Stempel aufgedrückt; daß aber dennoch der Grundton seines ganzen Wesens durchaus deutsch ist. Deutsch ist, deutsch bleibt noch für lange der alte Grundstock des elsässischen Volkes, wie sehr derselbe auch durch fremde Einmischung und durch Unterdrückung gehemmt und gefährdet werde. Nimmermehr befreundet sich der Grundcharakter des Elsässers, nimmermehr befreunden sich seine angestammte Redlichkeit und Offenheit, nimmermehr sein echt deutsches Gemüt und Sittlichkeitsgefühl mit welscher Frivolität und Leichtfertigkeit. Sobald er aufhört Elsässer zu sein, sobald er in knabenhafter Vermessenheit sich einbildet, Franzose zu sein und unverkenntlich als solcher da zu stehen, so erniedrigt er sich zum fratzenhaften Zerrbild, zur Karikatur. Er, dem es zustände, selbständig Original zu sein und zu bleiben, sinkt kraft- und rettungslos herab zum geistlosen Nachbeter und Wiederkäuer, zur form- und gehaltlosen Kopie, zur ungenieß-

baren Uebersetzung; oder wenn eine rein französische Beurteilung unsern Gallomanen als vorzüglicher erscheinen sollte, oder wie Cousin sich erst verflossenes Jahr in der Pairskammer ausgedrückt, so bleibt nur: „un triste écho de Paris, rendu avec une certaine lourdeur germanique"; denn mit solchen artigen Komplimenten sind trotz aller Feste die Franzosen von jeher gar freigebig gegen den Elsässer. Was dieser Gutes hatte, was ihn charakteristisch auszeichnete vor andern, was ihn zum Menschen, zum freien Mann adelte, gibt er ersatzlos dahin; denn nimmer kann er mit deutschem Blute des Franzosen hohe Gaben und Vorteile, jene Raschheit in Begriff und Handlung, sich aneignen. Und so bleibt denn am Ende nichts übrig als ein seichtes, kahles Zwitterwesen, nicht Franzose, nicht Deutscher, ein Bastard, verleugnet und verstoßen von dem einen und dem andern, ein Eunuch, Gegenstand des Spotts und der Verachtung für beide. Darum finden noch nicht alle Elsässer für gut, selbst wenn sie es vermöchten, „die Tugend des Deutschen gegen die glänzenden Eigenschaften des Franzosen einzutauschen." Können doch Völker ebensowenig als Individuen ihre angestammte Natur verleugnen. Ein jeder kennt ja das alte Wort: naturam expellas furca, tamen usque recurret, oder wie der Franzose sagt: chassez le naturel, il revient au galop. Die Natur rächt sich immer, immer behält sie schließlich die Oberhand.

Noch waren wir Straßburger Elsässer bis zur ersten französischen Revolution, und selbst bis zur Julirevolution lebte noch das Nationalitätengefühl kräftig in uns. Seitdem erst ist die Auflösung in das Franzosentum mit Riesenschritten vorangegangen. Das jetzige Fest, ein Fest der Entwürdigung für den Elsässer sowohl dem Franzosen gegenüber, dem er schmeichelt, als auch dem Deutschen gegenüber, den er verhöhnt, zeigt, wie weit es mit uns gekommen, wie tief wir gefallen! Bedenkt man jedoch, daß bei diesem Fest sämtliche offiziellen Gesichter zum Vorschein kommen, die man bei allen Festen sieht; bedenkt man, wieviel fremdartige, nicht elsässische Elemente mitwirken, wie alle Stränge angezogen worden sind, um einigen Enthusiasmus hervorzubringen, denn nicht alsogleich wollte das von einzelnen angezündete Feuer epidemisch um sich greifen; bedenkt man ferner, daß eigentlich kein Straßburg mehr da ist, daß kaum noch ein Dritteil der hiesigen Bevölkerung dem alten Urstock angehört; bedenkt man, wie viele, unendlich viele wider ihre Ueberzeugung und mit schweren Herzen dem von der Stadtbehörde selbst angeordneten Feste sich anschließen, viele aus Angst und Besorgnis, wie sie eben jetzt alles annehmen aus Rücksicht für ihre Stellung und um nicht schlecht angeschrieben zu werden, denn als schlechte Republikaner werden die verschrien, die sich fern halten; bedenkt man endlich, wie zahllos die Menge derer ist, die da gedankenlos mitlaufen, sobald nur einmal den Impuls gegeben ist, die jeder Festlichkeit, jedem Soldatenspiel, jedem Bankettierese hold, sogleich zu tanzen beginnen, sobald nur die Fidel oder die Pfeife ertönt; bedenkt man dieses alles, so kann man sich schon ein ziemlich klares Bild entwerfen von diesem angeblich elsässischen National- und Jubelfest und von noch anderen Festen mehr, die in der letzten Zeit zu Straßburg gefeiert wurden! Das Betrübendste bei allem diesen ist die bei uns wie beinahe überall immer mehr überhandnehmende allgemeine Verflachung und Charakterlosigkeit, dieses unwürdige Sichhingeben und das immer mehr in den Hintergrund tretende Bedürfnis nach wahrer Freiheit und Unabhängigkeit, nach echter Humanität und Sittlichkeit und

Entwicklung. Überall leider treffen wir meist allzu rohe, allzu korrupte Elemente, als daß zu hoffen wäre, daß aus den jetzigen Wirren noch irgend etwas Gesundes, Naturgemäßes und Lebensfrisches hervorgehen könne!

Zwei Jahrhunderte hindurch hat das Elsaß seine Nationalität aufrecht erhalten unter fremder Herrschaft; gewiß eine nicht unerfreuliche Erscheinung in der Geschichte. Und noch jetzt wurzelt das elsässische Gemüt allzu tief, als daß es so bald schon sollte gänzlich verschwinden. Und sollte auch selbst, wie manche behaupten, die Stunde des Sterbens gekommen sein, wohlan denn, so möge Deutschland wissen, Deutschland, zu dem zum Hohn dieses Fest veranstaltet wurde, daß noch nicht alle Elsässer, durch Frankreichs militärischen und revolutionären Ruhm verblendet, mit der Vergangenheit gebrochen und sich ihrer Ahnen schämen: daß es diesseits des Rheins noch Männer gibt, die mit reiner, kraftvoller Seele, geschieden von all dem engherzigen, verächtlichen Parteigetriebe, das sie umgibt, sich nicht scheuen, Elsässer sein und bleiben zu wollen, die sich nicht fürchten, einer Sache das Wort noch zu reden, die, sollte sie auch selbst unwiderruflich verloren sein, dennoch für sie die Sache der Wahrheit und der Gerechtigkeit bleibt; Elsässer, die noch getrost mit dem alten Cato ausrufen: Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni.

Ein Straßburger

Nachwort

Einst die Hochburg deutschen Geistes und deutscher Art, fiel das alemannische Elsaß in den Zeiten der Schwäche des alten Reichs dem erstarkten welschen Nachbar zu. Mit dem französischen Volke erlebte es in den Zeiten der großen Revolution den Durchbruch zur „Freiheit" und fand sich daher im neunzehnten Jahrhunderts mit der politischen Zugehörigkeit zu Frankreich trotz seiner deutschen Sprache und Abstammung so sehr ab, daß es im Jahre 1870 daran war, auch kulturell in ihm aufzugehen.

Durch das Ereignis des Jahres 1870 ist es davor bewahrt worden. Infolge der Trennung aber von dem Gesamtstrome der deutschen Entwicklung, die aus den Nöten des Dreißigjährigen Krieges heraus schließlich zur Errichtung des kleindeutschen Reiches führte, hatte sich seine mittelalterliche deutsche Art, soweit sie nicht dem Franzosentum erlag, so eigenartig in sich verfestigt, daß es trotz seiner Deutschheit den Zugang zu dem unter preußischer Führung erwachsenen Reiche und der Geistesart des neuen Deutschland nicht recht finden konnte. Nicht nur das Franzosentum, sondern auch das bodenständige alte Deutschtum des Elsasses setzte sich daher gegen den „Schwob" zur Wehr, der ihm als die Verkörperung der unangenehmen Seiten dieses neuen Deutschtums erschien, durch das es sich aus der Idylle seines landschaftlichen Lebens aufgestört fühlte. Daraus erwuchs der elsaß-lothringische Partikularismus, dessen berechtigter Kern dauernd durch die von Frankreich her betriebene nationalistische Propaganda verschleiert wurde.

Nunmehr haben die „Schwowe" das Land verlassen, das kleindeutsche Reich ist zusammengebrochen, und das alemannische Elsaß ist den Franzosen gegenüber auf sich allein gestellt. Und schon leben, wie der „Elsässer", das führende katholische Blatt des Unterelsasses in seiner Nummer 53 vom 7. Februar ds. Js. bedauernd feststellt, die alten Schlagworte von der „Tragik des Grenzlandes"

von der Behandlung als „Bürger zweiter Klasse", von dem „doppelten Maße", mit dem gemessen werde, wieder auf. Diesmal aber sind die Franzosen die Gegner, wie sie es vor 1870 bei all denen waren, denen ihr Elsässertum mehr war als eine Last, die man den Welschen zum Opfer bringen müsse.

Einer dieser tapferen Männer war der Stadtarchivar Ludwig Schnee-gans von Straßburg, der im Jahre 1858 in seiner Vaterstadt gestorben ist. Gustav Mühl hat ihm in der Alsatia (1862—67) eine biographische Skizze gewidmet. Den aufrechten Mann schmerzte das Zwittertum, dem er seine Heimat verfallen sah, im Innersten seiner Seele. Obwohl er den Untergang des alten Elsässertums als unvermeidlich ansah, behauptete er sich in seiner Eigenart, entschlossen bei der rechten Sache innerlich auszuharren, auch wenn sie verloren sei.

„Obgleich er während längerer Zeit schon," so berichtet G. Kühl S. 40 der Alsatia von ihm, „seinen vorwiegend wissenschaftlichen Zwecken zuliebe, den um ihn her bestehenden Verhältnissen und literarischen Gelegenheiten ohne weiteres sich anbequemte und seine vielen Arbeiten abwechselnd deutsch und wieder französisch abfaßte, ward es ihm mit den Jahren doch immer unheimlicher bei dieser sprachlichen Zersplitterung, und zwar umsomehr, als er stets deutlicher erkannte, welche mannigfaltigen Übelstände in den verschiedenen Klassen der Gesellschaft das fortwährende Schwanken dieses Zwitterzustandes überhaupt nach sich zog. Er ersah nämlich stets deutlicher, daß, bei Abrechnung ehrenvoller Ausnahmen, diese beständige Sprachvertauschung nachgerade das Gegenteil von dem herbeiführte, was höher denkende, über jedes nationale Vorurteil hinausgehende Männer sich dereinst im Elsaß von dieser Doppelstellung versprochen hatten; er beklagte jetzt immer mehr die stets zunehmende Gleichgültigkeit gegen die angestammte Natur, deren Zeugen wir heute sind und deren traurige Folgen — man erinnere sich einst unserer Worte! — in späterer Zeit sich noch auffallender und unheilbarer kundgeben werden. Ihm klang es sodann auch in seiner Verstimmung lächerlich und wehmütig zugleich, wenn, im Gegensatz zu manchen früheren Bestrebungen, gewisse Stimmen plötzlich eine Erweckung und Belebung ursprünglicher Nationalelemente im Elsaß, vornehmlich auch dem Rechte der heimischen Sprache das Wort redeten und zugleich über die Vermittlungsrolle unserer Provinz zwischen den beiden Nachbarvölkern sich in sentimentalstem Tone vernehmen ließen. Er selbst hatte leider erkannt, daß sogar die Durchführung dieser letzteren, weniger originellen Aufgabe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr unter uns gefährdet erscheinen dürfte, und brauchte dabei nur die Erziehungsweise des sämtlichen nachwachsenden Geschlechts zu betrachten, dem bereits, mit unerheblichen Ausnahmen, das rechte Verständnis für die freiere elsässische und vielseitigere Art geistiger Entwicklung abhanden kam; er dürfte ja nur an die allbekannte traurige — die Bezeichnung trifft leider im schlimmeren Sinne zu — deutsche Charakterlosigkeit denken, mit welcher die meisten unter den Jüngeren sich bereits einer Sprache schämen und eine Literatur ignorieren, die doch bis in die letzte Zeit die kräftige Muttermilch der Gebildeten unter uns gewesen und die, zu unserer eigenen Schande sei's gesagt! gerade jetzt wieder reichlichere Anerkennung in Frankreich selbst findet — — —

Wie übrigens eine solche Versündigung an der eigensten Natur sich noch auf anderweitige Zustände und Verhältnisse nach und nach zu erstrecken pflegt, wollen wir hier nicht näher erörtern. Die Geschichte lehrt uns längst, daß die Natur eben noch niemals einen derartigen leichtsinnigen Bruch verziehen hat und ihn immer, früher oder später, in mannigfachster Weise zu rächen weiß."

Im Jahre 1848 war Ludwig Schneegans Mitarbeiter der „Deutschen Zeitung", des bekannten Hauptorgans der nationalen Revolutionsbewegung. Damals befürchteten die Franzosen, daß die deutsche Bewegung doch irgend welche Rückwirkung auf das Elsaß ausüben könne, und veranlaßten daher die elsässischen

Städte zur Veranstaltung von Feiern gelegentlich der zweihundertjährigen Wiederkehr des Tages von Münster und Osnabrück, durch die bewiesen werden sollte, „daß politische Sympathien mehr als Sprache und Abstammung vermögen". Straßburg war natürlich an jenem 24. Oktober der Mittelpunkt der Festesfreude, dem sich das damals wie heute zum Festefeiern stets bereite Volk das Elsasses im allgemeinen willig hingab.

Ludwig Schneegans aber schrieb sich in jenen Tagen in diesem Briefe an die „Deutsche Zeituug" den ganzen Jammer, der ihn über die Verfremdung seiner Heimat erfüllte, von der Seele. Es ist eine ergreifende Klage; heute, wo die Franzosen mit leidenschaftlichem Nachdruck das 1870 unterbrochene Werk der Romanisierung wieder aufgenommen haben, zeitgemäßer denn je.

So ertöne denn die Stimme dieses Elsässers auch heute wieder, die Heimatgenossen zu mahnen, der Verfremdung wacker zu begegnen, den Deutschen aber zu zeigen, wie selbst in jenen Tagen, wo das Schicksal des elsässischen Alemannentums besiegelt schien, dort tapfere Männer standhaft den geistigen Zusammenhang mit dem germanischen Kulturkreis pflegten. Fr. Koenig

Das Kriegsjahr 1919 in Rußland und seine Folgen

Von Major G. Frantz

Das Jahr 1919 hat keineswegs den von der ganzen zivilisierten Welt erwarteten Zusammenbruch der russischen Sowjetrepublik gebracht. Es hatte nicht an Stimmen gefehlt, die immer wieder das wirtschaftliche Ende des bolschewistischen Staates in nahe Aussicht stellten, und zeitweilig war auch die Hoffnung auf eine baldige militärische Katastrophe berechtigt. Beide Erwartungen sind nicht eingetroffen.

Die Hoffnung, die Sowjetregierung von außen mit Gewalt zu stürzen, können wir wohl nunmehr endgültig begraben, nachdem zwei der Gegner, Judenitsch und Koltschak, nicht nur geschlagen und weit zurückgedrückt, sondern wohl fast völlig aufgerieben und selbst nach Reorganisation auch mit fremder Hilfe zu keinem weiteren Widerstande mehr fähig sind. Nur von der dritten Kampfgruppe bestehen noch Trümmer, die ohne jede Offensivkraft nur um die eigne Existenz kämpfen.

Nach zwei mißlungenen Offensiven auf Petersburg, die ohne genügende Vorbereitung, mit jammervoller Ausrüstung, ohne Zusammenhang mit den großen Operationen aus Sibirien und in Südrußland und ohne Unterstützung der zunächst interessierten Baltenländer dicht am Ziele vor den Toren Petersburgs scheitern mußten, hat nunmehr die Nordwestarmee aufgehört zu existieren. Ihr Führer, General Judenitsch, ist, anscheinend dank der Vermittlung der Franzosen, mit knapper Not der Verhaftung und Auslieferung an die Bolschewiken entgangen.

Die Reste der Armee sind als militärische Verbände aufgelöst und fristen, von den Esten ungern geduldet, ein trauriges Dasein.

Auch das hoffnungsvolle und zeitweilig so aussichtsreiche Unternehmen Koltschaks ist völlig zusammengebrochen. Seine Basis war Sibirien. Soweit das dort vorhandene geringe Heeresgerät nicht reichte, mußte es durch Lieferungen der Entente über die sibirische Bahn ergänzt werden. Ein zuverlässiger Bahnschutz gegen revolutionäre Banden war auf die gewaltigen Entfernungen selbst mit Unterstützung japanischer und amerikanischer Truppen ausgeschlossen. Ebenso unmöglich war es, in dem ungeheuren Gebiet mit den schlechten Verkehrs- und Nachrichtenmitteln revolutionäre Bewegungen rechtzeitig zu erkennen und militärisch niederzuhalten, sofern nicht auf die Masse der bäuerlichen Bevölkerung Verlaß war. Diese aber zu gewinnen, scheint Koltschak nicht verstanden zu haben. Zahlreiche Revolutionsherde, teils bolschewistische, teils sozialrevolutionäre, entstanden an der Bahn, im Süden und im fernsten Osten. Die Rekrutierung aus der sozialrevolutionären Bevölkerung versagte; in die Truppe wurde durch bolschewistische Propaganda der Keim zur Auflösung getragen. Mißerfolge an der Front wirkten ermutigend auf die im Inneren des Landes agitierenden Revolutionäre; mit der Zunahme gegenreaktionärer Aufstände in Sibirien mußte die Sicherheit des Nachschubes und des Etappengebietes leiden und die Schwierigkeit der Lage an der Front wachsen. So schwand die Widerstandskraft an der Front nach einer kurzen erfolgreichen Gegenoffensive vom Irtysch bis an den Tobol immer mehr, bis schließlich die volle Auflösung der Armee dem Vordringen der roten Armee längs der großen sibirischen Bahn keinen Widerstand mehr entgegensetzte. Gleichzeitig brachen im Rücken der Front, nun nicht mehr gehemmt, Aufstände aus, die die wichtigsten Orte, wie Minussinsk, Irkutsk, Kjachta, Blagowjeschtschensk und Wladiwostok in die Hand der Revolutionäre brachten, während die von Westen nachdrängenden roten Truppen am oberen Irtysch gegen die Grenze der Mongolei und an der großen Bahn gegen den Baikalsee vordrangen. Die Entente hat auch dieses Unternehmen aufgegeben. Amerikanische Truppen sind ganz zurückgezogen und japanische in geringer Zahl schützen in Sibirien nur noch die eigenen Interessen. Die Nachricht von Koltschaks Tod scheint sich zu bestätigen; er ist angeblich von den Bolschewiken erschossen, nachdem er von den Tschecho-Slowaken gefangen genommen war, die, vor die Alternative gestellt, sich den Heimweg zu erkämpfen oder den russischen General auszuliefern, letzteres vorzogen, angeblich beeinflußt von dem Führer der französischen Militärmission in Sibirien. Sibirien, ohne anerkannte Staatsobrigkeit, von Bolschewismus oder Anarchie beherrscht, hat aufgehört, Operationsbasis für gegenrevolutionäre Bewegungen zu sein.

Turkestan, Buchara, Merw, Krasnowodsk, die Mündungen des Ural und der Wolga sind in den Händen der Bolschewiken. Über das Schicksal von Dutows Kosakenarmee liegen bestimmte Nachrichten nicht vor.

Denikins Armeen kämpfen in drei Gruppen, nachdem die Bolschewiken auf der kürzesten Linie und in der operativ entscheidenden Richtung von Woronesh auf Rostow durchgestoßen sind. Während der rechte Flügel bereits über den Manytsch zurückgedrängt ist, hält sich der linke noch am Don. Die Nordküste des Asowschen Meeres ist verloren. Eine mittlere Gruppe verteidigt den Zugang

zur Krim und die westliche Gruppe scheint nun auch die Häfen am Schwarzen Meer verloren zu haben. Ob die Verschiffung erheblicher Teile dieser Armee nach dem Kaukasus möglich sein wird, muß bei dem Mangel an Schiffsraum fraglich bleiben. Dagegen kann man erwarten, daß die Krim gehalten wird. Die Zukunft der Don- und Kaukasusarmee im Kubangebiet wird wesentlich mit vom Verhalten der Kubankosaken und der Kaukasusrepubliken bestimmt werden. Feindseligkeiten dieser stets gegenreaktionären Staatswesen sind wahrscheinlich.

An der bolschewistischen Westfront haben die Letten Erfolge bei Rjeshiza gehabt. Die polnische Linie verläuft ungefähr wie bisher über Drissa—Polozk—Borissow—Bobrinsk—Skrigalow am Pripet—Romanow westlich Shitomir—Kamenez Podolsk. Die Litauer scheiden für den Kampf gegen die Bolschewiken vorläufig aus, sie haben ihre Hauptkräfte an der polnischen Front.

Ein völliges Chaos bildet das Gebiet zwischen Dnjestr und Dnjepr südlich der Linie Kiew—Proskurow. An der Bahn Shmerinka—Birsula scheinen sich die Reste der ehemaligen Petljura-Armee unter Pawlenko zu halten ohne feste Abgrenzung im Nordwesten gegen polnische Verbände und Bolschewiken. Fest in der Hand der Bolschewiken ist anscheinend nur die Gegend Kiew—Shitomir—Winniza und das Industriegebiet um Kriwoi Rog. Das ganze übrige Gebiet westlich des Dnjepr wird von den Bandenführern wie Angel, Omelischenko, Tjutjunik, Machno, Schepel und Wolow beherrscht, die, als ukrainische Bolschewisten, vorläufig von den Moskauer Bolschewiken noch geduldet werden. Petljura, der ehemalige Führer der nationalukrainischen Bewegung, der trotz seiner gefeierten Siegeszüge die Ukraine weder gegen Denikin noch gegen die Moskauer roten Truppen halten konnte, zeitweilig sogar als Parteigänger dieser gegen Denikin aufgetreten ist, soll geraume Zeit bereits in Polen für eine Verständigung Polens mit der Ukraine verhandeln. Daß dies mit Aussicht auf Erfolg aber nur möglich ist, wenn die Ukraine Ostgalizien opfert und auch sonst in ein wenn auch nur loses Abhängigkeitsverhältnis zu Polen tritt, liegt im Interesse von Frankreichs osteuropäischer Politik, deren Ziel stets ein möglichst starkes Polen gewesen ist. Die ostgalizische Angelegenheit steht aber einer befriedigenden Lösung der polnisch-ukrainischen Frage immer im Wege.

Die Gründe für diesen vollen Erfolg der Bolschewiken auf allen Fronten liegen ebenso auf politischem wie auf militärischem Gebiet und vornehmlich in den Fehlern auf antibolschewistischer Seite, die der militärischen und politischen Führung der Sowjetregierung dauernd Gelegenheit boten, Schwächemomente zu finden. Daß die Sowjetleitung diese Schwächen stets geschickt ausnutzte, ist ihr Verdienst und hat ihren Sieg entschieden. Die Sowjetgegner waren die Angreifer, sie hatten die Initiative in der Hand und mußten diesen Vorteil wahrnehmen. Dazu gehörte ein Operationsplan, der die Handlungen der drei großen Kampfgruppen in operativen Zusammenhang brachte. Daß ein solcher Plan bestand, kam in den Operationen des Jahres 1919 nicht zum Ausdruck. Der revolutionäre Kriegsrat in Moskau, in dessen Händen die oberste Leitung der gesamten Kriegführung liegt, war daher in der Lage, die Gruppen einzeln nacheinander zu schlagen. Krisen wurden überwunden, indem die Führung der Bolschewiken richtig erkannte, wohin das Schwergewicht der Kriegführung zu verlegen war und wo Mißerfolge vorübergehend in Kauf genommen werden konnten. Man warf

Koltschak über den Ural, während Denikin vom Don bis an den Dnjepr vorstieß. Erst als die roten Armeen siegreich in Sibirien standen, verschob man das Schwergewicht an die Südfront und brachte durch Angriffe gegen den linken Flügel Denikins zwischen Tschernigow und Orel die Offensive auf Moskau zum Stehen, bis man stark genug war, im frontalen Durchbruch auf die Operationsbasis am unteren Don durchzustoßen. Währenddessen wurde die baltische Front als Nebenkriegsschauplatz behandelt. Hier operierte man inzwischen politisch und gewann durch Verhandlungen eine Atempause, mit dem Resultat, daß der feindliche Block politisch gesprengt und ein Teilunternehmen gegen Petersburg in eine Katastrophe des Gegners verwandelt wurde. Zielbewußte, einheitliche Führung wußte die Vorteile der inneren Linie operativ zur Geltung zu bringen und wurde von einer geschickten politischen Leitung unterstützt. Bolschewistische Generale mit Namen von gutem Klang aus dem Weltkriege wie Brussilow, Klembowski und Ewert haben sich den Führern auf antibolschewistischer Seite überlegen gezeigt. Ihr Bundesgenosse war die bessere Disziplin der Truppe und die Propaganda, die unter den unzuverlässigen Elementen des Gegners aufnahmefähigen Boden fand. Politische Mißgriffe Koltschaks und Denikins bei der Behandlung der Bevölkerung in den eroberten Gebieten, Mißachtung ihrer politischen und nationalen Bestrebungen, und die Unmöglichkeit, die wirtschaftlichen Zustände in den weiten Gebieten, durch die die Verbindungen liefen, auch nur einigermaßen zu ordnen, schufen Zustände, die zum Schaden der Kampfkraft an der Front in Sibirien und auch in Südrußland den Boden für eine allmähliche Zersetzung der Regierungsorganisationen vorbereiteten.

In welchem Umfange die Überlegenheit an Zahl die Kämpfe zugunsten der roten Truppen entschieden hat, läßt sich bei der ungenauen und entstellten Berichterstattung über die Vorgänge in Rußland nicht beurteilen. Wären selbst die Zahlenangaben zuverlässig, so ließen sie doch noch kein Urteil über die Stärken der wirklich an den Kämpfen beteiligten Truppen zu. Dem Charakter der Kriegführung entsprechend, die an die Bahnen und Straßen gebunden ist, kann die Zahl der wirklichen Kampftruppen auf beiden Seiten nur verhältnismäßig gering gewesen sein. Dementsprechend sind auch die blutigen Verluste im allgemeinen unbedeutend gewesen. So sollen die Bolschewiken bei den als besonders erbittert gemeldeten Kämpfen um Wilna nur 56 Tote gehabt haben. Es ist aber vorläufig auch belanglos, ob die Sowjetrepublik 600 000 Mann oder 1 Million und noch mehr unter den Waffen hat. Sicher ist, daß sie gegen jeden ihrer Gegner zurzeit eine erdrückende zahlenmäßige Uebermacht ins Feld führen kann. Aber wichtiger als die Zahl ist der moralische Wert der Truppe. Auch eine schwache Truppenmacht wird gegen große bolschewistische Übermacht Erfolge haben können, wenn sie weiß, daß sie für hohe Aufgaben kämpft. Die Führung der Truppe war, soweit es sich beobachten läßt, geschickt und gut. Genügend geschulte Offiziere der alten Armee scheinen durch Zwangsmaßnahmen gewonnen zu sein. Wenn eine englische Zeitung („Daily Telegraph" vom 13. Dezember 1919) berichtet, daß besonders im Generalstabe russische Offiziere in großem Umfange durch deutsche ersetzt seien und daß der Kampf gegen die Bolschewiken eigentlich ein Kampf gegen den deutschen Militarismus sei, so ist der Zweck dieser törichten und verhetzenden Entstellung klar.

Ein nicht geringer Teil der Schuld an dem Zusammenbruch aller antibolschewistischen Unternehmungen kommt auf das Konto der Entente. Daß Frankreich und England sich nicht einig sind über die Linie der in Rußland einzuschlagenden Politik, ist bekannt. Es ist kaum zweifelhaft, daß die Entente auch ohne Einsatz eigener Truppen durch straffe Leitung und reichliche Versorgung der weißen Armeen sowie durch politische Beeinflussung der verschiedene Ziele verfolgenden Sowjetgegner die Zertrümmerung der Sowjetmacht hätte erreichen können. Eine militärische Bezwingung des bolschewistischen Staates war möglich. Daß es selbst bei Aufwendung reichlichster Mittel in absehbarer Zeit möglich sein wird, wieder Armeen wie die Koltschaks, Denikins und Judenitschs aufzustellen, muß man verneinen. Frei liegen für unabsehbare Zeit die Grenzen Sowjetrußlands im Norden, Osten und Süden.

Deutschland ist an der weiteren Entwicklung der Lage in Rußland wirtschaftlich und militärisch stark interessiert. Im Vordergrunde aller Betrachtungen muß die Frage liegen: wird Rußland in Kürze wirtschaftlich oder aus innerpolitischen Gründen zusammenbrechen und werden die Bolschewiken im Jahre 1920 ihre Angriffe an der Peripherie des Reiches fortsetzen, bejahendenfalls in welcher Richtung, nach Zentralasien oder gegen Westen?

Die Beantwortung der zweiten Frage ist nur nach Untersuchung der ersten möglich. Denn ein wirtschaftlich nicht lebensfähiges Sowjetrußland kann keine Angriffskriege führen. Ohne in eine eingehende Prüfung der wirtschaftlichen Zustände eintreten zu wollen, ist es deshalb doch von militärischem Gesichtspunkt notwendig, sich über die Ernährungs- und Versorgungsverhältnisse des Landes, dessen militärische Leistungsfähigkeit zu prüfen ist, im klaren zu sein. Und hierbei muß man, nachdem die Ernährungsnot des Jahres 1919 ohne Erschütterung des Staatswesens überstanden ist, nunmehr, wo die Wolgagebiete und Westsibirien für die Lebensmittellieferungen, der Ural und Südrußland für die Versorgung mit Kohle, Eisen, Salz, Zucker und wohl auch Erdölen zur Verfügung der Bolschewiken stehen, ferner der Handel mit der Entente in Aussicht steht, zu der Überzeugung gelangen, daß an eine Wirtschaftskatastrophe, die die Fortsetzung des Krieges in Frage stellt, vorläufig nicht zu denken ist. Ebensowenig liegen Anzeichen vor für einen Zusammenbruch aus innerpolitischen Gründen. Vielmehr muß man feststellen, daß die Sowjetrepublik durch Rückkehr zu alten bewährten Grundsätzen des Kapitalismus: Einführung vermehrter Arbeitszeit, Annahme der Akkordlöhnung, Rückgabe von Industrieanlagen an ihre früheren Besitzer oder technisch gebildete Leiter, Freiheit in der Preisbildung, im Begriffe steht, die Zustände im Lande aus dem Bereiche bisheriger völliger Unproduktivität einer besseren Zukunft zuzuführen. Das Vertrauen der Sowjetrepublik zu der eignen Wirtschaftskraft kommt in der mit der Entente angebahnten Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen zum Ausdruck. Während bisher das bolschewistische Rußland hungerte, hält es sich jetzt für fähig, Getreide zu exportieren, denn darum kann es sich im wesentlichen nur handeln. Wenn uns nicht schon der Brester Frieden Veranlassung gäbe, den Abmachungen und Versprechungen der Moskauer Sowjetbehörden mißtrauisch gegenüber zu stehen, so ist bei der Bewertung der zu erwartenden Ausfuhr von Getreide auch deshalb äußerste Skepsis am Platze, weil die bolschewistischen

Behörden über das Getreide, das sie ausführen wollen, noch gar nicht verfügen. Denn es kann sich in der Hauptsache nur um Getreideüberschüsse aus der Ukraine handeln, in der noch Vorräte von der Ernte 1918 lagern sollen. Bei der Ausfuhr dieses Getreides aber sind zunächst noch zwei Schwierigkeiten zu überwinden, und es ist noch sehr fraglich, ob die Bolschewiken in absehbarer Zeit ihrer Herr zu werden vermögen. Das nicht verbrauchte, also exportfähige Getreide — angeblich mindestens zehn Millionen Tonnen — lagert nicht bei Großhändlern, in Silos oder großen Speichern, sondern in kleinen Mengen bei den Produzenten, und zwar zumeist versteckt oder vergraben. Gegen den Willen der Bauern ist es aber kaum greifbar; wir haben diese Schwierigkeiten zur Genüge während unserer Besetzung der Ukraine kennen gelernt. Die ukrainischen Bauern werden sich hüten, ihre Vorräte an die Bolschewiken abzugeben, zumal diese ihnen dafür nichts bieten können als wertloses Papiergeld, auf das die Bauern schon 1918 keinen Wert legten. Aber selbst wenn es gelänge, hier nennenswerte Mengen zu erfassen, so liegt in der Transportfrage die zweite Schwierigkeit. Es wird überhaupt geraume Zeit dauern, bis in Südrußland nach Verlust von 65 Prozent des rollenden Eisenbahnmaterials die Transportverhältnisse so weit gefördert sind, daß die Bewegung von Massengütern selbst innerhalb des Landes mit der Gewähr einiger Sicherheit möglich ist. Da Wassertransport nicht in Frage kommt, kann nur Bahntransport bis zu den Häfen erfolgen, der große Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Bahnen stellt, falls die Verschiffung in den Ostseehäfen erfolgen soll.

So darf also festgestellt werden, daß die allgemeinen Verhältnisse die Fortführung des Krieges zwar unerwünscht, aber durchaus möglich erscheinen lassen. Die Männer, die in der wirtschaftlich völlig hoffnungslosen Zeit des verflossenen Jahres Geist, Mut und Energie genug besessen haben, den Kampf auf allen Fronten zu siegreichem Ende zu führen, werden auch vor neuen Aufgaben nicht zurückschrecken, sofern sie von der Notwendigkeit ihrer Durchführung überzeugt sind.

Die Folgen des völligen Fiaskos der Gewaltpolitik gegen Sowjetrußland wird England in Indien und Frankreich bei seinem polnischen Schützling vielleicht bald zu spüren bekommen. Die Nachrichten über die Entsendung bewaffneter Kräfte nach dem Kaukasus sind sicherlich in ihren Zahlenangaben von 200 000 Mann stark übertrieben; immerhin wird England nicht geringe Kräfte benötigen, um seine wirtschaftlichen Interessen im Kaukasus zu schützen und die nunmehr als selbständig anerkannten kaukasischen Republiken soweit zu stützen, daß sie eine haltbare „Brandmauer" zwischen dem Bolschewismus einerseits und Persien im Rahmen der islamischen Welt andererseits bilden. Unverkennbar sind ferner Englands Absichten, im Baltikum festen Fuß zu fassen. Hier sind Bestrebungen der Randstaaten vorhanden, zu einem solideren, die Errungenschaften der Revolution schützenden Zusammenschluß zu gelangen, der bei der Kriegsmüdigkeit und völligen Erschöpfung dieser Gebiete keinen offensiven Charakter gegen Sowjetrußland haben kann, vielmehr wohl bald denselben Weg, wie ihn Estland bereits beschritten hat, weisen wird.

Im Süden ist auch für die Bolschewiken mit der Eroberung des Landes das ukrainische Problem noch nicht gelöst. Der ukrainische Bauer ist nicht bolschewistisch. Noch sind die Bolschewiken nicht Herren im Lande. Zwar sind die er-

wähnten Banden Parteigänger der Bolschewiken gegen Denikin und Polen gewesen, aber weder sie noch die ruhigen Bauernelemente sind geneigt, sich in völlige Abhängigkeit der Moskauer Regierung zwingen zu lassen; zu dem nationalen kommt auch hier wieder der wirtschaftliche Gegensatz, indem der ukrainische Bauer bereits jetzt mit Erbitterung die rücksichtslosen Requisitionen der Bolschewiken im Lande empfindet. Deshalb hat sich auch die Moskauer Regierung zu Konzessionen bereit gefunden, vor einer extremen Anwendung kommunistischer Methoden in der Verpflegungs- und Agrarpolitik gewarnt und vorläufig ihre Einwilligung zu einer selbständigen ukrainischen, aber sozialistischen Räterepublik gegeben. Geschickter als Denikin sucht sie ihre Stütze bei der Masse der Bevölkerung, und zwar nicht nur bei dem ländlichen Proletariat allein, sondern auch bei dem mittleren Bauernbesitz; für die bevorstehende Aufnahme des Handels zwischen Rußland und den Ententeländern muß das künftige Verhältnis zwischen Ukrainern und Bolschewisten von außerordentlicher Bedeutung sein. So sucht Moskau erneut Hand auf den reichen Süden zu legen, während auch Polen mit Ostgalizien sowie Teilen Wolhyniens und Podoliens schon Stücke aus dem ukrainischen Volkskörper geschlagen hat. Wie schon in früheren Jahrhunderten droht der Kampf Moskaus und Polens um Kiew, der leicht zu einem Kriege zwischen Warschau und Moskau führen kann, erneut zu entbrennen; demgegenüber fehlt dem ukrainischen Volke auch in diesem neuen Kampfe die Kraft, seine historisch berechtigten Ansprüche auf Unabhängigkeit durchzusetzen und den Grund für ein selbständiges, lebensfähiges Staatswesen zu legen. In dem Kampf gegen die die Selbständigkeit der Ukraine bedrohenden Elemente, seien es Moskauer Bolschewiken, Freiwillige Denikins oder Polen, finden wir weder eine machtvolle Volksbewegung, die sich geschlossen, opferfreudig und mit Begeisterung in den Kampf um seine Freiheit zusammenfindet, noch eine Führung, die den Willen des Volkes mit politischer Einsicht zu leiten und den Kampf zu organisieren versteht. Wieder ist die Ukraine der Kriegsschauplatz für die Eroberer von Ost und Nord und Süd, die die Reichtümer des Landes locken, und vergeblich sucht man nach den Taten des ukrainischen Volkes, das diese seine Reichtümer verteidigt. Planlose Bandenkämpfe unter ehrgeizigen, gewissenlosen Führern, denen unter der Firma des Kampfes für die nationale Freiheit, in Wahrheit aber nur die Aussicht auf billigen Ruhm, Gewinn und Bereicherung die Waffe in die Hand gedrückt hat, zerstören statt dessen den Rest von Ordnung und Wohlstand, den dreimalige Bolschewikenüberflutung noch dem Lande gelassen hat. Sozialismus, Demokratie und Agrarreform müssen herhalten, um je nach Bedarf und Interesse der Führer die Banden für die gewünschten Zwecke in Bewegung zu setzen. Namen, Regierungen, Präsidenten, Komitees und Kabinette tauchen auf und verschwinden wieder; vergeblich sucht man aber nach einer Macht, auf die sie sich stützen. Man hat die Ukraine leichtfertig als das Preußen Rußlands bezeichnet. Hat der Erfinder dieses Vergleiches auch berücksichtigt, daß erst eine Jahrhunderte dauernde Schulung, Bildung und Erziehung zur Selbst- und Staatsdisziplin, zu Pflichtgefühl und Arbeit, zur Unterordnung des einzelnen unter das Gesamtinteresse des Staates dem Volke die Kraft und Mittel gegeben haben zu erfolgreichem Kampfe gegen die benachbarten Neider und Feinde?

Als im Winter 1918/19 die deutschen Truppen Rußland räumten und sich die bolschewistische Flut über die nunmehr schutzlos gelassenen Grenzmarken des

alten Rußland ergoß, verstand es nur das polnische Volk, einen neuen Damm aufzurichten und im Laufe des Jahres zu halten, nur zum Teil dank der eigenen Leistungsfähigkeit und der Ententehilfe; denn ein ernsthafter Angriff der Sowjetrepublik fand nicht statt. Unter dem Druck der Ereignisse am Ural und Don war für sie die Westfront nur Nebenkriegsschauplatz. Wilna war ihr westlichstes Ziel, das sie aber wieder räumen mußten. Den Polen gelang es in teils wechselvollen Kämpfen ihre jetzige Frontlinie zu halten, eine Linie, die weit über die ethnographischen Grenzen des polnischen Volkstums in litauisches, weißrussisches und ukrainisches Gebiet hineingreift und noch nicht in vollem Umfange den Forderungen auf Verlauf der künftigen Landesgrenze entspricht. Noch bedarf die litauisch-polnische und ukrainisch-polnische Frage der Klärung, die unter Ententeeinfluß voraussichtlich zugunsten der Polen entschieden werden wird. Über die Weißrussen, die als weißruthenischer selbständiger Staat bereits über eine Rada und ein Kabinett verfügen, werden Bolschewiken, Litauer und Polen wahrscheinlich zur Tagesordnung übergehen. Die kommenden Monate müssen eine Entscheidung bringen über das Verhältnis Polens zu Rußland, eine Entscheidung, bei der die Initiative in bolschewistischer Hand liegt. Polen ist, wie die ganze Welt, ruhebedürftig und kriegsmüde; es wird nicht leichtfertig und ohne schwerwiegenden Grund den Krieg gegen eine Macht, wie sie die Sowjetrepublik jetzt darstellt, suchen; es würde allein, höchstens mit Litauen als schwachem Bundesgenossen und fragwürdiger Ententehilfe, den Anprall der bolschewistischen Heeresmacht zu ertragen haben. In den Grenzen des alten Reiches hat die Moskauer Regierung nur noch Polen als Gegner, mit dem abzurechnen ist. Fortsetzung des Krieges gegen Polen oder Frieden ist die Frage, die eigentlich nach den wiederholten Friedensangeboten der Moskauer Kommissare an Polen gelöst sein dürfte. Trotzdem aber wird in Moskau beraten, ob der Krieg in Zentralasien oder im Westen fortgeführt werden soll. Kamenew hat sich bei dieser Gelegenheit für unverzüglichen Angriff gegen Polen ausgesprochen; er ist Trotzkis Generalstabschef und soll als militärischer Berater entscheidenden Einfluß haben. Trotzki selbst schlug Fortführung der Operationen nach Indien, Persien und der Mongolei vor; ein endgültiger Beschluß wurde noch nicht gefaßt. Wir müssen aber annehmen, daß unbeschadet aller Friedensaktionen die Vorbereitungen für die beiden großen Offensiven getroffen werden. Bei Zurückstellung aller politischen Momente, deren Schwerpunkt in den Ergebnissen der englischen Interventionspolitik gegenüber Rußland und in der grundsätzlichen Frage liegt, ob der bolschewistische Imperialismus sich, wenn auch nur vorübergehend, mit seinen bisherigen Erfolgen begnügen will oder muß; also bei rein militärischer Beurteilung müssen wir der Möglichkeit eines Feldzuges gegen Litauen und Polen mit großer Sorge entgegensehen, nicht weil wir Veranlassung hätten, um das Schicksal dieser Staaten besorgt zu sein, sondern weil damit gerechnet werden muß, daß nach einem Siege die Bolschewiken an den Grenzen Deutschlands stehen werden. Die polnische Armee ist schlecht diszipliniert und ausgerüstet, sie hat wenig gelernte Offiziere, keine bewährten und erfahrenen Führer und keinen geschulten Generalstab. Die Entente wird alle diese Lücken nicht füllen können. Die Organisation und die innere Festigung sowohl des Heeres als auch des Staatswesens scheinen noch keineswegs so weit gediehen, daß sie eine Belastungsprobe wie die eines Ent-

scheidungskampfes mit den in jeder Beziehung überlegenen roten Armeen erfolgreich zu bestehen vermögen. Darin eben liegt der starke Anreiz für die Bolschewiken, mit dem Kampf gegen Polen nicht zu warten.

Ganz anders liegen die Verhältnisse für einen Feldzug in Asien; er stellt eines der schwierigsten militärischen Probleme dar, dessen erfolgreiche Lösung zunächst eine gut ausgebildete und in der taktischen Verwendung auch der kleinsten Verbände voll leistungsfähige Truppe schon deshalb erfordert, weil sie einen modern ausgerüsteten und ausgebildeten Gegner finden wird, bei dem Truppe und Führer unschwer mit kriegserfahrenem Personal ergänzt werden können. Nachschub und Heeresversorgung durch die verkehrsarmen und tropenartigen Gegenden Turkestans und Afghanistans, in denen die Wasserarmut schon im Frieden für Bebauung auf große künstliche Anlagen angewiesen war, ferner die operative Anlage des Feldzuges über die Hochgebirge an Indiens Grenze stellen die oberste Führung strategisch und organisatorisch vor Aufgaben, über deren ungeheure Schwierigkeiten sich Generale wie Ewert, Brussilow und Klembowski, denen diese Probleme nicht ganz neu sein werden, nicht im unklaren sein dürften. Deshalb glauben wir, daß eine bolschewistische Gefahr für Indien, deren Größe und Nähe in der englischen Presse aus verständlichen Gründen stark übertrieben erscheint, vorläufig nicht so akut ist wie für Polen, wo die Räteregierung mit einem leichteren und sichereren Erfolge zu rechnen begründete Aussicht hat; hierbei wird nicht in Rechnung gezogen die Macht der bolschewistischen Propaganda, ihre Bedeutung bei der Vorbereitung eines Feldzuges und ihr Wert als Kampfmittel bei der Durchführung der Operationen.

Wir vermögen nicht hinter den dichten Schleier zu schauen, den eine mangelhafte Nachrichtenversorgung um die Zustände in Sowjetrußland legt. Im besonderen kann die Auffassung über die militärische Leistungsfähigkeit durch unberechenbare Einflüsse namentlich in einem so unruhigen und wenig konsolidierten Staatswesen, wie es das russische jetzt noch ist, sehr leicht einer Änderung unterworfen bleiben. Der Bolschewismus ist bereits manchem seiner Grundsätze untreu geworden. Vielleicht opfert er auch seine aggressive Tendenz und den Gedanken an die Weltrevolution. Wenn aber in dem Neujahrsgruß der Regierung an das russische Volk die Einsetzung des Rätesystems in Paris, London und Berlin, sowie die Macht der Sowjets über die ganze Welt prophezeit wird, ist es schwer, an eine Friedenspolitik der Räteregierung in Moskau zu glauben, die ihre nächste Aufgabe in dem inneren Aufbau sucht.

Weltspiegel

Ungarn. Nachdem am 14. November nach unterschiedlichen Drohnoten der Entente und dem wirksameren Druckmittel einer Blockierung und angedrohten Beschießung Konstanzas die Rumänen endlich aus Budapest abzogen, nicht ohne, nach reichlicher Brandschatznng des gesamten Landes, noch etwa 1200 Lokomotiven, 29 000 Güterwagen und für etwa 2½—3 Milliarden Staats- und Privatgut mitzuführen, mußte es die erste Sorge sowohl der die Abgezogenen ersetzenden weißen Truppen des Admirals Horthy und des durch ihn gestützten Ministers Friedrich wie auch der vier Ententemissionen sein, unter allen Umständen die Ruhe aufrecht zu erhalten und einen Rückfall in den Bolschewismus zu verhindern. Über dieses Ziel dürften sich sogar, was nicht oft der Fall war, sämtliche Vertreter auf der Friedenskonferenz einig gewesen sein. Und auch darüber, wie dieses Ziel tunlich zu erreichen war, dürfte es wenig Meinungsverschiedenheiten gegeben haben: man mußte den Admiral Horthy, der, seit er im Januar 1918 in Cattaro das Entweichen der durch Ententebestechung gewonnenen Matrosen der fünften österreichischen Schlachtschiffdivision dadurch verhinderte, daß er sich mit seinem Zerstörer rasch entschlossen quer vor die Hafenausfahrt legte, im Ruf eines energischen und klar blickenden Kommandanten steht, und Kriegsminister der während Bela Khuns Herrschaft in Szegedin residierenden Gegenregierung geworden war, mit allen Mitteln unterstützen. Aber schon über die Art, wie dieses Ziel dauernd zu sichern war, gab es verschiedene Ansichten. Denn nun ergab sich sogleich die Frage nach der Zukunft Ungarns. Die Stellung der Tschechen, die wegen der Slowakei, — der Rumänen, die wegen Siebenbürgen und Transsylvanien ein schlechtes Gewissen haben, der Südslawen, aber auch der Westungarn beherrschenden sozialistischen Regierung Österreichs, war eindeutig: Ungarn mußte politisch und wirtschaftlich möglichst geschwächt werden. Anders stellten sich schon die Polen ein, deren Wiener Gesandter bereits im November dem Vertreter des „Uj Nemzedek" eröffnete, daß es eines der höchsten Ziele der polnischen Regierung sei, mit dem ungarischen Volke die innigsten Beziehungen aufrecht zu erhalten und eine direkte polnisch-ungarische Grenzlinie zu erhalten. Aber auch Polen, so sehr es gegen die immer noch gefürchtete Ukraine einerseits, gegen die teils zu Deutschland, teils zu Rußland tendierende Tschecho-Slowakei andrerseits eine Stütze in Ungarn sucht, wird gegen eine wirtschaftliche Schwächung Ungarns, die dieses industriell in hohem Maße auf Polen anweisen würde, wenig einzuwenden haben. Auch die Stellung der Amerikaner ist verhältnismäßig klar: nachdem die Verhandlungen mit Rumänien wegen der Erdölausbeutung infolge des geschickten Hinhaltens durch Bratianu gescheitert waren, der vor der Drohung Hoovers, Rumänien die Lebensmittelversorgung abzuschneiden, unter Hinweis auf bereits mit England und Frankreich schwebende Verhandlungen solange auswich, bis er, gestützt auf die Ergebnisse einer glänzenden Ernte, die Amerikaner nicht mehr brauchte, haben sie an den Donauländern nicht das geringste Interesse mehr, und geben ihrer schlechten Laune gegen Rumänien höchstens Raum, indem sie die Bestrebungen auf eine rumänisch-ungarische Personalunion durchkreuzen und den Ungarn, soweit sie dazu in der Lage sind, auf der Friedenskonferenz den Rücken gegen die übertriebenen rumänischen Gebietsforderungen stärken. Die Engländer aber sind

dabei, Ungarn zu einer englischen Kolonie zu machen. Schon sind sie, zum Mißvergnügen der Tschechen und Südslawen, so gut wie unumschränkte Herren der Donauschiffahrt. Schon gründet in Budapest die Bank von England eine Filiale. Ein englisches Finanzkonsortium mit dem Bankier Quenslow an der Spitze ist an die ungarische Regierung mit Vorschlägen herangetreten, in Budapest aus eigenen Mitteln einen großen Zentralgüterbahnhof und einen leistungsfähigen Donauhafen zu erbauen. Englische Finanzleute machen Projekte für einen Kanal zwischen Donau und Theiß und allerlei englische Absichten auf das gesamte ungarische Eisenbahnnetz werden erwogen. Begreiflicherweise hätten die Engländer auch nichts dagegen, wenn ein englischer Prinz, beispielsweise der schon unter Karolyi in Vorschlag gebrachte Herzog von Connaught auf den ungarischen Thron gelangen würde, und natürlich ist ihnen unter diesen Umständen nichts daran gelegen, den Abschluß des Friedens, der feste Verhältnisse schaffen würde, zu beschleunigen. Anders liegen die Interessen Italiens. Italien ist bereit, mit jedem zu gehen, der ihm über kurz oder lang Hilfe gegen die von Amerika und England begünstigten, von Frankreich direkt, wenn auch nicht offen, unterstützten Südslawen verspricht. Am liebsten wäre ihm ein verbündetes, mit Ungarn vereinigtes Rumänien gewesen, aber auch ein kräftiges Ungarn allein wäre schon nicht zu verschmähen, und geschickt sucht man den Streit um Westungarn auszunutzen, um sich gegen das Versprechen diplomatischer Unterstützung in Ungarn Freunde zu werben. Wieder anders Frankreich. Dieses schwankt zwischen Mißtrauen gegen ein starkes Ungarn und dem Wunsch, auf ungarischem Boden mit den Engländern wirtschaftlich in Wettbewerb zu treten, zwischen Furcht vor einem sich aufs neue bolschewisierenden Ungarn mit Mißtrauen gegen ein monarchistisches, zwischen dem Wunsch, Ungarn zu entwaffnen und unschädlich zu machen, und der eine Zeitlang auch von den Engländern geteilten Hoffnung, es gegen Sowjetrußland zu verwenden, zwischen dem Bestreben, Ungarn, um den Anschluß Oesterreichs an Deutschland zu verhindern, zum Kern eines neuen Donaubundes zu machen und dem Verlangen, das ungarische Nationalgefühl am Boden zu halten. Kurz, Frankreich weiß, nicht was es will. Es fehlt an Direktiven und all seine Leute handeln auf eigene Hand.

Nach all dem braucht man sich nicht mehr zu wundern, daß die Friedensverhandlungen sich ins Endlose hinausziehen und daß die Ungarn Raum gewinnen, ihre eigene Politik zu machen. Diese geht durchaus planmäßig auf innere Festigung, auf Ausschaltung liberaler Mißwirtschaft und sozialistischer Experimentiererei, auf energischen Wiederaufbau und möglichste Milderung der Friedensbedingungen. Sie beweisen dabei Tatkraft und diplomatisches Geschick. Nachdem mit Hilfe der Rumänen Bela Khun gestürzt worden war, wußte die Entente angesichts des Staatsstreichs des Erzherzogs Joseph einen Augenblick nicht, was werden sollte. Die Monarchisten, die eine habsburgische Restauration heraufzubeschwören schienen, wollte man nicht, aber auch die Sozialistenführer, die zum Teil Helfer Bela Khuns gewesen waren, schienen gefährlich. Die großstädtischen Liberalen unter Lovaszy hatten keinen Anhang im Lande, und ohne das Land waren die Zustände in Budapest unhaltbar. Man zwang also zunächst den Erzherzog zum Rücktritt und verlangte ordnungsmäßige Wahlen zur Erforschung des Volkswillens. Man zwang, besonders wohl von französischer Seite aus, angeblich

auch auf Andringen Hoovers, den Ministerpräsidenten Friedrich zum Rücktritt und verlangte ein aus allen Parteien gebildetes Kabinett, ohne sich jedoch verhehlen zu können, daß das durch die Kommunisten in Anarchie aufgelöste Land eine einheitliche und straffe Führung brauchte. Daher gab man sich schließlich mit dem Kompromiß des Kabinetts Huszar, einer Kreatur Friedrichs, der selber das Kriegsministerium übernahm, zufrieden, eines Kabinetts, das, da die Sozialisten auch jetzt noch allerlei doktrinäre Bedenken hatten, im wesentlichen aus Klerikalen bestand. Jetzt gingen die neuen Machthaber mit Feuereifer daran, das Land zu beruhigen, den Kommunismus mit Stumpf und Stiel auszurotten, die Liberalen lahmzulegen und die Wahlen in ihrem Sinne zu beeinflussen. Auf zweierlei mußte es ankommen: den Kampf um eine Staatsverfassung, die Ungarn möglichstes Gedeihen versprach, möglichst abzukürzen, und sich bei den Friedensverhandlungen auf einen starken und einheitlichen Volkswillen stützen zu können. Um letzteres zu erreichen, suchte man den Beginn der Friedensverhandlungen möglichst hinauszuschieben und dann diese selbst hinzuziehen. Bereits Anfang Dezember ging die Einladung der Entente zur Entsendung von Unterhändlern ab. In Budapest aber wies man zunächst bedauernd auf die immer noch anhaltende Besetzung ungarischen Gebietes durch die Rumänen hin und behauptete, daß drei von den zu Unterhändlern bestimmten Persönlichkeiten just von den Rumänen gefangen gehalten würden. Als dann im Januar die ungarische Delegation in Paris eintraf, übrigens von der Presse nicht halb so unfreundlich empfangen wie einst die deutsche, erklärte sie als erstes, die Vollmachten der Alliierten in der festgesetzten Zeit unmöglich prüfen zu können und verlangte Auskunft über die Teilnahme Amerikas an der Ausarbeitung des Vertrages. Und wenn auch dies Verzögerungsmanöver nicht gelang, so konnten die Friedensbedingungen doch nicht eher als 17. Januar überreicht werden. Am 20. reiste Apponyi wieder ab, am 26. Januar fanden die Wahlen .statt, die eine niederschmetternde Niederlage der Liberalen ergaben und schon am 4. Februar mußte der Pariser Botschafterrat sich gegen die Wiedereinsetzung der Habsburger als unvereinbar mit den Ergebnissen des Krieges aussprechen.

Damit ist in die ungarische Politik ein neues Moment der Unsicherheit hineingetragen. Denn daß die ungarische Nationalversammlung sich für die Monarchie entschetden wird, kann nach dem Ausfall der Wahlen keinem Zweifel mehr unterliegen. Sowohl der Prinz zu Teck, wie der Herzog von Connaught haben aber erklärt, die ungarische Krone nicht annehmen zu können, weil sie den legitimen Herrscher Ungarns noch immer in König Karl sähen. Es wird auch von dem bulgarischen Prinzen Cyrill, dem Herzog der Abruzzen und anderen gesprochen, aber im Grunde will das Volk natürlich einen einheimischen König. Die Legitimisten sind nach wie vor für Karl und berufen sich darauf, daß die Habsburger nicht nur in Ungarn, sondern auch in andern Ländern eine starke Partei haben, zum Beispiel in Polen, wo die royalistische Partei mit dem Erzherzog Karl Stefan verhandelte. Eine andere Gruppe ist, da sie gegen Karl Einspruch der Entente befürchtete, für Karls siebenjährigen Sohn Otto mit dem Erzherzog Joseph als Regenten, der aber selbst, von Friedrich, Horthy und der Mehrheit der Offiziere unterstützt, Kandidat einer dritten Gruppe ist. Auch der junge Erzherzog Albrecht, der Sohn des ehemaligen Armeeoberkommandanten

Erzherzog Friedrich, hat Anhänger. Ob unter diesen Umständen ein landfremder Fürst den Mut haben wird, die Verantwortung für einen Friedensschluß, der dem Lande zwei Drittel seiner Eisen-, 84 v. H. seiner Holz-, mehr als 80 v. H. seiner Textilindustrie raubt, dem Lande alle Glas-, alle Papier-, alle chemischen Fabriken, Kohlen und Rohstoffe nimmt, drei Viertel der ungarischen industriellen Arbeiterschaft brotlos macht und das Heer auf 35 000 Mann beschränken will zu übernehmen, muß als überaus fraglich gelten.

Nach den „Times" wird die ungarische Friedensdelegation in allen abzutretenden Gebieten, auf denen 3½ Millionen Ungarn wohnen, Volksabstimmung fordern nebst Garantien für die Minderheiten. Ob die Botschafterkonferenz wider die Wünsche der Tschechen, Südslawen und Rumänen nachgibt, ist zweifelhaft, nicht minder, ob der Widerstand gegen die Habsburger aufrecht erhalten wird. Unter den Franzosen gibt es Befürworter einer Kandidatur Karls, besonders in militärischen Kreisen; auch Poincaré dürfte keine Einwände machen, und Engländer und Italiener stehen dem Erzherzog Joseph sympathisch gegenüber. Eins aber ist sicher: die Friedenspolitik der Entente ist drauf und dran, einen neuen Krieg heraufzubeschwören. Daß ein so selbstbewußtes Volk wie die Ungarn sich die wahnsinnigen Friedensbedingungen der Entente auf die Dauer gefallen läßt, ist ausgeschlossen. Eine Reduzierung der Armee hat Horthy noch Ende Januar für unmöglich erklärt. Bereits im November wurde in Ungarn ernsthaft erwogen, was geschehen sollte, falls es wegen Fiume zwischen Italienern und Südslawen zum Kriege käme, die Tschechen fühlen sich schon jetzt bedroht und suchen Rückhalt an den ohnmächtigen Oesterreichern. Mischt sich die Entente nun auch noch gegen den Willen des Volkes in innere Fragen, so beschwört sie die Kriegsgefahr von neuem herauf. Ein Habsburger könnte, seinem Hause die Krone zu retten, auch einen ungünstigen Frieden eingehen. Ein Landfremder hätte keine Autorität, ihn zu decken, und würde über kurz oder lang von einer nationalistischen Welle weggefegt werden. Die Entente hat, seit Clemenceau seine letzte große Rede über die äußere Politik hielt, so vielfach umlernen müssen, vielleicht wird sie es auch hier. Sonst werden ihre slawischen Schützlinge die Rechnung zu zahlen haben.

Menenius

Balkan und Bolschewismus. Die antibolschewistische Generalspolitik hat Fiasko gemacht. Judenitschs Armee ist aufgerieben, Bermondts Truppen in alle Winde zerstreut, Koltschak, noch im Sommer auf der Höhe seiner Macht, jetzt gefangen oder tot. Steht auch sein Schicksal noch nicht fest, sicher ist, daß von seiner Seite für die Moskauer Regierung keine Gefahr mehr droht. Denikins Niederlage und Rückzug, bewirkt durch die Aufsässigkeit der ukrainischen Bauern, wirft die letzte Hoffnung auf baldige militärische Besiegung des Bolschewismus über den Haufen. Rote Truppen erobern die Ukraine, die Kornkammer Rußlands. Diese kann wenig Widerstand leisten, da Munition und Kriegsmaterial mangeln. Sie fällt als reife Frucht in den Schoß des Bolschewismus.

Immer näher rückt die rote Armee dem Herzen Europas. Noch liegen baltische Staaten, Polen und Rumänien, zwischen der Zivilisation und dem nahenden Umsturz. Doch wie lange werden sie der roten Flut Dämme sein? Der russische Bolschewismus ist seiner Natur nach aggressiv. Welches Land wird ihm als nächstes zufallen? Schon wühlen die Agitatoren und bereiten das Vorrücken des Heeres vor.

Auch der Balkan wird von jetzt an zu den Hauptangriffspunkten der roten Truppen gehören. Der alte russische Wunsch: Macht über Konstantinopel zu gewinnen, ist sicher auch jetzt noch lebendig, lebendig auch in dem Herzen Lenins und Trotzkis, die trotz ihrer Abstammung, trotz ihrer Ideologie doch Russen sind. Der ungarische Rätezauber hatte nur zu früh begonnen, als daß er von Moskau ausgenutzt werden konnte. Denn damals mußte man sich noch der Generalle erwehren. Jetzt wäre ein derartiger Umsturz auf dem Balkan hochwillkommen. Er würde vielleicht zur Eroberung des ganzen Balkan führen und damit zur Umklammerung Mitteleuropas von Süden. Welche Aussichten bieten sich jetzt dem Bolschewismus in Südosteuropa? Ohne Zweifel sind bereits auch hier Keime vorhanden, die unter Umständen zu Weiterungen führen werden.

Am bedenklichsten stellt sich die Lage in Bulgarien dar. Das Land hat sich seit 1912 fast ununterbrochen im Kriege befunden. Der Friede von Neuilly, der am 28. November 1919 abgeschlossen wurde, bedeutet das Ende selbständigen staatlichen und wirtschaftlichen Lebens. Das Unglück der letzten Jahre hat die bulgarische Bauernschaft stark radikalisiert. Die kommunistische Partei besitzt ein Fünftel aller Mandate der Sobranje, annähernd ebensoviel die gemäßigteren Sozialisten. Die regierende agrarsozialistische Bauernpartei steht dieser Gruppe nicht allzu fern. Diese Parteiverhältnisse, besonders bemerkenswert in einem Agrarlande, geben ein ungefähres Bild von der sozialen Gärung. Fortwährende Unruhen kennzeichnen deshalb auch die jüngste Entwicklung der inneren Verhältnisse: Bulgarien kann jederzeit ein gefährlicher Brandherd werden, von dem aus Südosteuropa in Flammen gerät!

Ganz anders liegen die Dinge in Jugoslawien. Während Bulgarien die tiefe Not der besiegten, geknebelten Nation durchlebt, sieht das südslawische Brudervolk fast alle seine nationalen Wünsche erfüllt. Die Adriafrage, die allein die restlose Einigung aller Serben, Kroaten und Slowenen bedroht und wahrscheinlich unmöglich macht, läßt den Nationalismus hell auflodern. Die wirtschaftliche Lage ist zwar durchaus nicht als glänzend zu bezeichnen. Doch finden sozialistische Ideen in einer Bevölkerung, die zu vier Fünfteln aus Bauern besteht und soeben das größte nationale Erlebnis — die Einigung der Volksteile zu einem Staatswesen — gehabt hat, unfruchtbaren Boden. Die Gebiete, die bisher zur österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie gehört haben, sind vom Kriege fast ganz verschont geblieben. An dem Wiederaufbau des gänzlich verwüsteten Alt-Serbien wird eifrig gearbeitet. Noch ist allerdings die Agrarfrage ungelöst. Sie ist das Problem der inneren Politik Jugoslawiens. Der Landhunger der Bauernbevölkerung ist groß. Die bisherigen Maßnahmen der Regierung haben schon manchen Wunsch der kleinen Bauern erfüllt. Insbesondere sind die bisher geknechteten Kneten Bosniens durch eine Verfügung der Regierung bereits im Januar 1919 von der Unterdrückung durch die Großgrundbesitzer befreit worden. Eine großzügige Agrarreform, wie sie bereits im Frühjahr 1919 von Koratsch ausgearbeitet wurde, könnte die letzten Spuren einer Gefahr beseitigen. Die sozialistische Partei hat nur Anhänger in den Städten, ist sehr schwach und jeder annationalen Tendenz abhold. Ähnlich steht es mit den an Zahl noch schwächeren Kommunisten. Sie haben sogar im Verein mit den bürgerlichen Parteien an den großen Demonstrationen gegen Italien teilgenommen und damit ihren Nationalismus bekundet. Eine gesunde Entwicklung hat es gefügt, daß die Sozialdemokraten an der Regierung beteiligt sind und nicht in unfruchtbaren Radikalismus verfallen können. Beachtenswert sind allerdings die Streikunruhen in den Bergwerken, doch muß man die allgemeine wirtschaftliche Lage in Betracht ziehen und darf ihre Bedeutung nicht überschätzen. Daß in der Zeit der ungarischen Räterepublik gegen wirkliche und angebliche Bolschewisten scharf vorgegangen wurde, ist vielleicht nicht ganz klug und taktvoll gewesen, hat aber keinen weiteren Schaden gestiftet. Der bolschewistische Gedanke dürfte sich also in Jugoslawien kaum ausbreiten können, nur von außen mit Waffengewalt könnte wahrscheinlich diesem Volke der Bolschewismus aufgezwungen werden.

Ähnlich ist die Lage augenblicklich in Ungarn. Die Rückkehr der Räte ist seit dem Sturze Bela Khuns so gut wie unmöglich geworden. Trotz aller Not, die der Friede heraufbeschworen hat und noch heraufbeschwören wird, dürfte die bolschewistische Idee, die in Ungarn nie recht heimisch gewesen ist, sich nicht so bald wieder von dem schweren Schlage erholen können, den sie durch Mißwirtschaft und Terror erlitten hat. Die bolschewistische Propaganda wird vergeblich arbeiten, wenn auch Überraschungen hier, wie in Jugoslawien, nicht ganz ausgeschlossen sind.

Jugoslawien und Ungarn bedeuten für eine etwaige bolschewistische Ausbreitung in Südosteuropa ein schweres Hindernis. Trotzdem ist die Gefahr nicht gering, denn der Schlüssel der Lage ist Rumänien. Nach seiner Eroberung würde Bulgarien automatisch dem Bolschewismus anheimfallen. Jugoslawien und Ungarn würden schwer bedroht und könnten sich kaum der roten Flut lange erwehren. Die Bedeutung des rumänischen Bollwerks, wie die Rumänen gern ihr Land bezeichnen, liegt deshalb offen vor aller Augen.

Wird aber Rumänien seiner Aufgabe, ein Bollwerk zum Schutze Südosteuropas zu sein, sich gewachsen zeigen? Rote Truppen stehen bereits 60 bis 70 Kilometer von seinen Grenzen entfernt. Es kommt also darauf an, ob Rumänien in der Lage ist, nicht nur moralisch standzuhalten, sondern auch so bald wie möglich starke militärische Schutzmaßregeln zu treffen. Die inneren Verhältnisse geben leider Anlaß zu lebhafter Besorgnis. Rumänien ist wie Rußland ein Agrarland. Seine Bauernschaft lebt wie früher die russische noch in Verhältnissen, die der Leibeigenschaft nicht unähnlich sind. Die geplante Agrarreform ist bisher noch nicht durchgeführt und wird auch infolge des Widerstandes der Großgrundbesitzer nicht leicht durchgeführt werden können. Die zahlreiche jüdische Bevölkerung ist trotz aller Erlasse und Versprechungen fast rechtlos: ein besonders gefährliches Moment! Zudem sind die Kriegsfolgen noch nicht überwunden. Wenn auch die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens weniger hat leiden können, die Industrie und besonders die Petroleumerzeugung sind durch den Krieg schwer geschädigt. Der Wiederaufbau schreitet nur langsam vorwärts, da die Westmächte die dringend benötigten Rohstoffe, Maschinen, Werkzeuge und so weiter nicht liefern wollen oder können. Der Handel mit Deutschland verbot sich bisher wegen der Transportschwierigkeiten, und weil die deutsche Industrie zum Teil noch nicht exportfähig ist und die Westmächte den Handel mit Deutschland zu verhindern suchen. Die Valutaschwierigkeiten, die Finanznot wachsen. Anleiheversuche bei den früheren Verbündeten sind gescheitert. Auch die neugewonnenen Gebietsteile sind wirtschaftlichen Krisen ausgesetzt, und soziale Erschütterungen sind auch hier nicht ausgeschlossen. Außerdem bereitet die Eingliederung dieser Gebiete in den Staatsverband Schwierigkeiten: Beßarabiens Zugehörigkeit zu Großrumänien ist von den Westmächten, bei denen bisher Rücksichten auf die antibolschewistischen Generale mitsprachen, noch nicht voll anerkannt. Der völkische Widerstand der in Beßarabien wohnenden Ukrainer ist noch unausgeglichen. Die Operationsbasis der rumänischen Truppen gegen die Bolschewisten ist nicht gesichert. Aufstände ukrainischer Bauern, Umtriebe der in Beßarabien 18 Prozent der Bevölkerung ausmachenden Juden können der rumänischen Armee ein ähnliches Schicksal bereiten, wie es Koltschak und Denikin ereilte.

Die schwierige Lage hat auch die rumänische Regierung erkannt. Die Reise, die der rumänische Ministerpräsident Vaida Woevod nach Paris und London unternommen hat, steht im engsten Zusammenhang mit der Bolschewistengefahr und der inneren Lage Rumäniens. England und Frankreich würden sich gern der Rumänen bedienen, um die gebrochene Front gegen die roten Truppen wieder aufzurichten. Vaida Woevod wird die Bedingungen dafür gestellt haben: Endgültige Lösung der beßarabischen Frage zugunsten Rumäniens, Versorgung der rumänischen Armee mit Kriegsmaterial und Lebensmitteln und

Gewährung einer Anleihe. Die Verhandlungen darüber entscheiden die zukünftige Haltung Rumäniens. Gehen die Westmächte auf Vaida Woevods Vorschläge ein, so ist die Mitwirkung der Rumänen am Kampfe gegen die Bolschewisten gesichert. Die Frage ist nur, ob selbst dann Rumänien imstande ist, aggressiv in Rußland einzugreifen, oder ob man sich damit begnügen muß, daß es seine eigenen Grenzen schützt und ein Weiterfluten der roten Welle verhindert. In Paris und London wird wohl Wert gelegt darauf, daß Rumänien seine Truppen zur Offensive verwendet, aber ob die Regierung darauf eingehen kann, ist sehr fraglich. Denn die Opposition dagegen im eigenen Lande ist stark. Die Blätter der liberalen Partei erklären: Rumänien dürfe sich keinesfalls zu einem Kriegsabenteuer hergeben, das es nur neue Hekatomben seiner Söhne koste. Die Bauernpartei leugnet den Erfolg einer Aktion gegen die Sowjetarmee und steht sogar auf dem Standpunkt: Wir wollen eine Intervention in Rußland auch dann nicht, wenn wir es könnten. Ihr Führer, General Avrescu, hat die Forderung: Friede mit den Sowjets aufgestellt. Das Beachtenswerteste aber ist, daß die rumänischen Soldaten durchaus nicht mehr zuverlässig in der Hand ihrer Führer sind. Liefert die Entente Lebensmittel, Kriegsmaterial und Ausrüstungsgegenstände, so ist zwar anzunehmen, daß sie in der Defensive noch Tüchtiges leisten werden. Die Strapazen einer Offensive dürften hingegen die rumänische Armee, selbst wenn sie von den Westmächten unterstützt wird, demoralisieren.

Rumänien kommt demnach für eine Einmischung in Rußland nicht in Frage. Sollten die Westmächte es dazu zwingen, sicher ist, daß auch Rumänien in der roten Flut ertrinkt. Die Frage: Ob es mit eigenen Kräften ein Bollwerk gegen den Bolschewismus bilden kann, ist angesichts der inneren Lage nicht unbedingt zu bejahen. Deshalb wird viel davon abhängen, ob Vaida Woevod die Westmächte dazu bestimmt, zwar auf aktives Eingreifen Rumäniens zu verzichten, aber durch Gewährung der geforderten Hilfe ihm die Selbstverteidigung zu ermöglichen. Kredit, Rohstoff und Warenlieferung können das rumänische Wirtschaftsleben gesunden lassen. Gesundung des Wirtschaftslebens aber ist die beste Abwehr gegen den Bolschewismus. Gerhard Merrem

Wirtschaftsspiegel

Aus der Arbeiter- und Angestelltenbewegung. Die Revolution und deren Begleiterscheinungen haben auch innerhalb der Gewerkschaftsbewegung eine akute Krisis geschaffen. Was in den letzten Jahren vor dem Kriege und während des Krieges unter der Decke brodelte und gärte, kam zum Vorschein und erzeugte eine gewaltige Umwälzung der alten Gewerkschaftsbewegung. Wenn auch bei den Christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkschaften diese Umwälzung am Ende des Jahres 1919 nicht zu verspüren war, so war sie bei den Freien Gewerkschaften umsoweniger zu verkennen. In der Mitte des Jahres 1919 standen die größten Organisationen vor den Verbandstagen, und überall zeigte sich, daß die Zersplitterung der politischen Arbeiterbewegung auch in den Gewerkschaften ihren Niederschlag fand. Dies war ein treffender Beweis dafür, daß von einer politischen Neutralität der Gewerkschaftsbewegung nicht die Rede sein konnte, daß vielmehr die Gewerkschaften auch politisch stark interessiert sind.

Die Neuorientierung innerhalb der Gewerkschaften führte nun dazu, daß man in den großen Organisationen die Lokalbeamten, die mit den Mitgliedern in politischen Fragen nicht einer Meinung waren, kurzerhand entließ. Man warf ihnen vor, durch ihren Einfluß hätte sich die Parteibewegung nach rechts ent-

wickelt. Der Ruck nach links war damit getan. Eine Reihe von Verbänden, wie Tapezierer, Textilarbeiter, Schuhmacher, Porzellanarbeiter usw. gingen mehr oder weniger in die Obhut der Unabhängigen über. Der Mitte Oktober in Stuttgart abgehaltene Parteitag der freien Metallarbeiter endete ebenfalls mit einem Sieg der Opposition; damit fiel die stärkste Gewerkschaftsorganisation dem Radikalismus als reife Frucht in den Schoß. Der seit 28 Jahren an der Spitze des Verbandes stehende bisherige Vorsitzende Alexander Schlicke, der heutige Reichsarbeitsminister, verzichtete am Tage seiner Wiederwahl endgültig.

Ziel der ganzen Bewegung war, das traditionelle Gewerkschaftswesen von Grund auf umzuändern oder zu sprengen. Fünf Strömungen sind zu unterscheiden, von denen aber nur eine bisher einen größeren Erfolg hatte, eben die im Metallarbeiterverband. Die extremste Strömung ist die syndikalistische, die früher wohl in romanischen Ländern, nicht aber in Deutschland Boden hatte. In der Revolutionszeit hat sie indessen auch bei uns einigen Anhang gewonnen. Sie ist gegen alle Zentralisation und für die „direkte Aktion", durch die sich die Arbeiter des Betriebes, in dem sie beschäftigt sind, bemächtigen sollen. Anders die Kommunisten. Ein Teil von ihnen verwirft eine Trennung der gewerkschaftlichen von der politischen Arbeiterbewegung und fordert die Verschmelzung der beiden zu einer einheitlichen Bewegung. Andere Kommunisten wollen von den Gewerkschaften überhaupt nichts mehr wissen, da doch das Rätesystem sie überflüssig machen werde. Wiederum andere, unter ihnen die führenden Kommunisten und manche Unabhängige, wollen die Ausbildung von Betriebsorganisationen, die nach Industrien zusammenzufassen seien. Letzten Endes kommt dann in Betracht diejenige Strömung, die im Metallarbeiterverband die Oberhand gewonnen hat und die dem gewerkschaftlichen Programm der Unabhängigen entspricht. Diese Richtung fordert: „1) Ausschaltung der Bürokratie, d. h. wirkliche Demokratie; 2) Anerkennung der Betriebsräte als Organisationen der Sozialisierung; 3) Änderung des Unterstützungswesens zu besserer Herausbildung des Kampfcharakters; 4) Anerkennung des Massenstreiks als eines politischen Kampfmittels."

Die Ausschaltung der Bürokratie, die hier gefordert wird, hat keine andere Bedeutung als die, daß man an die Stelle der bisherigen Bürokratie eine andere setzt, die den Unabhängigen genehm ist. Sehr wichtig ist der Punkt, der eine Änderung des Unterstützungswesens zu besserer Herausbildung des Kampfcharakters verlangt. Er hat der Stuttgarter Tagung und der späteren Taktik des Metallarbeiterverbandes die Richtung gegeben.

Von innen heraus sollen die alten Gewerkschaften umgewälzt und für den Entscheidungskampf gegen die kapitalistische Produktionsform fähig gemacht werden. Gegen Ende des Jahres 1919 erschallten zwei Kampfrufe: „Heraus aus den Gewerkschaften, hinein in die Betriebsorganisationen" und auf der anderen Seite der Ruf: „Hinein in die Gewerkschaften und Revolution derselben im Sinne des konsequenten Rätesystems, der Diktatur des Proletariats". In den Reihen der Groß-Berliner revolutionären Arbeiterschaft, die seit der Revolution tonangebend ist, haben diese Parolen zu den lebhaftesten Auseinandersetzungen geführt. Um eine Klärung dieser Zeit- und Streitfrage herbeizuführen, hatte sich die hinter dem Berliner Vollzugsrat stehende Arbeiterschaft in zwei Versammlungen der Räte und Betriebsfunktionäre mit der Gewerkschaftsfrage beschäftigt. In beiden Versammlungen kam man aber zu dem gleichen Ergebnis: die Gewerkschaften sind nicht zu zertrümmern und durch neue Organisationen zu ersetzen, sondern sie sind nach Beseitigung der alten gegenrevolutionären Führer zu Organisationen für den entscheidenden Endkampf gegen das Kapital umzustellen. Diese Umstellung soll durch Umbau der Gewerkschaften zu großen Industrie-Organisationen erfolgen. Den Kampf um die baldige Eroberung der Gewerkschaften will man nach folgenden Richtlinien durchführen: Die Opposition ist organisatorisch zusammenzufassen. In Orten, wo die Opposition die Mehrheit hat, ist die maßgebende Organisation das Gewerkschaftskartell. In allen anderen Orten wählt die Opposition eine Kommission, in der möglichst alle Gewerkschaften vertreten sind.

Der Gedanke der Betriebsorganisation wird von der Mehrzahl der Arbeiterschaft verworfen. Man erblickt darin eine Schwächung der eigenen Position. Die syndikalistischen Bestrebungen sind deshalb nur als eine Nebenerscheinung zu bewerten.

Warme Befürworter findet allenthalben der Industrieverband, der ja in Österreich ganz besonders ausgebildet ist. Von deutschen Gewerkschaften haben die Staats- und Gemeindearbeiter und Fabrikarbeiter den Industrieverband zuerst angestrebt. Der Münchener Gewerkschaftskongreß im Jahre 1912 lehnte jedoch eine derartige Organisationsform ab. Es wurde den Verfechtern dieses Gedankens in der Hauptsache entgegengestellt, daß der Zusammenhalt im Beruf verloren gehe und die berufliche Ausbildung durch den Industrieverband leiden würde. Beim Schreiben dieser Zeilen war die Bewegung in der Richtung nach dem Industrieverbande stark im Fluß. Bereits Ende 1919 wurde der erste Schritt hierzu durch die Gründung des graphischen Bundes getan. Innerhalb der Organisation hat der innere Ausbau begonnen. Als Voraussetzung für diesen Industrieverband werden anerkannt außer dem möglichst gleichartigen inneren Ausbau der beteiligten Organisationen der möglichst restlose Zusammenschluß aller graphischen Arbeiter und Arbeiterinnen in ihren zuständigen Berufsorganisationen und die Durchführung möglichst gleichartiger Löhne und Arbeitsbedingungen. Die Vorstände der Verbände der Buchdrucker, Buch- und Steindrucker-Hilfsarbeiter und -Arbeiterinnen, der Buchbinder und Papierverarbeiter und der Lithographen und Steindrucker haben sich in den Satzungen des graphischen Bundes verpflichtet, im Sinne dieser Voraussetzungen zu wirken und bei allen sich bietenden Gelegenheiten für den möglichst gleichartigen inneren Ausbau ihrer Organisationen einzutreten und ihre Verwaltungskörper in diesem Sinne zu beeinflussen.

Nicht nur der zentrale Ausbau der vier Gewerkschaften, sondern auch die lokale Ausgestaltung soll lediglich unter Beachtung des kommenden graphischen Industrieverbandes geschehen. Mit den Satzungen für den graphischen Bund sind zugleich Satzungen ausgearbeitet worden für die zu bildenden graphischen Kartelle. Das Arbeiten innerhalb dieser Gebilde soll ebenfalls in der Richtung zur Schaffung eines graphischen Industrieverbandes liegen. Betrachtet man nun die augenblickliche Lage, so ist nicht zu verkennen, daß der graphische Bund den Weg zum Industrieverband bald geebnet haben wird.

Eine andere Berufsgruppe, die mit der Schaffung eines Industrieverbandes begonnen hat, ist das Nahrungs- und Genußmittelgewerbe. Die Verhandlungen hierüber haben zwischen den Verbandsvorsitzenden der Brauerei- und Mühlenarbeiter, des Bäckerverbandes, des Gastwirtsgewerbes und des Fleischergewerbes Ende Dezember in Berlin stattgefunden. Im März 1920 soll eine offizielle Konferenz der vier in Frage kommenden Gewerkschaften sich eingehend mit dieser Frage beschäftigen.

In diesem Zusammenhange muß einer Neugründung im deutschen Gewerkschaftsleben, des Nationalverbandes Deutscher Gewerkschaften, gedacht werden. Dieser neue Gewerkschaftsbund umfaßt die wirtschaftsfriedlichen Arbeitnehmerverbände: den deutschen Landarbeiterbund, eine sich kräftig entwickelnde, nach der Revolution entstandene Landarbeiterorganisation, ferner den Bund der Bäcker- und Konditorgehilfen Deutschlands. Die größte Gewerkschaft des Nationalverbandes ist drittens der Deutsche Arbeiterbund. Er ist eine aus der Werksvereinsbewegung am 15. November 1918 entstandene Gewerkschaft. Die Organisation ist so durchgeführt, daß die Arbeiter aller Betriebe und Industriezweige, abgesehen von den Landarbeitern, den Bäckergesellen und Seeleuten, unterschiedslos zusammengefaßt sind. Zur Wahrnehmung der in den einzelnen Industriezweigen verschiedenartig gestalteten Arbeiterinteressen sind die Betriebsgruppen im Bergbau zu einer „Abteilung der Bergarbeiter", die Betriebsgruppen in den Krankenhäusern zu einer „Abteilung des Anstalts- und Pflegepersonals", die Betriebsgruppen der Industrie zu einer „Abteilung der Industriearbeiter", die Betriebsgruppen der Eisenbahner zu einer „Abteilung der Eisenbahner" usw.

zusammengefaßt worden. Diese Betriebsgruppen, „Abteilungen", sollen zu Unterverbänden ausgebaut werden. Der Nationalverband Deutscher Gewerkschaften besteht also

1. aus dem Deutschen Arbeiterbund mit folgenden Verbänden:

a) dem deutschen Industriearbeiterbund, b) dem deutschen Bergarbeiterbund, c) dem deutschen Eisenbahnerbund, d) dem deutschen Krankenhausangestellten- und Pflegerbund, e) dem deutschen Hausangestelltenbund, f) dem deutschen Staatsarbeiterbund, g) dem deutschen Gemeindearbeiterbund, h) dem Bund der Bäcker- und Konditorgehilfen;

2. dem Zentralverband seemännischer Berufsvereine;

3. dem Deutschen Landarbeiterbund.

Die Gewerkschaftsbewegung wurde seit der Revolution ganz besonders beherrscht von dem Gedanken der Vereinigung von Kopf- und Handarbeitern. Man sah, wie sich die sozialdemokratischen Angestelltenverbände immer mehr den Freien Gewerkschaften näherten, die auf christlich nationalem Boden stehenden Angestelltenverbände den Christlichen Gewerkschaften, die auf demokratischem Boden stehenden Organisationen den Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen.

Das Wachstum der einzelnen Gewerkschaftsrichtungen zeigen folgende Zahlen: Freie Gewerkschaften: 1917: 995 900 Mitglieder, 1. Quartal 1918: 1 364 600; am Schlusse des 4. Quartals: 2 859 000 Mitglieder. Mit dieser Zahl am Schlusse des 4. Quartals hatten die Zentralverbände den höchsten Bestand im Frieden (2. Quartal 1913: 2 576 600) um 281 400 überschritten. Die größte Zahl der Mitglieder hatte der Metallarbeiterverband mit 786 100 Mitgliedern, davon 141 300 weiblichen. Dann folgen mit über 100 000 Mitgliedern die Verbände der Bergarbeiter mit 326 700 (1700 weibliche), Fabrikarbeiterverband 255 100 (90 800 weibliche), Transportarbeiterverband 191 000 (34 700 weibliche), Holzarbeiterverband 168 300 (24 600 weibliche), Bauarbeiterverband 150 800 (keine weiblichen), Textilarbeiterverband 154 300 (113 700 weibliche), Eisenbahnerverband 102 141 (6800 weibliche). Die größte Zahl der weiblichen Mitglieder haben der Metallarbeiterverband und der Textilarbeiterverband. Keine weiblichen Mitglieder haben: Bauarbeiter, Bildhauer, Böttcher, Buchdrucker, Glaser, Kupferschmiede, Maschinisten, Schiffszimmerer, Steinsetzer, Xylographen, Zimmerer und Zivilberufsmusiker. Die geringste Zahl der weiblichen Mitglieder (2) hatte der Dachdeckerverband.

Die Gesamteinnahme aller Verbände betrug 59 550 900 Mark, der eine Ausgabe von 41 460 600 Mark gegenüberstand. Der Vermögensbestand erhöhte sich im Jahre 1918 auf 80 776 300 Mark, in welcher Summe der Bestand des Metallarbeiterverbandes, der seit dem Jahre 1915 keine Angaben mehr macht, nicht enthalten sind.

Die gewaltige Steigerung der Mitgliederzahl zeigt am besten eine Gegenüberstellung des 3. und 4. Quartals. Die Mitgliederzahl am Schlusse des 3. Quartals betrug 1 453 800, davon 375 200 weiblich, dagegen am Schlusse des 4. Quartals 2 859 000, davon 675 000 weiblich. Es ist also im 4. Quartal eine Zunahme von fast 100 Prozent zu verzeichnen. Einige Gewerkschaften haben ihren Bestand mehr als verdoppelt.

Am Jahresschlusse 1919 erreichten die Freien Gewerkschaften 7.1 Millionen Mitglieder. Die Entwicklung war geradezu eine stürmische. Ende Februar überschritten die Gewerkschaften die 3. Million. Ende April die 4., Mitte Juni die 5., Mitte August die 6. Seitdem hat sich der Zugang merklich verlangsamt. Von Mitte August bis Mitte November, also in 3 Monaten, wurde die 7. Million überschritten. Neuerdings ist der Zulauf bedeutend langsamer geworden.

Von den 52 Gewerkschaften zählen 12 über 160 000 Mitglieder. Sie vereinigen mit insgesamt 5.91 Millionen etwa 82 Prozent der Gesamtmitglieder. 10 weitere Verbände zählen über 50 000 bis 90 000 Mitglieder. Mit 710 000 Mitgliedern umfassen sie etwa 10 Prozent der Gesamtzahl. Die restlichen 500 000 Mitglieder verteilen sich auf 30 Gewerkschaften, von denen 17 Verbände zwischen je 10 000 und 48 000 und 13 weniger als 10 000 Mitglieder haben.

Die Einnahmen und Ausgaben der Zentralverbände für 1919 liegen noch nicht vor.

Christliche Gewerkschaften: Wie bei den anderen Gewerkschaftsrichtungen ist auch hier die Zahl der Mitglieder im Jahre 1918 nicht unerheblich gestiegen. Ende 1918 wurde ½ Million bereits beträchtlich überschritten. Ende 1917 war die Zahl auf 293 000 gestiegen, Ende 1918 zählte man bereits 538 500 Mitglieder. Die letzte vor dem Kriege festgestellte Mitgliederzahl belief sich auf 341 700. Ende 1919 belief sich die Mitgliederzahl auf über 1 100 000. Die Gesamteinnahmen der Christlichen Gewerkschaften im Jahre 1918 betrugen 8 725 000 M., die Gesamtausgaben 6 284 400 M.; der Vermögensstand am Jahresschluß 1918 betrug 12 444 900 M.

Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine: 1918: 19 Organisationen mit 113 700 Mitgliedern, davon 11 600 weibliche. Im Vorjahre waren 79 100 Mitglieder vorhanden. Für das Jahr 1919 sind die Ziffern noch nicht veröffentlicht.

Die Gesamteinnahmen betrugen 1919 2 818 600 M., die Ausgaben 2 200 700 M.

Wie liegen nun die Verhältnisse in der Angestelltenbewegung? Hier schlug die Revolution ebenfalls erhebliche Wellen. Während früher die große Masse der kaufmännischen und industriellen, der staatlichen und städtischen Beamten in der Frage des beruflichen Zusammenschlusses eine gewisse Gleichgültigkeit an den Tag legte und mit einer gewissen Geringschätzung auf die gewerkschaftliche Tätigkeit der Arbeiter blickte, gewann in der Stunde tiefster nationaler Not der radikale Gedanke in der Angestelltenbewegung mit einem Schlage die Oberhand. Das Schlagwort von der Interessengemeinschaft aller Arbeitnehmer, von dem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit trat seinen Siegeszug an und erzeugte in den Köpfen der Handlungsgehilfen und Techniker eine heillose Verwirrung. Der Ruck nach links war allerdings schon während des Krieges zu bemerken. Wer die Bewegung aufmerksam verfolgte, konnte feststellen, daß sich schon damals Arbeitsgemeinschaften der einzelnen Verbände bildeten, die ein immer engeres Zusammenarbeiten der Beteiligten zur Folge hatten. Zugleich traten aber auch radikale Tendenzen hervor.

Dem unbefangenen Beobachter bot sich nun im verflossenen Jahre ein mehr interessantes als anziehendes Bild. Der Streik wurde standesgemäß, Angestelltenausstände wurden zum Tagesgegenstand. Während aber in der Arbeiterschaft der Revolutionstaumel einer „gewissen" Ernüchterung Platz machte, rutschten die Angestelltenverbände immer weiter nach links. In ihren Versammlungen regierte der schärfste Radikalismus. Interessant ist, daß auch die Beamtenkreise von der Gewerkschaftsbewegung erfaßt wurden. Allerdings ist hier der Gedanke noch in Gärung. Sozialdemokratische und nichtsozialdemokratische Gewerkschaftsverbände sind unablässig an der Arbeit, die aus dieser Gärung erwachsenden Gebilde auf ihre Seite zu bringen.

Wie nun das Zusammengehen zwischen Kopf- und Handarbeitern gedacht ist, zeigt der gegen Ende 1919 entstandene Deutsche Gewerkschaftsbund. In ihm ist die Dreigliederung: Arbeiter, Angestellte und Beamte zum erstenmal in die Erscheinung getreten. Er umfaßt die nichtsozialdemokratischen Verbände auf dem Boden der christlich-nationalen Arbeiterbewegung und zerfällt in drei Gruppen: Gesamtverband der Christlichen Gewerkschaften mit rund 1 100 000 Mitgliedern, Gesamtverband Deutscher Angestelltengewerkschaften mit rund 400 000 Angestellten.

Diese Angestelltengewerkschaften sind folgende: 1. Der deutschnationale Handlungsgehilfenverband, Hamburg, 2. der Verband der weiblichen Handels- und Bureauangestellten, Berlin, 3. der deutsche Bankbeamtenverein, Berlin, 4. der Reichsverband deutscher Gutsbeamten, 5. der deutsche Technikerbund, Essen (eine Neugründung), 6. der deutsche Werkmeisterbund, Essen (ebenfalls eine Neugründung), 7. der Reichsverband deutscher Bureauangestellten, Essen. Dadurch ist der frühere Gewerkschaftsbund kaufmännischer Angestelltenverbände in dem neuen Bund aufgegangen.

Als 3. Gruppe des neuen Bundes, welche Beamten- und Staatsangestelltengewerkschaften bilden, ist zunächst der Eisenbahnerverband eingetreten, der früher zu dem Reichskartell der Staatsangestellten gehörte.

Mit dieser Neubildung ist die christlich-nationale Gewerkschaftsbewegung, ein Kind des Geistes der München-Gladbacher Vereinszentrale, interkonfessionell gestaltet worden. Die meisten Verbände des neuen Bundes waren Mitglieder des am 18. November 1918 gegen die Sozialdemokratie gegründeten Deutschdemokratischen Gewerkschaftsbundes. Dieser Bund sollte der Abwehr dienen; der neue christlich-nationale Bund soll dagegen aufbauen und positive Aufgaben auf dem Boden gewerkschaftlicher Arbeitnehmerpolitik lösen. Die drei Gruppen: Arbeiter, Angestellte und Beamte sollen für sich ihre Eigenart pflegen und ihre besonderen Ziele verfolgen, aber auch geschlossen eine für die Interessen aller Mitglieder kämpfende Einheitsfront bilden.

Unter den Angestellten machen sich noch folgende Hauptgruppen geltend:

1. Der Gewerkschaftsbund der Angestellten.

Zu ihm gehören: der kaufmännische Verein von 1858, der Leipziger Handlungsgehilfenverband und der Verein deutscher Kaufleute. Sehr nahe stehen ihm der Privatbeamtenverein in Magdeburg und der deutsche Gruben- und Fabrikbeamtenverband in Bochum. Dieser Gewerkschaftsbund bekennt sich zu einer freiheitlich-nationalen Weltanschauung und kann unter seine Gefolgschaft die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine rechnen. Es ist oben bereits auf diese Strömung hingewiesen worden.

2. Die Arbeitsgemeinschaft freier Angestelltenverbände (Afa).

Sie umfaßt unter anderem den Zentralverband der Handlungsgehilfen, den Verband der Büroangestellten, den Verband der Versicherungsbeamten und den Bund der technischen Angestellten und Beamten, den deutschen Werkmeisterverband und den allgemeinen Bankbeamtenverband. Die Afa zählt annähernd ½ Million Mitglieder; sie spricht in ihren Grundsätzen von einem „unüberbrückbaren Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit“ und steht den freien Gewerkschaften sehr nahe.

Unter den genannten Verbänden nimmt die „Vereinigung der leitenden Angestellten“ (Vela) eine Sonderstellung ein. Auch sie ist nach der Revolution ins Leben gerufen worden und zählte am Ende des Jahres 1919 etwa 25 Ortsgruppen mit rund 6000 Mitgliedern. Diese Organisation will der Sonderstellung ihrer Mitglieder in den Betrieben dienen. Sie lehnt einen Streik nicht ab, wenn der Weg der Verhandlungen bis zum letzten Ende ohne Erfolg geblieben ist; sie erstrebt volle Bewertung der geistigen Arbeitsleistung, Beteiligung am Gewinn des Unternehmers und ausreichende Alters- und Invalidenversorgung. Besonderen Wert legt die Vela auf ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten mit den Arbeitgebern, „will aber gegen unsozial empfindende Arbeitgeber entschieden Front machen“.

Neben all den genannten Angestelltenverbänden gibt es im Reiche noch eine Reihe von Privatbeamten- und Angestellten-Vereinen und -Verbänden, die zum Teil mittelständlerischer Natur sind und meist rein fachmännische Aufgaben haben.

Wie steht es nun mit der politischen Neutralität der Gewerkschaften? Die immer deutlicher werdende Zusammenfassung in drei getrennte große Gruppen, in eine nichtsozialdemokratische, eine sozialdemokratische und eine wirtschaftsfriedliche zerschlägt die recht fadenscheinige Behauptung von politischer Neutralität. Alles drängt zur Sammlung in diesen drei Lagern. Für unsere innerpolitische Entwicklung ist dies von grundlegender Bedeutung.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist aber auch das große Ringen innerhalb der sozialdemokratischen Gruppen. Dieser Kampf wird die Weiterbildung der beiden anderen großen Gruppen, der christlich-nationalen und der wirtschaftsfriedlichen, in jeder Hinsicht fördern.

Otto Leibrock

Drinnen und draußen

Die Behandlung der Grenzdeutschen. Eine junge Ostpreußin ist im Harz auf Weihnachtsurlaub. Während ihrer Abwesenheit ist das Gut polnisch geworden. Wegen ärztlicher Konsultation ist sie auf der Durchreise einige Tage aufgehalten worden, sie geht auf die Brotkommission, um sich ihre Karten zu holen, und erhält dort den Bescheid: „Sie sind ja Auslandsdeutsche, Ihnen dürfen wir keine Brotkarten geben." Erst auf unendliche Bitten, Laufereien, Scherereien erhält sie ihre knappen Brotmarken. Gewiß ein Schulfall des alltäglichen Bureaukratismus. Aber was ist die seelische Wirkung? Das junge Ding, das noch ganz gedrückt ist, jetzt dem polnischen Staat anzugehören, ja, das noch gar keinen rechten Begriff hat, welche Wandlung es an sich erfahren hat, wird in seinem tiefsten Empfinden durch diesen Eishauch bürokratischer Pedanterie vom Mutterlande abgestoßen und gehört zu den vielen, die dann in ihrer Heimat das Gefühl verstärken, nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich vom Mutterlande verstoßen und preisgegeben zu sein.

Was dem Osten recht ist, ist dem Westen billig. Die kerndeutschen Altelsässer und Lothringer, die um ihrer deutschen Gesinnung willen aus der Heimat vertrieben sind, die wahrhaftig zu den Treuesten und Besten zählen, die uns in dieser Zeit der Not geblieben sind, machen vielfach dieselben Erfahrungen. Einem der angesehensten Straßburger Prediger wurde in einem süddeutschen Bundesstaat die Anstellung verweigert, weil er ein Vikariatsjahr zu wenig hatte. Einem der tüchtigsten elsässischen Schulmänner, der den Posten eines Seminardirektors bekleidet hatte, wurde zugemutet, eine Volksschullehrerstelle anzunehmen mit der Aussicht, es mit der Zeit auch noch einmal zum Hauptlehrer zu bringen. Es empfiehlt sich nicht, die Einzelbeispiele zu häufen. Schon hat sich die geschickte französische Propaganda dieser Unglaublichkeiten bemächtigt: einer Reihe von Bahnbeamten, die wieder nach dem Elsaß zurückgekehrt sind, weil sie in Deutschland keine Stelle fanden, hat Wetterlé triumphierend in einem Leitartikel seines Organs diese Undankbarkeit der Boches vorgehalten und daran die Mahnung geknüpft, ja nicht nach Deutschland auszuwandern. Wollen wir aber auch nur jene kulturellen Beziehungen zu Elsaß-Lothringen aufrecht erhalten, die uns allein davor bewahren können, daß sich zum politischen Verlust der Westmarken auch der geistige und vor allen Dingen der moralische gesellt, dann brauchen wir eine starke Kolonie von Elsaß-Lothringern im Reiche, die man es fühlen läßt, daß man ihnen für ihre nationale Treue Dank weiß und die man in ihrem äußeren Fortkommen tatkräftig unterstützt, selbst wenn darüber einige Paragraphen von Anstellungsordnungen und bürokratischen Gepflogenheiten zerbrechen sollten.

Es handelt sich hier nicht darum, politische Gesichtspunkte in unseren Verwaltungsapparat hineinzutragen. Es handelt sich auch nicht darum, das Beispiel der Franzosen sklavisch nachzuahmen, die ein halbes Jahrhundert lang den Wiederanschlußgedanken dadurch wachgehalten haben, daß sie Elsässern und Lothringern jegliche Auszeichnung und pflegliche Sonderbehandlung zuteil werden ließen. Die Frage liegt für uns jenseits der Politik auf einem Gebiet, wo nationale und menschliche Rücksicht in eins verschmelzen. Diesem Gebiet einer „Wiedervergeltung" nationaler Treue zum Siege über den Buchstaben eines verkalkten Bürokratismus zu verhelfen, halten wir in der Tat für eine überaus deutsche Angelegenheit, die das Gewissen eines jeden Einzelnen von uns berühren sollte. B.

Die Wahlen in Ungarn und das ungarländische Deutschtum. Unter den in die Nationalversammlung gewählten Abgeordneten befindet sich auch eine Anzahl Deutsch-Ungarn. In erster Reihe ist da einer der entschiedensten Anhänger der deutschen Autonomiebewegung in Ungarn zu nennen: der Prälat Dr. Alexander Gießwein. Dr. Gießwein hat als einziger Provinzialabgeordneter, der außerhalb des Regierungsblockes steht, in dem Wahlkreise Ungarisch-Alpenburg gesiegt. Er gehört zu den fortschrittlich gesinnten

Christlich-Sozialen und wird in der neuen ungarischen Nationalversammlung als einer der Hauptvertreter der deutschen Sache in Ungarn eine bedeutende Rolle spielen.

Der west-ungarische Schriftsteller Mathes Nitsch hat in seiner Heimat, in Zorndorf, die Mehrheit auf sich vereinigen können. Nitsch gilt als ein hervorragender deutscher Schriftsteller und als ein durchaus zuverlässiger Deutscher.

Minister Dr. Jakob Bleyer und der Kaplan Dr. Johannes Huber sind als Vertreter der deutschen Gruppe der christlich-nationalen Partei in das neue Parlament gewählt worden. Ob man von diesen beiden ein entschiedenes Eintreten für die Interessen der ungarischen Deutschen erwarten kann, bleibt noch dahin gestellt. Der Nationalitäten-minister Bleyer ist bei einem großen Teil der Deutschen in Ungarn nicht sehr beliebt. Vielfach hat er den Bemühungen Alexander Giesweins und eines anderen Führers der ungarischen Deutschen, Dr. Gündisch, entgegengearbeitet, indem er der Presse verboten hatte, Zuschriften dieser beiden Führer abzudrucken. Nachdem er sie so wehrlos gemacht hatte, griff er Gießwein und Gündisch mit Hilfe seiner Presse in wenig ritterlicher Weise an.

Ferner werden als geborene Deutsche in dem Parlament für die deutsche Sache eintreten können der Abgeordnete von Ronyhad, Johann Weber, ein Bauernsohn aus der schwäbischen Türkei und der frühere Oberstuhlrichter Nicolaus Fischer. Auch diese beiden werden sich hoffentlich für den Schutz und die Förderung ihrer Muttersprache energisch einsetzen. Dies dürfte von besonderer Wichtigkeit in der Schulfrage sein.

Im großen und ganzen ist der Ausfall der Wahlen zum ungarischen Parlament für die Deutschen als durchaus günstig anzusprechen. Wenn sämtliche deutsche Abgeordneten zusammenarbeiten und gemeinsam energisch für die Interessen der ungarländischen Deutschen eintreten, so dürfte das Deutschtum in Ungarn mehr als bisher zur Geltung kommen. R. Z.

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag R. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin
Druck: „Der Herold" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die bolſchewiſtiſche Gefahr

Von General Graf von der Goltz,
vormals Oberbefehlshaber in Finnland und im Baltikum

Die bolſchewiſtiſche Gefahr wird von der großen Maſſe der Menſchen teils abgeleugnet, teils ſtark überſchätzt. Weite Kreiſe ſind der Anſicht, daß wohl im Januar 1919 die Gefahr für uns groß war, vom Bolſchewismus von außen und Spartakismus im Innern überrannt zu werden, daß dieſe Gefahr aber dank den Siegen der Baltikumtruppen in Kurland und dank den Kämpfen in den deutſchen Großſtädten gebannt worden ſei. Seitdem herrſche Ruhe, die Bolſchewiken hätten weder Oſtpreußen überflutet, wie tendenziös nach dem Zuſammenbruch des Bermondt-Unternehmens geweisſagt worden ſei, noch hätten ſie auch nur in den Randſtaaten Fortſchritte gemacht. Im Innern aber habe der 13. Januar die ganze Kopfloſigkeit der Spartakiſten bewieſen, die Arbeiter wanderten nach rechts ab, freuten ſich ihrer hohen Löhne oder ſtreikten, aber ohne daß dadurch der Beſtand des Staates irgendwie gefährdet ſei. Es paſſe ſich eben alles den veränderten Verhältniſſen an, denn ſchließlich ſei es gleichgültig, ob die Mark oder der Zehnmarkſchein den Einheitswert darſtelle.

Dieſer optimiſtiſchen Auffaſſung gegenüber möchte ich, der ich mich früher immer für einen Optimiſten gehalten habe, eine weſentlich ungünſtigere Auffaſſung vertreten.

Es mag ſein, daß die Maſſe der Arbeiter mit den hohen Löhnen und der geringeren Arbeit, die man von ihnen verlangt, ganz zufrieden iſt und deshalb im Augenblick an keine zweite Revolution denkt. Aber wird denn damit Wohlſtand erzeugt, der doch allein auf die Dauer geſunde wirtſchaftliche Verhältniſſe herbeiführen kann? Oder führt nicht vielmehr das ungeſunde Mißverhältnis der Ausgaben zu den Einnahmen zum unmittelbaren Untergang?

Tatſächlich ſind für unſere Finanzlage folgende Zahlen für jeden leicht zu verſtehen. [1])

[1]) Vgl. im einzelnen den intereſſanten Aufſatz von Geh. Oberfinanzrat Bang über den „Staatsbankrott", Sonderdruck aus „Deutſchlands Erneuerung", Lehmanns Verlag, München.

Jährliche Ausgaben vom Reich, Einzelstaaten oder Gemeinden von 1914	4,8	Milliarden.
Ebenso nach Erzbergers Voranschlag für 1920	24	„
Tatsächlich voraussichtlich	41	„
Zunahme der jetzt auf etwa 250 Milliarden angewachsenen Reichsschuld monatlich im Kriege	2	„
Jetzt	4½	„

Die Folge ist der bekannte Valutastand, die baldige Unmöglichkeit, im Auslande weiter zu kaufen, als durch Verschleuderung aller unserer Realwerte, die wir mit Geld nicht mehr bezahlen können, der Ausverkauf und die völlige Verarmung Deutschlands, eine Preissteigerung ohne Ende.

Die Preissteigerung ohne Ende ist aber letzten Endes eines der Anzeichen des Bolschewismus. Denn Arbeiter und Produzenten, die nicht von den Rohstoffen des Auslandes abhängig sind, können zwar auch ihrerseits immer höhere Löhne und Preise verlangen und so zu scheinbarem Reichtum gelangen. Alle übrigen aber nicht. Schon der deutsche Uhrmacher wird ärmer mit jeder Uhr, die er verkauft, denn er kann in der Schweiz keine neuen Uhren mehr kaufen, weil er sie nicht bezahlen kann. Ebenso ist jede Fabrik zum Stillstand gezwungen, die Rohstoffe aus dem Auslande braucht. Vor allem ist das große Heer der Staatsgläubiger, Staatsangestellten und besonders der Pensionäre, Kriegsinvaliden und -Hinterbliebenen erbarmungslos dem Untergange geweiht, so sehr sich auch Herr Erzberger bemüht, durch höhere Gehälter (aber nicht Pensionen), für die der Staat keine Deckung hat, die Beamten der Revolutionsregierung zu verpflichten.

Aber damit schafft die Regierung noch kein Brot, keine Stiefel und Kleider, und es kommt über kurz oder lang, wahrscheinlich aber sehr bald die Zeit, da die Leute sich das, was ihnen fehlt, bei den Reichen oder Verkäufern und Produzenten holen. Denn sie brauchen es, Geld haben sie nicht, dafür aber eine durch die Revolution in weitesten Kreisen völlig zurückgegangene Moral, die Skrupel in der Not nicht mehr kennt.

Auf diese Weise sinken immer weitere Kreise des Mittelstandes nicht nur in das Proletariat, sondern in das Schiebertum und Verbrechertum, dem die Staatsgewalt jetzt nicht mehr zu steuern vermag. Je bessere Löhne die Arbeiter erhalten, je weniger die Gebildeten sich leisten können, ihre Löhne die Arbeiter erhalten, je weniger die Gebildeten sich leisten können, ihre Söhne studieren zu lassen, je geringeren Wert für das äußere Fortkommen Bildung und Examina haben, je größeren Vorteil aber die Schieberbegabung einbringt, um so mehr wird das Proletariat zu Ehren kommen, der Mittelstand Hungers sterben oder aus Opportunismus in den Dienst des Proletariats treten, und um so üblere Elemente werden sich in die Klasse der oberen, der besitzenden Zehntausend hineinschieben. Bei diesen Aussichten ist die Haltung der Reichswehr von entscheidender Bedeutung. Das weiß die Regierung. Deshalb sucht sie sie durch unerhörte Löhne und Gehälter bei niedrigen Pensionen an sich zu fesseln und an der Futterkrippe der Revolutionsregierung festzuhalten.[2]) Aber

[2]) Vgl. die kürzlich bekannt gegebenen Besoldungspläne.

es ist klar, daß sie für diese Ausgaben keine Deckung hat, die Löhne immer weiter in die Höhe treibt und den allgemeinen Bankerott beschleunigt. Deshalb wird schließlich bei einer solchen Wirtschaft trotz seiner guten Bezahlung früher oder später auch das Militär der Propaganda von links erliegen müssen.

Das Schlimmste aber bei unserer Lage ist, daß die Reichswehr, die größtenteils jetzt noch brauchbar scheint, viel zu schwach, um allen ihren Aufgaben gerecht zu werden. Das Polenheer wird auf rund 450 000 Mann geschätzt und gilt damit auch zahlenmäßig als viel zu schwach, um dem Millionenheer der Bolschewiki gewachsen zu sein. Wir aber haben 200 000 Mann, in Ostpreußen davon nur einen Bruchteil, und sollen damit im Osten und im Innern Staat und Gesellschaft stützen. Daß unsere Regierung die Herabsetzung auf 100 000 Mann unbedingt verhindern muß, ist einfach selbstverständlich. Denn eine Regierung, die Staat und Volk gegen Bolschewiken wehrlos macht, kann sich nicht halten. Dabei sollte die Forderung bei der Entente leicht durchzusetzen sein, denn ein Heer, das zu schwach gegen Osten und im Innern ist, kann nicht auch noch der Entente im Westen gefährlich werden. Verlangt aber die Entente trotzdem auf die Dauer die Herabsetzung auf 100 000 Mann, so zeigt sie, daß sie Deutschland dem Bolschewismus wehrlos preisgeben will. Also zwingt der einfache Selbsterhaltungstrieb, das Heer auch gegen die Ententeforderung zu erhalten. Denn schlimmer kann es nicht kommen, als wenn Deutschland durch Wehrlosigkeit bolschewistisch wird. Fast schlimmer als die augenblickliche zahlenmäßige Schwäche der Reichswehr ist die Unmöglichkeit, im Falle der Not die ausgebildeten alten Soldaten zu den Waffen zu rufen, weil für sie die nötige Ausrüstung fehlt, vor allem die Bekleidung. Das vortreffliche Reichsverwertungsamt hat alles „verwertet", nur schade, daß die gewinnbringende Demobilmachung 17 Milliarden gekostet hat im Gegensatz zur Mobilmachung, die 2 Milliarden kostete, und daß mit unseren Waffen, Stahlhelmen, feldgrauen Anzügen, Stiefeln wir die östlichen Randstaaten ausgerüstet haben, die den russischen Bolschewisten nicht nur keinen Widerstand entgegensetzen, sondern wahrscheinlich mit ihnen gegen die verhaßten Deutschen und in unsere Brot versprechenden, reich angebauten Kulturländer vorrücken werden. Wir sind also im Falle eines Bolschewikeneinfalles auf Ententehilfe angewiesen, die uns ebenso zuteil werden wird, wie Judenitsch und Denikin; das heißt England wird uns unterstützen, so lange die Bolschewiken ihm gefährlich scheinen und uns die Hilfe nach den ersten Erfolgen versagen, um uns nicht groß werden zu lassen, sondern den Gegensatz Deutschland—Bolschewismus ebenso wie den Gegensatz Deutschland—Frankreich zu verewigen.

Aus diesen Gründen habe ich seit meiner Rückkehr aus Finnland und dem Baltikum manchmal den Eindruck, daß die Zustände, die in Osteuropa durch eine zweite Revolution herbeigeführt sind, bei uns allmählich schon auf dem Wege der Evolution sich befinden, daß aber diese zweite Revolution uns auch nicht erspart werden wird, wenn die Finanz- und Wirtschaftslage zum endgültigen Bankerott führt und gleichzeitig der Bolschewik von außen an die Pforten Deutsch-

lands pocht. Prüfen wir nun, welcher Gefahr dieser innerlich schwer bedrohte Staat von außen, von Osten ausgesetzt ist.[3])

Die Bolschewiken haben in den letzten Monaten unerhörte Erfolge errungen; Koltschak ist erledigt, die Bolschewikenherrschaft ist von der Gegend mehrere hundert Kilometer westlich des Ural bis an den Baikal-See 3000 Kilometer östlich des Ural vorgeschoben worden. Dort leisten ihnen nur noch die Japaner Widerstand, während Amerikaner und Ententetruppen zurückgezogen werden sollen. Daß das Land auch von innen bolschewistisch durchseucht ist, zeigt die unbeglaubigte Nachricht, Wladiwostok sei den Bolschewiken verfallen. Wladiwostok aber ist der östlichste Hafen Sibiriens. Denikins Heer ist in drei Teile zersprengt und bis an das Asowsche Meer, den Nordrand der Krim, die Ausläufer des Kaukasus, zurückgedrängt, und hat die reichen Dongebiete an die Bolschewiken verloren, die damit jetzt wieder wirtschaftlich sichergestellt sind. Sie beherrschen außerdem das ganze Gebiet zwischen Kaspischem Meer und Aral-See, ganz Turkestan, und entfalten von dort ihre Propaganda nach dem ihnen schon ergebenen Afghanistan, nach Persien und Indien. Das englische Weltreich ist bedroht.

Die Nordfront bei Archangelsk und an der Murmanbahn ist von der Entente so gut wie aufgegeben.

Während die Bolschewiken dem gut gerüsteten Finnland gegenüber sich noch abwartend verhalten, ist die Judenitsch-Armee teils übergelaufen, teils zerstoben, und die Esten haben Frieden geschlossen. Wohl haben die Letten jetzt zusammen mit den Polen Dünaburg genommen und besetzten Lettgallen, aber doch nur deshalb haben sie so leicht hier einen Erfolg errungen, weil die Bolschewiken alle ihre Kräfte im Süden haben. Der wirkliche Wert der lettischen Armee ist trotz des scharfen Vorgehens der von England getriebenen Ullmanis-Regierung ein recht geringer. Er ist teilweise gut, so lange es sich um Ziele des lettischen Chauvinismus handelt, die Eroberung Lettgallens und vor allem den Kampf gegen die verhaßten Deutschen. Gegen Bolschewiken, gegen ihre „Brüder" zu fechten, haben die Lettentruppen abgelehnt. Gegen sie sind nur die baltische Landeswehr und einige Truppenteile der ehemaligen Ballod-Truppen zu verwenden. Alle übrigen werden mit ihnen gemeinsame Sache machen und daran werden auch scharfe Regierungsmaßnahmen, wie zum Beispiel die Absetzung des Generalstabschefs Ohsols, eines ausgesprochenen Bolschewiken, nichts ändern. Das gleiche gilt von den Esten, die wegen ihrer Untätigkeit und Mißerfolge den Bolschewiken gegenüber im Frühjahr 1918 von uns verachtet wurden, die sich aber als ernst zu nehmende Gegner erwiesen, als sie gegen die verhaßten Balten fochten. Ebenso sind die Litauer bolschewistisch durchseucht, die Disziplin untergraben. Sie bedeuten ebensowenig wie die übrigen Randstaaten einen Schutz gegen den Bolschewismus, eher im Gegenteil. Wenn sie bisher noch nichts gegen Ostpreußen unternommen haben, so liegt es daran, daß sich die nicht ganz radikale Regierung Lettlands und Litauens, noch auf die Entente gestützt, gegen die inneren Bolschewiken halten konnte, daß die Letten Lettgallen haben wollten, die Litauer

[3]) Die nachfolgenden Angaben sind beglaubigten Pressenachrichten und zuverlässigen Privatmitteilungen von Balten, Deutsch-Russen usw. entnommen.

gegen die Polen aufmarschierten, daß also in beiden Randstaaten die bestehende Regierung bisher den Bolschewismus durch Chauvinismus niederzuhalten wußte. Für die Zustände in Lettland ist bezeichnend, daß der Sozialdemokrat Mender es ablehnte, in die Ullmanis-Regierung einzutreten, dafür aber in Moskau mit den Bolschewiken verhandelt, um den Friedensschluß mit ihnen zu betreiben und dann seine Regierung in Lettland einzuführen. Die Gemeindewahlen in Riga ergaben für die Ullmanis-Regierung etwa 14 Prozent der Stimmen. Landtagswahlen haben immer noch nicht stattgefunden. Das Ganze nennt sich „Volksregierung" unter dem Schutze der Schiffskanonen des englischen Volkes, das für die Freiheit der kleinen Völker in den Weltkrieg eingetreten ist.

Auch in Polen wird die Revolution mit Nationalismus niedergehalten. Diesem Zwecke dienen alle kriegerischen Unternehmungen an der Ostgrenze. Im übrigen fürchtet der neue Staat, dessen Valuta noch schlechter ist als die deutsche, den inneren Zusammenbruch und die Offensive der Bolschewiken im Frühjahr. Denn diese Offensive droht Lenin offen an, und er ist dafür nach Erledigung Denikins, von dem er eine Riesenbeute, zum Beispiel allein 650 Geschütze in einem Monat bezogen, auch sehr wohl imstande. Nur neue Erfolge Denikins könnten diese kriegerische Möglichkeit erschweren oder aufschieben. Das bolschewistische Friedensangebot an Polen scheint nur ein sehr geschickter Schachzug zu sein. Denn auf die Bedingung, sich von der Entente zu trennen, kann Polen nicht eingehen, ohne sich wehrlos zu machen, insbesondere gegen Ukrainer, Weißrussen und Litauer, deren Gebiete sich dann ohne weiteres wieder von Polen loslösen würden. Lehnt aber Polen das Friedensangebot ab, so werden alle radikalen Elemente des Landes gegen die Regierung aufstehen, der sie den neuen Krieg verdanken, und mit den Bolschewiken gemeinsame Sache machen. Das polnische Heer aber gilt trotz seiner 450 000 Mann zahlenmäßig als zu schwach und innerlich als mäßig. Dies gilt jetzt auch für die Haller-Truppen, gilt aber nicht für die ehemals deutschen Soldaten.

Bei dieser Not Polens taucht nach Pressenachrichten der Gedanke auf, wir sollten von der Entente einen Auftrag bekommen, Seite an Seite mit den Polen den Kampf gegen den Bolschewismus zu führen. Es wäre ein neuer geschickter Schachzug Englands. Denn dadurch ziehen wir die Bolschewiken von Indien ab und stützen das englische Weltreich, emanzipieren uns im Osten und machen uns dabei von dem Geld und Waffen liefernden England abhängig. Ein Eingehen auf eine solche Forderung wäre nur denkbar, wenn Polen uns Westpreußen und die Provinz Posen zurückgäbe, nicht bloß auf die Abstimmung in Oberschlesien, wie es in den Zeitungen heißt, verzichtete. Denn sonst setzen wir den Staat, der unseren Waffenerfolgen sein Entstehen verdankt, auch mit deutschem Blut noch in den Sattel. Dies Blut wird um so mehr fließen, als die polnischen Truppen selbst halbe Bolschewiken, also höchst unzuverlässige Bundesgenossen sind. Nein, nach allen zuverlässigen Nachrichten ist Polen kein Dauergebilde. Möge es dem Bolschewismus verfallen! Den Kampf gegen den Bolschewismus werden wir hier zweckmäßig erst aufnehmen, wenn er sich unseren Grenzen nähert. Dann heißt es, mit unseren schwachen Truppen ihn an den großen Strombarrieren der Weichsel, des Narew und so weiter vom Heimatboden fernzuhalten.

Zu weiteren militärischen Leistungen reicht die Kraft Deutschlands nicht aus, oder nur dann, wenn man sich von England abhängig macht, von demselben England, das soeben erst die westrussische Regierung geschlagen hat, nur weil ihr als russische Untertanen auch deutsche Freiwillige dienten, die von der deutschen Regierung selbst bekämpft wurden. Konnte man noch im Sommer 1919 die Hoffnung hegen, daß mit Einverständnis und Förderung der heiligen Entente eine internationale Front gegen den Boschewismus sich auftat: jetzt nach dem Verhalten Englands gegen Denikin, Bermondt, Judenitsch und vor allem doch auch gegen Deutschland und nach der Entwicklung in Polen, nach der Bewaffnung des radikalen Mobs in sämtlichen Randstaaten ist eine Offensive des militärisch schwachen, finanziell bankerotten Deutschland ohne Etappentruppen durch ein deutschfeindliches und radikales Land eine strategische Unmöglichkeit, eine politische Unwürdigkeit. Nur ein militärisches Glacis, vorwärts unserer Grenze dem Gelände angepaßt, ist noch möglich. Aber freilich, die Gefahr für Deutschland bleibt eine um so größere und es gilt, ihr vorausschauend zu begegnen, worüber weiter unten die Rede sein soll. —

Der russische Bolschewismus wird jetzt mit echt deutscher Gutgläubigkeit vielfach als überwunden, oder doch für uns ungefährlich bezeichnet. Man sagt, er habe sich nach rechts gemausert, sei national geworden, habe seine Spitze gegen England und habe gerade unter diesem Motto seine Erfolge gegen den von England unterstützten Denikin errungen. Diese Darstellung zeugt doch wohl von einer Verkennung des Wesens des Bolschewismus, von dem mir noch kürzlich ein sehr kluger Mann gesagt hat, bisher habe ihm noch keiner sagen können, was Bolschewismus bedeute. Wirtschaftlich ist Bolschewismus mit Maximalismus gleichbedeutend, also mit der äußersten Bekämpfung der Privatwirtschaft. Im übrigen bedeutet er meines Erachtens die Ablehnung der westeuropäischen Kultur seitens des ganz anders gearteten Russentums, das dem gesamten Europa innerlich fremd und oft feindlich gegenübersteht. Dieser Grundzug geht durch die gesamte russische Literatur und ist zugleich der Vater des Panslawismus, der Vereinigung aller Anhänger der orthodoxen Kirche gegen Rom und Wittenberg, gegen Großkapitalismus und großstädtischen Asphaltliberalismus. Dieser Kulturüberdruß hat ihm ja die Freundschaft dekadenter westeuropäischer Großstädter eingetragen, die an der Spitze des bolschewistischen Rußland ihnen wesensverwandte Juden oder Ideologen sehen und deren sadistische Neigungen durch die Untaten des verbrecherischen Pöbels befriedigt werden, der sich in der Praxis natürlich sofort des Evangeliums der Unkultur bemächtigt hat. An diesen Ausführungen ändert die Tatsache nichts, daß es natürlich auch in Rußland eine kleine europäisch gebildete Oberschicht gibt, mit der ich in freundschaftliche Beziehungen getreten bin, und die mit mir einig ist in dem Wunsche der Wiedergeburt des alten Bismarckischen Gedankens der deutsch-russischen Freundschaft. Aber auch diese Kreise werden mir recht geben, daß der Bolschewismus ein Produkt des russischen Kulturhasses ist. Wohl scheint an einer teilweisen Rechtsentwicklung der Bolschewikenherrschaft kein Zweifel möglich. Abschaffung der Betriebsräte (die wir jetzt einführen!), Zwölfstundentag und Arbeitszwang und so weiter: das sind höchst segensreiche wirtschaftliche Reaktionen, die auch bei uns kommen werden, weil

sie kommen müssen. Aber an der Feindschaft des russischen Bolschewismus gegen die europäische Kultur, und zwar nicht bloß gegen ihre Ausartungen, sondern gegen unsere Kultur schlechthin, ändern diese Reformen der anpassungsfähigen, geschickten Führer nichts. Diese aber halten sich bisher weiter durch ihre scharfe Diktatur. Aber da eine weitere Rechtsentwicklung Rußlands unter neuen Führern nicht direkt ausgeschlossen ist, und wir uns mit einem bürgerlich werdenden Rußland — ob zaristisch oder demokratisch — freundschaftlich stellen müssen, so ist dies ein weiterer Grund, nicht an Polens Seite gegen Rußland zu kämpfen, sondern dies erst zu tun, wenn es auch gegen uns feindlich auftritt.

Mag sein, daß der allrussische Bolschewismus, der seine Lehre der Weltrevolution 1919 zunächst einmal dem Nachbarlande und bisherigen Feinde Deutschland bringen wollte, sich jetzt wesentlich England als Feind ausgesucht hat, den abtrünnigen Bundesgenossen, den mächtigsten Vertreter des Kapitalismus. Ich vermute aber, daß die bolschewistischen Führer weniger durch einen neuen Alexanderzug als mit Propaganda Indien zu erobern gedenken. Dies ist wesentlich leichter, da auch die indische Kultur der europäischen feindlich ist. Auch in dem müden Chinesentum mag die bolschewistische Lehre, welche sich dort anzupassen weiß, Anhänger finden. Asien den Asiaten! Darin liegt natürlich eine Riesengefahr für das englische Weltreich.

Als militärische Front aber dürfte nach Erledigung Denikins im wesentlichen Polen gelten, schon um das alte Rußland wiederherzustellen, den panslawistischen Gedanken, der dem Bolschewismus verwandt ist, zu verwirklichen, einen bei dem innerpolitischen und innerwirtschaftlichen Zustand Polens voraussichtlich nicht schweren militärischen Erfolg zu erringen, und den durch den Weltkrieg enttäuschten Allrussen ein neues, großes Ziel zu geben. Nach einem Sieg über Polen aber gibt es für Sowjet-Rußland nur zweierlei: Bündnis mit dem jetzigen, selbst bolschewistischen, bankerotten Deutschland, in dem dann die Räterepublik ausgerufen werden dürfte, oder Kampf gegen Deutschland, das sich dann unbedingt endlich unter einem nationalen und sozialen Programm zusammenfinden muß, wenn es nicht verloren sein soll.

Die Entente aber stellt keinen einzigen Soldaten, sie zieht auch die letzten schwachen Einheiten zurück. Sie sichert die eigenen Kaufleute in den Hafenstädten der Ostsee und des Schwarzen Meeres durch ihre Kriegsschiffe, sie sucht die Randstaaten zu einheitlichem Handeln gegen Rußland zu vereinigen, aber doch wohl, ohne sich Täuschungen über den inneren Wert dieses Schutzwalles hinzugeben, sie sucht den Bolschewismus im Innern Rußlands zu bekämpfen, durch Anknüpfen von Handelsbeziehungen mit den mächtigen, angeblich nicht bolschewistischen russischen Konsumvereinen und so zugleich den Handel Rußlands an sich zu reißen. Wie weit das letzte Mittel erfolgreich sein oder umgekehrt das Gift nach England tragen wird, dürfte die Zukunft lehren. Die militärische Gefahr für die Randstaaten und deren innere Verseuchung und damit die Gefahr für Deutschland wird es nicht verhindern. Da diese Randstaaten aber sämtlich deutschfeindlich sind und die Randstaaten-Bolschewiken die ersten sein werden, die Deutschland bedrohen, so ist schon deshalb ein Bündnis mit den Bolschewiken ausgeschlossen. Das sollten die bedenken, welche ich mit meinen Ausführungen

über das Wesen des russischen Bolschewismus nicht habe überzeugen können. Als weiteren Beweis hierfür möchte ich kurz einige meiner Erfahrungen mit dem Bolschewismus mitteilen.

Zunächst in Petersburg. Ein im November 1917 in Petersburg anwesender Deutsch-Russe berichtete mir, daß nach vergeblichen früheren bolschewistischen Putschen die große Masse der Einwohner nicht ernstlich an eine bolschewistische Gefahr geglaubt hat. Da erwachen sie an einem trüben Novembermorgen und erfahren, daß sämtliche Wachen, Polizeistationen, Gefängnisse, Regierungsgebäude sich in der Gewalt des maximalistischen Pöbels befinden. Eine bis ins kleinste durchgeführte Mobilmachung hatte den Überfall vorbereitet, völlige Stille nach außen die Bürger eingeschläfert. Trotzdem herrscht dort zweieinviertel Jahre lang der rote Terror, vielleicht allmählich in seinen Grausamkeiten nachlassend, weil die Feinde tot oder mit Gewalt in den bolschewistischen Dienst eingestellt sind, aber es ist und bleibt die Diktatur des Proletariats oder einer kleinen, mit äußerster Härte regierenden Minderheit. So sind die nicht geflohenen alten Offiziere in die Rote Armee eingestellt, alle stehen unter Aufsicht des in Rußland von jeher glänzenden politischen Spitzeldienstes, sie wissen, daß ihre Angehörigen umgebracht werden, wenn sie nicht willenlos sich fügen. Daneben sucht man ein Arbeiter- und Bauern-Offizierkorps auszubilden, aber bisher bei dem allgemeinen Bildungstiefstand ohne großen Erfolg. Immerhin soll nicht unerwähnt bleiben, daß ein Hauptlehrgegenstand die deutsche Sprache ist. Trotzki quittierte den alten Zarenoffizieren ihre Dienste kürzlich mit der Anerkennung, daß nur ihnen es zu danken sei, wenn bei der allgemeinen Faulheit und Disziplinlosigkeit etwas erreicht wurde. Die Welt bietet doch vielfach dasselbe Theater!

In Finnland hielt sich nach dem Sturz der Kerenski-Regierung in Rußland im November 1917 die bürgerliche Regierung gegen die fast gleich starke sozialistische Minorität des Landtages und trotz der Anwesenheit einer wüsten russischen Soldateska noch zehn Wochen am Ruder. Da bemächtigten sich die finnischen Roten, gestützt auf eben dieselbe Soldateska, der Herrschaft gleichzeitig im ganzen Lande am 27. Januar 1918. Als Grund für diese überraschenden Erfolge kann nur die mangelnde einheitliche Leitung der finnischen Bürgerwehr, des sogenannten Schutzkorps der weißen Garde, bezeichnet werden. Finnland hat daraus gelernt, denn jetzt bilden diese Schutzkorps, denen nur zuverlässige Leute angehören, die gut besuchte Appells, Alarm- und Schießübungen abhalten, deren Auflösung deshalb von den Radikalen gefordert wird, den Hauptschutz des Landes im Innern.

Als Folge der Revolution mußten alle besitzlichen und amtierenden Bürger und die meisten Grundbesitzer fliehen und sich versteckt halten. Die Krankenhäuser bildeten einen beliebten Versteck. Die meisten aber begaben sich nach Nordfinnland, wo ein sofortiger Gegenputsch der Weißen Garde in einem besonders zuverlässigen Landstrich die Roten schnell wieder gestürzt hatte. Sonst aber mißglückte überall jeder Versuch einer Gegenrevolution von innen heraus. Wer gefaßt wurde, fand den Tod oder wurde gefangen gesetzt. Die bürgerlichen Wohnungen wurden auf Waffen, Bekleidungsstücke, Lebensmittel durchsucht und ausgeplündert. Das Gesetzbuch war außer Kurs. Man urteilte nach eigenem

willkürlichem Recht. Es herrschte allgemeine Unsicherheit. Die Gefängnisse wurden geöffnet und statt mit Verbrechern mit politischen Gegnern bevölkert. Im Generalgouvernement regierten die Zuchthäusler. Andere als bolschewistische Zeitungen durften nicht erscheinen. So wurden die Brunnen weiter vergiftet. Den Bürgerlichen fehlte einheitliche Leitung und Beeinflussung.

Da es bei uns Mode ist, die Erzählungen über Grausamkeiten als unglaubwürdig darzustellen, weil dies für den guten Schlaf vorteilhafter ist, so erwähne ich als Beispiel für viele nur folgende, mir von einem gebildeten älteren Augenzeugen bestätigte Geschichte: Als das dritte Garde-Ulanen-Schützen-Regiment in Rihimäki, einem größeren Eisenbahnknotenpunkt und Industrieorte, eindrang, wurde es auf ein Haus hingewiesen, in dem die weißen Gefangenen zu befreien seien. Das Haus war unbewacht, aber kein Erretetter fiel den Befreiern dankbar seien. Das Haus war unbewacht, aber kein Erretteter fiel den Befreiern dankbar dringenden Rittmeister ein betäubender Leichengeruch. Schließlich fand man unter zahllosen Leichen auch noch Schwerverwundete, von denen die Mehrzahl wahnsinnig geworden war. Die Roten hatten, als sie ihre Sache für verloren hielten, den Eisenbahnknotenpunkt vor mehreren Tagen geräumt, aber waren vorher noch in das Gefängnis eingedrungen, hatten alle Gefangenen wahllos niedergeschossen oder -gestochen und die noch Lebenden ohne Wundbehandlung und Verpflegung ihrem Schicksal überlassen. Der Anblick und Eindruck ist ein so grauenhafter gewesen, daß die Vorgesetzten das Haus nur von Ärzten und Krankenpflegern betreten ließen.

Bei noch viel grauenhafteren Verbrechen in Frederikshamm ist der Anführer eine geistig anormale Persönlichkeit gewesen, die in dem neuen Zeitalter der Freiheit frei auf die Menschheit losgelassen war, ebenso wie die Verbrecher. Im übrigen ging das Leben hier wie jetzt bei uns seinen Gang. Es wurde alles unerschwinglich teuer und es wurde sinnlos Papiergeld gedruckt, das die Finnländer bei der Kürze der Bolschewikenherrschaft aber schneller abstießen, als wir es tun werden.

Da die Roten von Rußland in jeder Hinsicht unterstützt wurden, so wäre meines Erachtens General Mannerheim trotz sehr geschickter Führung und glänzender Tapferkeit der Truppen mit seinem unausgebildeten Bauernheere ebensowenig in der Lage gewesen, Finnland den von Rußland unterstützten Roten auf die Dauer völlig zu entreißen, wie Denikin, Koltschak, Dutow, Krasnow, Judenitsch, es mit ihren ausgebildeten Heeren in Rußland gekonnt haben. Dagegen haben die gegen jede bolschewistische Verseuchung unzugänglichen kaiserlich deutschen Truppen durch ihren Stoß in den Rücken der Roten binnen einem Monat deren Herrschaft gebrochen, durch ihr Verbleiben im Lande eine neue Revolution verhindert und durch Aufstellung eines stehenden finnischen Heeres und Schutzkorps die bürgerliche Regierung bis jetzt ermöglicht.

Ich komme zum Baltikum. Die Revolution unter den deutschen Truppen der 8. Armee im November 1918 fand Boden in der lettischen Bevölkerung und öffnete das Land den russischen Bolschewiken. So wurde es binnen weniger Wochen von innen und außen bolschewistisch. Der Grund für diese schnellen Erfolge lag sicher zum Teil in der fehlenden Vorbereitung und Opfer-

willigkeit der rechtsstehenden Bevölkerung und in einem umständlichen Bürokratismus, der den im Oktober gemachten Vorschlag einer militärischen Organisation aller bürgerlichen Landeseinwohner nicht schnell genug zur Tat werden ließ. Mir hat ein estländischer Balte immer wieder versichert, daß es, wenn die Balten willig rechtzeitig die Hälfte ihres Besitzes fortgegeben, sie die andere Hälfte gerettet hätten. Jetzt ist dieser selbe Herr glücklich, eine einfache Försterstelle in Ostpreußen erhalten zu haben. Andere Balten vegetieren ohne alle Einnahme in Deutschland in furchtbarstem Elend.

Fast alle Besitzer, oft auch die Verwalter mußten fliehen, um den Landarbeitern den Besitz zu überlassen, den diese nicht bewirtschaften können. Das Land bleibt größtenteils unbestellt. Andere wurden ermordet oder gefangen gesetzt. Bei der Rückeroberung Tukkums und Mitaus durch baltische Landeswehr drangen die Bolschewiken noch kurz vor ihrem Abmarsch in die Gefängnisse ein, schleppten die Gefangenen fort und erschossen sie unterwegs, wenn sie auf der Flucht zusammenbrachen. Wer glücklich in Riga ankam, wurde meist dort erschossen. Bei der Einnahme Rigas haben es sich die Bolschewiken leichter gemacht, sie haben kurzerhand erschossen, was sie in den Gefängnissen schnell noch erschießen konnten. Als ich selbst wenige Tage nachher die berühmte Petrikirche besichtigen wollte, traf ich dort am Altar die Witwen der beiden Hauptpfarrer am Sarge ihrer Männer. Die deutschen Zeitungen brachten damals lange Listen der ermordeten Balten. So mußten die Deutschen die Wiedereroberung der deutschen Städte bezahlen, und es ist erstaunlich, daß die Bolschewiken zu den Morden Zeit gefunden haben. Denn alle Städte sind in Voraussicht der bolschewistischen Rache durch Überraschung genommen worden.

Unter den nachgewiesenen Grausamkeiten der letzten Zeit will ich nur die von Thorensberg vom 8. Oktober 1919 abends erwähnen. Die Eiserne Division war in diesen Ort eingedrungen und hatte ihn im nächtlichen Straßenkampfe infolge der stockdunklen Neumondnacht wieder verloren. In den Quartieren blieben eine größere Zahl Deutscher zurück. Bei der endgültigen Einnahme am Morgen des 10. Oktober durch die Eiserne Division und Deutsche Legion fand man die Leichen entsetzlich verstümmelt vor und bat die Vertreter der Entente, sich von diesen Grausamkeiten durch Augenschein zu überzeugen. Leider haben diese meines Wissens der Einladung nicht Folge geleistet, wohl weil sie sich in ihrer Liebe zu ihren neuesten Freunden nicht beeinflussen lassen wollten.

Im übrigen geben die der Presse übergebenen Photographien von diesen und anderen Scheußlichkeiten ein so wahrheitsgetreues schauriges Bild, daß jeder Zweifel verstummen sollte.

Die Bevölkerung in Riga war ebenso wie in Petersburg und Moskau in vier Verpflegungsklassen geteilt. Die regierende Proletarierklasse schwelgte in Überfluß, die letzte Klasse der ehemals Besitzenden durfte Hungers sterben oder doch so schwach werden, daß sie jeder Ansteckung erlag. Ich habe nach der Einnahme Rigas furchtbar unterernährte Gestalten gesehen, die zu keiner Arbeit mehr fähig waren und vielfach noch nachträglich gestorben sind.

Die Wohnungen waren beschlagnahmt, die Besitzer entweder anderswo kümmerlich untergebracht oder auf ein Zimmer beschränkt, während der Mob

beiderlei Geschlechts in der übrigen Wohnung die ganze Nacht hindurch seine Orgien feierte. Einzelne Wohnungseinrichtungen sind nach der Ukraine gegen Lebensmittel verkauft worden.

Auf den Straßen durfte man nur mit ältesten Sachen gehen, um nicht nackt ausgezogen zu werden. Schnellebig zeigte sich nach unserem Einzuge das schöne Geschlecht wieder in seinen besten Gewändern.

Die Banken waren alle geplündert und geleert, so daß die Besitzer dort alles verloren haben. Dagegen wurden die Millionen in besonderen Bolschewikikassen vorgefunden, aber ohne daß der einzelne Besitzer sein Recht nachweisen konnte.

Das ist das wahrheitsgetreue Schicksal der bürgerlichen Gesellschaft in den Gegenden gewesen, in denen ich anderthalb Jahre lang mit dem Bolschewismus in Berührung gekommen bin, und das nach den Erfahrungen in München auch dem deutschen Bürger bevorsteht, wenn er nicht vorausschauend alles tut, um die Gefahr abzuwenden.

Was kann also geschehen?

1. Die dauernde Beibehaltung mindestens des 200 000 Mann-Heeres, die Ausgestaltung der Sicherheitswehr auch gegen alle Entente-Einsprüche und Widerstände ist einfache Pflicht der Selbsterhaltung. Ich wiederhole, daß eine Regierung, die hier aus Schwäche versagt, sich nicht halten kann. Diese Frage ist keine der Parteien, sondern eine der gesamten bürgerlichen Gesellschaft. Alles, was die Entente androhen könnte, wiegt gering gegenüber den Gefahren völliger bolschewistischer Zertrümmerung von innen und außen.

2. Die Einwohnerwehren müssen nach finnischem Muster verbessert und ihr Dienst ernster genommen werden. Nachtwächterdienst in ruhigen Zeiten genügt nicht. Wichtiger sind Belehrungszusammenkünfte, um Interesse, politisches und militärisches Verständnis zu heben, Alarm- und Schießübungen. Gefechtsübungen sind bei den ausgebildeten Leuten nach dem langen Kriege in den Städten wohl um so weniger nötig, als es sich hier meist um Straßenkämpfe handeln wird, die man schwer üben kann. Da der Fall eintreten kann, daß eine noch radikalere Regierung in den Einwohnerwehren ihren Feind sieht, wird es für diese meines Erachtens nötig sein, auf eigenen Füßen zu stehen und eigenes Geld und eigene Waffen zu haben. In Finnland fordert die Linke die Auflösung der Schutzkorps. Diese aber werden sich nicht auflösen lassen. Es kann also zum Bürgerkriege kommen. Besser aber, daß in ihm das Bürgertum bewaffnet und einheitlich organisiert ist, als daß es wie 1918 in Osteuropa wehrlos dem macht- und besitzlüsternen Mob zum Opfer fällt. Die finnischen Schutzkorps sind bei etwas mehr als drei Millionen Einwohnern 130 000 Mann stark. Übersetzen wir diese Zahl auf Deutschland, so müßte unsere Einwohnerwehr 2½ Millionen Mann betragen, um Ruhe und Ordnung im Innern des Landes zu gewährleisten.

3. Da ein großer Teil der Einwohnerwehren nur einen örtlichen Wert hat, so müssen in ihnen Stoßtrupps der jüngeren zuverlässigen beweglichen Leute bereitgehalten werden, welche auch an anderen Stellen operativ verwendet werden können. In den Städten muß hierfür möglichst die gesamte Intelligenz gewonnen werden. Nur die unbelehrbaren, echten deutschen Michel mögen bei ihren Büchern bleiben.

4. Wir müssen uns darüber klar sein, daß die Hauptwaffe der Bolschewiki ihre Propaganda ist. Einseitig darstellend, aufhetzend, mit unklaren, aber um so wirksameren Schlagworten und Gemeinplätzen, knapp und scharf wirken Rede und Schrift auf das Volk, das einzeln leicht in unserem Sinne zu beeinflussen ist, aber als Masse der Massenpsychose erliegt. Riesenmittel sind nötig, um hier entgegenzuarbeiten. Die Hauptarbeit muß in Kleinarbeit, in menschlicher, sozialer Beschäftigung mit den Mitbürgern aller Stände geschehen. Die Kluft zu ihnen muß in persönlichem Verkehr ohne unwürdige Popularitätshascherei überbrückt werden. Soziales, menschliches Verständnis für alle Volksgenossen muß die Losung sein.

5. Der russische Bolschewismus geht von den Landarbeitern aus, er richtet sich gegen die europäisch übertünchten Großstädte, aber auch gegen den Großgrundbesitz. In dieser Form bringen ihn unsere Unabhängigen aufs Land, sie regen den Landarbeiter zu Lohnforderungen, Arbeitsverkürzungen, die der Volksernährung gefährlich sind, zu Streiks und zu Forderungen von Siedlungsland an. Ich glaube nicht, daß man dem letzteren Wunsch auf die Dauer sich widersetzen kann, zumal dessen Erfüllung der bolschewistischen Propaganda den Wind aus den Segeln nimmt. Gibt der Besitzer nicht freiwillig Land, so wird eine durch Millionen von Landarbeitern gestützte radikale Regierung den Großgrundbesitzern das Land nehmen. Darum muß das Recht auf Land grundsätzlich zugestanden, der Mann aber bei den heutigen Preisen für Bauten, lebendes und totes Inventar auf später — aber nicht ad kalendas graecas — vertröstet werden. Er wird dafür Verständnis haben, wenn das Verhältnis zwischen Besitzern und Arbeitern auf menschlichem Vertrauen beruht. Wo es irgend möglich ist, muß mit Siedlung angefangen und Ernst gemacht werden.

6. Auch der Wunsch der alten Soldaten geht auf Siedlung. Sie wollen aufs Land, für das sie im Kriege mehr Verständnis gewonnen haben. Auch wissen sie, daß dort die Verpflegung besser ist. Wir müssen sie aufnehmen, auch wenn sie zunächst nur Landschüler sind. Auch für sie gilt das zu 5 Gesagte. Dann werden die national Gesinnten dem Besitzer ein Schutz, der Dorfbevölkerung ein Vorbild sein. Wenn Offiziere und geeignete Unteroffiziere dabei sind, können sie durch Sport, Gesang, Vorträge, Aufführungen die Mußestunden in glücklicher Weise ausfüllen und wieder zufriedene Menschen schaffen.

Vor allem aber ist jeder auf dem Lande untergebrachte entlassene Heeresangehörige der Großstadtluft und -Propaganda entzogen und eine Kraft auf dem Lande, wenn die Großstädte dem Radikalismus verfallen. Wer das Land hat, hat das Brot und damit das Reich. Das wissen die Spartakisten ganz genau. Die Zukunft Deutschlands hängt davon ab, ob eine national und sozial denkende gebildete Oberschicht oder die Spartakisten die Landbevölkerung für sich gewinnen.[*])

Auch müssen wir uns dauernd das Wort Clemenceaus vor Augen halten, daß Deutschland 20 Millionen Einwohner zu viel hat. Kann die Industrie diese Millionen nicht beschäftigen, ist Auswanderung nicht möglich, so müssen sie auf

[*]) Dieses Ziel hat sich der kürzlich gegründete Heimatbund zur Versorgung Heeresentlassener, Berlin W, Sigismundstraße 8, als Aufgabe gestellt, dessen Unterstützung in jeder Hinsicht im allgemeinen Interesse liegt.

das Land und so dem Vaterlande als gesunde und zufriedene Deutsche erhalten werden. Deutschlands Zukunft beruht auf diesen 20 Millionen, auf seinem Bauernstande, auf der Erhaltung der opferwilligen Vaterlandsliebe seiner alten Verteidiger im Weltkriege, auf der nationalen und sozialen Gesinnung in Stadt und Land. Um diese Zukunftsaufgabe sollte jeder in täglicher Kleinarbeit mitwirken, welchen Beruf er auch hat.

7. Die bolschewistische Gefahr ist groß, namentlich im Verein mit der wirtschaftlichen und finanziellen inneren Lage Deutschlands. Aber noch größer ist sie für Polen und vielleicht auch für Indien. Darin liegt für uns ein Hoffnungsstrahl. Deshalb sollten wir nicht gleich naiv unsere Freude und unsere Bewunderung den englischen Staatsmännern öffentlich bekunden, wenn diese erklären: „Der Versailler Frieden muß revidiert werden." Time Danaos et dona ferentes! Es muß England schlecht gehen, wenn es Deutschland Geschenke anbietet.

Die nächste Zeit kann im Osten große Entscheidungen bringen und wichtige Entschlüsse fordern. Dafür kann man im voraus noch nichts Bestimmtes sagen, aber folgende Richtlinien scheinen mir richtig: Kein Bündnis mit dem bolschewistischen Rußland, keines mit Polen, kühle stolze Zurückhaltung gegen England. Nie darf ein Zusammengehen mit England unser späteres Zusammengehen mit einem bürgerlichen Rußland unmöglich machen. Denn Deutschlands Zukunft liegt im Osten.

Finanzbolschewismus

Von Dr. A. Ringleb-Berlin

Die Ratlosigkeit des Westens gegenüber der russischen Sphinx beginnt offenbar zu werden. Seine besten Politiker arbeiten an einer „Bekämpfung des Bolschewismus". Systemlos. Denn sie traten in den Kampf gegen ein Faktum, dessen Grundursachen nicht erkannt oder, wenn erkannt, nicht ausgesprochen sind.

Der Bolschewismus entstand da, wo die Völkerwanderung von Osten nach Westen sich mit der proletarischen Völkerwanderung von unten nach oben schnitt oder traf. Diese geographische Völkerwanderung, die ostwestliche, erstrebt das gleiche hohe Ziel wie die proletarische. Sie will die westländische Zivilisation übernehmen. Aber gleichzeitig wünscht sie diese Zivilisation in ihren anfechtbaren Punkten (Glaube an Kapital, liberales Gerechtigkeitsidol, soziologische Mechanik auf individualistischem — nämlich rechtlichem, händlerischem und kulturellem — Hintergrunde) zu idealisieren, ohne dafür brauchbare Wege gefunden zu haben.

Und dennoch konnte der Bolschewismus mächtig und stabil werden, weil er eine der genialsten und größten Interessenverkoppelungen darstellt, die inner-

halb genauer Geschichtsforschungsabschnitte erkennbar geworden sind. Er ist die Verknüpfung eines Rassen- mit einem Klassenkampf: Der Kultur nicht teilhaftiges Ostjudentum, das durch Jahrhunderte unter grausamster Bedrückung geseufzt hat, sucht seine schwer bedrängte Minorität (von 1800 Millionen Menschen des Erdballs lassen sich schätzungsweise 14 Millionen Menschen jüdischer Rasse zählen) zu erhalten mit dem kämpferischen Vorspann seines zahlenmäßig weit überlegenen Partners, der roten Internationale. Russisches Judentum und Proletariat — nicht „anerkannte" Minderheiten, die beide weltverstreut, aber weltenmächtig wohnen, vereinigen sich und erreichen in wechselseitiger Unterstützung größte Klassen- und Rassenziele: Sozialen Aufstieg und rassische Selbsterhaltung.

Es kann nicht Aufgabe eines kurzen Aufsatzes sein, den hier maßgeblichen großen Zusammenhängen einzeln nachzugehen und zur Deutung der Tatsache zu schreiten, weshalb das unausgesprochene Gemeinschaftsgefühl zwischen dem unbegüterten Kleinjudentum des Ostens und dem bodenständigen besitzenden Judentum der Westlande bei diesem Kampfe nur taktisch und nicht lückenlos aufgegeben wird.[1])

Die vorstehenden knappen Umrisse mögen genügen, um zu einem Verständnis der höchst komplizierten und verschleierten Zusammenhänge zu gelangen, die nachstehend untersucht und dargestellt werden als die Durchführung der eingangs erwähnten Ziele des russischen Bolschewismus.

Von den fast 50 Beauftragten der russischen Sowjets (das heißt dem engeren Rat: etwa 900 Arbeiter und Bauern russischer Abkunft stellen die Gesamtzahl der Beauftragten) ist die überwiegende Mehrheit (mehr als 90 Prozent) jüdischer Abstammung. Damit ist eine der mächtigsten neuzeitlichen politischen Institutionen zu einer vom Abendlande in jahrhundertelanger Torheit gezüchteten Weltgefahr geworden. Das alte Europa hatte mit dem Ghettosystem das Judentum gezwungen, das Geld und seine Fragen zur ausschließlichen Denkform zu erheben, sei es in pro-, sei es in antikapitalistischer Einstellung. Man zwang, unter den Vorstellungsformen und dem Moralbegriff der mittelalterlichen Kirche lebend, das kasernierte Judentum, sich dem Wechsler- und dem Zinsgeschäft zuzuwenden. Man erklärte das Zinsnehmen und das Darlehnsgeschäft für anrüchig und wundert sich heute in absurder Torheit und mit sachlich unbegründetstem Mißtrauen gegen eine von der Menschengemeinschaft falsch erzogenen Rasse, deren Intellekt zu Besserem als zur Schaffung eines unsozialen Kapitalismus berufen ist, daß die jüdischen Solidaritäten zur Monopolstellung in den Geschäften des Geldes gelangt sind. „Schuld" ist ein Werturteil, dessen Bildung nur unverschleierte und unentstellte Tatsachen zugrunde liegen dürfen. Schuldig an seiner Einstellung auf den materiellen Gewinn ist nicht das Judentum, sondern seine von anderen gemachte Geschichte. Was die Gemeinschaftsidee und der Zunftgedanke, die wir als „deutsch" empfinden, dem westländischen Judentum bedeuten kann, zeigen drei an der Schweizer Grenze gelegene deutsche Dörfer, denen unter anderem Rothschilds Familie entstammen soll, und in denen alle Berufe vom Handwerk und der Handarbeit aufwärts allein in jüdischer Hand in höchster Blüte stehen.

Die Denkform im Gelde ist nun freilich diejenige, die den Logiker, den Rationalisten und Skeptiker erzieht. Sie erzieht aber gleichzeitig den Redner,

[1]) Ich darf hier auf meine Schrift: Valuta und Staatsbankerott als soziales Problem, K. F. Koehlers Verlag, Leipzig 1920, Seite 58 ff., verweisen.

den Advokaten und den „Führer". Sie hat es deshalb in einem Lande, in dem der Analphabetismus eine ungeheure Breite hat, in Rußland, in dem Augenblick zum absoluten Führertum bringen müssen, in dem der Gedanke des Solidarismus zwischen unterdrückten Minderheiten elementar emporbrach. Rußland ist jüdisch geführt und damit ist eine Führung anerkannt und legalisiert, die, dem russischen Volke unbewußt, seit der Zeit bereits bestand, wo ein wenn auch nur geringer Verkehr dem Warenaustausch und seinen händlerischen Vermittlern die Bahn eröffnete. Seit dieser Zeit ist der Muschik und der Arbeiter gewöhnt, sich der Juden zu bedienen. Die Auswahl der Persönlichkeiten des engeren Kommissariats durch die etwa 900 Bauern und Arbeiterbeauftragten war also nicht nur usurpatorischem Einfluß der jüdischen Kommissare zuzuschreiben; sie ist das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung, die nur durch wahrhaft führerische Persönlichkeiten unter den echten Russen, die es nicht gab, hätte in andere, in „echt russische" Bahnen geleitet werden können.

Bei der Beurteilung der Faktoren, die für den Willen zur Ausbreitung des Bolschewismus maßgeblich sind, wird sonach mit zwei Grundtatsachen zu rechnen sein: mit dem Imperialismus des landsüchtigen, nomadischen Russenvolkes, der lediglich die Führung gewechselt hat (Autokratie—Demokratie), und mit der bewußt oder unbewußt wirksamen Geisteseigenschaft der jüdischen Führeroberschicht im engeren Kommissariat.

Ich lasse ununtersucht, welche Tendenz die Oberhand gewinnt und damit sich die Ausführung an erster Stelle sichert. Es sprechen genügend Anzeichen dafür, daß der Imperialismus zur Tat geschritten ist und daß er dem alten Streben des Russenvolkes zum südlichen Meer die Erfüllung zu schaffen trachtet. Rote Garden stehen im Felde gegen das englische Imperium über Indien, rote Garden werden Persien der Herrschaft von Moskau zuführen, rote Garden suchen nach ihrer Vereinigung mit islamischen Kämpfern. Hier tritt neben den Tatendrang die Klugheit und die Zweckhaftigkeit. Aber die Sphinx ist undurchdringlich. Niemand — nicht einmal die Kaffeehausweisen und diejenigen, die „Beziehungen" haben — weiß, ob hier nur Scheinmanöver vorliegen, mit denen die anschlußsuchenden, unterdrückten Völker zur Empörung ermutigt werden sollen. Denn zur großen Strategie fehlen die Mittel. Eingleisige Bahnen und fehlende Transportmittel machen wirklichen Anschlußkampf einigermaßen hoffnungslos, während zweckerfüllende und zweckgemäße Wege zum fernen Osten und zum nahen Westen führen. Im Osten ist das Erreichbare erreicht. „Zum Westen" lautet die Parole, — zum Westen, der verwirrt zwischen Furcht und Hoffen, zwischen Abwehr und Bündnis — oder Aufnahme der ordentlichen diplomatischen oder wirtschaftlichen Beziehungen schwankt.

Hier setzt das Problem ein. Das Problem heißt in der kürzesten Formel: Leninismus — russische Methode, oder Trotzkischer Weg — jüdische Methode. Lenin ist Idealist, Trotzki Materialist. Siegt Trotzki, so siegt die Klugheit eines für seine Ideenwelt in höchster Zweckhaftigkeit denkenden Menschen. Siegt er, so bedarf es keines Blutvergießens, es sei denn, daß Leo Trotzki-Braunstein, vom Ghettohaß erfüllt, Racheinstinkte gegen die Westländer trägt. Wir möchten glauben, daß der gegen den Westen eingeschlagene Weg als der einfachere, als der unheroische, als der „pazifistische" beschritten und bis zum Endziele verfolgt werden

wird. Dieser Weg heißt: Zersetzung von Produktion und Ökonomie: Finanzbolschewismus.

Als im Frühjahr 1919 an zuständiger Stelle erstmalig auf die auffallende Tatsache verwiesen wurde, daß, über Ostpreußen kommend, (vgl. auch „Abend-Expreß" Berlin vom 13. März 1919) eine geradezu ungeheuerliche Einfuhr von Rubelnoten nach Innerdeutschland stattfinde und daß Hand in Hand mit diesen Zahlungsmitteln gefälschte westländische Banknoten ihren Weg durch Deutschland nach dem Westen fänden, führte die Offenlegung des betreffenden Tatsachenmaterials zu dem bekannten „Rubelsperrgesetz". Nach ihm ist seit März 1919 die Einfuhr, Durchfuhr und Ausfuhr russischer Zahlungsmittel für das Reichsgebiet von der Genehmigung der Reichsbank abhängig, die auch den Handel mit Rubeln ihrer Kontrolle unterwirft. Das Gesetz stieß in Finanzfachkreisen weit mehr auf Widerspruch als auf Billigung, da man mit der unbestreitbaren, bis heute fortbestehenden Tatsache einer praktisch nicht vorhandenen Grenzkontrolle zu rechnen hatte. (Vgl. die Aufsätze, „Eydtkuhnen, Wirballen, Hallunken" im „Tag" vom 18. Januar 1920 und „Die Internationale Schieber G. m. b. H." im „Tag" vom 19. Februar 1920 Nr. 91, „Der Ausverkauf Deutschlands" von Geheimrat Deutsch in der „Vossischen Zeitung" vom 9. November 1919.)

Aber wenn auch der Streit über die Frage der Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit des genannten Gesetzes bis heute nicht verstummt ist, so ist es doch immerhin durch — leider nicht konsequent durchgeführte — Beobachtung des Finanzverkehrs gewisser Kreise gelungen, festzustellen, daß das Sperrgesetz praktisch so gut wie unbeachtet bleibt, daß die betreffenden Kreise also Veranlassung zur Umgehung des Gesetzes haben müssen und daß die in fraudem legis eingeführten, umgesetzten und wieder ausgeführten Mengen an Rubelnoten einen geradezu märchenhaften Umfang angenommen haben. Zwei Ursachen für das Verfahren der in Rede stehenden Kreise sind grundmaßgeblich. Der — vom Standpunkt des russischen Bolschewismus aus gesehen — berechtigte Staatsegoismus und der für die Staatsfinanzen der gesamten Westländer mindestens ebenso gefährliche Privatego ismus der am Rubelgeschäft insgeheim oder offen Interessierten.

Ich möchte an dieser Stelle, bevor die Hintergründe und Gesamtzusammenhänge aufgehellt werden, die Schwankungen der Rubelkurse vor und nach dem Sperrgesetz verzeichnen und dabei auf die Tatsache verweisen, daß, wenn hier von Kursen gesprochen wird, selbstverständlich nur diejenigen der sogenannten schwarzen Börsen in Betracht kommen:

„Es notierten" Berliner Kurs im Jahre 1919:

	Januar—März:	Dumanoten	1,— Mk.
		Zarnoten	1,50—1,60 Mk.
Im März trat das Rubelsperrgesetz in Kraft. Hierauf notierten:			
	April—Juni:	Duma	0,80 Mk.
		Zar	1,10 Mk.
	Juli—August:	Duma	0,40—0,50 Mk.
		Zar	0,95—1,05 Mk.
	September—Oktober:	Duma	0,25—0,30 Mk.
		Zar	0,50—0,60 Mk.
	November—Dezember:	Duma	0,40 Mk.
		Zar	0,90 Mk.
1920.	Januar:	Duma	0,22—0,26 Mk.
		Zar	0,70—0,75 Mk.

Februar: Duma 0,34—0,38 Mk.
Zar 0,78—1,08 Mk.

Die Gründe für den jähen „Kurs"sturz nach Inkrafttreten des Sperrgesetzes liegen auf der Hand; sie bedürfen keiner Erörterung.

Vom Standpunkte aller westländischen Finanzwirtschaften indessen ist das sichere, man möchte hier sagen: folgerichtige Ansteigen der Kurse von vitaler Bedeutung. Ende Januar 1920 notierte der Zarrubel in New York gegenüber einem Reichsmarkkurs von 1—1½ Cents: 4—4½ Cents, das heißt, man gab in amerikanischen Börsenkreisen für die Noten einer nicht mehr bestehenden Regierung, die im Ursprungslande nahezu wertlos sind, das Dreifache des Betrages, den man für die Geldzeichen eines Landes gibt, in welchem eine „geordnete" Finanzwirtschaft besteht und in welchem die Mark etwa die 60fache Kaufkraft des russischen Geldes gemessen an russischen Verhältnissen besitzt.

Hier handelt es sich durchaus nicht um „Börsenphänomene". Die Tatsache, daß in Amerika der Zarrubel den dreifachen Markwert hat, könnte gedeutet werden als die Höhereinschätzung des kommenden russischen, gegenüber dem jetzigen deutschen Auslandkredit, — eine Deutung, die sich aus der realen Fundierung des russischen Kredits (Bodenschätze, Rohstoffland, Absatzgebiet aller Westländer) gegenüber der nur idealen Fundierung des deutschen, das heißt eines auf Arbeitslust und Arbeitskraft seiner Volksgemeinschaft angewiesenen, halten läßt. Wir meinen, daß diese Spekulation für die Wertnotierung mitbestimmend ist. Ausschlaggebend ist jedoch folgender Tatsachenkomplex: Der unkontrollierte und unkontrollierbare Umlauf bedeutender landfremder Zahlungsmittel (Rubel) innerhalb der eigenen Finanzhoheitsgrenzen des Deutschen Reiches drückt auf den Börsenkurs der Mark und schädigt die deutsche (fraglos auch jede fremde) Valuta, je mehr der Umlauf und die Einfuhr von Rubeln im Reichsgebiet den Westländern bekannt wird. Dieser Zar- und Dumanotenhandel innerhalb der deutschen Reichsgrenzen ist nun aber den Westländern nicht nur genau bekannt. Er bietet ihnen auch den in Rußland für westländische Rubelaufkäufer verschlossenen Markt. Denn als verschlossen muß dieser bezeichnet werden, weil nach russisch-bolschewistischer Fühlung der Ententeaufkäufer aus kapitalistischem Interesse auftritt. Die Verbrauchs- — oder vorläufig richtiger — die erhofften Stapelstellen dieses Marktes sind vor längerer Zeit schon in Paris erkennbar geworden, wo Putilow, Kokowzew, Kamenko und Wyschnegradski 2 Konsortialbanken mit je 100 Millionen Franks Vermögen für den ausgesprochenen Zweck rechtzeitigen Erwerbes russischer Valuta begründet haben. Daß das beträchtliche Disagio zwischen Frank und Rubel stark absaugend wirkt (von Rußland gesehen), und daß der Aufkauf russischer Zahlungsmittel mit französischer oder amerikanischer Währung schon jetzt, das heißt, bevor ein geordneter Handel zwischen Frankreich und Sowjetrußland in Frage kommt, den stärksten Anreiz zur Valutaspekulation bietet, bedarf keiner Ausführung.

Nimmt man nunmehr hinzu, daß die Herrschaft der westländischen Kontrollkommissionen in Deutschland unser Land außer Macht stellt, seine eigenen Gesetze auf dem hier in Betracht kommenden Gebiet (Rubelsperrgesetz), jedwedem gegenüber, also insbesondere auch gegenüber dem sakrosankten Kuriergepäck und den exterritorialen Persönlichkeiten durchzuführen, so zeigt sich einerseits die absolute

Parallele zu den deutschen Verhältnissen nach Brest-Litowsk und anderseits die ganze und gewaltige Genialität des Planes, das Geld als Propagandamittel zu verwenden.

Denn diese Propaganda stellt bewußte und unbewußte Helfer, Wollende und Nichtwollende, Freunde und Feinde der Sowjets, Materialisten und Idealisten, Händler und Helden, Rechner und Phantasten gleichermaßen in ihren Dienst.

Sie wird in nicht zu ferner Zeit auch dem heute noch amtierenden Reichsfinanzminister die Augen öffnen und ihn klar sehen lassen, wie wenig die Auswahl mancher seiner Vertrauten im Interesse der deutschen Reichsfinanzen gelegen hat.

Der Weg des Finanzbolschewismus ist der Umsatz von Rubeln in aller Herren Ländern, das Ziel ist die Zersetzung der westländischen Ökonomien (Bank- und Börsenwesen), die erste Etappe ist die Verlegung der finanzpolitischen Westgrenze an den Rhein.

Rastlos arbeitet, unwissend wie die einzelne Ameise am Bau, ein Heer von Valutaschiebern und kommt dem genialen Ziele des unsichtbaren Leiters immer näher. Die Zwischenstadien lassen dem Egoisten aus Not und dem brutalen Raffer ihre „Rechte".

Der vorläufig sachlich unbegründete Bedarf der Westländer an russischen Zahlungsmitteln sorgt dafür, daß sowohl der in bitterster Not des deutschen Exils lebende russische Bourgeois seine tiefgesunkenen Zar- und Dumawerte in die Höhe spekuliert, wie anderseits, daß dem internationalen „Fachmann" in Dumping und Valuten die Absatzmöglichkeit für seine russischen Werte durch Einwechslung in „Germanski-Mark" und alle West- und neutralen Währungen nicht verloren gehe. Der dritte im Bunde ist der Sowjetagent. Langsam, aber stetig rückt dadurch Rußlands Geldmachtgrenze — ohne Schwertstreich und Terror — nach dem Westen, an den Rhein.

Wie ist der praktische Vorgang?

Aus dem unbekannten Lande im Osten kommen nach Litauen, das diesem Verfahren seit dem Abgang der Deutschen am ehesten und stärksten erlag (Polen folgt ihm), Wagenladungen mit Zar- und Dumarubeln. Jedes Quantum ist greifbar, und man wird annehmen dürfen, daß die nachfolgende Stelle aus einem bei einem jüdischen Agenten beschlagnahmten Briefe die tatsächlichen Verhältnisse nach jeder Richtung genau wiedergibt: „S. hat Beziehungen, jedoch ist es für einen jüdischen Minister nicht . . . zu bitten. Wenn er die Erlaubnis erhalten würde, würde er nach Moskau fahren. Nur wenig Geld ist hierzu nötig. Zurückgebracht werden ganze Waggons Zarengeld."

Gegenwert sind Salz, Saccharin, Salvarsan, Morphium und Kokain. Leder, über Kowno, mag auch eine nicht unbedeutsame Rolle bei der Stärkung des russischen Kampfheeres bilden. Am Grenzübergang nach Deutschland tut Bestechung, die ja nach Lage der Dinge nicht zu sparen braucht, das ihrige, um die Kontrolle der die Grenze überschreitenden Menschen und Güter illusorisch zu machen. Wer nicht Eydtkuhnen wählt, tritt im Memelgebiet, in Oberschlesien, in Danzig (von Reval) mit seinem Vorrat unangemeldeter Rubelscheine in das Gebiet der deutschen Mark ein. Wer den Zollwächter ganz umgehen will, wählt die

grüne Grenze. Denn auch der Grenzsoldat „weiß Bescheid" und hat die nötigen „Beziehungen", um die sich ansammelnden Rubel mit oder ohne Genehmigung nach Deutschland einzuführen.

Innerhalb des Reichsgebiets „arbeiten" in Kattowitz, Danzig, Berlin, Mainz (und Köln) die Schieberaufkaufstellen für Ostwerte, unter denen neben dem Rubel auch der sogenannte Oberost-Rubel (ehemaliger Verwaltungsbereich Oberost) eine Rolle spielt. Unter diesen fliegenden Börsen war lange Zeit am bemerkenswertesten diejenige im und vor dem Café Bauer in Berlin, jedoch fanden sich damals schon lebhafte Konkurrenzbörsen in allen bekannten Cafés der Friedrichstadt (Stadtteil in Berlin), die die Rubelaufkäufe den Zentralen in den bekannten Luxushotels (Adlon, Esplanade, Russischer Hof usw.) zuführten. Hier sind zahlreiche — auch uniformierte — Vertrauensleute der Ententestaaten und neutraler Länder tätig, die absolut regelmäßig — gleich ihren Zuträgern — unter Umgehung der Reichsbank und des Rubel-Sperrgesetzes — den aufgesammelten Rubelbestand gegen die Valuten ihrer Länder übernehmen und so — grausame Ironie der Dinge — das Schiebertum in den Stand setzen, an allen kontinentalen Börsen — letzten Endes zum Schaden der Weststaaten selbst — zu spekulieren. So aber wird gleichzeitig der Kurs des westwärts viel begehrten Zarrubels trotz der unerhörten Baisse nach dem Rubel-Sperrgesetz höher und höher getrieben, und es ist unwiderleglich dem vorgeschilderten Zusammenhange der Dinge zu danken, daß nur und erst durch Schaffung eines Rubelmarktes in den Westländern die Absatzmöglichkeit im geraden Verhältnisse zur Kauflust der Interessenten in Paris, London, Amsterdam und New York wachsen konnte.

Hier verdient beiläufig erwähnt zu werden, daß England für Londoner Rechnung in Deutschland Rubel aufkaufen läßt, nach Indien jedoch die Rubeleinfuhr verbietet.

Angesichts der bewundernswerten Geschäftsgewandtheit und Verschlagenheit des — wie eine Reihe gelungener Polizeiaktionen zeigt — ausnahmslos ostjüdischen Elementen, zum großen Teil ungebildeter Herkunft angehörigen Zuträgertums und der diesem Partner gegenüber geistig und zahlenmäßig völlig ohnmächtigen deutschen Strafverfolgungsorgane kann es nicht wundernehmen, daß der sachverständig schätzbare Tagesumsatz allein in Berlin zwischen 15 und 20 Millionen Zar- und Dumarubel beträgt. (Kerenski- und Sowjetgeld tritt nirgends in Erscheinung.)

Diese Ziffern lehren Vielfaches: an erster Stelle die bereits erwähnte Absatzmöglichkeit zum West-Ausland und zu den nordischen und südwestlichen Neutralen, des weiteren die geradezu ungeheuerlichen Spekulationen in den Valuten der Interessentenstaaten und des bereits erlegenen Deutschlands und endlich die ins Phantastische gehende Bereicherung eines Schiebertums, das in die Lage versetzt ist, zum Schaden der deutschen öffentlichen und Privatwirtschaft, zum Schaden der öffentlichen und der Einzelwirtschaft und zum Schaden des Reichs- und Landessteuerfiskus auf dem todkranken deutschen Wirtschaftskörper zu schmarotzen. Die deutsche Wirtschaft und ihre Organisationsformen benutzt der internationale, von Osten gekommene Schieber, um sie zu vernichten.

Ich nenne Einzelfälle.

Wir haben Geschäftsbriefwechsel, Bankkontenauszüge, Rechnungen, Schlußnoten usw. eines Falles vorgelegen, dessen Repräsentant als typischer Vertreter des Finanz-Bolschewismus bezeichnet werden kann. Die Dokumente weisen folgendes aus: N. N. erhält die Genehmigung zur Einfuhr von 250 000 Dumarubeln. (Die Reichsbank ist häufig angesichts einer mehr als 70 000 köpfigen russischen Kolonie allein in Berlin und zahlloser Passanten, von deren Mitgliedern außer Zweifel Zehntausende den polizeilichen Meldevorschriften nicht genügen, ihre wirtschaftliche Notlage aber jederzeit ebenso beweisen können, wie sie behaupten, daß die vorgelegten Rubelsummen ihre einzige Existenzquelle seien, gar nicht in der Lage, persönliche Bedenken gegen die Einfuhrgenehmigung mit Erfolg zu vertreten.) N. N. setzte seine Dumanoten ohne Genehmigung in Zar-Rubel um und verzichtete von nun an auf jede „unnötige" Berührung mit der staatlichen Überwachungsmöglichkeit. N. N. hatte in der Zeit zwischen Mitte November 1919 (Zeitpunkt der Einfuhrgenehmigung) und Mitte Februar 1920 (Durchsicht der Papiere) das heißt in drei Monaten einen nachweisbaren Mindestreingewinn von 4¾ Millionen Mark. Hiervon ist, wie angesichts seines ausschließlichen Hotel- und Wanderlebens keines Beweises bedarf und wie er selber zugab, nicht eine Mark versteuert. (N. N. ist, bei Gastrollen in Berlin, Gast des Hauses Adlon.)

Fassen wir den Typus N. N. als einen der unbewußten, der „bourgeoisen" Helfer des Finanzbolschewismus, so zeigt der nachstehende die bewußte Spezies derjenigen, die auftragsgemäß „handeln": Z. Z. führte ohne Wissen der Reichsbank 10 Millionen Zar- und Dumanoten nach Deutschland ein, die er bei einem Berliner „Bank"unternehmen gegen Reichsmark mit dem entsprechenden Kursverlust eintauschte. Dieser Mann hat sein deutsches „Betriebskapital" halbiert, die Hälfte zu Valutaspekulation verwendet und mit der anderen Hälfte einen Warenhandel eröffnet, dessen briefliche Ausläufer bei den korporativen Kreditverbänden in Tula endeten.

Auf welchem Wege er die von ihm ausgeführten Nägel, Sensen, Äxte usw. von deutschen Firmen bezog und welche Lager- und Transportmöglichkeiten sich ihm eröffneten, hat zwar ermittelt werden können. Praktische Maßnahmen gegen dieses Dumping nach Osten, das zweifellos über die Eisenwaren hinaus, andere, ausfuhrscheinpflichtige Waren umfaßt, konnten und können angesichts der durch die Entente in Memel, Danzig und Oberschlesien geschaffenen unmöglichen Grenzverhältnisse nicht angesetzt werden. Z. Z. aber hat in dem Verlauf weniger Monate ein Vermögen verdient, das hier nicht genannt werden soll, um nicht ohne Not Zahlen zu nennen, die jedem normalen Wirtschaftsleben märchenhaft erscheinen müssen.

Tag um Tag, rastlos arbeitet diese geheimnisvolle, bewußt-unbewußte Zersetzungsmaschinerie. Sie rückt den Rubel auf zum Pari-Kurse, sie wird ihn zum Zweifachen seines deutschen Friedenswertes steigern. Sie senkt die Mark und die Westvaluten. Sie verschleudert das deutsche Waren- und Materialvermögen. Sie verschafft dem Klassenkampf die Mittel zu nicht endender Revolutionierung und bereichert ihre Funktionäre um riesige Summen, die ihnen, den Drohnen und Parasiten, mühelos in den Schoß fallen. Sie schafft — welche Ironie! — zehntausende zufriedener russischer Bourgeois im deutschen Exil, die in Bälde ihren Rubel zur doppelten Höhe der deutschen Mark steigen sehen.

Dann aber steht, in London, Paris und in Wallstreet zu spät erkannt, der Rubel als Vorposten von Moskau und Petersburg an den Pforten des „besetzten" Gebietes, und Radeks Ironien im „Zukunfts"-Aufsatz bei Harden sind erklärt.

Der Finanzbolschewismus ist die europäische, die Weltgefahr, zu welcher die Kurzsichtigkeiten und Unerfüllbarkeiten von Brest-Litowsk den Grundstein, Versailler Unbelehrbarkeit und Nichtwissen den Aufbau schufen. Das Dach auf dies Gebäude wird Leo Braunstein-Trotzki setzen, wenn nicht Welteinsicht endlich Weltwirtschaft ohne trennende und differenzierende Bedingungen ermöglicht.

Nur ein absolutes Nichtwissen der Westländer über die realen russischen Verhältnisse, wie es der offizielle Bolschewismus zu seiner Verteidigung aufrecht zu erhalten verstanden hat, konnte der Tragödie von Brest-Litowsk das Satyrspiel von Versailles folgen lassen. Denn in Rußland sind weder für uns noch für England oder eine andere westliche Macht Rohstoffe oder Lebensmittel aufzutreiben. Die ganz kümmerlichen Reste, die die Ukraine bietet, reichen nicht einmal für die allernächste Nachbarschaft hin, ganz zu schweigen davon, daß die Transportmittellage für unabsehbar lange Zeit keine Ausfuhr gestattet. Lenins Hinweis auf die russischen Rohstoffe ist ein genialer Schachzug Trotzkis, die Westländer zum Zugreifen in der „kommenden russischen Wirtschaft" aufzupeitschen. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn der Zarrubel haussiert in Paris tapfer weiter (am 26. Februar 1920 Zar-Berlin 1.12 M.; Paris 40 Centimes = 3 M.) und gewisse Teile der deutschen Industrie, denen Radeks Zukunftsaufsatz nicht ganz fern stehen mag, arbeiten — die Unbewußten — mit Macht auf ihren „russischen Absatz", das heißt auf Deutschlands wirtschaftlichen Ruin hin.

Von hier aus sollte der fehlende Solidarismus der Westländer mit Deutschland als notwendig erkannt werden in dem Punkte, der Untergang oder Fortbestand des Abendlandes betrifft: Von der internationalen Regelung der Valutafrage an bis zur Revision aller wirtschaftlichen und den hiermit unlöslich zusammenhängenden sonstigen Friedensbedingungen hängt es ab, ob Deutschland — früher Durchzugsland kämpfender feindlicher Heere — heute die internationale Walstatt bleibt, auf der ostjüdische Schieber ihre Valutaschlachten schlagen. Die Kosten dieses Kampfes tragen in naher Zeit das deutsche und die westlichen Wirtschaftssysteme.

Deutschland ist das Land der Mitte.

Die religiösen Elemente des Kommunismus

Von Dr. Karl Buchheim (Freiberg i. S.)

Schon mancher bürgerliche Politiker, vor allem schon mancher Pastor, der vom besten Willen beseelt war, auch den Arbeitern gerecht zu werden, hat das tiefe Mißtrauen kennen gelernt, mit dem diese allen seinen Versuchen gegenüberstanden. Die Arbeiter glaubten ihm nicht recht, er konnte anstellen, was er wollte. Sie glaubten der Kirche nicht: denn die Kirche war ihnen eine Volksverdummungsanstalt. Sie mißtrauten der Justiz, denn die Justiz war in ihren Augen eine Klassenjustiz. Sie verwarfen den Geschichtsunterricht der Schule, weil er die Wahrheit entstelle. Oft und bitter beklagte man sich vor dem Kriege über die Vaterlandslosigkeit der Arbeiter, und nach dem Kriege hört man hier und da den nackten Vorwurf des Verrats. In der Tat, der deutsche Arbeiter war und ist imstande, die nationalen Symbole zu beschimpfen, verehrungswürdige Namen der Geschichte herunterzureißen, nationale Feiern zu stören. Dennoch fühlt jeder, wenn er einigermaßen gerecht ist, daß auch unsere schlimmsten Roten nicht vaterlandslos sind in dem Sinne, wie der Schieber sein Vaterland schädigt um des gemeinen persönlichen Gewinnes willen. Mancher lernte sie, zum Beispiel im Felde, oft zum eigenen Erstaunen, als sehr anständige Menschen kennen. Dem sozialdemokratischen Arbeiter fehlt es durchaus nicht, wie dem Schieber, an Gemeingeist. Der Sinn für Solidarität ist sehr ausgeprägt und wird von allen Organisationen der Arbeiterschaft gepflegt. Nur ist es nicht die nationale Solidarität, für die der Arbeiter erzogen ist, da heißt es nun: die Arbeiter sind einfach verhetzt und lassen sich immer wieder verhetzen, womöglich gar von halb landfremden Elementen. Diese Behauptung trifft aber nur die negative Seite der Sache. Will man positiv die Kraft erkennen, die die Seele des deutschen Volkes zerreißt, so muß man sagen: die Arbeiter haben einen andern Glauben als die bürgerlichen Schichten Deutschlands. Auch der sozialdemokratische Arbeiter verehrt seine großen Männer, singt seine Lieder, kennt Worte, die ihm heilig sind. Es sind aber andere als bei den Bürgerlichen.[1]) Die Arbeiterbewegung unterscheidet zwischen ihrer „sozialistischen Wissenschaft" und der „bürgerlichen" genau so, wie die Katholischen ihre eigene Philosophie und Geschichtsschreibung neben die „protestantische" stellen. Der Sozialismus ist mehr als eine politische Partei oder eine volkswirtschaftliche Theorie. Er ist ein Glaube, eine Konfession, ist die Glückseligkeitshoffnung des Proletariats, und wenn nicht seine Religion, so doch wenigstens sein Religionssurrogat. Wohl sagt das Erfurter Programm, Religion sei Privatsache. Diese Behauptung ist eine Anleihe aus dem Gedankenschatze des Liberalismus. Die Theorien und Programme der Arbeiterbewegung sind aber größtenteils von bürgerlichen Überläufern gemacht worden, die die liberalen Eierschalen oft nicht ganz losgeworden sind. Es wäre wohl eine ebenso reizvolle Aufgabe, aus den Dogmen der Sozialdemokratie die liberalen Einschläge herauszuschälen, wie man in den Dogmen des Christentums die Ideen der hellenistischen Philosophie aufspürt. Der Satz, daß Religion Privatsache sei, ist typisch liberal. Sein Vor-

[1]) Vgl. Grenzboten 1919 Nr. 23 meinen Aufsatz „Die neue deutsche Glaubensspaltung".

handensein im Erfurter Programm darf über die Tatsache nicht täuschen, daß der konsequente Marxismus eine streng an Dogmen gebundene, klerikale Weltanschauung ist, die nichts neben sich duldet, was gleichwertigen Rang beansprucht. Heute fordert man eine Schule, die in Weltanschauungsfragen neutral sei. Eine solche Schule ist nur für liberale Köpfe möglich. Die konfessionellen Weltanschauungen können sich nur eine Schule auf dem festen Boden ihres Glaubens denken. Darum fühlen die konfessionellen Christen ganz richtig heraus, daß die „weltliche" Schule der Sozialdemokratie eine sozialistische, marxistische, antichristliche Schule werden wird. Denn der Sozialismus ist als Konfession nur auf dem Papier Privatsache, in Wahrheit öffentliche Sache, Volkssache, Sache der Kulturgemeinschaft, wie die kirchlichen Konfessionen auch.

Die Mehrheitssozialdemokratie von heute ist nun freilich noch weit stärker verliberalisiert und verbürgerlicht als das Erfurter Programm. Schon die Revisionisten waren Ungläubige, richtige Ketzer; die gegenwärtigen sozialdemokratischen Führer sind demokratische Politiker, volkswirtschaftliche Sozialisten, aber sie sind nicht mehr Gläubige, die mit dem Zukunftsstaat eine Art von Paradieshoffnung verbinden. Aber in den Massen des Proletariats steckt noch tiefe seelische Not und viel Erlösungsbedürfnis. Tritt die Predigt des Sozialismus an sie in der Form eines Evangeliums, einer ekstatischen Verheißung heran, dann sind auch die demokratisch und gewerkschaftlich erzogenen Arbeiter von heute noch jener gläubigen Inbrunst fähig, mit der die verelendeten Textilarbeiter des sächsischen Gebirges vor fünfzig Jahren August Bebel zuhörten, wenn er zu ihnen von der zukünftigen Herrlichkeit der sozialen Republik sprach. Heute hat, von der Kriegsnot großgezogen, der Bolschewismus und Kommunismus das marxistische Evangelium erneuert. Die Glückseligkeitshoffnung, die leidenschaftliche Sehnsucht nach Erlösung bleibt die innerste Triebfeder der ganzen Arbeiterbewegung. Nicht aus der Organisation der Gewerkschaften oder politischen Parteien wächst die tiefste Kraft des Sozialismus, sondern aus der Begierde der Menschenseele, der Proletarierseele, nach glücklichem, befriedigendem Dasein.

Das Christentum hatte die Erlösung ins Jenseits gelegt: dort werden alle Tränen getrocknet und alle Seufzer gestillt. Geläuterte religiöse Erkenntnis hatte eingesehen, daß das Elend des Menschentums nicht allein und längst nicht hauptsächlich in seinen materiellen Nöten begründet ist, und daß irdisches Wohlergehen eben durchaus keine wahre Erlösung ist. Aber schon im christlichen Proletariat sehr früher, wohl bis zu den Tagen der Apostel zurückreichender Zeiten, war doch immer das Bedürfnis auch nach irdischem Wohlergehen sehr stark, zumal schon der jüdische Messiasglaube dieses verhieß. So entstand der christliche Chiliasmus, die Lehre vom tausendjährigen irdischen Reich des wiedergekehrten Heilands und Königs der Armen Christus. Bei den christlichen Chiliasten folgt dann allerdings auf das irdische Paradies noch das himmlische, aber von dem hat man längst nicht so glühende Vorstellungen, wie vom Messiasreich auf Erden, wo die materielle Not ein Ende hat, und die Armen mit Christus herrschen können über die Bösen, die Reichen, über alle Bedränger und Bedrücker. Nun hat die geistige Entwicklung des abendländischen Europa mit dem Ende des Mittelalters dahin geführt, daß die Gebildeten in eine kritische Stellung zum Christentum geraten oder ihm ganz entfremdet sind. Die Rückwirkung auf das Proletariat mußte sein

daß es die himmlischen Erlösungshoffnungen des Christentums für einen absichtlich erfundenen Betrug hielt, um von irdischen Erlösungsbestrebungen abzulenken. Das irdische Erlösungsbedürfnis, das schon im christlichen Chiliasmus zum Ausdruck kam, blieb nun erst recht lebendig und fand Befriedigung in den Verheißungen des Sozialismus. Daß also der Sozialismus mit dem Christentum, speziell dem christlichen Chiliasmus ideengeschichtlich irgendwie zusammenhängen muß, ist ohne weiteres sehr wahrscheinlich. Den Nachweis zu führen, unternimmt ein Buch, das Fritz Gerlich der Untersuchung der religiösen Seite des modernen Kommunismus gewidmet hat.[2])

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Karl Marx der Schüler Hegels, also der klassischen deutschen Philosophie, war. Nach Hegels Lehre ist die Weltgeschichte ein Prozeß des Fortschreitens im Bewußtsein der Freiheit, ihr Ziel die volle Entfaltung des objektiven Weltgeistes zum Bewußtsein seiner selbst. Marx machte die ökonomische Entwicklung zum wesentlichen Inhalt der Weltgeschichte und die Herstellung des Sozialismus zu ihrem Ziel. Damit ist nach seiner Ansicht zugleich die volle Entfaltung des Geistes gegeben, denn die geistige Verfassung jedes Zeitalters erscheint ihm nur als der ideologische Ueberbau der jeweiligen ökonomischen Verhältnisse. Seinen ganzen Entwicklungsgedanken und übrigens auch noch seine Auffassungen über den dialektischen Mechanismus des Geschichtsablaufs hat Marx von der deutschen Philosophie übernommen. Das Kernstück des Gerlichschen Buches befaßt sich nun mit dem Nachweis, daß unsere klassische Philosophie den Entwicklungsgedanken der Weltgeschichte ihrerseits aus dem christlichen Chiliasmus übernommen hat. Durch den Württemberger Joh. Albrecht Bengel und seinen Schüler Crusius, der 1750 einen Lehrstuhl in Leipzig erhielt, gewann der Chiliasmus Boden in der wissenschaftlichen protestantischen Theologie. Der Menschheitsgeschichte liegt nach dieser Auffassung ein göttlicher Reichsplan zugrunde. Ihr Ziel ist die Aufrichtung eines irdischen Reiches Christi, in dem alle weltlichen Reiche schließlich aufgehen werden. Die Quelle solcher Erkenntnis ist die biblische Offenbarung. Das Ansehen der biblischen Offenbarung war im gebildeten deutschen Bürgertum des 18. Jahrhunderts noch sehr groß, und dem pädagogischen Eifer und den humanen Idealen der Zeit entsprach gar sehr der Gedanke, daß Gott die Menschen für sein dereinstiges Reich auf Erden erziehe. Dieser Neigung paßte sich darum auch der von England und Frankreich her eindringende Rationalismus an. Nur verwarf er bekanntlich die biblische Offenbarung als Erkenntnisquelle und ersetzte sie durch die Vernunft. Auch sprach er nicht mehr von der Erziehung der Menschen für das Reich Christi, sondern vielmehr für ein Reich der Vernunft, das auf Erden errichtet werden müsse. Der Vorkämpfer gegen den biblischen Offenbarungsglauben ist Lessing gewesen, und gerade er hat ja anderseits den Gedanken der „Erziehung des Menschengeschlechts" für ein zukünftiges Reich der Vernunft mit Eifer vertreten. Da Lessings großes Interesse für die Theologie außer Zweifel steht und Gerlich direkt nachweisen kann, daß er die christliche Theologie von Bengel und Crusius gekannt hat, so hat er wohl recht, wenn er Lessing als den Umdichter der Ideen des christlichen Chiliasmus in einen philosophischen bezeichnet. Denn die Menschheitsentwicklung

[2]) Dr. Fritz Gerlich, Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich. München 1920, Hugo Brückmann. Geh. 7 M., geb. 10 M.

strebt auch bei Lessing einem idealen Endzustand entgegen, nur ist es nicht mehr Christus, sondern die Vernunft, die dann die Welt regiert und das Handeln der Menschen allein bestimmt.

Daß dieser philosophische Chiliasmus das Denken der deutschen Philosophie weiter beherrscht hat, ist bekannt. Auch Kant glaubte an ein Weltreich der Vernunft, das die blutigen Kämpfe der Menschheit beenden und den ewigen Frieden begründen würde. Fichte erglüht mit besonderem Eifer für die Erziehung der Menschheit. Er schreibt dem deutschen Volke einen besonderen Beruf zu, in dieser Erziehung voranzugehen. Hegel bemühte sich, den Nachweis für die Entwicklung zur vernünftigen Freiheit aus der empirischen Geschichte selbst zu liefern. Die Empirie hat dann auch Marx als Erkenntnisquelle für seine Lehre herangezogen. Er ist nun wiederum der Umdichter des philosophischen Chiliasmus in einen ökonomischen. Das Reich des Friedens und der Vernunft kann nach seiner Auffassung nur kommen, wenn ein ökonomischer idealer Endzustand, der Sozialismus, verwirklicht worden ist. Daß die Menschheitsentwicklung auf diesen Endzustand zustrebe, glaubte er empirisch beweisen zu können. Eine besondere Parallele zum ursprünglichen christlichen Chiliasmus weist der Marxismus noch auf dadurch, daß er einen bestimmten Erlöser kennt. Natürlich ist das nicht eine göttliche Persönlichkeit wie Christus, sondern die Klasse des Proletariats. Darum ist der Klassenkampf des Proletariats zugleich der Vernunft- und Freiheitskampf der Menschheit, und ebenso wie Christus die Messiasherrschaft, steht dem Proletariat die Diktatur zur Herbeiführung des idealen ökonomischen Endzustandes, des Sozialismus, zu. Wenn dann einige Generationen ganz und gar in der Umwelt der sozialistischen Wirtschaft erzogen sein werden, dann werden alle Menschen, da ja das Ethos und überhaupt der ganze „ideologische Überbau" sich auf Grund der ökonomischen Zustände stets von selbst ergeben, nur noch nach den Grundsätzen der vernünftigen Freiheit handeln. Dann wird nicht nur die Diktatur des Proletariats überflüssig, sondern überhaupt der Staat. Die Menschen können dann ohne Staatsgewalt in der Form der freien sozialistischen „Gesellschaft" leben. Hier berührt sich das Ideal des Marxismus mit dem Lessings, der ebenfalls glaubte, daß unter der Vernunftherrschaft am Ende der Menschheitsentwicklung eine Staatsgewalt nicht mehr nötig sein würde.

Unsere Betrachtung ging aus von der bolschewistischen Praxis in Rußland, und wir wiesen auf die erstaunliche Tatsache hin, daß die Bolschewiki die Herrschaft behaupten, obwohl sie längst ihren eignen Grundsätzen schlankweg zuwider handeln. Diese Tatsache erklärt sich daraus, daß der Bolschewismus an Marx glaubt, d. h. ökonomisch-materialistischer Chiliasmus ist, dessen Herkunft aus echt religiösen Spekulationen das Buch von Gerlich sehr deutlich nachweist. Das innerste Geheimnis der Kraft des Kommunismus ist die Glückseligkeitshoffnung seiner Anhänger, die Religion oder mindestens Religionsersatz ist. Darum hat der Marxismus für die Kommunisten die Kraft und Bedeutung eines religiösen Dogmas. Und wenn sich nun herausstellt, daß der Erlöser Proletariat für die Ausübung der Diktatur nicht „reif" ist, so kann das dogmatisch gebundene kommunistische Denken daraus nur die eine Konsequenz ziehen, daß dann eben der — wenn auch noch so kleine — „reife" Teil des Proletariats, nämlich die Partei der überzeugten Kommunisten, wenn's sein

muß, sogar ein einzelner Führer, die Diktatur übernehmen muß. Die russischen Bolschewisten handeln also von ihrem Standpunkte aus gar nicht inkonsequent, obwohl sie jetzt so vieles verleugnen, was sie 1917 und 1918 verfochten, und es wird ihnen wohl nicht so schwer werden, ihre Anhänger von der Berechtigung ihrer Taten zu überzeugen. Es ist also recht wohl möglich, daß die Diktatur Lenins und Trotzkis innerlich noch ungebrochen ist, und daß wir in Deutschland damit rechnen müssen, daß sie schon am wirklichen Neuaufbau des Ostens schafft.

In Deutschland ist die Lage so, daß das Glückseligkeitsverlangen und das wenn auch noch so materialistisch verstandene, Erlösungsbedürfnis des Proletariats der Verbündete des Kommunismus bleibt, bis einmal eine bessere Religion bei den großstädtischen Massen Glauben findet. Die alte Sozialdemokratie aber wird vermutlich fortfahren, die chiliastischen Hoffnungen des Marxismus aufzugeben und seine revolutionistischen Züge hervorzusuchen. Schon im Erfurter Programm ist der Satz, daß Religion Privatsache sei, nicht der einzige bürgerliche Einschlag. Der ganze Eifer für die Demokratie und der Irrtum, daß die parlamentarische Republik schon die Verwirklichung der Demokratie bedeute, sind auf echt liberalem Boden gewachsen. Darum nimmt die Sozialdemokratie heute auch teil an dem geistigen Stillstand des Liberalismus. Freilich darf man nie vergessen, daß hinter dem Liberalismus immer noch der große Humanitätsgedanke unsrer klassischen Zeit, das Ideal der freien, gebildeten Persönlichkeit, steht. Aber es sieht bis jetzt nicht so aus, als ob die Sozialdemokratie über jenes Kompromiß zwischen den Plattheiten sowohl des Marxismus wie des Liberalismus hinauskäme, mit dem sie auch den Kommunisten geistig unterlegen ist.

Weltspiegel

Caillaux. Am 17. Februar hat in Paris die Verhandlung der Haute-Cour gegen Caillaux begonnen. Die außen- und innenpolitische Bedeutung dieses Prozesses soll erst nach seiner Beendigung gewürdigt werden. Zur Orientierung deutscher Leser jedoch in dieser, wie sich erweisen wird, auch für Deutschland wichtigen Angelegenheit, soll im folgenden für heute das Wesentliche aus der Anklageakte wiedergegeben sein.

Caillaux wird beschuldigt, seit Ausbruch des Krieges in Frankreich und im Auslande die innere Sicherheit des Staates durch gewisse Manöver und Machenschaften, sowie durch ein Einverständnis mit dem Feind gefährdet zu haben, das dessen Absichten auf Frankreich und auf seine gegen den gemeinsamen Feind handelnden Alliierten begünstigt habe. Caillaux soll auf eine offizielle französische Politik hingearbeitet haben mit dem Zweck, ihn wieder zur Macht zu bringen, um sogleich mit Deutschland die von diesem eingeleiteten Verhandlungen aufnehmen zu können. Die Verfolgung dieser Politik hat die äußere Sicherheit des Staates gefährdet.

Die Anklage gründet sich erstens auf gewisse Papiere, die Caillaux im Monat September einer Florentiner Bank anvertraute und aus denen die Absicht hervorgeht, sich mit Hilfe eines Staatsstreiches zur Macht zu verhelfen und nach außen ein Friedensprogramm zu vertreten; zweitens auf von der Regierung der Vereinigten Staaten aufgefangene Kabeltelegramme des deutschen Gesandten in Buenos-Aires, Grafen Luxburg; drittens auf Caillaux'

Verkehr mit anrüchigen, pazifistischen und deutschfreundlichen Persönlichkeiten; viertens auf eine am 17. Oktober 1916 stattgehabte Unterhaltung mit dem italienischen Politiker Martini.

Die Anklage behauptet im einzelnen, daß Caillaux im Dezember 1914 und Januar 1915, mit einer Wirtschaftsmission in Südamerika betraut, in Rio de Janeiro die Bekanntschaft des Grafen James Minotto gemacht habe, welcher dem Grafen Luxburg seine Unterhaltungen mit Caillaux und dessen persönliche Ansichten übermittelt habe. Der Graf Luxburg habe diese Angaben dem Grafen Bernstorff in Washington mitgeteilt, der seinerseits folgendes Telegramm an die deutsche Regierung gerichtet habe:

Buenos-Aires telegraphiert: Caillaux . . . spricht vom gegenwärtigen französischen Präsidenten und der Regierung mit Ausnahme von Briand verächtlich. Sieht . . . im gegenwärtigen Krieg nur englischen Existenzkampf. Obgleich er viel von der Indiskretion und groben Politik der Wilhelmstraße spricht und auch vorgibt, an deutsche Greuel zu glauben, hat sich seine politische Orientierung kaum geändert. Er hat sich indirekten Höflichkeiten meinerseits gegenüber nicht unempfindlich gezeigt, betont, wie vorsichtig er sein muß, da die französische Regierung ihn auch hier beobachten läßt. Er warnt vor den überschwenglichen Lobsprüchen, die unsere Presse, besonders „die Neue Freie Presse" ihm widmet und würde im Gegenteil eine Kritik des Mittelmeer- und Marokkovertrages wünschen. Unsere Lobsprüche ruinieren seine Situation in Frankreich. Hier ist Caillaux kühl aufgenommen worden. Sein Bericht über Brasilien enthält nichts Neues . . . Er fürchtet Paris und das Schicksal von Jaurès.

von Bernstorff.

Minotto soll Oktober 1918 den Inhalt dieses Telegramms im großen ganzen als richtig bestätigt haben. Die Anklage gibt zu, daß Minotto ein nicht unverdächtiger Zeuge sei, behauptet aber, daß das meiste des von ihm Vorgebrachten zuträfe und ihm nur von Caillaux selbst mitgeteilt worden sein kann, was dieser auch habe zugeben müssen. Caillaux habe sich über die Persönlichkeit Minottos nicht täuschen können. Ein argentinischer Journalist habe ihn darauf aufmerksam gemacht, daß Minotto ein deutscher Agent sei. Caillaux habe geäußert, das wisse er wohl, er spräche jedoch mit Minotto über Finanzen und erführe viel Interessantes von ihm.

Ferner habe seit 1915 der Baron von der Lancken, der bereits in der Agadir-Affäre eine entscheidende Rolle gespielt habe, als Chef der politischen Abteilung in Brüssel versucht, durch einen gewissen Ungarn, Lipscher, der Caillaux bereits im Prozeß seiner Frau Dienste geleistet habe, mit Caillaux in Verbindung zu treten. Als Lipscher nicht selbst hätte nach Frankreich gelangen können, hätte er seine Freundin Therese Duverger aus Holland zu Caillaux zwecks Erlangung eine Passes nach Paris gesandt, um mit Caillaux über die Vorschläge der deutschen Regierung zu sprechen. Es sei festgestellt, daß Caillaux die Duverger im Oktober und November 1915 mindestens zu drei verschiedenen Malen empfangen und auch von Lipscher Geschäftsbriefe erhalten habe, deren wirklicher Sinn ihm nicht habe entgehen können. Caillaux habe diese Korrespondenz mit Lipscher erst abgebrochen, nachdem er bemerkt habe, daß dessen Briefe kontrolliert würden. Caillaux behauptet, dem damaligen Ministerpräsidenten Briand von seiner Weigerung, weiter mit Lipscher zu korrespondieren und von den Versuchen, die ein feindlicher Agent an ihn gerichtet habe, Mitteilung gemacht zu haben, was von Briand bestritten wird. Außerdem habe Caillaux versäumt, einen Agenten des Bankier Marx aus Mannheim, der von der deutschen Regierung mit der Verteilung von Propagandafonds im Auslande beauftragt worden sei, verhaften zu lassen.

Im Mai 1916 habe dann ein Vertreter der deutschen Regierung in einer Geheimsitzung der Budgetkommission, „Bethmann Hollweg oder von Jagow", erklärt, daß es vor dem Herbst in Frankreich einen Regierungswechsel geben würde, daß Caillaux wieder zur Macht gelangen und daß dann Friede geschlossen würde. „Caillaux ist unser Mann," habe es geheißen. Die elsaß-lothringischen

Abgeordneten, die diese Worte gehört, und sie wörtlich hinterbracht hätten, (!) hätten allerdings erklärt, sie nicht so aufgefaßt zu haben, als ob Caillaux im Dienste Deutschlands stände, sondern nur, daß die deutsche Regierung ihn als zum Unterhandeln geneigt betrachte. Jedenfalls aber habe die deutsche Regierung ihn als den einzigen Politiker Frankreichs angesehen, mit dem Deutschland auf günstiger Basis verhandeln könne, falls die Waffen ihm keinen vollen Erfolg brächten. Nur so ließe sich erklären, daß die Deutschen ihre Propaganda-Millionen gleichmäßig an patriotische oder scheinbar patriotische und defaitistische Zeitungen verteilt hätten, sofern sie nur Caillaux zugetan gewesen wären. Alle bis jetzt bekannten Fälle des Einverständnisses mit dem Feinde drehten sich, was die Wahl der Unterhändler und diejenige der von Deutschland subventionierten Zeitungen beträfe ‚um die Persönlichkeit Caillaux', sowohl die Affäre Lenoir (Ankauf des „Journal"), wie die Affäre Bolo, der mit dem Grafen Bernstorff in Verbindung gestanden habe, wie die Affäre „Bonnet rouge". Endlich habe Caillaux sich gerade in dem Augenblick, als Rumänien seine schwere Niederlage erlitten habe, als König Konstantin, die Maske abwerfend, die Anhänger Venizelos' in den Straßen Athens habe massakrieren und die französischen Seeleute in verräterischer Weise überfallen lassen, als in England eine Ministerkrisis ausgebrochen und das Kabinett Briand heftig angegriffen worden sei, als in der italienischen Kammer die Sozialisten eine Friedensresolution eingebracht hätten, als die Lage der Entente trotz der Erfolge an der Somme und des Mißerfolges der Deutschen vor Verdun ernst gewesen sei, in einem Augenblick endlich, den Bethmann Hollweg für günstig gehalten habe, vorgebliche Friedensangebote herausgehen zu lassen, nach Italien begeben, um dahin zu wirken, daß Italien zu gleicher Zeit mit Frankreich einen Kompromißfrieden auf Kosten mindestens einer der alliierten Nationen, nämlich Rußland, schlösse. Er habe dem Politiker Martini, der im Mai 1915 dem Kabinett Salandra angehört habe, Frankreich als völlig erschöpft geschildert unter Beibringung von Ziffern und Angaben, die absolut geheim und ihm nur als Abgeordnetem bekannt gewesen seien. Er habe erklärt, daß der Friede bis zum nächsten Herbst (1917) unvermeidlich sein würde, da dann die englische Armee infolge der Verluste, die die Frühjahrsoffensive bringen würde, der französischen numerisch überlegen sein würde, was Frankreich nicht wollen könne und nicht wollte. Der Friede müsse auf der Basis einer Räumung der von Deutschland besetzten Gebiete und vielleicht eines Stückes von Lothringen abgeschlossen werden. Die Kosten werde Rußland tragen müssen. Das Kabinett Briand habe jede Autorität verloren, und nach einem Kabinett Painlevé, welches die große Frühjahrsanstrengung machen würde, würde ein anderes Ministerium, das den Frieden bringen würde, und dessen Haupt, wie Caillaux zu verstehen gegeben hätte, er selbst sein würde, kommen. Auf diese Weise habe Caillaux in bewußter Weise den Interessen seines Landes und seiner Verbündeten geschadet, da seine Erklärungen darauf hingezielt hätten, Italien zu entmutigen.

Außerdem ginge aber die wirkliche Absicht Caillaux' aus den im Tresor einer Florentiner Bank aufbewahrten politischen Noten hervor. In diesen Papieren sei jedem von Caillaux' Freunden, darunter auch Almereyda und dessen Mitarbeitern am „Bonnet rouge", die zu erfüllende Mission zuerteilt, die Generale und Regimenter, die Paris zu besetzen hätten, im voraus bestimmt, außerdem die Organisation von Banden, deren Rolle leicht zu erkennen sei, vorgesehen gewesen. Außerdem habe Caillaux beabsichtigt, dem Parlament ein Gesetz mit Namen Rubikon aufzudrängen, das seine ehrgeizigen Pläne hervortreten lasse. Sogar die Bedingungen, unter denen seine Regierung das Land zur Annahme des Friedens bewegen muß, seien sorgfältig präzisiert. Außerdem beweise ein Schriftstück „die Verantwortlichen", das sorgfältig ausgearbeitet und wahrscheinlich dazu bestimmt gewesen sei, im gegebenen Augenblick veröffentlicht zu werden, daß Caillaux, gefaßt auf einen Frieden der Niederlage, die Absicht gehabt habe, zur besseren Sicherung seines Unternehmens die Verantwortlichkeit für den Krieg zum

großen Teil nicht auf die Angreifer, sondern auf Franzosen fallen zu lassen, die die schreckliche Verantwortung gehabt hätten, die Verteidigung des Vaterlandes in der tragischsten Periode der französischen Geschichte zu sichern, so daß sich der immer furchtbare und oft ungerechte Zorn eines besiegten Volkes auf ihre Häupter entladen haben würde. Menenius

Wirtschaftsspiegel

Die Preisgestaltung von Kohle und Eisen nach der Revolution. Nach den vorliegenden Erhebungen lagen vor dem Kriege in Deutschland in Punkto der Kohlen- und Eisenfrage die Verhältnisse günstiger als in den meisten anderen europäischen Staaten. Eine interessante Statistik der französischen Fachzeitschrift „Revue noire" stellt die Preisentwicklung für Stabeisen in den letzten 10 Jahren vor dem Kriege zusammen. Hiernach ergibt sich folgendes Bild:

	Preise pro Tonne in Franken			
	Frankreich	Belgien	Deutschland	England
1904	140,—	127,50	137,50	150,—
1905	132,50	127,50	135,—	153,—
1906	155,—	155,—	143,75	175,—
1907	200,—	170,—	187,50	193,95
1908	170,—	155,—	143,75	187,50
1909	140,—	132,50	134,37	175,—
1910	160,—	150,—	135,—	175,—
1911	165,—	135,—	140,— — 143,75	175,—
1912	165,—	147,50	132,50 — 133,75	175,—
1913	190,—	180,—	153,75 — 158,50	212,50

(Die gewaltige Verteuerung, die zwischen 1906 und 1907 in England eingetreten ist, wird in erster Linie auf den britischen Bergarbeiterstreik zurückgeführt.)

Der Krieg brachte naturgemäß eine stärkere Steigerung der Preise für Kohle und Eisen mit sich. Immerhin war Deutschland — wenigstens in den ersten Jahren des Weltkrieges — nicht schlechter gestellt als seine Feinde. (Man vergleiche meine früheren Ausführungen in den Grenzboten — 74. Jahrgang Nr. 38 Seite 368—377.[1]) Dies Bild änderte sich dann in der Folgezeit vollkommen, und speziell nach der Revolution war die Preissteigerung eine ganz rapide. Die nachstehende Übersicht zeigt die Entwicklung der Kohlenpreise:

	Jan. 1914	April 18	Jan. 19	Dezemb. 19	Jan. 1920
Fettkohle					
Förderkohle	12,00–12,75	24,30–26,10	41,30–43,10	86,90–88,70	106,90–108,70
Kokskohle	12,25–13,00	25,50–27,30	42,50–44,30	85,10–89,90	108,10–109,90
Gasförderkohle	12,50–14,50	26,10–28,20	43,20–45,20	88,70–90,80	108,70–110,80
Gasflammenförderkohle	12,25–13,25	24 60–26,70	41,40–43,70	87,20–88,30	107,20–109 30
Stückkohle	14,00–15,50	27,00–28,80	44,00–45,80	80,60–91,40	100,60–111,40
Magerkohle					
Förderkohle	11,25–12,75	25,40–26,10	42,40–43,10	86,10–88,70	106,80–108,70
Anthrazit I	20,50–22,00	35,40–37,20	52,40–54,20	103,00–104.80	125 50–127,30
Anthrazit II	22,00–25,00	37,20–42,60	54,20–59,60	104,80–110,20	127,30–132,70
Hochofenkoks	15,00–17,00	32,40–34,80	58,90–60,10	126,15–127,85	155,00–156,20
Gießereikoks	19,00–21,00	34,20–36,00	59,60–61,30	127,25–129,05	155,60–157,40
Brechkoks I u. II	21,00–24,00	36,00–39,00	61,90–64,90	142,35–145 35	175,90–178,90
Briketts	11,50–15,00	25,70–30,50	43,95–48,75	104,95–109,75	147,10–151,90

[1]) Der Weltkrieg und die Preise von Kohle und Eisen in den europäischen Staaten.

(Die Preise enthalten vom April 1918 ab die Kohlensteuer und vom Januar 1919 ab auch die Kohlen- und Umsatzsteuer.)

In der Preislage zieht ein Land das andere in Mitleidenschaft. Nach Mitteilungen des „Hamburger Fremdenblattes" vom 17. Januar 1920 wird beispielsweise bei dem neuen Kohlenabkommen zwischen Deutschland und Holland deutscherseits für Ruhrkohle ein Preis von 60 bis 80 Gulden gefordert gegenüber einem bis Ende 1919 gültigen Preis von 31 Gulden.

Die nachstehende Aufstellung zeigt die Entwicklung der Eisenpreise in Deutschland während des Krieges und speziell nach der Revolution:

(Bemerkt sei noch, daß die nachstehende Aufstellung über die Eisenpreise nach den verschiedentlichen Veröffentlichungen des Roheisenverbandes und die vorgestellte über die Kohlenpreise nach den Mitteilungen des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats zusammengestellt ist.)

	Preise pro Tonne in Mark			
	Jan. 1915	Dez. 1918	Jan. 1919	Dez. 1919
Rohblöcke	97,50	187,50	285,00	1430,00
Knüppel	110,00	202,50	300,00	1500,00
Platinen	112,50	207,50	305,00	1505,00
Formeisen	135.00	220,00	320,00	1715,00
Stabeisen	158,00	235.00	335,00	1745,00
Bandeisen	150,00	265,00	365,00	1925,00
Grobbleche	140,00	275,00	375,00	2520,00
Feinbleche	155,00	310,00	460,00	2585,00
Walzdraht	140,00	250,00	358,00	2000,00
Gezogener Draht	150,00	320,00	450,00	2020,00
Drahtstifte	170,00	370,00	520,00	—

Jedenfalls ist diese Preissteigerung in der Geschichte des Eisenmarktes ohne Vorgänger. Bedingt wurde der ganz enorme Hochgang dieser Preise in Deutschland durch die erhebliche Verteuerung der Rohmaterialien sowie durch den Ausfall der im Preise gestiegenen Schmelzmaterialien und vor allem durch die ganz horrenden Lohnerhöhungen, ferner durch die gesetzliche Einführung des Achtstundentages, die Abschaffung der Akkordarbeit und vieles andere mehr. Bei unseren hauptsächlichsten Konkurrenten auf dem Weltmarkt — bei England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika — war die Preissteigerung eine bedeutend geringere. So hielten sich beispielsweise die englischen Eisen- und Stahlpreise, die für Inlandlieferungen am 1. Februar 1919 galten, bedeutend unter den damaligen deutschen Preisfestsetzungen: Es kosteten Grobbleche 14 Lstrl. (in Deutschland 375,00 Mark), Träger 13 Lstrl. 12½ Sch. (in Deutschland 320,00 Mark), Rohblöcke 9 Lstrl. 5 Sch. (in Deutschland 285,00 Mark), vorgewalzte Blöcke, Knüppel und Platinen 11 Lstrl. 12½ Sch. (in Deutschland 290,00 bis 305,00 Mark) pro Tonne. Nach einer Mitteilung der Mansfelder Kupferschiefer bauenden Gewerkschaft vom Anfang Februar 1919 — also vor Jahresfrist — konnte man amerikanisches Kupfer schon zum Preise von 350 Mark für 100 Kg. geliefert erhalten, während die Selbstkosten des Mansfelder Kupfers damals schon etwa 700 Mark betrugen. Heute liegen die Verhältnisse aber noch weit ungünstiger. Mit Recht wurde auf der Hauptversammlung des Roheisenverbandes Ende Januar 1920 betont, daß der völlige Ruin unserer Wirtschaft in kürzester Frist eintreten müßte, wenn es auf diesem Wege der fortgesetzten und sich überstürzenden Preiserhöhungen weiter gehe.

Heinrich Göhring

Bücherschau

Harald v. Hoerschelmann, Person und Gemeinschaft. Die Grundprobleme des Bolschewismus. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1919.

Diese außerordentlich beachtliche Schrift nimmt den „Bolschewismus" nicht als spezifisch russische Theorie oder gar terroristische Wirklichkeit, sondern als eine Weltbewegung, deren sieghafte Gewalt man heute bereits spürt, ohne ihre endgültigen Auswirkungsformen zu kennen. So wird hier auch bei allen konkreten Erscheinungen, die bereits der zeitgeschichtlichen Forschung offen liegen, nach dem tieferen Antrieb getastet, der darin um Verwirklichung ringt. Durch diese Betrachtung rücken Bolschewismus und Sozialdemokratie in schärfsten Gegensatz. Die Sozialdemokratie mit ihrer Tendenz zum schrankenlosen Staatssozialismus ist selber noch die letzte reifste Blüte des kapitalistischen Zeitalters, der Bolschewismus erstrebt den Abbau des zentralistischen Staates und seine Sprengung durch die genossenschaftliche, werkorganische Volksgemeinschaft. Als die ersten voraussehbaren Schritte erscheinen dem Verfasser die Rückkehr zur Bedarfswirtschaft mit einem inneren Gleichgewicht von Produktion und Konsum und die Anerkennung des Handarbeiters als des eigentlichen Produzenten und seiner direkten Mitbestimmung über Herstellung und Verwendung des Produkts. Als wahrscheinliche Lösung erscheint ihm für Deutschland eine Kompromißform, die zu einem Dualismus zwischen Wirtschaftsvertretung und demokratischem Parteiparlament führt. Äußerst interessant ist der Versuch, den Expressionismus als geistige Parallelerscheinung des Bolschewismus auszudeuten. Am Schluß betont der Verfasser ausdrücklich die geistige Nähe, die diesen Bolschewismus, wie Hoerschelmann ihn sieht, mit dem neudeutschen nationalen Aktivismus der jungen Generation verbindet.

Diese ideelle Annäherung ist in der Tat verblüffend. Sie erklärt sich nur bis zu einem gewissen Grade aus der Tatsache, daß der Verfasser geistig eben doch auch aus dem bürgerlichen Lager stammt, und deshalb die ressentimenthaft proletarischen Ursprünge des Bolschewismus hinter Antriebe zurückstellt, die in der Tat heute den Jungen von rechts und links gemeinsam sind. Die Ersetzung des mechanistischen Parteienstaats durch ein körperschaftlich aufgebautes Gemeinwesen, die Überwindung der mechanischen Zwangsautorität durch ein individuelleres Vertrauensverhältnis zwischen Führer und Gefolgschaft, die Ersetzung der schweifenden Wirtschaftsfreiheit durch eine vom Bedarf bestimmte Gemeinwirtschaft: damit sind eine ganze Reihe unleugbarer Berührungspunkte zwischen diesem Bolschewismus von links und unserem nationalen Korporativismus von rechts her klar herausgestellt. Diese Gewißheit bietet aber diesem modernen Konservativismus die Gewähr, daß er keineswegs zum alten Eisen gehört, sondern daß gerade ihm die neue Zeit auch neue Möglichkeiten darbietet. Mit seiner Polarität zum Bolschewismus ist für den aktiv nationalen Korporativismus zugleich eine Zukünftigkeit gegeben, wie sie dem bürgerlichen Demokratismus versagt ist, der trotz seines Scheinsieges von Versailles heute der reaktionären Erstarrung anheimfällt.

M. H. Boehm.

H. Klibanski, Die Gesetzgebung der Bolschewiki (Quellen und Studien I 2, herausgegeben vom Osteuropa-Institut in Breslau). Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1920, geh. 6 M., geb. 7 M.

Die Agrargesetzgebung der Sowjetrepublik. Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjetrußland. (Heft 2 und 3 der Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus, herausgegeben vom **Generalsekretariat zum Studium des Bolschewismus**). Verlag der Kulturliga Berlin 1919, geh. 1 M. und 1.20 M.

Abseits vom lauten Getriebe der politischen Propaganda mit all ihren Übersteigerungen und Entstellungen ermöglichen es diese Schriften, die tatsächliche organisatorische Leistung der Sowjetrepublik wenig-

stens nach der formalen Seite einer nüchternen Prüfung zu unterziehen. Mit ihren 665 Gesetzesakten, die Klibanski aus dem Laufe des ersten Jahres der bolschewistischen Ära in Rußland verarbeitet hat, haben die wenigen Männer, die heute das alte Zarenreich beherrschen, zum mindesten die Probe von erstaunlicher Energie und geistiger Produktivität abgelegt. Diesen Eindruck verstärkt ein genaueres Studium der gründlichen Arbeit von Klibanski, der im ersten Teile seines Buches eine systematische Darstellung der bolschewistischen Gesetzgebung gibt, der dann die wichtigsten Verordnungen und Dekrete im Wortlaut folgen.

Denselben streng sachlichen Charakter tragen die beiden kleineren Veröffentlichungen des Generalsekretariats zum Studium des Bolschewismus, die ein wertvolles Material für zwei Sondergebiete, die Agrarverfassung und die Organisation der allgemeinen Volkswirtschaft zu bequemem Gebrauch zusammenfassen. Bei der außerordentlichen Schwierigkeit, die das Quellenstudium des Bolschewismus für den politisch Interessierten bedeutet, sind alle drei Veröffentlichungen lebhaft zu begrüßen. So sehr man sich hüten muß, den praktischen Wert dieser Sozialexperimente zu überschätzen, die dem russischen Volkskörper übel genug bekommen sind: die Bewegung der Geister geht zu tief, als daß ein einfaches Abebben und ein völliger Rückschlag zu erwarten wäre. Dann aber kann keiner an diesem Stück krauser Theorie und phantastischer Halbwirklichkeit vorbei, die beide für Europa und die Welt schicksalsmäßige Bedeutung gewinnen. B.

Michael Smilg-Benario, Ein Jahr im Dienste der russischen Sowjet-Republik. „Der Firn", Verlag für praktische Politik und geistige Erneuerung, Berlin 1920, 4 M.

Korvettenkapitän Frhr. von Steinaecker, Mit der Eisernen Division im Baltenland. Dr. Bubendey und Kober Verlag. Hamburg 1920.

Die persönlichen Erlebnisse, von denen diese beiden anspruchslosen Darstellungen Kunde geben, ergänzen jede durch ihren Wirklichkeitsausschnitt, auf den sie den Blick lenken, in glücklicher Weise die vorerwähnten theoretischen Quellenschriften über den Bolschewismus. Smilg-Benario, der aktiv im Dienst der Sowjetrepublik mitgewirkt hat, hat sich unter dem niederschmetternden Eindruck ihrer Willkür, ihrer Korruption und ihres Terrors bekehrt und ist dann auf recht abenteuerliche Weise nach Deutschland geflohen. Frhr. von Steinaecker hat im Detachement Poenszgen die Befreiung Rigas mitgemacht und gibt ein frisches Bild von dem Kleinkrieg der Baltikumkämpfer gegen die Sowjettruppen. B.

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Die politiſchen Teſtamente Friedrichs des Großen

Von Guſtav Berthold Volz

Das Siegel, das die Politiſchen Teſtamente Friedrichs des Großen bisher verſchloß, iſt gefallen; ihre vollſtändige Veröffentlichung,[1]) der ſich vornehmlich Gründe der äußeren Politik entgegenſtellten, ſteht bevor. Zwei Teſtamente ſind es, die, einem alten, in dem preußiſchen Herrſcherhauſe ſeit dem Großen Kurfürſten üblichen Brauche folgend, der König verfaßte, das erſte im Frühjahr und Sommer 1752, das zweite im Herbſte 1768.

Ein Spiegelbild der geſamten preußiſchen Monarchie tritt uns in ihnen entgegen. Friedrich ſchildert Land und Leute, die Behörden, die innere und die äußere Politik, die Finanzverwaltung, das geſamte Wirtſchaftsleben und das Heerweſen. Auch für den König gilt der Spruch, den Zar Peter der Erſte, als er auf der Zaandamer Schiffswerft bei Amſterdam arbeitete, an die Wand ſeiner Hütte ſchrieb: „Dem großen Mann iſt nichts zu klein“. Denn auch Friedrich vertieft ſich bei ſeiner Darſtellung bis in geringfügige Einzelheiten, die doch wiederum im Rahmen des Ganzen ihre bedeutſame Stelle einnehmen. Dieſe geſamte Tätigkeit innerhalb des preußiſchen Staatsorganismus und des Wirtſchaftslebens ſtand im Dienſte der großen Aufgabe, die er ſich und ſeinen Nachfolgern ſtellte.

Ein hohes Ziel war es, das dem Könige vorſchwebte. Wie ein leuchtendes Band zieht ſich durch ſeine Ausführungen die Forderung, Preußen groß und ſtark zu machen. Nach ſeinem Ausdruck handelt es ſich um „die Kräftigung des Staates und das Wachstum ſeiner Macht“. Erſt die Geſamtausgabe der Teſtamente und insbeſondere die vollſtändige Veröffentlichung der bisher nur bruchſtückweiſe bekannten Kapitel über die äußere Politik lehren, in welchem Maße dieſer Geſichtspunkt ſeine ganze Auffaſſung beherrſcht. Eben darin liegt auch die tiefſte Bedeutung ſeiner Vermächtniſſe, wie der folgende Überblick zeigen ſoll.

[1]) Im Verlag Reimar Hobbing (Berlin).

Der Große Kurfürst ist es gewesen, der die Grundlage zur Macht und Größe des preußischen Staates legte. So bezeugt König Friedrich nicht nur in seinen historischen Schriften, sondern auch in den Testamenten. Noch ist Preußens Macht, erklärt er, „im Entstehen begriffen". Welches war nun die Stellung, die es nach seiner Ansicht innerhalb des europäischen Staatensystems einnahm?

Zum erstenmal äußert er sich darüber in der „Geschichte meiner Zeit", welche die Geschichte der beiden Schlesischen Kriege umfaßt, und die er nach deren Abschluß im Jahre 1746 niederschrieb. Darin bezeichnet er als die beiden Vormächte Europas England und Frankreich; sie beide ringen dauernd um den Vorrang, Frankreich, das nach der Weltmonarchie strebt, und England, das den Welthandel an sich zu reißen sucht. Neben ihnen kommen als Großmächte noch weitere vier Staaten in Betracht: Spanien und Holland, Österreich und Preußen. Auch in dem Testament von 1752 charakterisiert Friedrich England und Frankreich als Vormächte, während die übrigen Staaten nur unter dem Gesichtspunkt ihrer feindlichen oder freundlichen Haltung zu Preußen betrachtet werden. Anders im Testament von 1768. Hier erscheinen die Mächte in neuer Gruppierung. Frankreich und England haben ihre führende Stellung eingebüßt: sie werden in gleichem Range mit Österreich und Rußland als Großmächte genannt. Preußen dagegen fehlt unter der Zahl der letzteren, ebenso Holland und Spanien. Die Erklärung für diese veränderte Einschätzung liegt in der Tatsache des Siebenjährigen Krieges begründet, der für den König die große Kraftprobe der europäischen Staaten bedeutet. Wir beschränken uns auf Rußland und Preußen. Noch 1746 hatte Friedrich in Rußland nur eine „halbasiatische" Macht erblickt. Im Testament von 1768 dagegen gesteht er ihr für Verlauf und Ausgang des letzten Krieges entscheidende Bedeutung zu; denn Rußland, so sagt er, habe die Wagschale des Sieges zugunsten der Staaten sinken lassen, auf deren Seite es trat. Damit rückte es in die Reihe der Großmächte. Und Preußen? Als Friedrich die „Geschichte meiner Zeit" schrieb, schmückte den Eroberer Schlesiens der frische Siegeskranz. Noch 1752 sprach er sich mit aller Entschiedenheit gegen Subsidienverträge aus, da sie den Empfänger der Gelder in seiner politischen Freiheit beschränkten. Jetzt, im Siebenjährigen Kriege, hatte er sich selbst zur Annahme englischer Subsidien verstehen müssen. Auch erst, als mit dem Tode der Zarin Elisabeth Rußland aus dem Ringe der Gegner schied, hatte sich das politische Gleichgewicht der beiden Parteien wiederhergestellt, das zum Abschluß des Hubertusburger Friedens führte. Sieger war auch jetzt der König geblieben, insofern er Schlesien behauptete; aber von einer Großmachtsstellung Preußens wagte er nicht mehr zu sprechen.

War nach alledem der Sieg in zwei Kriegen, der ihm Schlesien eingetragen, und die Behauptung dieser neuerworbenen Provinz in einem dritten langen Kriege noch nicht hinreichend, um Preußens Zukunft zu sichern? Wie war es, fragen wir weiter, um die Ansprüche bestellt, die Preußen auf eine bevorzugte Stellung als Großmacht im Rate der europäischen Völker erheben konnte?

Mit rückhaltloser Offenheit steht der König in seinen Testamenten darüber Rede. In seinen Betrachtungen spielt eine entscheidende Rolle die geographische Lage der Monarchie. Unsere Provinzen, schreibt er, erstrecken sich der Breite nach über halb Europa; sie bilden, obwohl unzusammenhängend, ein Ganzes. Dann

geht er sie im einzelnen durch und beleuchtet kurz die Stellung, die sie im preußischen, wie im europäischen Staatenbilde einnehmen: Ostpreußen, von Pommern durch Polnisch-Preußen getrennt, grenzt an Polen und Rußland, dessen Zarin auch in Kurland allmächtig ist. Das Herzogtum Cleve und das jüngsterworbene Ostfriesland stoßen an Holland. Schlesien grenzt an Böhmen, Mähren und Ungarn. Kursachsen ist der Nachbar der Kurmark und des Herzogtums Magdeburg. Das preußische Pommern ist von dem schwedischen nur durch die Peene getrennt. Und das Fürstentum Minden liegt wie eine Enklave zwischen fremden Landen.

Welch ungeheure Nachteile mußte diese zerrissene Lage der Provinzen im Gefolge haben! Wie der König darlegt, verbot sie eine einheitliche Wirtschaftspolitik. Eine solche schien ihm nur möglich für „das Herz des Staates", worunter er die Kurmark, Magdeburg, Halberstadt, Pommern und Schlesien versteht. Andere schwere Nachteile ergaben sich in militärischer Hinsicht. Die westlichen Provinzen sowie Ostpreußen waren im Falle eines Krieges schutzlos; denn wenn die Russen in Danzig landeten, vermochten sie die in Ostpreußen stehenden Truppen von Pommern völlig abzuschneiden. Und wie sollten die westlichen Provinzen bei einem Angriff der Franzosen wirksam geschützt werden? Notgedrungen, so erklärte Friedrich, müßten also diese östlichen und westlichen Grenzlande geräumt werden. Daher wollte er dort keine Festungen bauen, die bestehenden schleifen oder unbrauchbar machen, um dem Feinde keine Stützpunkte zu bieten, wollte auch keine Getreidemagazine zur Verproviantierung der Truppen im Kriegsfall dort anlegen. Mit einem Worte: im Kriegsfall mit Rußland oder Frankreich waren jene Provinzen verloren. „Zwei große Mängel", wie der König sagt, zu denen sich noch ein weiterer gesellte, der noch schwerer als die bereits genannten wog, da er die Existenz der Monarchie jeden Tag aufs neue in Frage stellte.

Diese ungeheure Gefahr bestand in der Fülle mächtiger Nachbarn, die alle — so muß Friedrich bekennen — „geheime Feinde unserer Monarchie" sind. Die gefährlichsten waren einmal Rußland, das hinter unangreifbaren Grenzen saß, und dann Österreich, das unablässig auf die Wiedereroberung des verlorenen „schönen Herzogtums" Schlesiens sann. Freilich war zwischen diesen beiden Mächten ein bedeutsamer Unterschied vorhanden. Rußland wollte der König nicht unter die Zahl „unserer wirklichen Feinde" rechnen, da zwischen ihm und Preußen keinerlei Streitfragen beständen. Nur der Zufall habe beide Staaten verfeindet, in der Person des Großkanzlers Bestushew, des „Minister-Kaisers", der, von Österreich und England bestochen und die Zarin Elisabeth beherrschend, künstlich einen Vorwand für die gegenseitige Entzweiung gefunden habe. Daher, meint er, müßten mit Bestushews Sturze die Dinge wieder in ihre natürliche Lage zurückkehren. Und in der Tat kam es so: Bestushew wurde gestürzt, Elisabeth starb, und nunmehr, im Jahre 1764, verbündete sich Friedrich mit Katharina der Zweiten. Anders stand es mit Österreich. Der habsburgische Staat war in Friedrichs Augen der „wirkliche", der „unversöhnliche Feind". Alle militärischen Einrichtungen und Maßnahmen, von denen er in seinen Testamenten spricht, sind deshalb auch nach seiner ausdrücklichen Angabe auf den „Hauptfeind" Österreich berechnet.

Aus der gefährdeten Lage, in der sich damit der preußische Staat befand, ergab sich für Friedrich die eiserne Notwendigkeit einer dauernden starken Rüstung: nur ein starkes, schlagfertiges Heer vermochte die Sicherheit der preußischen Monarchie zu gewährleisten. „Wir bestehen nur, soweit wir ein gutes Heer haben," schreibt denn auch der König. „Das Militär," sagt er an anderer Stelle, „ist die Grundlage unseres Staates." Ja, er bezeichnet Preußen schlechthin als „Militärstaat".

Demgegenüber war die Frage, ob Preußen auch imstande war, eine so schwere Militärlast, wie sie ihm durch die Umstände aufgebürdet wurde, zu tragen.

Das Ergebnis, zu dem Friedrich gelangt, war in jeder Hinsicht unbefriedigend, hieß doch die Mark Brandenburg nicht umsonst „des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse". Er muß bekennen, dürr und unfruchtbar ist im allgemeinen der Ackerboden, so daß die Ernte nicht hinreicht, um die gesamte Monarchie mit Getreide zu versorgen. Dem Übel sucht er zu steuern durch seine Getreidehandelspolitik mit ihren Vorratsmagazinen und einer sorgfältigen, auf statistischer Grundlage ruhenden Regelung der Ein- und Ausfuhr. Noch liegen weite Strecken wegen des geringen Ertrages unbebaut; noch sind viele Brüche trocken zu legen und urbar zu machen. Ferner muß der König feststellen, daß, obwohl ein Jahrhundert darüber ins Land gegangen, dennoch alle Spuren des Dreißigjährigen Krieges noch nicht getilgt sind. Dazu haben Hunger und Pest während der Jahre 1709/10 in Ostpreußen und Litauen gewütet; das Land war halb verödet und hatte sein „Retablissement" erst der väterlichen Fürsorge Friedrich Wilhelms des Ersten zu danken. Pommern bezeichnet König Friedrich noch 1752 erst als „halb angebautes Land".

Der Armut des Bodens entsprach die Armut des ganzen Landes. „Die Macht Preußens," erklärt der König, „beruht nicht auf innerer Kraft, sondern allein auf seinem Gewerbefleiß." Dem Lande fehlen alle jene reichen Hilfsquellen, wie sie Frankreich, England und Spanien zu Gebote standen. „Wir haben kein Mexiko und kein Peru," fährt er fort. So besaß denn Preußen keine anderen Hilfsmittel als seine festen Einnahmen, und diese, so sagt er ausdrücklich, reichen kaum zur Erhaltung des Heeres. Mit literarischer Anspielung faßt er sein Gesamturteil dahin zusammen, sein Land gleiche dem des Königs Pharasmanes von Iberien in Crébillons Tragödie „Rhadamistus und Zenobia": „Es bringt Eisen hervor und Soldaten".

Die Zeiten der Wunder sind vorüber, da Moses durch Berührung mit seinem Stabe einen lebendigen Quell aus dem toten Felsen sprudeln ließ. Wie sollten also aus einem armen und unfruchtbaren Lande die reichen Mittel für ein starkes Heer und gar, wenn es zu neuem Kriege kam, die dafür erforderlichen, ungeheuren außerordentlichen Kosten aufgebracht werden?

Nur eine geregelte Finanzverwaltung, die sorgsam haushielt und jährlich für den Fall der Not Ersparnisse zurücklegte, vermochte einigermaßen jene Schwierigkeit zu bewältigen. Das Verdienst ihrer Ordnung erkennt König Friedrich unumwunden seinem Vater zu, und er heischt von seinen Nachfolgern, daß sie an diesen Grundsätzen unverbrüchlich festhalten.

Um die Finanzen zu stärken, mußte das Wirtschaftsleben entwickelt und zur Blüte gebracht werden. Außer der Landwirtschaft kommen dafür Industrie und

Handel in Frage. Von der Industrie sagt er, nur sie sei imstande, die festen Einnahmen zu erhöhen. Daher sind die bereits bestehenden Manufakturen auf jede Weise und mit Staatsmitteln zu fördern, andere, die noch fehlen, einzuführen. Weit schlimmer war es um den Handel bestellt. Friedrich muß konstatieren, daß die wichtigsten Zweige bereits von den übrigen Mächten mit Beschlag belegt waren. Dennoch darf Preußen nicht müßiger Zuschauer bleiben, wenn es auch, schon wegen des Mangels einer Flotte, auf überseeischen Handel und auf Kolonien verzichten muß. Für sich selbst nimmt der König das Verdienst in Anspruch, diesen Wirtschaftszweig völlig neu geschaffen zu haben. Die Leitung des von ihm errichteten Handelsdepartements ruht ganz in seinen Händen.

So war die ganze Finanzverwaltung, das ganze Wirtschaftsleben in den Dienst der großen Aufgabe gestellt, dem Herrscher die Mittel an die Hand zu geben, um dem Staate selbst eine politische Machtstellung zu erwerben.

Dabei verhehlte sich der König keinen Augenblick, wie unsicher die Grundlage für das politische Machtgebäude war, das er errichten wollte. Er faßte also den Plan, den preußischen Staat zu „consolidieren". Was er darunter verstand, erläuterte er im Testamente von 1752 dahin: Der Staat müsse so viele Provinzen besitzen, daß sie außer einem Staatsschatze von 20 Millionen, der für den Krieg und Fälle der Not dienen soll, einen jährlichen Reinüberschuß von 5 Millionen Talern ergäben, um aus ihnen die außerordentlichen Kosten eines Krieges bestreiten zu können. Friedrich veranschlagte diese Kosten 1752 auf jährlich 5 Millionen und 1768 nach den Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges auf jährlich mehr als das Doppelte. Den Jahresüberschuß berechnet er für 1752 mit allen außeretatsmäßigen Einnahmen auf rund 3 Millionen, für 1768 auf noch nicht ganz 5 Millionen. Wie sollten diese Summen zur Kriegführung ausreichen, zumal auf eine Anleihe von nur wenigen Millionen im eigenen Lande zu rechnen war? Da mußte der Staatsschatz aushelfen, der 1752 auch erst 7 Millionen und, nachdem er im Frühjahr 1758 völlig aufgezehrt war, 1768 18½ Millionen zählte. So gelangte der König zu einem künstlichen System, mit dem er dieses Problem der finanziellen Rüstung und Kriegführung zu lösen versuchte. Auch die Besetzung Sachsens gehörte dazu. Doch die Darstellung dieses Systems würde zu weit führen.

Aus dem Ertrag der Provinzen sollten nicht nur die genannten jährlichen Überschüsse gewonnen, sondern auch ein Heer von 180 000 Mann unterhalten werden. Aber auch das Heer betrug 1752 noch nicht ganz 136 000 Mann und 1768 erst 154 000 Mann, die Friedrich durch Augmentationen um rund 10 000 Mann zu verstärken im Begriff stand. Um die für den Kriegsfall erforderliche Truppenzahl zur Verfügung zu haben, mußte er auch hier zu besonderen Auskunftsmitteln greifen, die für die Infanterie in der Aushebung von Freitruppen, für die Kavallerie in Augmentationen bei Kriegsbeginn bestanden.

Man sieht: auf allen Seiten war die Decke zu kurz. Eine weite Kluft gähnte zwischen Friedrichs idealen Forderungen und den tatsächlich gegebenen Zuständen. Aber aus jenem Entwurf für die „Consolidierung" Preußens, den er aufstellt, geht auch mit aller Deutlichkeit hervor, in welcher Richtung die Lösung des großen Problems für ihn lag. Das Endziel konnte nur die Vergrößerung des territorialen Umfangs des preußischen Staates sein. Nur sie war auch im-

stande, die Monarchie abzurunden und ihr damit die fehlende innere Geschlossenheit zu geben.

Schon frühzeitig hatte sich Friedrich mit diesem Problem und den Möglichkeiten seiner Lösung beschäftigt. Ein Zeugnis dafür bietet ein Schreiben aus den Küstriner Tagen, das der damals Neunzehnjährige an den Kammerjunker von Natzmer gerichtet hat. Schon darin gibt er als Heilmittel „die fortschreitende Vergrößerung des preußischen Staates" an. Mit kecken Strichen zeichnet er, nach seinem Vergleiche wie Alexander von Eroberung zu Eroberung schreitend, das künftige Bild der Monarchie. Die Lande, deren Einverleibung er in Aussicht nimmt, sind Polnisch-Preußen, Schwedisch-Pommern, Mecklenburg und Jülich-Berg. Schon damals erklärte er, „daß Preußen sich bei seiner eigenartigen geographischen Lage in der politischen Notwendigkeit befände, die genannten Provinzen zu erwerben".

Als der König an die Niederschrift des Politischen Testamentes von 1752 ging, hatte er seinerseits bereits Schlesien und Ostfriesland der Monarchie hinzugefügt. Wir werden sehen, daß diese Erfolge ihm noch keineswegs als ausreichend erscheinen.

Die Erörterungen, die er im Testament über die auswärtige Politik anstellt, zerfallen in zwei scharf getrennte Teile. In dem ersten behandelt er die reale Gegenwart: er gibt einen Überblick über die Lage Preußens und der europäischen Staatenwelt, bespricht das politische System Europas und im besonderen der preußischen Monarchie und stellt allgemeine politische Grundsätze und Richtlinien auf. In dem zweiten Teile betritt er dann nach seinem Ausdruck das Reich der „politischen Träume". „In dem unendlichen Gefilde chimärischer Träume lustwandelnd", entwirft er Zukunftsbilder von Europa, vor allem aber ein „Idealbild" des preußischen Staates, das seinen Wünschen und Forderungen entspricht.

Die in den Jugendjahren schnell hingeworfene Skizze wird hier zum sorgfältig ausgeführten Gemälde. Systematisch scheidet er bei der für Preußen in Aussicht genommenen Vergrößerung zwischen legaler Erbschaft und den nach seinem Ausdruck „par droit de bienséance" zu machenden Erwerbungen. Unter den Erbschaften erscheint auch hier wieder Mecklenburg. Zum ersten Male nennt er jetzt die fränkischen Markgrafschaften Ansbach und Baireuth Sekundogenituren, die nach dem Aussterben der dort regierenden Nebenlinien an die Krone Preußen zurückfallen werden. Hingegen sind die Ansprüche auf Jülich und Berg verschwunden, da der König anläßlich der Erwerbung Schlesiens auf sie zugunsten der Pfälzer verzichtet hat.

Ebenso begegnen wir bei den von ihm geplanten Eroberungen wieder den Landen Polnisch-Preußen und Schwedisch-Pommern. Doch hat sich die Liste um Kursachsen erweitert. In gleicher Weise waren es politische und militärische Erwägungen, die Friedrich bestimmten. Nachdem er während des Ersten Schlesischen Krieges Seite an Seite mit den Sachsen gefochten hatte, waren sie darauf zur Gegenpartei übergegangen und, als der Feldzug in Böhmen 1744 unglücklich ablief, ihm in den Rücken gefallen. Im folgenden Jahre hatten sie im Bunde mit den Österreichern gegen ihn bei Hohenfriedberg gekämpft und im Spätherbst einen Überfall der preußischen Winterquartiere und der Mark Brandenburg geplant, dem Friedrich freilich überraschend zuvorkam. Die Kriegserfahrung hatte ihn also

die gefährliche Nachbarschaft der Sachsen kennen gelehrt. Dazu kam, daß die Kurmark ihren Angriffen gegenüber offen dalag. Aber noch wichtiger und entscheidend war der Umstand, daß Sachsen für den König die Operationsbasis im Kriege gegen Österreich darstellte, daß er Sachsen besetzen mußte, um die böhmischen Pässe in seiner Hand zu haben, um aus dem Kurfürstentum Rekruten, Lebensmittel und Geld für die Durchführung des Kampfes gegen seinen „Hauptfeind", den Wiener Hof, zu ziehen. Da endlich dieses Land das preußische Gebiet auf das vorteilhafteste abrundete, stand in den Augen Friedrichs die Notwendigkeit dieser Erwerbung unweigerlich fest.

Nicht zufrieden mit der Aufzählung der Lande, gibt er auch Mittel und Wege an, wie Sachsen, Polnisch-Preußen und Schwedisch-Pommern erworben werden könnten. Im Kriege mit Österreich und Sachsen sollten Böhmen und Mähren erobert werden, beim Friedensschluß Böhmen an den sächsischen Kurfürsten fallen, der dafür sein Land an Preußen abtrat. Polnisch-Preußen sollte, sobald über eine neue Königswahl in Polen Wirren ausbrachen, nach Verständigung mit Rußland, dem Hauptgegner dieser Erwerbung, an Preußen gelangen. Schwedisch-Pommern endlich sollte der Preis der Unterstützung Schwedens in einem Kriege gegen Rußland werden.

In dem zweiten Testamente von 1768 sind die geplanten Neuerwerbungen abermals erweitert. Hier gedenkt Friedrich alter Erbansprüche an anhaltinische Fürstentümer und die hessischen Lande; doch fügt er sogleich hinzu, daß ihm der Eintritt des Erbfalls bei den ersteren zweifelhaft scheine. Bei der zweiten Gruppe der Erwerbungen nennt er noch Hamburg, dessen Einverleibung dem preußischen Handel zugute kommen würde. Im übrigen bleibt auch der Weg, wie Preußen in den Besitz dieser Lande gelangen soll, für den König derselbe wie in dem früheren Testamente. Nur inbezug auf Schwedisch-Pommern hat sich seine Ansicht geändert. Da Rußland, wie erwähnt, seit 1764 sein Bundesgenosse war, konnte er nicht mehr an Beteiligung bei einem Kampfe Schwedens gegen die Moskowiter denken. Er zieht nunmehr die Möglichkeit eines Kaufes oder der Eroberung im Kriege gegen Schweden selber in Betracht. Und da er ferner fürchtet, daß es bei dem Eintritt des Heimfalls der fränkischen Lande zu blutiger Auseinandersetzung mit Österreich kommen könne, denkt er an deren Austausch gegen Mecklenburg oder gegen die Lausitz.

Ein festumrissenes Programm war aufgestellt. Da es sich — wenigstens in dem Testament von 1752 — in dem Kapitel der „politischen Träumereien" findet, ließe sich einwenden, daß es sich vielleicht nur um luftige Spiegelbilder handelt. Dem widerspricht zunächst die Wiederholung der Forderungen in einer Abhandlung aus dem Jahre 1776, in der Friedrich den wesentlichen Inhalt der Testamente nochmals kurz zusammenfaßt. Dem widersprechen aber auch die bündigen Tatsachen. Schon im Juni 1756, als der russische Vormarsch drohte und der König daraufhin die Mobilmachung Ostpreußens anordnete, hat er in „Geheimer Instruction" dem dortigen Heerführer die Weisung erteilt: wären die Russen völlig geschlagen und ein günstiger Frieden zu erlangen, solle er als **Schadenersatz** „auf die Possession von dem ganzen Antheil von Polnisch-Preußen antragen und insistiren". Als sich dann im Spätherbst 1759 die allgemeine militärische Lage für Preußen und England so günstig gestaltete, daß er mit

baldigem Friedensschluß rechnete, hat der König eigenhändig ein Friedensprogramm entworfen, das fast alle der oben genannten Forderungen umfaßt. Da ist die Rede von der Erwerbung Sachsens, Polnisch-Preußens, vielleicht Mecklenburgs und einiger Reichsstädte; um diesen Preis ist er sogar zum Verzicht bereit auf Ostpreußen und die rheinischen Lande, die äußersten Grenzprovinzen der Monarchie. Doch das Projekt gedieh nicht über den ersten Entwurf hinaus. In den sechziger Jahren trat Friedrich vorübergehend dem Gedanken an Ankauf Schwedisch-Pommerns näher. Im Jahre 1772 erfolgte die Teilung Polens und damit die Erwerbung Westpreußens. Als dann im Anschluß daran der Plan eines Dreibundes der Teilungsmächte auftauchte, kam es zwischen Preußen und Österreich zu einer Erörterung über zwischen ihnen bestehende Streitfragen. Damals brachte der König die Frage der fränkischen Erbschaft zur Sprache und wies dabei ebenso, wie in dem Testament von 1768, auf die Möglichkeit ihres Austausches gegen die Lausitz oder Mecklenburg hin. Und in der Tat sind während des Jahres 1778 Verhandlungen mit Kursachsen über den Austausch der fränkischen Lande gegen die Ober- und Niederlausitz gepflogen worden, die indessen an der Weigerung des Kurfürsten scheiterten.

Die Hauptrolle in den Vergrößerungsplänen des Königs spielt die Erwerbung Sachsens, die den Siegespreis im Kriege gegen Österreich bilden soll. So kommt Friedrich immer wieder auf den Gedanken eines Kampfes mit diesem Hauptgegner zurück, sei es, daß er von der militärischen Rüstung und den Feldzugsplänen gegen Österreich spricht, sei es, daß er die politischen Vorbedingungen erörtert, die das Signal für eine preußische Schilderhebung geben. Wir dürfen die Einzelheiten übergehen und uns auf die Feststellung beschränken, daß die Gunst der allgemeinen Umstände für ihn das entscheidende Moment bildet.

In diesem Zusammenhange müssen wir uns vergegenwärtigen, daß Friedrich als höchste Kunst des Staatsmannes bezeichnet, den günstigen Augenblick zu ergreifen. Er begründet es damit, daß dem Menschen die Voraussicht der künftigen Ereignisse ebenso versagt sei, wie eine Einwirkung auf diese. So hat der Staatsmann abzuwarten, bis die Stunde des Handelns gekommen ist.

Als Vorbedingung des Erfolges gilt für den König ferner die Kunst, das Geheimnis zu wahren. „Dissimulez vos desseins" — „Breitet über eure Vergrößerungspläne tiefes Schweigen!" so ruft er aus. Wer seine Karten zu früh aufdeckt, bringt seine Pläne zum Scheitern. Selbst ein Mißerfolg, meint er, schade nicht viel, wenn man nur seine Absichten geheim zu halten verstanden habe. Hingegen, erklärt er wörtlich, können „chimärische Entwürfe zur Wirklichkeit werden, wenn man sie nicht aus den Augen verliert, und wenn einige Generationen nacheinander, auf dasselbe Ziel losschreitend, Geschicklichkeit genug besitzen, ihre Absichten vor den neugierigen und scharfen Augen der europäischen Mächte gründlich zu verbergen". „Zeit und Gelegenheit," ruft er ein andermal aus, „können einen Teil davon verwirklichen."

Indem Friedrich von der „Zeit", die zum Ziel führe, von „Generationen" spricht, die unverwandt an diesem Ziele festhalten sollen, bezeichnet er das Programm der von ihm geforderten Erwerbungen nicht als eine Aufgabe, deren Lösung er sich selbst oder seinem nächsten Nachfolger stellt — sie wird vielmehr zur Aufgabe der kommenden Geschlechter, und seine Forderungen erlangen

gewissermaßen Ewigkeitsgehalt. Denn auch dieses charakteristische Merkmal unterscheidet Friedrichs Politische Testamente von denen aller seiner Vorgänger, daß diese sich allein an den unmittelbaren Thronerben wenden. So richtet auch noch sein Vater in seinem Vermächtnis das Wort immer nur an seinen „lieben Successor", den er mahnend berät, beschwört, unter Umständen auch mit seinem Fluche bedroht. Friedrich dagegen spricht nur ganz allgemein von der „Nachwelt", von denen, „die meinen Platz einnehmen werden". In noch höherem Grade bevorzugt er, von allem Persönlichen absehend, die rein begriffliche Form und spricht schlechthin vom „Herrscher" oder dem „König von Preußen". Das heißt mit anderen Worten: ihm schwebt die ganze Reihe der Nachfolger vor Augen, die nahe und ferne Zukunft des Staates bis zur Erfüllung der großen Aufgabe, vor die er sie stellt.

Mit dieser Erkenntnis fällt auch der so häufig gegen den friderizianischen Staat erhobene Vorwurf in sich zusammen, als sei dessen Mechanismus allzu künstlich gewesen und die Staatsmaschine habe in Unordnung kommen müssen, als nicht mehr Friedrichs starke Hand ihren Gang geregelt habe. War es denn nicht ein Übergangsstadium, in dem der preußische Staat sich befand? Er war „im Entstehen begriffen", wie wir Friedrich schon sagen hörten, im Aufstieg zur Macht, aber noch war der Gipfel keineswegs erreicht. Daher erklärte der König im Testament von 1752 die „Consolidierung" Preußens für notwendig und forderte ausdrücklich, das Schicksal des Staates müsse gesichert werden, „damit sein Wohl nicht von den guten oder schlechten Eigenschaften eines Einzelnen abhinge". Mit klaren Worten hat er denn auch in der schon erwähnten Abhandlung von 1776 den Unterschied der kleinen und großen Staaten dahin gekennzeichnet: „Große Monarchien gehen trotz eingerissener Mißbräuche ihren Weg von selber und erhalten sich durch ihre eigene Schwerkraft und ihre innere Stärke. Kleine Staaten aber werden rasch zermalmt, sobald nicht alles bei ihnen Kraft, Nerv und Lebensfrische ist." War auch der friderizianische Staat noch ein künstliches Gebilde, der seine Leistungen durch Arbeit erzielte, die fast an Überspannung der Kräfte grenzte, mit jeder Erwerbung, die Preußen machte, rückte er auf eine breitere Grundlage und damit immer mehr in sein natürliches Schwergewicht.

Noch ein zweiter Einwurf ist zu berühren. Dem heute lebenden Geschlechte, das im Zeitalter des nationalen Gedankens aufgewachsen ist, scheint Friedrich ohne Rücksicht auf nationales Empfinden zu schalten. Aber vergessen wir nicht, in wie geringem Maße dieses im 18. Jahrhundert lebendig war. Der preußische Staat war noch jung, zum Teil durch den Zufall der Erbschaft und Eroberung zusammengewürfelt; noch überwog vielfach der Sondergeist der Provinzen. Eine gemeinsame Tradition fehlte. Erzählt doch Friedrich im Testamente von 1752 selber, wie er sich im Verlaufe des Ersten Schlesischen Krieges bemüht habe, seine Untertanen mit nationaler Staatsgesinnung zu erfüllen. Versetzen wir uns aber in das Denken und Fühlen jener Zeit, so wird uns Friedrichs Ideenwelt in anderer und gerechterer Beleuchtung erscheinen. Wenn er daran dachte, die rheinischen Lande und Ostpreußen im Tausche fortzugeben, das kaum erworbene Ostfriesland zu verkaufen, so waren es Gründe der Staatsraison, die ihn bewegten; denn sein ganzes Trachten und Sinnen ging eben darauf aus, wie er Preußen groß und stark machen könne.

Nur ein Weg, ſah er, konnte zum Ziele führen: die Vergrößerung und Abrundung der Monarchie. Er war kühn genug, ihn ſeinen Nachfolgern zu weiſen und bereits die Grenzen des künftigen Staates zu ziehen. Gelangten ſeine ſtolzen Pläne alle zur Ausführung, dann erhob ſich Preußen in Europa wie ein wuchtiger, maſſiver Block, feſt in ſich und auf ſeiner Kraft beruhend, trutzig und furchtgebietend. Dann mochte Preußen, wie Friedrich ſehnend hoffte, „zu einer der bedeutendſten Mächte des Kontinents“ werden und auch „an Lebenskraft die älteſten Monarchien überdauern“. Dazu gehörten freilich, wie er als Vorbedingung hinzufügte, tatkräftige Herrſcher, ein gut diſziplíniertes Heer, geordnete Finanzen und eine Staatskunſt, die günſtige Gelegenheiten klug und geſchickt auszunutzen verſtand.

Kühn aber auch, wie Alexander, hieb der König mit dieſer Löſung des Problems den gordiſchen Knoten in der Mitte durch. Was ihn dagegen von dem mazedoniſchen Helden unterſcheidet, iſt der bedeutſame Umſtand, daß nicht die Leidenſchaft und maßloſe Eroberungsſucht ihn ſtachelten. Weit ausgreifend und doch mit zielbewußter Beſchränkung legte er die Grenzen des neuen Reiches feſt, das, wie wir nicht vergeſſen dürfen, nur deutſches Land umfaſſen ſollte; denn auch Weſtpreußen war altes Ordensland. Ja, unter dem friſchen Eindruck der überſtandenen großen Gefahren des Siebenjährigen Krieges hat er im Teſtament von 1768 ſeine Nachfolger ſogar vor übereilten, verhängnisvollen Entſchlüſſen eindringlich gewarnt, indem er als erſten Geſichtspunkt die Behauptung der Monarchie hinſtellte und erſt in zweiter Linie von ihrer Vergrößerung ſprach.

Der unter ſchweren Mühen und Nöten gebaute Staat iſt heute zuſammengebrochen, aber, wie wir mit feſter Zuverſicht hoffen, nicht begraben. Friedrich ſpricht, des ſind wir gewiß, auch zu den kommenden Geſchlechtern.

Urſache und Wirkung

Von Miniſterialdirektor z. D. Dr. Hans Meydenbauer

Die Händler rufen: Nur das freie Spiel der Kräfte kann uns wieder hochbringen, wem verdanken wir unſern Aufſtieg? Nur der wagemutigen Arbeit unſerer großen Kaufleute und Induſtriellen! Drum weg mit bürokratiſcher Engherzigkeit und Einſchnürung. Der Ruf wird nicht ſchwächer, obwohl die letzten Monate des freien Handels durch das Loch im Weſten ſeine Richtigkeit doch etwas zweifelhaft gemacht haben. Das iſt nicht böſer Wille, auch nicht nur eine Verwechſlung des eigenen Geldbeutels mit dem des Staates. Es ſpielt wenigſtens bei den Gutgläubigen eine Verwechſlung von Urſache und Wirkung hinein, die ſich auf dem Gebiet der politiſchen Schlagworte öfter beobachten läßt.

Die demokratiſchen Parteien rufen: Nur Freiheit und Gleichheit der politiſchen Befugniſſe wird die Kräfte frei machen, die aus unſrem Jammer wieder hinausführen. Wir müſſen das demokratiſchſte Volk der Welt werden, das Wahl-

recht muß noch mehr verbreitert werden, dann wirds schon gehen! Die Erfahrungen der letzten Zeit lassen auch diese Lehre fragwürdig erscheinen. Das schadet ihrer Verbreitung aber offenbar nur wenig. Auch hier läßt sich die beliebte Verkehrung des Kausalitätsgesetzes beobachten.

Zuerst zum „freien Handel": Da ist klar, daß er friedliche Zustände unbedingt voraussetzt! Der Weg zum Erzeuger und von ihm zum Verbraucher muß frei sein. Jede Einschränkung von hoher Hand bringt überflüssige und schädliche Gefahrmomente in die Berechnung, verteuert den Umsatz. Erst die Mitte des vorigen Jahrhunderts weist darum Verhältnisse auf, die den Handel als „frei" bezeichnen lassen, wenn man von der Blütezeit des Römischen Reichs absieht, die dem Gedächtnis der Lebenden entschwunden, politisch nicht mehr ausgenützt werden kann. Damals fielen die Zollschranken, die Verkehrsmittel und die Nachrichtenübermittlung verbesserten sich ungeahnt, einer unbegrenzten Gütermenge aus aller Welt stand ein rasch steigender Inlandsbedarf gegenüber, die durch die Napoleonischen Kriege schwer erschütterte Wirtschaft des Kontinents erholte sich zur Freude und zum Vorteil Englands. Der Handel war damals wirklich frei und konnte frei sein. Warum? Der Bedarf war allgemein überdeckt, und in die Lebensfragen der noch rein agrarischen Staaten griff der Handel nicht ein. Es konnte jeder kaufen, ohne den andern in seinem Lebensstande zu stören, es konnte verteilt werden ohne Prüfung der Verwendung. Was ist nun zeitlich und logisch das Frühere? Was die Ursache, was die Wirkung? Die Gunst der wirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen oder die Freiheit des Handels? Die Antwort ist klar. Der freie Handel ist Exponent, ist Symptom, ist Erscheinung einer bestimmten Stufe der Gütererzeugung und Verteilung in der Welt. Er ist ohne schwere Schädigung einzelner Teile des Volkes nur so lange und soweit möglich, als Erzeugung und Bedarf in ihrem gegenseitigen Verhältnis einer freien Verteilung nicht im Wege sind. Nun wissen wir Deutsche aber genau, daß wir in absehbarer Zeit ein solches Gleichgewichtsverhältnis nicht mehr haben werden, daß wir unseren Verbrauch nach bestimmten Gesichtspunkten zurückschneiden und froh sein müssen, den notwendigsten Bedarf zu decken. Wir wissen, daß wir noch trüberen Tagen entgegengehen, wenn wir überhaupt am Leben bleiben. Die Sehnsucht nach der guten alten Zeit, in der alles so ganz anders war, ist begreiflich. Aber dann soll man diese Sehnsucht auch richtig nennen und nicht eine ihrer Erscheinungsformen nach vorne schieben, die in der Gegenwart — darüber täusche man sich nicht — als blutiger Hohn auf das Elend der Massen empfunden wird. Darum sollte der „freie Handel" keine Parteiforderung sein, sondern die Forderung sollte lauten: „Mehr Ware", damit frei gehandelt werden kann. Dann wäre die Verständigung einfacher und Symptomkurierererei würde vermieden.

Ähnliche Erwägungen über Ursache und Wirkung sind auf rein politischem Gebiet nicht ohne Wert. Unsere demokratischen Ideale stammen aus Amerika und Frankreich, zwei dünn bevölkerten Ländern mit sehr starker Landwirtschaft, wirtschafts- und militärgeographisch überaus günstig gelegen. In beiden ist die demokratische Staatsform eng verbunden mit dem Aufstieg des Staates, mit der Loslösung von England und mit der Abschüttelung des unerträglich gewordenen Feudalismus. Alle großen Erinnerungen sind dort untrennbar vom demokratischen Staatsideal. Auch die beiden französischen Cäsaren haben sich mit ihm abzu-

finden gewußt. Neben der „grâce de Dieu“ stand die „volonté du peuple“. Beide Länder haben in den letzten Jahrzehnten ihre äußere Macht ohne wesentlichen Widerstand gewaltig zu mehren verstanden, sie haben skrupellos und glücklich erobert und ungeheure Gebiete und Rohstoffmöglichkeiten erworben. Die Sonne politischer und wirtschaftlicher Erfolge verklärt diese Demokratien. Und als die innere Entwicklung Englands auch diese alte Aristokratie — oder Oligarchie, wie man will — zwang, hin und wieder demokratische Allüren anzunehmen, da stand für weite Kreise Deutschlands der Satz vom vorbildlichen Wert dieser Formen fest. Als der Umsturz kam, da schrie man bis weit in die Kreise früher rechtsstehender Intellektueller hinein nach demokratischen Formen westlicher Prägung, nach einem anderen Auslesеprozeß für die Führer, und wie die vielen Dinge heißen, die man in den siegreichen, seit Jahrzehnten von der Gunst des Schicksals getragenen Demokratien ohne weiteres als vorhanden zu unterstellen für gut fand. Man vergaß die alte Weisheit, daß sich eines nicht für alle schickt. Man übersah, daß die westlichen Demokratien inzwischen viele rein deutsche Sondervorzüge hinübergenommeu und während des Krieges unsern alten Zuständen sich rascher angenähert hatten, als wir uns von ihnen zu entfernen bestrebt waren, ganz zu schweigen von der kindlichen Vorstellung, daß die gemeinsame demokratische Verfassung irgend welche außenpolitische Bedeutung in dem Sinne habe, als ob sie die Verständigung zweier Staaten erleichtere. Wir sind so zu der „freiesten“ Verfassung der Welt gekommen, in einem Augenblick, in dem unsere Wirtschaft das unmittelbare Gegenteil der wirtschaftlichen Zustände darstellt, aus denen in den westlichen Staaten ihrer Zeit die Demokratie erwuchs. Bei uns stehen die rein wirtschaftlichen Fachfragen der Produktion und ihres Wiederaufbaues derart im Vordergrunde, daß neben ihnen alles andere zunächst zurücktritt. Ein Volk, das nicht weiß, ob es ohne wesentliche Einbuße an Lebenskraft im Sommer noch besteht, hat für die parlamentarische Parole von dem „Feind, der rechts steht,“ nicht mehr die nötige Würdigung. Es ist schwer erträglich, den Erörterungen über formalpolitische Fragen Zeit widmen zu müssen, und man muß denen beitreten, die immer wieder auf die „geistige Unterbilanz“ der Revolution hinweisen und die „Entpolitisierung der Wirtschaft“ durch den Aufbau einer Unternehmer und Arbeiter gleichmäßig erfassenden Wirtschaftsorganisation fordern. Schon im alten Staat war, wie ein geistreicher Sozialist einmal schrieb, mehr das Berliner Tageblatt der Feind des aufbauenden Sozialismus als der Kaiser. Gelingt es unseren westlich denkenden Demokraten nicht bald, den Anschluß an die großen, das Innerste des Volkes aufwühlenden Kräfte zu finden, verarbeiten sie nicht bald den Gedanken der gebundenen Wirtschaft und der organischen Eingliederung der Arbeiterschaft in den Produktionsprozeß, so kann die Erkenntnis, daß die „demokratische Freiheit“ für die weitesten Kreise unseres Volkes ein Witz von gestern ist, sich in Formen auswirken, die der Demokratie nicht sehr zuträglich sind. So sicher die Begriffe der Freiheit und Gleichheit in Amerika als richtige Formeln für harterkämpfte Zustände gelten konnten, so wenig genügen sie allein jetzt mehr. Am Ausgang des 18. Jahrhunderts bedeutete in Frankreich die Befreiung von uralten Bindungen allerdings eine mächtige Förderung der landwirtschaftlichen und damit der gesamten Entwicklung. Man muß sich klar zu machen versuchen, was es voraussetzte und was es bedeutete, wenn St. Just, der Freund Robespierres, allen Ernstes verkünden konnte, der Franzose sei

weder für das Gewerbe, noch für das Armenhaus gemacht. Seine Hand sei nur für das Land und die Waffen geschaffen, nur ein Ackerbauvolk könne tugendhaft und frei sein. Man sieht deutlich, wie die wirtschaftliche Auffassung den politischen Strebungen zugrunde liegt und ihnen die Richtung gab.

Wie ist das bei uns? Die Verfassung enthält kein unmittelbar wirkendes wirtschaftliches Prinzip, das den Anspruch der Neuheit machen könnte. Was da in den Artikeln 151 ff. über das Wirtschaftsleben gesagt wird, ist teils altes Rechtes, teils in der Verwaltung lange anerkanntes Ziel, teils Phrase — mit zwei Ausnahmen in den Artikeln 156 und 165, die von der Gemeinwirtschaft und den Arbeiter- und Angestelltenräten handeln. Hier liegen die Ansätze zu neuen Dingen. Aber wie sind sie gefaßt? Man muß die Zeilen dreimal lesen, um zu ahnen, was gemeint sein könnte. Ein Vergleich mit den nach westlichem Vorbild gearbeiteten Artikeln spricht Bände. Stand den Verfassern klar vor Augen, daß das „Reich" in nichts zergeht ohne schleunige schaffende Arbeit auf diesen Gebieten? Was soll der prächtige Bau der demokratischen Verfassung, wie er in den vorhergehenden Artikeln nach berühmten Mustern hübsch entwickelt ist, wenn die Artikel 156 und 165 nicht bald zu Leben kommen und über die Wortfassung weit hinaus neben den politischen, territorial gegründeten Bau einen fachlich gegründeten Wirtschaftsbau mit ganz neuer Verfassung setzen? Das agrarische Frankreich der großen Revolution konnte sich wie alle Agrarstaaten mit seiner regional unterbauten Organisation begnügen. Ein Landwirt ist dem andern wirtschaftspolitisch gleich; die Landwirtschaft kennt keinen Wettbewerb wie die Industrie, nachbarliche Zusammenfassungen tragen das politische Leben. Anders in unserem Industrie- und Veredelungsland. Wir leben vom Gewerbe, von der „Stoffveredelung", wir verhungern und erfrieren, wenn die gewerbliche Arbeit und Kapitalbildung stockt. Das böse Wort von den „vingt millions de trop" ist leider ganz richtig. Das weiß jeder, das wußte auch die Verfassunggebende Nationalversammlung im Frühjahr 1919. Sie hat aber aus dieser ihrer Wissenschaft nicht die richtige Folgerung gezogen. Man weiß, wie schwer es war, die glücklich aufgenommenen Andeutungen einer neuen Zeit zustande zu bringen. Nun stockt die Ausführung. Das unglückliche Betriebsrätegesetz kann als zureichendes Mittel nicht anerkannt werden. Es ist eben doch richtig mit der Unterbilanz der Revolution: Die Gedanken einer beruflichen Zusammenfassung aller Erwerbsstände und deren Ausstattung mit bisher staatlich gewesenen Befugnissen, die Gedanken einer Organisation der Arbeit und der Loslösung der drängenden Wirtschaftsfragen von dem sachunkundigen, nach rein politischen Gesichtspunkten gewählten Parlament — alles das stimmt eher zu den ganz alten konservativen und den ganz jungen „unabhängigen" Gedankengängen, als zu den Kreisen, in denen die regierenden Parteien von ihren Häuptern herumgeführt werden. Die Mehrheitssozialisten tragen den Fluch langjähriger Hetzarbeit und sühnen ihn bis jetzt mit Unfruchtbarkeit. Leider! Denn ohne sie wird Wirtschaftspolitik auf die Dauer kaum möglich sein. Den Demokraten hängen die Vorstellungen überwundener Wirtschaftszustände zu fest an. Die neuen Gemeinschaftsbildungen passen ihrem Individualismus nicht. Die Herren sollten an den alten Individualisten und Demokraten Alkibiades denken, der von der Demokratie als von einer „anerkannten Torheit" zu sprechen pflegte, als er sah, daß seine Athener in der Übertreibung von Wahrheiten, die in gewisser Dosierung

zu ertragen sind, zu weit gingen. Das Zentrum würde in den wirtschaftlichen Lehren seiner Scholastiker manches finden, was nach praktischer Bewährung gerade heute schreit. Vielleicht, daß bei ihm die Erkenntnis dieser historischen Zusammenhänge in einzelnen führenden Köpfen schon auf dem Marsch ist. Dann würde es sich als erste Regierungspartei von der tragikomischen Vorstellung frei gemacht haben, daß die Demokratie westlicher Prägung Ursache und das Glück die Wirkung sei.

Potsdam

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski

Ziehe deine Schuhe aus, denn das Land, da du stehest, ist heiliges Land! Für jeden, der mit dem Herzen Preuße ist, ist Potsdam solch heiliges Land. Wer aus dem Getriebe der Großstadt kommt, in der alles Gegenwart, alles Augenblickswert ist, in der aller Zusammenhang mit der Geschichte, mit den Voraussetzungen der Gegenwart abgebrochen scheint, deren horizontloses, unabsehbares Häusermeer von gradlinigen, endlosen Straßenfluchten durchschnitten wird, — der atmet auf in diesen stillen Straßen, auf die wuchtige Glockentürme und hohe Kirchenkuppeln ihren Akzent setzen, und sein Blick ruht aus auf den sanft begrünten Hügeln zwischen den träumerischen Flächen der Havelseen, über die ferne Glockenklänge hinzittern. . . . Statt der Steinwüste eine Landschaft, in der Natur und Kunst sich harmonisch durchdringen, die die anmutigen Horizonte einer unvergleichlichen Geschichte bildet. Welche weltbewegenden Kräfte sind von hier ausgegangen, seit der Große Kurfürst bei dem Fischerdorf an der Havel sein Schloß baute, seit der strenge Zuchtmeister Friedrich Wilhelm der Erste, sein Großsohn und Namensträger, die Garnison- und Heiligegeist-Kirche, das Kadetten- und Militärwaisenhaus und das Holländische Viertel, die Wohnungen für seine „langen Kerls", baute und den Lustgarten des Schlosses zum Exerzierplatz umwandelte, — lauter Anlagen, die so bezeichnend für seine Regierung wie grundlegend für das ganze fromme, arbeitsame, disziplinierte, wehrhafte Preußen geworden sind! Und dann fällt plötzlich das Licht der Aufklärung in die dunkle Werkstatt der preußischen Größe. Knobelsdorff baut das Stadtschloß um und umgibt den Lustgarten mit seinen anmutigen Säulenstellungen; und auf dem sandigen Windmühlenhügel entstehen die Terrassen und das schmucklos heitere Schloß, in dem der königliche Philosoph sein Leben zwischen Regierungssorgen und Geistesfreuden teilt, eine Stätte, die bis in unsere lieblose, undankbare Zeit hinein ein Nationalheiligtum geblieben ist. Und nach seinem Siege über Europa ersteht in den Parkgründen von Sanssouci mit ihren Marmorgruppen, Tempelchen und Wasserkünsten, die zu Friedrichs Gram nie springen, der prunkvolle Repräsentationsbau des Neuen Palais, auf dessen Turmspitze drei Frauengestalten — angeblich die drei „Unterröcke", die dem großen König

das Leben vergeblich sauer gemacht haben, — die preußische Krone in die Lüfte erheben. Ein Prunkbau des sparsamsten Herrschers, nicht aus Siegesstolz gebaut, sondern um nach dem siebenjährigen Kriegselend die Arbeit wieder zu beleben und Geld unter die Leute zu bringen, vielleicht auch ein wenig aus „Fanfaronnade", um Europa über die unerschöpflichen Mittel des Königs Sand in die Augen zu streuen. . . . Sein Nachfolger fügt das zierlich bescheidene „Marmorpalais" im Neuen Garten hinzu; unter Friedrich Wilhelm dem Dritten und Vierten erhebt sich aus Brandschutt die neue Nikolaikirche mit ihrer harmonischen Kuppel, die das Stadtbild von Potsdam so wirksam beherrscht. Und mit diesem Friedrich Wilhelm dem Vierten, dem Romantiker auf dem Thron, ergießt sich die ganze Phantastik eines geschmackvollen, unpraktischen Eklektizismus über Berg und Tal. Antiker und lombardischer Stil, Mittelalter und Renaissance stoßen an der Havel zusammen, ohne einander zu stören, ohne die älteren Bauten zu überschreien. Eine italienische Renaissancevilla mit großartigen Perspektiven erhebt sich hinter Sanssouci, um ein paar Dutzend Orangenkübel zu beherbergen; ein heiteres Belvedere krönt die Spitze des Pfingstberges mit seinen Türmen und Plattformen, die nur für zauberhafte Aussichten und Teegesellschaften bestimmt sind. Und zugleich erbaut sich sein großer Bruder, der Vollender des deutschen Einheitstraumes, auf dem Babelsberge sein kleines, parkumgebenes Schloß im Windsorstil, ritterlich und schlicht wie er selbst, — auch dies ein preußisches Nationalheiligtum. Alle diese Bauten und Stile umrahmen oder durchsetzen das Stadtbild von Potsdam mit seinen zierlichen Rokokohäusern oder nachgeahmten Renaissancebauten. Und trotz aller Stilarten und des grundverschiedenen Geistes der Bauherren bildet Potsdam eine architektonische Einheit, wie das Königreich Preußen trotz all seiner Wandlungen und mannigfachen Einschläge eine Einheit auf der festen Grundlage Friedrich Wilhelms des Ersten geblieben ist.

Erst die letzte Bauperiode seit der Reichsgründung fällt aus dieser Einheit heraus. Die kitschigen Balustraden auf der neuen Langen Brücke geben dem Ankömmling einen Vorschmack. Der unmögliche altdeutschelnde Baustil der Kriegsschule auf dem Brauhausberge, der spitze rote Kirchturm, der die Aussicht von der Terrasse von Sanssouci stört, die eiserne Hängebrücke bei Glienicke, die die Landschaft zerschneidet, sie alle stören das Stadtbild empfindlich und sprechen von einem Geiste, dem der Sinn für die architektonischen Gesetze von Potsdam fehlt. Warum soll man das nicht aussprechen dürfen? Wir leiden ja nicht allein unter solchen modernen Geschmacklosigkeiten! Die hohe Schule des Stils, Rom, zeigt seit den letzten zwanzig Jahren die gleiche Verkitschung: durch das protzige Parlamentsgebäude, das hochtrabende Viktor Emanuel-Denkmal, die Greuel der Piazza Colonna und vor allem das Monstrum des Justizpalastes neben der altehrwürdigen Engelsburg. Es ist wohl das allgemeine Kennzeichen künstlerischer Niedergangszeiten. Wird die Zukunft noch pietätloser hausen? Wird das revolutionäre Deutschland von heute und morgen geschmackvoller sein? Wird es den Genius loci und damit nur sich selbst ehren? Wird es Potsdam wenigstens als Museum und Denkmal vergangener Größe achten? Einstweilen hindert wenigstens der Mangel an Geld, Steinen und Kalk weitere Verunzierungen.

Es ist wehmütig, heute durch Potsdam zu streifen. Früher ging jedem das Herz auf, der nicht nur die Natur (oder Aal mit Gurkensalat) genießen wollte, sondern auch Andacht für sein Preußenherz suchte. Das alles war ja nicht tote Vergangenheit, sondern die Grundlage der Gegenwart! Der Schritt der Garderiesen dröhnte noch durch die Straßen, wie zur Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten. Die Paraden im Lustgarten zeigten noch das bunte militärische Bild wie zur Zeit des Alten Fritzen. Und wie die Paradetruppen des alten Dessauers bei ihrem ersten Waffengang die kriegserprobten Heere der ersten Militärmacht Europas besiegten, so schlug die Potsdamer Wachtparade noch im Weltkriege, in Frankreich, Galizien und Rußland, eine Welt von Feinden. Die Zeiten sind vorbei: ein paar Reichswehrtruppen bilden die traurigen Reste preußischer Kraft.

In den Straßen von Potsdam geht der Geist Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen um, jener mit dem drohenden Krückstock, der Gottesfurcht und Ordnung einbläute, dieser mit dem blauen Auge des Genius und dem bezaubernden Lächeln, bisweilen auch mit einem scharfen Bonmot auf der Zunge. Ich möchte ihnen heute nicht mehr begegnen. Ihr Blick wäre ein unerträglicher Vorwurf. Ihr Mund würde sagen: „Also dafür haben wir gearbeitet?" Gottesfurcht und Ordnung — altväterische Begriffe, Ammenmärchen! Preußische Größe — ein Gespött für Pazifisten und Sozialisten nebst ihrem ganzen Anhang! Der König von Preußen — für Friedrich Wilhelm den Ersten ein mythisches Wesen, als dessen Feldmarschall und Finanzminister er sich fühlte, für seinen großen Sohn der Inbegriff höchster Pflicht, der von dem leiblichen Träger der Krone die schwerste Verantwortung, das Opfer seines Lebensglückes heischte, — eine Schreckgespenst für das souveräne Volk!

Potsdam, die Heimat des Preußenherzens, das Herz Preußens selbst — heute ist es nur noch ein Land der Erinnerung, ein Grab für Trauernde, ein Kuriosum für Weltbummler, für halb Deutschland eine alte Perücke. Die „Universität Potsdam", über die Friedrich als Kronprinz so bitter gespottet und die er doch als König zur höchsten Blüte brachte, sie hat ihre Pforten geschlossen. In der Gruft der Garnisonkirche stehen die Särge zweier Großer, die umsonst geschaffen, gerungen, gelitten haben. Über ihnen tönt das Glockenspiel: „Üb' immer Treu und Redlichkeit" — ein Großmutterliedchen! Wer den wehmütigen Zauber vergangener Größe kennt, wer die toten Kanäle der alten Meerbeherrscherin Venedig durchfahren und an der Marmortreppe des Dogenpalastes mit Platen den Tränenzoll der Vergangenheit entrichtet hat, wer an den träumerischen Grachten der alten Weltstadt Brügge gewandelt ist und sich mit Rodenbach in die Mysterien dieser „toten Stadt" eingesponnen hat, den kann jetzt die gleiche Empfindung in Potsdam ereilen. Das Herz des Lebens schlägt hier nicht mehr.

Man denkt zurück an die letzten Paraden Kaiser Wilhelms des Ersten im Lustgarten, die Infanterie noch drei Glieder tief, die Hauptleute noch zu Fuß vor der Front, wie zur Zeit des Alten Fritzen. Er, der als Jüngling die Feuertaufe in den Befreiungskriegen erhalten, der als Mann sein Heer 1848, 1864, 1866 und 1870/71 zu immer größeren Siegen geführt hatte, der greise Kaiser nahm hier die letzte Heerschau über den Kern seiner Truppen ab. Man denkt auch zurück an die Stunde, da die Hülle vom Denkmal Friedrich Wilhelms des Ersten im Lustgarten fiel, — hier, wo er die mächtig aufgegangene Saat des

„preußischen Militarismus" gesät hatte, — eine späte Genugtuung für den Schöpfer Preußens, die seiner strengen Gestalt zögernd nachhinkte, wie die historische Gerechtigkeit. Der „preußische Militarismus" ist von der Entente begraben; preußische Hände haben ihm sein Grab geschaufelt. Herr Wilson und der Umsturz haben über den Deutschen Kaiser, den König von Preußen, gesiegt.

Der Besuch von Potsdam schnürt heute das Herz jedes Vaterlandsfreundes zusammen. Was er im Getriebe der Großstadt oft nur denkt, hier fühlt er es bis ins Mark. Er erlebt von neuem den 9. November. Was der Christ an jedem Karfreitag empfindet, das empfindet der Preuße jetzt bei jedem Besuche von Potsdam. Denn auch unser Preußentum hat religiösen Einschlag. Aber der Christ verzweifelt nicht. Dem Karfreitag folgt Ostern, den Schrecken des Todes und Grabes die Auferstehung. Soll der Preuße verzagen? Soll nicht auch er an Ostern und Auferstehung glauben? Der Glaube kann Berge versetzen.

Weltspiegel

Frankreich und die deutsche Einheit. Die in Heft 2 dargelegten Ansprüche Frankreichs auf die Rheinlande sind keineswegs ein zufälliges französisches Kriegsziel, sondern stehen in engem Zusammenhange mit der Tendenz, nicht nur Deutschland an den Grenzen möglichst zu beschneiden, sondern, wenn irgend möglich, die deutsche Einheit überhaupt entzwei zu schlagen. Da die deutsche Öffentlichkeit diesen fortwirkenden Bestrebungen viel zu wenig Beachtung schenkt, scheint es uns angezeigt, ihnen hier einmal eine zusammenfassende Darstellung zu widmen. Daß man den Polen möglichst viel preußisches Gebiet, Ostpreußen und Danzig, zuschanzen will, ist bereits im vorigen Heft erwähnt worden. Weniger bekannt ist in Deutschland geworden, daß schon der „Temps" vom 12. März 1919 nicht nur die Rückgabe Helgolands an England, sondern auch die Bildung eines schleswigischen Staates vorgeschlagen hat, dessen Nordgrenze durch das von Dänemark vorgeschlagene Plebiszit bestimmt würde, und dessen Südgrenze durch die alte holsteinische Grenze gebildet werden müsse. Dieser neue Staat, zu dem auch Lübeck zu schlagen sei, müsse ein unabhängiges Reich mit ewiger Neutralität bilden. Ähnlich äußerte sich der „Temps" eine Woche später, da er für Internationalisierung des Kieler Kanals eintrat.

Weit nachdrücklicher aber als solche Loslösungspläne vertritt der „Temps" den Gedanken an Auflösung der deutschen Einheit überhaupt. Bereits Ende Februar 1919 erörterte er anläßlich der Münchener Vorgänge, ob es nicht weit besser sei, Rohstoffe und Lebensmittel statt der Zentralregierung vielmehr den einzelnen Regierungen zu übergeben. Der preußische Staat als Einheit sei nur ein künstliches Gebilde. Zum mindesten müsse die Bildung einer Rheinisch-westfälischen Republik und einer Westdeutschen Republik von der Entente erleichtert werden. Diese Idee der Aufteilung der deutschen Einheit ist keineswegs eine Marotte des „Temps" allein, sondern taucht auch in der übrigen Presse immer wieder auf. Häufig ist in rechtsstehenden Blättern der Regierung der Vorwurf gemacht worden, die Aktion Eisners, die in erster Linie als Versuch der Loslösung von Preußen aufgefaßt wurde, nicht unterstützt zu haben und im April wurde der Gedanke gewisser Kreise, Bayern mit Österreich zu vereinigen, mit Vorliebe erörtert. „Wie einfach", schrieb General Verraux im „Oeuvre" vom 14. März, „wäre das Dilemma zwischen einem reaktionären und einem sich bolschewisierenden Deutschland gewesen, wenn es überhaupt kein Deutschland mehr gäbe. . . Die Stunde für das deutsche Reich ist gekommen. Es gab früher ein Preußen, ein Sachsen, ein Bayern, ein Hannover, ein Württemberg, ein Baden und die übrigen kleinen Fürstentümer. Ich habe schon von einem Rheinland gesprochen, einem

links- und rechtsrheinischen, das ich mir als eine Mark Frankreichs, Belgiens und der Niederlande unter dem Schutz der Gendarmerie des Völkerbundes vorstelle. Ich kann mir auch eine unabhängige bayerische Republik zwischen Preußen und Deutsch-Österreich vorstellen, zwischen Berlin und Wien, um ihre Vereinigung zu verhindern." Am 11. März äußerte der Abgeordnete Dutreil in der Kammer: „Die Zollschranken zwischen den einzelnen deutschen Staaten müssen wieder aufgerichtet werden, dann werden die politischen Schranken folgen. Aus dem Zollverein ist Deutschlands unerhörter Wohlstand erwachsen. Ein großes Deutschland an Frankreichs Toren ist ein Wahnsinn, wir müssen es erst wirtschaftlich, dann politisch zerstückeln." Am 17. März beklagte das in Deutschland viel zu wenig beachtete, (antisemitische) sehr gut informierte klerikale Blatt „Libre Parole", daß man die Anfang 1917 durch Kaiser Karl gebotene Gelegenheit, die Südstaaten zu stärken und durch ihre Angliederung an Habsburg ein neues europäisches Gleichgewicht zu schaffen, verpaßt habe. Die Bildung eines Rheinuferstaates genüge nicht zu dauernder Sicherheit Frankreichs. Als die deutsche Friedensdelegation nach Versailles kam, vermißte „Journal" einen besonderen Unterhändler Bayerns, mit dem Frankreich doch vor dem Kriege besondere diplomatische Beziehungen unterhalten habe. Im Mai wies Gustave Hervé in der „Victoire" darauf hin, daß die Deutschen sich irrten, wenn sie glaubten, der ihnen angebotene Frieden sei ein Clemenceau- und nicht ein Wilsonfriede. Ein Clemenceaufriede würde ganz anders aussehen. Zunächst hätte er das Bismarcksche Werk vollkommen zerstört und Deutschland von der preußischen Vorherrschaft befreit. Alle von Preußen 1866 aufgesogenen norddeutschen Staaten, angefangen mit Hannover, wären wieder aufgerichtet worden. Die süddeutschen Staaten hätten ihre Freiheit innerhalb des deutschen Bundes wieder erhalten, Ostpreußen wäre völlig an Polen gekommen und das linke Rheinufer würde unter dem Protektorat Frankreichs neutralisiert werden. Als die rheinischen Sonderbestrebungen deutlicher hervortraten, gingen „Figaro" und „Journal" sehr ausführlich auf hannoversche Selbständigkeitsbestrebungen ein.

Daß diese Politik der Trennung der deutschen Bundesstaaten auch nach Friedensschluß nicht aufgegeben worden ist, beweisen nicht nur die Klagen rechtsstehender Blätter, namentlich der einflußreichen „Action française" über den unvollkommenen Friedensvertrag, sondern auch die Aufnahme, die die Ernennung Mayer-Kaufbeurens zum Geschäftsträger in Paris gefunden hat. „Excelsior" und „Petit Parisien" schrieben, die Frage einer diplomatischen Vertretung Frankreichs in Bayern und der diplomatischen Vertretung Bayerns in Frankreich bliebe noch offen. „Journal des Débats" äußerte: „Die Frage der diplomatischen Beziehungen Frankreichs mit den deutschen Einzelstaaten ist noch nicht geregelt." Am deutlichsten war „Journal": „Indem sie einen Bayern wählte, wollte sich die Berliner Regierung nicht nur einen besseren Empfang sichern als ein Preuße gefunden hätte, sondern hat sich auch mit der Hoffnung getragen, die Frage einer diplomatischen Vertretung Bayern zu eskamotieren. Werden wir dieses Spiel ruhig mit ansehen?"[1])

Daß bei alledem die Pläne auf Annexion des linken Rheinufers nicht aufgegeben werden, ist selbstverständlich. „Libre Parole" vom 22. Januar 1920, die die deutsche und französische Propagandatätigkeit im Saargebiet beleuchtet, gibt offen zu, daß man sich besonders durch Schaffung engster Handelsbeziehungen zu Lothringen bemüht, das Saargebiet zu Frankreich zu ziehen. „Der Ausgang des Propagandakampfes zwischen den beiden Ländern", schreibt das Blatt, „wird nicht zweifelhaft sein, wenn wir in diesem Lande, wo noch so viele Erinnerungen an die französische Herrschaft und den Genius Frankreichs bestehen, die Bevölkerung dahin zu bringen verstehen, sich von dem germanischen Einfluß loszulösen und sie mit mächtigen wirtschaftlichen Banden an uns zu fesseln. Das Werk ist begonnen." Die genaueste Beachtung jedoch verdient ein Bericht des „Petit Parisien" vom 19. Januar über die Stimmung der Bevölkerung im Rheinlande.

[1]) Vgl. „Ententediplomatie und Bundesstaaten" in Nr. 52 v. J. und „Bayern und der Vatikan" in Nr. 2 der Grenzboten.

Die hauptsächlichste Stütze der Berliner Regierung bildete hier außer den preußischen Beamten die Arbeiterbevölkerung, unter der sich besonders die Propaganda der Mehrheitssozialisten bemerkbar mache. Weit mehr Erfolg habe jedoch noch die Propaganda der Kommunisten. Es könnte sein, daß diese Bewegung, die keineswegs zugunsten Preußens angezettelt sei, eine gewisse Ausdehnung gewinnen könne, so daß die alliierten Besatzungstruppen energisch zur Wiederherstellung der Ordnung einzuschreiten genötigt sein würden. Nimmt man hierzu die nichtswürdige Lügenmeldung, daß (auf Antrieb der preußischen Regierung) gerade ein Kommunist Dorten habe ermorden wollen, so ist wohl die Frage berechtigt, ob nicht Frankreich einen kommunistischen Putsch hervorzurufen im Begriff steht, der Anlaß zur Ausdehnung der Machtbefugnisse der Besetzungsarmee und weiterer Knebelung aller deutschen Elemente bieten würde.

Menenius

Reichsspiegel.

Die Ententearbeit im besetzten Gebiet. Schwarz auf weiß haben kürzlich die deutschen Zeitungsleser gesehen, daß die preußischen Minister „hochbefriedigt!" von ihrer Rheinlandreise zurückgekehrt sind. Schwarz auf weiß mußten dieselben Blätter tags darauf die Reden Millerands und Tardieus bringen, die erneut kräftiger denn je die Rheingrenze als Gegengabe für ihr sogenanntes „Entgegenkommen" in der Auslieferungsfrage forderten. Selbst dem blödesten Auge mußte und muß mit dieser Gegenüberstellung klar werden, wie tief die Wurzeln der sogenannten Rheinlandfrage in das ganze Gebiet der Innen- und Außenpolitik des Reiches und Preußens hineinragen. So tief, daß weder ein einzelner Ministerbesuch noch die schönsten Versprechungen sie tilgen können. Mit der Besetzung von Metz und Straßburg — das kann nie genug betont werden — beherrschen die Franzosen aufs neue ganz Süd- und Westdeutschland, und ungestört marschieren ihre Propagandatruppen, die sich fünf Jahrzehnte lang fast ungestört in Elsaß und Lothringen zu neuen Taten ausbilden konnten, ins rheinische Land. Setzten die Amerikaner und Engländer den wirtschaftlichen und kulturellen Lockungen der Welschen zunächst einen gewissen Widerstand entgegen, so ist dieser selbst schon längst im Kampf der britischen Außenpolitik dahingesunken. Zugeständnisse in Persien und Mesopotamien gaben den französischen Helfershelfern, den Anhängern Dortens, freie Bahn bis tief hinunter in die vierte von Belgien besetzte Zone, bis hinunter nach Neuß und Mörs.

Am gefährlichsten ist zweifellos bei diesem unmittelbaren Vordringen die wirtschaftliche Minierarbeit, die Grund- und Boden-Aktien und Kuxe der linksrheinischen Kapitalisten langsam und stetig in fremde Hände überleitet. Wie weit wir in dieser Beziehung überhaupt noch von „deutscher Erde", von deutschen Fabriken und von deutschen Werken sprechen können, weiß heute niemand. In Berlin zum wenigsten hat man es bis heute im Zeitalter der Statistik und Staatswissenschaft noch nicht für nötig befunden, irgend eine Zusammenstellung all der Verkäufe zu machen, die offen und ungestört sich vor Grundbuchrichtern, der Börse und dem freien Handel tagtäglich vollziehen. Hand in Hand mit dieser wirtschaftlichen Durchdringung geht eine skrupellose literarische Propaganda, die mit ungeheuren Kosten die ganzen Rheinlande im französischen Geiste zu überschwemmen sucht. Französische Buchhandlungen verstehen es vorzüglich, Leselust und Wissenshunger vor allem des deutschen Mittelstandes anzuregen. Neben der sehr ernsthaft zu nehmenden „sonderbundfeindlichen" „Cologne Post" der Engländer wird von Mainz aus das „Echo du Rhin, premier quotidien français des pays rhénans", verbreitet. „Le Rhin illustré", „Der Rhein im Bild", bringt wöchentlich in deutschem und französischem Text mit vorzüglichen Bildern das Gift der Verwelschung, die Lockungen zu einem Völkerbund, in dem das Rheinland die entscheidende, völkerverbindende Rolle spielen soll, in die Massen. Die Kölner Sonderbündler unterstützen diese Bewegung offen mit der von Smeets herausgegebenen, der U. S. P. nahestehenden „Rheinischen Republik", sowie mit dem Organ des gewiegten Publizisten Karl Hauptmann,

der jetzt in Köln eine „Rheinische Volksstimme", Organ zur Verhinderung der neuen Verfassung, herausgibt. Matthias Salm, durch langjährige Tätigkeit im Auswärtigen Amt mit allen Spezialfächern der ungeschickten deutschen Propaganda wohl vertraut, versendet eine „Korrespondenz", die heute unter dem Namen „Rheinische Warte" Gedanken und Lockungen Dortens verbreitet. All diese publizistischen Ergüsse sind so vortrefflich gedruckt und ausgestattet, daß sie nur mit fremden Geldern zu bestehen vermögen.

Am meisten aber lassen sich die Franzosen die Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch Broschüren kosten, die etwa alle vier Wochen jeder anständige Mensch im besetzten Gebiet durch die Post mit dem Poststempel: St. Johann-Saarbrücken ins Haus erhält. Zwei dicke Bändchen: Les Pourparlers Diplomatiques, 17. Mars 1913 — 4. Septembre 1914, französisch und deutsch gedruckt, bilden den Auftakt. Ein „Offner Brief an denjenigen Unbekannten, der die Macht hat in Deutschland", vom sattsam bekannten Professor und Deserteur Georg Fr. Nicolai: Warum ich aus Deutschland ging (Verlag der Vereinigung deutscher Demokraten im Ausland) und Wilhelm Muehlon: Die Verheerung Europas, Aufzeichnungen aus den ersten Kriegsmonaten, zeigen den erstaunten Rheinländern, wie deutsche „Vaterlandsfreunde" über ihr eigenes Land denken und diese Gedanken der französischen Propaganda billig dienstbar machen. Sehr gewandt und durchschlagend ist in katholischen Kreisen das Buch von Em. Prüm: Der Witwenstand der Wahrheit, das vor allem der Mittelstand um so lieber in seinen Bücherschrank stellt, als zugleich der Sortimentsbuchhandel im besetzten Gebiet das Werk für sage und schreibe Mark 15 vertreibt. Plumper und aufdringlicher sind dann schon ein „Kurzer Abriß der Geschichte Frankreichs von 1871 bis 1919", ein Büchlein von Major Lerouz: Erzählungen für Jugend und Heer. Frankreichs Kriege", und endlich die vielverbreitete Broschüre von Gaston Rageot: Der französische Genius. Wie es scheint, ist zurzeit mit dieser Auswahl jedoch der Vorrat an propagandistischer Literatur für Frankreich etwas erschöpft. In den letzten Wochen hat es daher deutsche Verleger aufgekauft; in Hunderten, vielleicht in Tausenden von Exemplaren werden ebenfalls durch die Post nunmehr die Flugschriften des Bundes „Neues Vaterland" verbreitet, von denen mir augenblicklich Nr. 1: Der Mahnruf des Hauptmanns Beerfelde, Michel wach auf!, Nr. 5: E. J. Gumpel, Vier Jahre Lüge und endlich sogar Nr. 11: Heinrich Ströbel, Durch zur Wahrheit, vorliegen. Ein schlagenderer Beweis, wie verhetzend diese Flugschriften wirken, in welchem Geiste sie deutsche Vaterlandsfreunde Frankreich erscheinen lassen, als diese Verbreitung mit französischem Geld zur Ablösung und Abtrennung der Rheinlande vom deutschen Staate, ist kaum zu denken. Vergebens aber fragt man auch heute noch nach einer wirksamen Gegenpropaganda, die von Deutschland aus diesen Lockungen entgegenzuwirken auch nur versucht. Soviel mir bekannt, gibt es in ganz Deutschland noch keinen Giftschrank, der all diese Gifttropfen wirklich sammelt und vereinigt und damit erst überhaupt die Möglichkeit gibt, Gegengift herzustellen.

Nur kurz konnten hier einige der Fragen angerührt werden, die die Rheinländer heute bewegen, nur kurz sind damit aber schon, wie ich glaube, die Fäden angedeutet, die mitten hineinführen in das große Ganze der Innen- und Außenpolitik des Reiches, deren Verknüpfung nirgends so klar und anschaulich wirkt, wie gerade hier. Die Sonderbestrebungen des Zentrums, die Paritätsforderung der „Kölnischen Volkszeitung", die Autonomiebewegung in Preußen, und endlich die weltbürgerliche Stimmung, in der unser Volk Ersatz und Genüge sucht für den unfindbaren Nationalstaat, das alles trägt ja aufs stärkste mit dazu bei, die Ablösungsbestrebungen und die Sondergedanken am linken Rheinufer zu stärken, der kurz skizzierten Propaganda der Franzosen fruchtbaren Boden zu bereiten. Sie im einzelnen hier zu erörtern und zu verfolgen, bedarf eingehender Studien, für die hier kein Platz ist. Zur Kritik ist es heute bereits zu spät, die Gegenarbeit muß endlich beginnen.

Linksrheiner

Das Grundschulgesetz. Ein Gesetz, an dem das wichtigste die Ausführungsbestimmungen sind, geht ohne Ausführungsbestimmungen in die Welt hinaus, ja, ohne das Versprechen, in absehbarer Zeit Ausführungsbestimmungen zu erhalten? Ganze 5 Paragraphen enthält es und eine lange Begründung, die etwas krampfhaft betont, daß der Gesetzentwurf „den Beratungen der Reichsschulkonferenz nur insofern vorgreift, als es die Mindestdauer der Grundschule festlegt". Als wenn hier nicht der entscheidende Punkt wäre!

Diesen Punkt aber muß man schulpolitisch verstehen: Eine vierjährige Zwangsschule, der die gesamte Jugend des Volkes unterworfen wird, hat gewiß den sozialen Zweck, daß in ihr die verschiedenen Stände ohne jeden Unterschied nebeneinander unterrichtet werden; die Hauptsache aber ist doch, daß sie die jetzt bestehende höhere Schule mit neunjährigem Lehrgang unmöglich macht. Man will nicht danach streben, die niederen Schulen an die höhen anzugliedern, sondern es soll umgekehrt werden — so setzt es Heinrich Schulz, der Unterstaatssekretär des Reichsministeriums des Innern in seinem Buch[1]) auseinander. Die Unmöglichkeit des neunjährigen Kursus der höheren Schule aber ergibt sich ohne weiteres aus den tatsächlichen Verhältnissen, wenn auch Schulz mit einer Schuldauer bis zu 19 Jahren rechnet: es ist völlig ausgeschlossen, daß wir die Ausbildungszeit noch weiter verlängern, als wir es bis jetzt getan haben. Im Gegenteil — wir werden danach streben müssen, sie zu verkürzen, und die Einheitsschule mit ihrer Differenzierung arbeitet dem auch richtig verstanden vor. Wenn eine Siebung im zehnten Jahr gründlich erfolgt, und wenn die Möglichkeiten der Abstoßung Ungeeigneter von den höheren Schulen so zahlreich werden, daß der „Ballast" wirklich verschwindet, dann vermag allerdings die höhere Schule mit acht Jahren auszukommen.

Indessen — das ändert an der Tatsache nicht das mindeste, daß durch den Gesetzentwurf die höhere Schule von der niederen aus bestimmt wird, und zwar ehe die Reichsschulkonferenz sich darüber hat vernehmen lassen. Das sehr Bedenkliche dabei ist, daß es heut noch nicht feststeht, ob denn die Einheitsschule jene eben berührte Aufgabe lösen wird. Gesetzt, sie würde dazu nicht imstande sein, was wäre die Folge? Augenscheinlich ein Sinken der von der höheren Schule gestellten Ansprüche und damit ein Sinken der Leistungen ihrer Schüler, ja, letzten Endes ein Sinken unserer Bildung überhaupt. Damit aber würden sich die Verfechter der Einheitsschultheorie ins eigene Fleisch schneiden, denn gerade sie versprechen sich ja eine Hebung der Bildung von ihrem System.

Die Hast, die höhere Schule vorerst zu zerschlagen, statt sie in allmählicher Umformung mit einem neuen Prinzip zu erfüllen, äußert sich nun auch darin, daß man zunächst einmal die Dauer der Grundschule und sie selber als Zwangsschule festlegt, ehe man Lehrplan, Lehrziel und Unterrichtsbetrieb, von denen doch bereits der § 1 redet, näher bestimmt hat. Allerdings handelt die Begründung von dem Arbeitsunterricht, der „besonders in den Klassen der Grundschulen aus pädagogischen Rücksichten methodisch und räumlich" einen breiten Raum einnehmen muß — aber wie er aussehen wird, darüber sagt weder das Gesetz noch die Begründung ein Sterbenswörtchen. Und dabei ist doch klar, daß hier der springende Punkt ist; denn wenn die künftige Grundschule etwa nur dieselbe Methode und dieselben Ziele wie die vier untersten Klassen der heutigen Volksschule verfolgte, dann wäre vollends nicht zu verstehen, weshalb vier Jahre unter allen Umständen für die Grundschule verlangt würden.

Nun hat der Groß-Berliner Lehrplanausschuß neben allgemeinen Richtlinien für die ganze Grundschule einen Entwurf für das erste Jahr gemacht, der wohl im allgemeinen das darstellt, was wir von der Grundschule zu erwarten haben. Er fordert einen Gesamtunterricht, der auf das schnell wechselnde Interesse der Schüler eingestellt ist, also besser Gelegenheitsunterricht heißen sollte. Weiter fordert er freie Aussprache und ungezwungenes Erzählen, dann Beginn des Lesens

[1]) Die Schulreform der Sozialdemokratie. Schmidt u. Co. Berlin 1919.

und Schreibens und Rechnen mit den Zahlen bis 100. Daneben sind Unterrichtsgänge in die Umgebung der Schule zu unternehmen, also „Handgemeinwerden mit den Dingen" selber. Ohne weiteres wird man zugeben müssen, daß Kinder, deren Eltern sich auch nur im geringsten um sie kümmern können, dies Pensum bereits bewältigt haben, wenn sie in die Schule eintreten. Für sie ist das erste Schuljahr dann verloren; sie werden dadurch, daß sie gezwungen sind, sich mit all den Dingen, die sie bereits kennen, noch einmal zu beschäftigen, höchstens den berühmten „Schulekel", von dem die Reformer die Kinder heilen wollen, schon am Anfang ihrer Laufbahn bekommen.

Das hat man auch durchaus eingesehen, und deshalb will man vor die Schule Kindergärten legen, die für die Kinder obligatorisch sein sollen, deren Eltern gezwungen sind, auf die Arbeit tagsüber zu gehen. Dann wird man an den Lehrplan der Grundschule höhere Anforderungen stellen können, und damit werden die eben geäußerten Bedenken wegfallen. Aber leider ist es noch nicht so weit, und statt nun wenigstens so lange zu warten, bis diese Kindergärten eingeführt sind, fordert der Entwurf schon heute die vierjährige Grundschule zwangsgemäß, denn die öffentlichen privaten Vorschulen werden abgebaut und der Privatunterricht verboten.

Kein Kind wird also künftig imstande sein, die Zwangsgrundschule vor vier Jahren zu absolvieren. Von der Begründung, die dem Gesetzentwurf beigegeben ist, werden hierfür zwei Gründe angegeben; der schon angedeutete soziale erhält dabei folgende Form: „Der soziale Zweck der Grundschule, die Kinder aller Bevölkerungskreise so lange wie möglich in der gleichen Schule zu vereinigen, würde in einer dreijährigen Grundschule nur in unzureichender Weise erfüllt werden." Auch meiner Meinung nach sollte im allgemeinen die Grundschule auf vier Jahre bemessen werden. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht auch Einrichtungen getroffen werden könnten, die es geeigneten Schülern ermöglichen, diese Grundschule bereits in drei Jahren zu absolvieren. Der angeführte Satz der Begründung liefert keinen Beweis gegen diese Möglichkeit. Deshalb tritt nun ein pädagogischer an seine Seite: Eine dreijährige Grundschule „würde die Scheidung der Kinder nach der Art der Begabung und beabsichtigten Berufsausbildung zu einem Zeitpunkt notwendig machen, der für eine richtige Auslese noch keine zuverlässigen Anhaltspunkte bietet, die selbst bei einer vierjährigen Dauer der Grundschule noch unsicher bleiben." Und weiter: „Der Aufstieg der geistig begabten Kinder aus allen Volksklassen ... wird durch eine längere Dauer der Grundschule sicherer gewährleistet als durch eine kürzere." Es wäre besser gewesen, wenn der Entwurf von „theoretisch begabten Kindern" gesprochen hätte, wie man sich jetzt zur Verhütung von Mißverständnissen gewöhnt hat zu sagen. Wie man aber sieht, ist die Beweisführung lediglich auf äußere Momente gegründet: vier Jahre sind mehr als drei — also geben sie bei der Scheidung der Eignungen ein sichereres Kriterium. Diese Beweisführung ist außerordentlich gefährlich, weil sie das innere Prinzip, das nach der Theorie der Einheitsschule zugrunde liegen soll, nicht berücksichtigt: die Scheidung nach „Begabungen". Sie ist aber auch deshalb gefährlich, weil sie dehnbar ist; in den Zahlen, die etwas beweisen sollen, verbirgt sich die Ueberspannung des sozialen Prinzips; sie können beliebig vergrößert werden, wenn man die pädagogischen Grundsätze nicht berücksichtigt, und der Begründung liegt auch dieser Gedanke zugrunde: sie redet selber davon, daß starke Strömungen eine sechsjährige oder noch mehr Jahre umfassende Dauer der Grundschule fordern. Es kann der angewandte Beweis beliebig gedehnt werden: sechs Jahre sind mehr als vier, also muß die Grundschule sechs Jahre dauern, und so fort in infinitum! Mit solchen „Beweisen" schadet man dem Gedanken der Einheitsschule, ja man diskreditiert ihn. Zudem aber — und darauf kommt es uns hier hauptsächlich an — beweist man damit nichts gegen Ausnahmen. Diese aber verdienen in einer demokratischen Schule Schutz wie alle Minoritäten!

Ich möchte nicht mißverstanden werden: es handelt sich hier durchaus nicht um die berühmte „Begabtenauslese", vielmehr nur um das Vorwärtskommen der

„Springer", der leichter und schneller Fassenden. Und damit befinde ich mich nun durchaus mit den Forderungen der Einheitsschulmänner im Einklang, nur daß diese — wie zum Beispiel Tews — von diesen „Springern" immer nur in den höheren Klassen reden. Nun aber handelt es sich doch augenscheinlich bei dieser Gattung von Kindern um ein Prinzip der Scheidung innerhalb der Schule. Weshalb will man dies Prinzip lediglich für die Klassen gelten lassen, die nicht der Grundschule angehören? Ist das logisch? Hier handelt es sich, aufs Ganze gesehen, um Ausnahmen, nicht um die Regel — und um so unbegreiflicher ist es nun, daß man das eigene Prinzip auf die Grundschule nicht anwenden will. Pädagogische Gründe kann man eben nicht dafür anführen; die Begründung ist hier nicht nur schwach — sie führt vielmehr irre!

Bekanntlich hat Stadtschulrat Sickinger in Mannheim bereits auf der Volksschule weitgehende Konsequenzen aus den verschiedenartigen Fähigkeiten und Eignungen der Schüler gezogen, indem er ein ganzes System von Befähigungsklassen in die Schulen einbaute. Sickinger ging dabei von rein pädagogischen Gesichtspunkten aus; er wollte nur Schüler von einigermaßen gleicher Eignung zusammenhalten, weil er sah, daß diejenigen, die gezwungen werden, fortwährend Dinge zu wiederholen, die sie schon lange kannten, allmählich überheblich, faul und unaufmerksam wurden. Daß diese Folge in der Zwangsgrundschule ebenfalls eintreffen wird, liegt auf der Hand, Sickinger behauptet, daß seine Scheidung der Schüler bei denen der Normal- oder Förderklassen — in diesen befinden sich die Unternormalbefähigten oder aus irgend einem Grunde sonst nicht normal Mitkommenden — durchaus nicht den Eindruck erweckt hätte, daß sie weniger wert seien als die in den Befähigtenklassen enthaltenen, daß sie vielmehr gerade freudig gearbeitet hätten, weil das Pensum ihren Fähigkeiten angepaßt war. Aber auch wenn man Gegner dieses Systems ist, wird man doch wenigstens zugestehen müssen, daß eine ganze Reihe von Kindern in Betracht kommt, die bereits auf der Grundschule „springen" können. Es ist damit durchaus nicht gesagt, daß sie nun in eine „höhere" Schule hineinkommen müssen oder daß sie, wenn der Lehrer sie für diese für geeignet hält, sich nicht später als Blender entpuppen — aber man darf diese Kinder nicht ein Jahr verlieren lassen, wenn sie um eben dies Jahr schneller vorwärts kommen als andere. Wie das gemacht werden soll, ist eine Frage, die man eben lösen muß, wenn man auch gegen diese Minoritäten gerecht sein will. Man kann aber über diese Schwierigkeit unmöglich mit der Behauptung hinweggehen, die der Unterstaatssekretär Heinrich Schulz in einer halbamtlichen Äußerung in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" aufstellt, die Maßnahme, „besonders begabte" — der Ausdruck ist durchaus irreführend — Kinder schon in drei Jahren die Grundschule absolvieren zu lassen, würde zu einer „neuen Standesgliederung führen: wohlhabende Eltern würden ihren Kindern durch Privatunterricht und andere Mittel zu einer Verkürzung der Grundschule auf drei Jahre zu verhelfen suchen." Diese Behauptung geht geflissentlich an der Tatsache vorbei, daß solche Eingriffe bei vielen Kindern durchaus nicht notwendig sind, daß sie vielmehr ganz aus eigenen Kräften spielend das Pensum der Grundschule bewältigen.

Erhebt man aber etwa den Einwand, daß diese Kinder deshalb unter den anderen sitzen bleiben müssen, weil das „Pensum" nicht maßgebend ist, sondern die Art der Ausbildung und die besondere neuartige Unterrichtsmethode, durch die die „natürlichen" Begabungen der Kinder erst zu voller Entfaltung kommen, so muß man fordern, daß statt solcher Behauptungen klare Beweise, und zwar vor allem dafür geliefert werden, daß die zu erwartenden Resultate einen gewaltigen Fortschritt gegenüber der heutigen Methode gewährleisten. Es hat doch Reformer schon im achtzehnten Jahrhundert gegeben, die solche Forderungen aufgestellt haben, ohne diese Beweise liefern zu können — ja, sie haben der Realität der Dinge gegenüber versagt. Wie nun, wenn auch heute ein gut Teil der Hoffnungen, die auf die neue Lehrart gesetzt werden, sich nicht erfüllt, wenn Lehrer oder Schüler oder beide versagen? — Dann haben wir eine Schule, die auf „Verbreiterung der Bildung" hinarbeitet, diese aber nicht erreicht, sondern etwas

ganz anderes, nämlich das Sinken der Hochbildung: Bei der ungeheuren Wichtigkeit der Frage sollte man sie zuerst in einer Reihe von Versuchsschulen klären.

Es hat fast den Anschein, als sollte nach dem Prinzip, das den „Entwurf eines Gesetzes betreffend die Grundschulen" regelt, auch weiter verfahren werden. Das bringt die unendliche Gefahr, daß von jetzt ab nicht mehr die Leistungen des Durchschnitts, sondern die der Schüler, die nicht recht vorwärts kommen, zugrunde gelegt würden. Alles in allem hat das Grundschulgesetz diese Tendenz. Sie ist außerordentlich gefährlich. Gerade die Freunde der Einheitsschule haben früher stets hervorgehoben, sie wünschten eine „schwere" Schule. Nur dann kann sie den Segen bringen, den wir von ihr erwarten. Prof. Dr. Paul Hildebrandt

---

Drinnen und draußen

Der Treueid der Beamten. In der letzten Zeit sind bei den meisten Behörden die Beamten auf die Reichsverfassung vereidet worden. Die Geschichte dieser Eidesleistung ist für unsere Zustände bezeichnend. Auf Grund des Artikel 176 der Reichsverfassung hatte der Reichspräsident verordnet, daß die Beamten den Eid mit den Worten zu leisten haben: „Ich schwöre Treue der Reichsverfassung." Man beachte den Wortlaut. Es soll nicht etwa nur die Beobachtung der Reichsverfassung oder Gehorsam gegen diese versprochen werden, sondern ausdrücklich und mit einem klaren und nicht deutelbaren Wort „Treue". Selbstverständlich ist dieser feierliche Ausdruck nicht zufällig gewählt worden, sondern in einer ganz bestimmten Absicht. Der Eid, den der preußische Beamte dem Könige von Preußen zu leisten hatte, lautete: „Ich . . . schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, daß seiner Königlichen Majestät von Preußen, meinem Allergnädigsten Herrn, ich untertänig, treu und gehorsam sein und alle mir vermöge meines Amtes obliegenden Pflichten nach meinem besten Wissen und Gewissen genau erfüllen, auch die Verfassung gewissenhaft beobachten will, so wahr mir Gott helfe." In diesem Eid ward also Treue dem Könige und gewissenhafte Beobachtung der Verfassung versprochen und die alte königliche Regierung hat diesen Eid stets so ausgelegt, daß sich der Beamte über die bloße Beobachtung der Verfassung und der Gesetze hinaus zu einer besonderen persönlichen Treue gegenüber dem Landesherrn verpflichtete, auf Grund deren es für ihn namentlich unzulässig sei, sich an umstürzlerischen und ähnlichen Bestrebungen zu beteiligen. Die Demokratie und die Sozialdemokratie aber haben diese Auffassung vor der Revolution stets bekämpft und haben den Standpunkt vertreten, der Beamte sei in der Ausübung der politischen Rechte ebenso frei wie jeder andere Bürger. Nun ist die Monarchie verschwunden und die Sozialdemokratie nebst ihrem Anhang regiert, aber die Formel, mit der der Beamte „Treue" verspricht, verschwindet nicht nur nicht, sondern die Treue erscheint jetzt sogar als einziger Inhalt des Eides!! Gegen diese Eidesformel regte sich in der Beamtenschaft Widerspruch, weil zahlreiche Beamte die Abgabe eines solchen Versprechens nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten und es nach ihrer Vergangenheit und den Überlieferungen, in denen sie erzogen worden waren, nicht ohne weiteres fertig bringen konnten, einen auf die Verfassung geleisteten Eid nach berühmten Mustern als „Zwirnsfäden" abzutun. Und was geschah nun? Die Reichsregierung „erläuterte" die Eidesformel dahin, daß die Beamten damit nichts anderes versprächen, als im Dienste die Verfassung anzuwenden und daß ihre staatsbürgerlichen Rechte, namentlich Artikel 130 der Reichsverfassung, nach welchem ihnen die Freiheit ihrer politischen Gesinnung gewährleistet wird, durch diesen Eid nicht berührt würden. Diese Auslegung ist den Beamten von den Vorständen ihrer Behörden vor der Eidesleistung ausdrücklich mitgeteilt worden und erst nach dieser Auslegung und auf Grund dieser Auslegung haben die Beamten den Eid geleistet. Nun ist das, was sich hier scham-

haft als „Erläuterung" bezeichnet, in Wirklichkeit keine Erläuterung, sondern ein offenbarer Rückzug. Denn wenn der ursprüngliche Sinn der Eidesformel wirklich kein anderer gewesen wäre, als der, daß die Beamten im Dienste die Verfassung beobachten sollten, so wäre es doch sinnlos gewesen, diese selbstverständliche Pflicht, die jedem Gesetze gegenüber besteht, mit dem Ausdruck „Treue" zu bezeichnen, um so sinnloser, als doch die alte preußische Eidesformel das bequeme Muster „die Verfassung gewissenhaft beobachten" darbot. Vielmehr war der Sinn des Eides vor dieser Auslegung für jeden, der ihn unbefangen prüfte, ein weitergehender: der Eid band den Beamten mit dem Bande der persönlichen Treue an die Reichsverfassung und damit an zahlreiche darin verankerte „Errungenschaften" der Revolution und erst als man sah, daß man sich damit auf einen recht gefährlichen Weg begeben hatte, hat man den Rückzug angetreten und ihm nach außen hin das Feigenblatt der „Erläuterung" umgehängt, statt einfach den Eid abzuändern. Wahrscheinlich hielt man es für notwendig, auf diese Weise die früher so heftig angefeindete Autorität des Vorgesetzten zu wahren.

Das ist die Geschichte dieser Eidesleistung. Sie ist wieder einmal ein Beweis für die sorgfältige und durchdachte Art, mit der wir gegenwärtig regiert werden und die es mit sich bringt, daß man wichtige Staatsakte vornimmt, ohne sich vorher über ihre Bedeutung und Folgen genügend klar zu werden, und sie infolgedessen nach kurzer Zeit revidieren muß. Auch wird es gerade im gegenwärtigen Augenblicke nützlich sein, wenn Beamtenschaft aus diesem Falle das lernt, daß die Regierung gegenüber einer wirklich entschlossenen Haltung der Beamten und deren berechtigten Wünschen es nicht auf einen Konflikt ankommen läßt. R—r.

Die Abstimmung in Eupen-Malmedy. Die Vereinigten Landsmannschaften Eupen-Malmedy richteten an den Bevollmächtigten der belgischen Regierung in Aachen die nachfolgende Eingabe, die wir wegen des hervorragenden sachlichen Interesses im Wortlaut wiedergeben:

Herr Senator! Aus den Zeitungen haben wir erfahren, daß Euer Hochwohlgeboren als Bevollmächtigter der Königlichen Belgischen Regierung mit den Vertretern der Deutschen Regierung in Aachen Verhandlungen über die Kreise Eupen und Malmedy führen. In der Annahme, daß bei diesen Verhandlungen auch die im Artikel 34 des Friedensvertrages für diese Gebiete vorgesehene Volksabstimmung erörtert werden wird, nehmen wir, die Interessenvertretung der Eupener und Malmedyer im Deutschen Reich, uns die Freiheit, Ihnen folgendes zu unterbreiten:

Von unseren Mitgliedern erhalten wir dauernd Anfragen, ob sie sich an der Abstimmung beteiligen können, wann diese stattfindet, welche Paßformalitäten zu erfüllen sind usw. Wir sind nicht in der Lage, diese Fragen zu beantworten, da unseres Wissens noch keinerlei Anordnungen erlassen worden sind, aus denen die näheren Einzelheiten der Abstimmung ersichtlich wären. Insbesondere ist, soweit uns bekannt, noch nicht bestimmt, wer sich an der Abstimmung beteiligen darf. Im Artikel 34 wird von den „Bewohnern" der beiden Kreise gesprochen. Wir können nicht glauben, daß damit lediglich die gemeint sind, die gegenwärtig in den Gebieten ansässig sind, denn bei den anderen Abstimmungsgebieten — Schleswig, Ost- und Westpreußen, Oberschlesien — ist das Stimmrecht außer den Ansässigen auch denen zuerkannt, die aus den Gebieten stammen. Dies entspricht dem sich mit Naturnotwendigkeit aufdrängenden Grundsatze, daß an der Entscheidung über das Schicksal eines Landes alle Personen beteiligt werden müssen, die zu dem Lande in besonders engen Beziehungen stehen.

Dieser Grundsatz ist, wie wir glauben, so allgemein gültig und mit dem Wesen jeder Volksabstimmung so eng verknüpft, daß es uns ganz unverständlich wäre, wenn er für Eupen und Malmedy nicht ebenso Anwendung finden würde wie für die anderen Abstimmungsgebiete. Darauf, daß Artikel 34 die aus Eupen und Malmedy stammenden Personen nicht ausdrücklich erwähnt, kann unmöglich Gewicht gelegt

werden, denn die Bestimmungen dieses Artikels sind so außerordentlich kurz, daß sie in jedem Punkte der Ergänzung bedürfen. Eine Nichtzulassung der aus den beiden Kreisen Stammenden würde bedeuten, daß zahlreiche Personen, die mit den Gebieten eng verwachsen sind, von der Mitbestimmung über das Geschick ihrer Heimat ausgeschlossen werden. Wir können nicht annehmen, daß die Königlich Belgische Regierung die Besitzergreifung der beiden Kreise mit einer so großen Ungerechtigkeit einleiten will.

Aus diesen Erwägungen heraus bitten wir Sie, Herr Senator, uns baldigst mitzuteilen, ob und unter welchen näheren Voraussetzungen die aus den Kreisen Eupen und Malmedy stammenden Personen an der Volksabstimmung teilnehmen werden.

Wir benutzen die Gelegenheit, um Ihnen, Herr Senator, noch folgendes auseinanderzusetzen:

Die wenigen, zum Teil recht unklaren Worte, mit denen im Artikel 34 das für unsere Heimat für gut befundene Abstimmungsverfahren angedeutet ist, fordern zur Kritik heraus. Man vergegenwärtige sich einmal die einfachen, jedermann bekannten Tatsachen:

Der Kreis Eupen hatte nach der letzten Zählung 25000 Einwohner, darunter 98 Wallonen, der Kreis Malmedy 37000 mit etwas mehr als 9000 Wallonen. Fast sechs Siebentel der Gesamtbevölkerung ist also rein deutsch. Bestrebungen auf Anschluß an Belgien, zu dem das Gebiet in der Geschichte nie gehört hat, haben nie bestanden, vor allem nicht unter der wallonischen Minderheit. Einen Sprachen- oder Nationalitätenkampf, eine Irredenta wie in anderen Grenzgebieten Europas, kannte man in den Kreisen Eupen und Malmedy niemals. Wenn sich nach dem Waffenstillstand vereinzelte Stimmen für den Anschluß an Belgien erhoben haben, so gehen sie von Personen aus, die ihre nationalen Gefühle ihren egoistischen Interessen unterordnen und zumeist erst von der geschickten belgischen Werbearbeit gewonnen worden sind. Wirtschaftlich sind die Kreise völlig nach Deutschland gerichtet, in kultureller und sozialer Beziehung bestehen zwischen ihnen und Belgien die größten Gegensätze. Wozu also eine Abstimmung? Eine wirkliche, in voller Freiheit vorgenommene Abstimmung würde — das unterliegt nicht dem geringsten Zweifel — fast Einstimmigkeit für das Verbleiben bei Deutschland ergeben.

Die Freiheit der Abstimmung ist aber bei der nach Artikel 34 vorgesehenen Form, die so grundverschieden ist von der für alle anderen Abstimmungsgebiete gewählten Form, geradezu aufgehoben.

Was uns in Artikel 34 vorgesetzt wird ist wirklich keine Abstimmung, Herr Senator, sondern das gerade Gegenteil davon. Wir wollen ganz davon absehen, daß Angehörige eines besiegten zu unerträglichen Lasten verurteilten Volkes überhaupt nicht in Freiheit an einer Volksabstimmung teilnehmen können, und daß daher alle im Friedensvertrag erzwungenen Volksbefragungen einen sehr zweifelhaften Wert haben. Im Hinblick auf das besondere Abstimmungsverfahren für Eupen-Malmedy möchten wir uns nur die Frage erlauben, ob irgend jemand glaubt, daß eine nach dem Übergang der Souveränität unter der Gewalt des neuen Herrn vorgenommene Befragung der Bevölkerung darüber, ob sie mit dem neuen belgischen Herrn unzufrieden sei und lieber den alten preußisch-deutschen wieder haben wolle, jemals ein klares Bild von der wirklichen Stimmung der Bevölkerung ergeben kann? Der Übergang der Souveränität vor der Abstimmung ist eine Sabotierung des Selbstbestimmungsrechts. Glauben Sie nicht, Herr Senator, daß dies harte Urteil über das Ziel hinausschießt, denn sogar aus belgischem Munde wird es bestätigt, wie ein Artikel des belgischen Deputierten Louis de Broukère beweist, den wir uns beizufügen beehren.

Wir möchten den Ausführungen dieses Artikels nur noch eines hinzufügen:

Die Herren Verfasser des Friedensvertrages haben in Artikel 34 scheinbar versucht, ihre auf gewaltsame Annexion gerichteten Absichten in den Formen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker oder besser gesagt, dem Schein desselben, zu verwirklichen. Es ist ungefähr dasselbe wie der Versuch, eine Verbindung zwischen Feuer

und Wasser herzustellen. Glauben Sie uns, Herr Senator, es würde keine so große Empörung verursachen, wenn die Kreise Eupen und Malmedy ohne weiteres Belgien zugesprochen worden waren, wie zum Beispiel die Gegend von Hultschin, die ohne Abstimmung tschechisch wird, obwohl dort 98 Prozent der Bewohner deutsch gesinnt sind. Gewiß, eine solche Bestimmung würde sehr merklich nach „Gewalt" riechen, aber in diesem Musterbeispiel eines Gewaltfriedens, wie es der Vertrag von Versailles darstellt, würde sie sich keineswegs als Fremdkörper ausnehmen, und vor allem wäre sie wenigstens ehrlich. So aber, wie jetzt der Artikel 34 dasteht, ist die „Gewalt" nicht nur nicht beseitigt, sondern noch verschlimmert, weil sie mit Unaufrichtigkeit gepaart geht, und in diesem Gewande muß die Gewalt bei jedem rechtlich denkenden Menschen doppelte Empörung hervorrufen.

Wir wollen indes diese Erörterungen nicht weiter ausspinnen, sondern uns der Gestaltung der tatsächlichen Verhältnisse in unserer Heimat zuwenden. Viele Monate hat sich das Land unter belgischer Kontrolle und belgischer Besetzung befunden. Die Belgier müssen des Ergebnisses der vorgesehenen Abstimmung doch nicht sicher sein, denn sonst hätten sie nicht mit so zähem Eifer die Besetzungszeit ausgenutzt, um für ihre Ziele zu arbeiten. Sie haben alle zu Gebote stehenden Mittel angewandt: Lockungen, Versprechungen, Irreführungen, Drohungen und Gewalt. Es läßt sich nicht leugnen, daß gewisse Gemüter durch die anziehenden Versprechungen gewonnen worden sind. — Auch ist ja begreiflich, daß bei den schlimmen Ernährungsverhältnissen Deutschlands mancher der Stimme seines Magens folgt, daß bei den gewaltigen Steuerlasten, die das deutsche Volk auf Grund des Friedensvertrages zu tragen haben wird, mancher sich seine politischen Direktiven von den Interessen seines Geldbeutels diktieren läßt, zumal wenn ihm der Umtausch seines jetzt entwerteten deutschen Geldes in belgische Währung zum Friedenskurse zugesagt wird. Die Zahl dieser Elemente ist indes nicht beträchtlich und über ihren moralischen Wert wird wohl auch bei den Belgiern kein Zweifel herrschen. Viel weniger erfolgreich war die mit Eifer und mit großem Geldaufwand betriebene belgische Aufklärungspropaganda. Eine wahre Hochflut von Flugblättern, Broschüren und selbst dicken kostspieligen Büchern hat die Bevölkerung über sich ergehen lassen müssen. Aber zumeist war der rein propagandistische Zweck dieser Schriften so deutlich erkennbar, daß selbst der einfachste Mann stutzig werden mußte. Dies gilt namentlich von all den Schriften über deutsche Kriegsgreuel, die fast auf jeder Seite deutlich den Stempel der Erfindung tragen. Außerdem war es ein psychologischer Irrtum, wenn man von solchen Greuelgeschichten Erfolg erwartete. Die Bewohner der beiden Kreise haben in der langen Zeit der Besetzung vonseiten des belgischen Militärs zu viel erdulden müssen. Viel ernster zu nehmen ist die Art und Weise, wie die Bewohner terrorisiert und eingeschüchtert worden sind. — Halten Sie, Herr Senator, es beispielsweise für vertretbar, wenn belgische Funktionäre wiederholt erklären, sie würden jeden, der zur Abstimmung komme, einsperren, oder, wenn Aufenthaltsscheine nur an Personen ausgegeben werden, die sich schriftlich verpflichten, nicht gegen Belgien zu stimmen? Und was sagen Sie vor allem dazu, daß belgische Beamte und Offiziere die Bewohner belehren, wer seine Stimme für Deutschland abgebe, der optiere damit gleichzeitig für Deutschland und müsse daher nach dem Friedensvertrag auswandern. Der Unterschied zwischen Option und Abstimmung ist ja selbst vielen Gebildeten nicht ohne weiteres verständlich, und vom einfachen Manne kann eine solche juristische Unterscheidung überhaupt nicht erwartet werden. Welche Wirkung muß aber auf die Bewohner, von denen gerade in diesen beiden Kreisen ein großer Teil auf eigenem Grund und Boden sitzt, der Gedanke ausüben, daß sie Haus und Hof verlassen müssen, wenn sie sich an der Abstimmung beteiligen. Häufig haben sich auch die belgischen Beamten nicht einmal des Tricks mit der Option bedient, sondern schlechthin jeden mit Ausweisung bedroht, der für Deutschland zu stimmen wage. Zu alledem kommen die zahlreichen Ausweisungen, die oft über-

haupt nicht begründet werden, die Absperrung der Kreise vom übrigen Deutschland, die heimliche Öffnung sogar der Privatpost, die Überwachung der Einwohnerschaft durch ein ganzes Heer von Spionen, die über die Kreise verteilt sind und selbst vor den Intimitäten des Familienlebens nicht Halt machen. Dies ist in großen Zügen das Bild der heutigen Zustände in Eupen und Malmedy. Man könnte dies Bild noch durch die Wiedergabe einiger Anekdoten ausschmücken, von denen wir aber schweigen wollen, z. B. von einem belgischen Verwaltungskontrolleur, der sich in die Zivilgerichtsbarkeit einmischt, wofür sie den treffenden Ausdruck „détournement des pouvoirs" besitzen, und dem nachts das Schreibmaschinenfräulein des preußischen Landrats Einlaß gewähren muß, von einem belgischen Militärpfarrer, der in einen deutschen Gottesdienst mit einer Musikkapelle eindringt und aus der Kirche einen Jahrmarkt macht, von einem belgischen Agenten, der zwei Mädchen wegen Hamstern von Lebensmitteln einsperrt, sie am nächsten Tage vergewaltigt und trotz Anzeige noch heute frei umherläuft usw.

Im ganzen ist es ja ein recht trübes Bild, das die Kreise Eupen und Malmedy bieten: teils durch Versprechungen materieller Vorteile gewonnen, teils durch monatelangen Terror eingeschüchtert, soll die Bewohnerschaft zur Abstimmung schreiten; glauben Sie wirklich, Herr Senator, daß diese Abstimmung etwas anderes sein kann als eine Komödie? Die Alliierten haben zwar durch den Mund des Herrn Clemenceau mehrmals versichert, es werde für eine völlig freie Stimmabgabe gesorgt werden, und der Völkerbund werde seine schützende Hand über die Abstimmung halten. Aber welchen Wert haben diese Versicherungen? Wenn man die Note des Herrn Clemenceau vom 10. November liest, mit der die wohlbegründeten Ausführungen der deutschen Regierung beantwortet worden sind, könnte man fast auf den Gedanken kommen, all diese Versicherungen seien von vornherein in der Absicht gemacht worden, um hinterher mit den Kniffen eines Varietékünstlers hinwegjongliert zu werden; seien wir einmal ganz ehrlich, Herr Senator: Glauben Sie wirklich, daß Belgien diese Kreise, die es nur mit einer nichtswürdigen Komödie erwerben könnte, wirklich „besitzen" würde und wirklich mit dem übrigen Belgien zu einem homogenen, fest geschlossenen Ganzen vereinigen könnte? Darauf kann die Antwort nur lauten: Niemals! Ueber den Beginn dieses Besitzes müßte man die Worte Gewalt und Lüge schreiben, und Lügen haben nach einem deutschen sehr wahren Sprichwort immer noch kurze Beine. Wenn die belgischen Staatsmänner die Gewalt, die man einer anders denkenden Bevölkerung antut, und den Spott, der mit dem Selbstbestimmungsrecht hier getrieben wird, mit ihrem Gewissen vereinbaren können, so ist das ihre Sache. Wenn sie aber glauben, damit etwa dem belgischen Staat einen Dienst zu erweisen, so irren sie sich von Grund auf. Die Bevölkerung von Eupen-Malmedy fühlt deutsch und wird immer deutsch bleiben, und je mehr man versuchen wird, sie zu belgisieren, desto hartnäckiger wird der Widerstand dagegen sein. Es gehört wenig politische Schulung dazu, um vorauszusagen, daß diese Kreise Belgien viel zu schaffen machen werden, daß hier eine Irredenta entstehen wird, die in die inneren belgischen Verhältnisse dauernd ein Moment der Unruhe und Unsicherheit hineintragen wird. Dabei wird es keinen Unterschied machen, ob Belgien in diesen Gebieten das Regime des Zuckerbrotes oder das der Peitsche handhaben wird. Die Frage von Eupen-Malmedy wird aber auch für Belgiens äußere Stellung große Bedeutung gewinnen. Das deutsche Volk wird den Raub dieser Kreise nie vergessen können, der Gedanke an eine Wiedervereinigung mit den deutschen Brüdern unter belgischer Herrschaft wird immer mehr Fuß fassen, und Sie können sicher sein, Herr Senator, daß sich immer Männer und Frauen finden werden, die diesen Gedanken pflegen werden, ganz ohne Rücksicht auf die Stellung, die die deutsche Regierung dazu einnehmen wird. Der Skandal von Eupen und Malmedy wird auch über Deutschlands Grenzen hinaus Wirkung üben. Schon jetzt geißelt die schweizerische, holländische und

dänische Presse mit scharfen Worten das jeder Gerechtigkeit ins Gesicht schlagende Abstimmungsverfahren und sicher wird Belgien über dieses Thema in der fremden Presse noch manches unbequeme Wort hören müssen. Sobald die Friedensbedingungen und die Art ihrer Ausführung erst in der Welt bekannt werden, werden auch die gerecht empfindenden Teile der Bevölkerung der alliierten und assoziierten Staaten sich an unsere Seite stellen.

So stellt sich die künftige Entwicklung für jeden dar, der die Verhältnisse unbefangen auf Grund der Tatsachen beurteilt. Glauben Sie nun, Herr Senator, daß diese Zukunftsaussichten den Erwerb der beiden Kreise für Belgien so begehrenswert erscheinen lassen? Wir wissen nicht, ob Sie die beiden Kreise bereist und sich ein eigenes Urteil über sie gebildet haben. Wir aber, die wir unsere Heimat genau kennen, die wir genau wissen, wie man dort denkt und fühlt, wir fühlen uns verpflichtet, an Stelle unserer Landsleute, die ja leider der belgische Militarismus und das belgische Spitzelwesen mundtot gemacht haben, in letzter, in allerletzter Stunde warnend unsere Stimme zu erheben. Ist es an sich schon eine Ungeheuerlichkeit, in zwei fast reindeutschen Kreisen eine Abstimmung vorzunehmen, so braucht diese Ungeheuerlichkeit wenigstens nicht noch verdoppelt zu werden, indem man die Abstimmung zu einer Komödie herabwürdigt. Vielleicht ist es schon zu spät, um dies zu verhindern, vielleicht hat der belgische Terror schon so gründlich gearbeitet, daß die Bevölkerung sich an der Abstimmung nicht mehr zu beteiligen wagen wird. Vielleicht kann aber noch das Schlimmste verhütet und wenigstens einigermaßen für eine freie unbeeinflußte Stimmabgabe gesorgt werden. Zu diesem Zwecke müßte namentlich die Bevölkerung öffentlich darüber aufgeklärt werden, daß die Teilnahme an der Abstimmung ihr gutes Recht ist und daß sie deswegen keinerlei Vergeltungsmaßregeln zu gewärtigen hat, ferner müßte unbedingt und in zweifelsfreier Weise für eine geheime Abstimmung gesorgt werden. Die Leitung der Abstimmung müßte unparteiischen Nichtbelgiern, möglichst Neutralen, übertragen werden, auch müßten, wie eingangs erwähnt, die aus den beiden Kreisen stammenden Personen zur Teilnahme an der Abstimmung zugelassen werden. Alle diese Maßnahmen müßten aber sofort getroffen werden, denn die Abstimmung soll ja schon in nächster Zeit vor sich gehen, auch müßte die Bevölkerung über die Vorkehrungen zur Sicherung einer freien unbeeinflußten Stimmabgabe eingehend unterrichtet werden.

Sollten die Verhandlungen in Aachen, die Sie, Herr Senator, im Namen der belgischen Regierung führen, auch zu einer Aussprache über den Artikel 34 Gelegenheit bieten, so hoffen wir, daß unsere Ausführungen Ihnen einige Anhaltspunkte für die Richtlinien liefern werden, die befolgt werden müssen, wenn die Abstimmung in Eupen-Malmedy etwas anderes werden soll, als das, was der belgische Deputierte von ihr befürchtet. Sollten die Verhandlungen sich nicht auf diese Frage erstrecken, so bitten wir Sie, Herr Senator, dieses Schriftstück an Ihre Regierung weiterzuleiten, von der wir hoffen, daß sie den Ernst der Lage erfaßt.

Das als Anlage beigefügte Gutachten des belgischen Deputierten Louis de Broukère hatte folgenden Wortlaut (nach der Brüsseler Zeitung Le Peuple vom 2. Juli 1919):

Der Vertrag gibt uns zwei deutsche Kreise. Er sieht keinerlei ernsthafte Befragung der Bevölkerung voraus. Er spottet unserer Grundsätze durch eine vorgebliche Volksabstimmung. Wer würde behaupten können, daß die Bewohner von Eupen oder St. Vith in der Lage sein werden, frei ihre Meinung zu äußern, wo die einzige Möglichkeit, die man ihnen läßt, die ist, öffentlich ihren Einspruch gegen die belgische Regierung kundzugeben, in Listen, die die zukünftigen Herren überwachen werden? Es ist unbezweifelbar, daß Eupen deutsch ist, daß der Süden des Bezirks von Malmedy es gleichfalls ist, daß keinerlei Bewegung für die Annexion in diesen Gebieten besteht; all das steht ebenso fest wie die belgienfreundliche Gesinnung der Einwohnerschaft von Malmedy. Es wohnen dort zehntausend Wallonen, die die Wiedervereinigung mit ihrem wahren Vaterlande fordern und die wir aufnehmen

müssen. Dagegen stehen fünfzigtausend Menschen, die mit uns weder durch Interessen noch durch Sprache, noch durch Neigung verbunden sind und die wir unserer nationalen Einheit nicht angliedern können ohne flagrante Verletzung des Rechtes. Zweifelt man an ihrer Gesinnung, so befrage man sie durch geheime Erhebungen, die jede Gemeinde für sich anstellt. Der Friedensvertrag sieht ein solches Abstimmungsverfahren nicht vor, verbietet es aber sicherlich keinesfalls. Fordern wir es von unserer Regierung!

Annexion ohne formelle Zustimmung der Beteiligten wäre ein Gewaltakt, den Sozialisten nicht schweigend zulassen dürfen, gegen den sie vielmehr feierlichste Verwahrung einlegen müssen.

Die Kulturfrage in Elsaß und Lothringen. In der Kammersitzung vom 30. Januar hat Millerand, der neue französische Ministerpräsident, mit tönenden Worten auf die Erfolge seiner politischen Tätigkeit in Elsaß-Lothringen hingewiesen und sich dadurch den Beifall der Kammer erworben.

Im Elsaß ist man allem Anschein nach anderer Meinung: man bezweifelt zwar nicht die Fähigkeit und den guten Willen des ersten Statthalters Frankreichs, der in Straßburg residierte, man ist aber doch im allgemeinen zu der Erkenntnis gelangt, daß die französische Herrschaft im Lande trotz all der schönen Feste von der großen Masse der Bevölkerung im Grunde ihres Herzens als Fremdherrschaft empfunden wird.

Diesen Eindruck gewinnt, wer trotz des beinahe hermetischen Abschlusses des Landes von der Außenwelt Gelegenheit hat, die elsässische Presse zu verfolgen. Bis vor kurzem hat sie sich im allgemeinen damit begnügt, von Fall zu Fall gegen französische Übergriffe aufzubegehren. Seit kurzem aber wird der Ton grundsätzlicher, vor allem in der katholischen Presse des Landes. Nicht nur wird da immer wieder die Aufrechterhaltung einer selbständigen elsaß-lothringischen Verwaltung unter möglichster Ausscheidung der innerfranzösischen Beamten gefordert; nicht nur wird unter deutlichem Hinweis auf den alten Landtag der deutschen Zeit die Errichtung einer heimischen Volksvertretung verlangt, es wird neuerdings auch „die Kulturfrage in Elsaß und Lothringen" mit allem Nachdruck zur Debatte gestellt. So wird im „Elsässer", dem führenden Organ des katholischen Unterelsasses in einem Leitartikel der Nummer 53 vom 7. Februar, der diesen Titel trägt, ohne alle Umschweife festgestellt, daß sich seit langem „eine steigende Unzufriedenheit bemerkbar mache, nicht nur der französischen Verwaltung gegenüber, sondern überhaupt gegen das französische Wesen, besonders gegen das arrogante Gebaren so mancher Einwanderer aus dem Mutterland."

Frankreich hat zwar politisch gesiegt, so wird des weiteren ausgeführt, dieser Sieg könne ihm aber verhängnisvoll werden, wenn es ihn nicht durch moralische Eroberung zu unterbauen verstehe. Der „Temps" habe in seiner Nummer vom 21. Mai 1919 mit Recht ausgeführt, daß Frankreich vor der Aufgabe stehe, die germanische Kultur am Rhein innerlich zu überwinden und durch die französisch-romanische zu ersetzen. Von dem tatsächlichen Erweis der Überlegenheit der französischen Kultur auf geistigem und materiellem Gebiet hänge letzten Endes Frankreichs zukünftige Machtstellung gegenüber dem germanischen Kulturgebiet ab.

Im Elsaß habe Frankreich seine Kulturmission schon auszuführen begonnen. Es frage sich nur mit welchem Erfolg! Wer die wahre Antwort hören wolle, der dürfe sie nicht in den Salons der Bourgeoisie suchen, der müsse vielmehr das Volk auf den Arbeitsstätten, in den Eisenbahnwagen 3. und 4. Klasse, in den Arbeiter- und Bauernschenken belauschen. Das Volksurteil das er da hören müsse, komme beinahe einer Verurteilung gleich, es laute:

„Frankreichs Prestige hat seit dem Waffenstillstand nicht gewonnen, sondern verloren; die elsässische Bevölkerung ist Frankreich seither nicht näher gekommen, sondern ferner gerückt."

Die Ursachen hierfür lägen offen zutage: „Die moralische Leichtfertigkeit und Frivolität auf der Straße, die überlebten Methoden, die Korruption in manchen Verwaltungen, die Mißstände bei den Sequestrationen und Liquidationen, der Mangel an zielbewußter

und energischer Organisation, besonders bei den Wiederaufbauarbeiten in den Flüchtlingsgegenden"; vor allem aber liege die Schuld bei der „falschen Assimilierungsmethode". Auch die französischen Behörden schienen von der Wahnidee befangen, sie müßten den Elsässern erst die Kultur bringen; so reformiere man darauf los, ohne sich bewußt zu werden, daß der Elsässer nie gutwillig Schlechteres gegen Besseres eintauschen werde.

Die Elsässer seien gewillt, ihre Eigenart ebensowenig von den Franzosen unterdrücken zu lassen wie einst von den Deutschen. Schon lebten die alten Schlagwörter von der „Tragik des Grenzlandes", von der Behandlung als „Bürger 2. Klasse", von dem „doppelten Maße" wieder auf. Dieser doppelte Maßstab habe nirgendwo größere Erregung und Unzufriedenheit hervorgerufen wie bei den einheimischen Beamten und Lehrern. Die öffentlichen Protestversammlungen, die von dieser Seite bevorstünden, drohten sich zu einem Volksurteil auszuwachsen, welches das Prestige der französischen Verwaltungsfähigkeit aufs schwerste gefährden können.

Es sei daher höchste Zeit, daß die französische Verwaltung sich auf die Wichtigkeit ihrer Kulturmission besinne, der Reden und Versprechungen habe man genug gehört, man wolle Taten.

Die Elsaß-Lothringer haben im allgemeinen vor 1870 die Zugehörigkeit zu Frankreich als eine selbstverständliche Tatsache hingenommen. Durch das Ereignis vom Jahre 1871 ist nun aber das eingeborene alemannisch-fränkische Element vor der Verwelschung gerettet worden, es ist inzwischen so erstarkt, daß es sich heute den Franzosen gegenüber in weit höherem Maße wie vor 1870 als etwas Eigenes betrachtet und von ihnen die Anerkennung seiner Volkspersönlichkeit verlangt. Infolgedessen hat jetzt schon in Elsaß-Lothringen ein Kulturkampf begonnen, in dem die vom Deutschen Reiche abgesplitterten Elsaß-Lothringer, ob sie wollen oder nicht, die Sache des germanischen Kulturkreises gegen Frankreich führen. Hans Wasgau

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

Großadmiral v. Tirpitz

Erinnerungen

Mit Bild des Verfassers / Preis geheftet 20 M., gebunden 25 M.

Inhalts-Verzeichnis:

1. In der preußischen Marine
2. Aera Stosch
3. Aera Caprivi
4. In der Technik
5. Der neue Kurs
6. Taktische Arbeit
7. Flottenpläne
8. Tsingtau
9. Im Reichsmarineamt
10. Bei Bismarck
11. Die Flottengesetze
12. Beim Flottenbau
13. Unter dem Kaiser
14. Reichsmarineamt und Auswärtige Politik
15. England und die deutsche Flotte
16. Der Ausbruch des Krieges
17. Hauptfragen des Krieges
18. Der Seekrieg
19. Der U-Boot-Krieg
20. Schlußwort

Anhang: Kriegstagebuch

Aus den zahllosen Besprechungen:

„Deutsche Zeitung." ... Das Buch wird sich mit Recht einen ungeheuren Leserkreis gewinnen, denn es ist unstreitig nach Inhalt und Form die bedeutendste Veröffentlichung über die Vorgeschichte des Krieges im weiteren Sinne und über die staatsmännischen Ereignisse während desselben, die bis jetzt erschienen ist.

„Süddeutsche Monatshefte." ... Das Buch des Großadmirals von Tirpitz wirkt in seiner klaren, plastischen Ausdrucksweise wie ein Monument; es ist ein Werk, das für alle Zeiten eine außerordentliche Bedeutung behalten wird. ... Man wird unwillkürlich beim Lesen derselben erinnert an Bismarcks Gedanken und Erinnerungen. ...

„Westermanns Monatshefte." ... Das Umfassendste, das Machtvollste und das Erregsamste, weil hier eine Fülle bisher unbekannter Tatsachen enthüllt wird, der Gesichtskreis bis zu einer weltumfassenden Weite gespannt ist und die auch in literarischem Sinne glänzende Darstellung, weit entfernt, sich auf persönliche Rechtfertigung zu beschränken, nicht selten geradezu die dramatische Wucht einer welthistorischen Tragödie bekommt, in der der Verfasser früh eine hervorragende Rolle spielt ...

„Deutsche Romanzeitung." ... Eines der besten aller Erinnerungsbücher. Ein hohes Lied echter Vaterlandsliebe, das klare Spiegelbild eines der bedeutendsten Lebensläufe nach Bismarck. Das Buch dieses Deutschen gehört an einen Ehrenplatz und wird vielen zur dauernden Quelle echter Staats- und Weltweisheit werden

„Danziger Neueste Nachrichten." Ein geschichtliches Dokument ersten Ranges, dessen Wirkung sich noch weit in die Zukunft hinein fühlbar machen wird. Es ist unmöglich, den Gedankeninhalt der Denkwürdigkeiten des Großadmirals auszuschöpfen. Jedenfalls stellen sie neben Ludendorffs Erinnerungen das wertvollste Buch der gesamten Kriegs- und Friedensliteratur dar ...

„Tägliche Rundschau." Für jeden Gebildeten und im besonderen für das ins Leben eintretende junge Geschlecht ist das Buch eine reiche Quelle maritimer, politischer und allgemeingeschichtlicher Belehrung aller Art, zugleich aber eine Fundgrube geist- und charakterbildender Lebensweisheit. Bei der anschaulichen und plastischen Darstellungsweise ist seine Lektüre gleichzeitig ein hoher ästhetischer Genuß. Admiral Diek.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Hetzpolitik — Aufbaupolitik

Von Georg Cleinow

Wer am Mittwoch, dem 17. März, zwiſchen fünf und ſechs Uhr die oberen Räume des Reichskanzlerpalais in der Wilhelmſtraße betrat, mochte den Geſchmack in den Mund bekommen, den man beim Eintritt in einen eben verlaſſenen Ballſaal hat: ſchlechte Luft, eine gewiſſe Unordnung, ſtatt der verlorenen Schleifen und Tanzkarten oder Blumen ein paar Entwürfe zu Proklamationen, an den Ausgängen: enteilende Ferſen! Katerſtimmung! In einer Fenſterniſche zwei Herren in ernſtem Geſpräch, die ſcheinbar von dem Feſtraum ſich nicht zu trennen vermögen. Sie ſenden den Auseinanderſtiebenden einige nicht eben freundliche Gloſſen nach — — — — —

Was war geſchehen? Der Putſch vom 13. März, der die Namen Bauer, Pabſt, Kapp zu einer geſchichtlichen Einheit zuſammengefügt hat, war beendet, — der Putſch des Generals von Lüttwitz iſt in die Diktatur des Generals von Seeckt umgeſchlagen. Das berühmte Quartier an der Wilhelmſtraße, in dem einſt 1879 zu Deutſchlands Ehre der Berliner Kongreß getagt hatte, bekommt eine andere Belegung, ein anderer Stab ſoll einziehen und nun wird es ſchleunigſt geräumt. Die Bedienſteten des alten Stabes haben nichts mehr in den Räumen des Reichskanzlers zu ſuchen und — verſchwinden eben! Ein aus dem Kriege gewohnter, hundertmal mit angeſehener Vorgang, wobei jedoch nachdenklich ſtimmt, daß wir angeblich im Frieden leben und daß am Sonnabend früh der Reichskanzler Bauer ſein Stabsquartier in der Wilhelmſtraße noch viel eiliger geräumt hatte, wie ſpäter Herr Kapp. In dieſer Erſcheinungen Flucht ſcheint es zu genügen, wenn irgendein jugendlicher Hauptmann, der die Geſchäfte des „Kommandanten der Reichskanzlei“ führte, die Räume übergibt.

Man muß ſchon ſolche militäriſchen Äußerlichkeiten ſo ſcharf in den Vordergrund rücken, um zu begreifen, was geſchehen iſt und — warum es geſchehen mußte. Es gab vor dem 13. März ſeit dem 9. November 1918 keine Re-

gierungsgewalt, die sich auf ein anderes Recht stützte, als das der gelungenen Revolution, gehalten durch den persönlichen Mut eines Noske, der die Militärgewalt handhabte. Der Putsch ist die revolutionäre Auflehnung gegen jenes Unrecht gewesen und muß aus der Revolutionsphilosophie heraus in erster Linie deshalb verdammt werden, weil er keinen Erfolg hatte, das heißt, weil er das Unrecht nicht zu beseitigen vermochte. In dem Vorhandensein der Regierung Ebert-Bauer-Erzberger liegen also die Wurzeln des Putsches. Er war emporgewachsen auf dem Boden der Unzufriedenheit, die sich unter dem Druck des Revolutionsrechts wegen dessen Ungerechtigkeit angesammelt hat; er ist daneben ein Protest aller jener Elemente, die von der demokratischen Regierung beargwöhnt, verfolgt, unterdrückt und verunglimpft wurden, weil sie ihren alten Väterglauben nicht abschwören und weder in Herrn Erzberger noch Herrn Hirsch vertrauenswürdige Staatslenker anerkennen können. Zu den Gefühlen dieser gesellte sich die Wut und die Sorge jener, die nach der November-Revolution von 1918 in den Osten des deutschen Vaterlandes, ins Baltikum und nach Litauen geeilt waren, um unbekümmert um Staats- und Regierungsform, vor allem das Deutschtum gegen die im Sturm des Bolschewismus heranbrausende slawische Flut zu erhalten. Sie, denen allerhand Existenzmöglichkeiten vorgespiegelt worden waren, die die glorreiche Revolutionsregierung nicht zu erfüllen vermochte, wurden für ihre Tapferkeit verleumdet und verunglimpft als Landesverräter und Verräter am Deutschtum! Sollten die Machthaber wirklich nicht geahnt haben, welches unheimliche Feuer sie schürten, als ihnen keine Verdächtigung zu gemein war, um diese völlig unpolitischen Soldaten in den Augen der Heimat herabzusetzen!? Solange wurden die sogenannten Baltikumtruppen mit Dreck beworfen und denunziert, bis sie, in ihrer Loyalität gegen die Heimat erschüttert, die Beute jener Desperados und verantwortungslosen Auchpolitiker werden konnten, die am Freitag das Aufruhrzeichen abbrannten. Und diese Desperados? Die gerichtliche Untersuchung wird zeigen, was für Gestalten am Feuer der allgemeinen Unzufriedenheit ihre Suppen kochten, von wem die politischen Kinder im Soldatenrock sich haben verführen lassen, zu einer, wie sie glaubten, die Nation befreienden Tat, und vor wem letzten Endes die Regierungsmänner im ersten Tagesgrauen des Sonnabends ausgerissen sind.

Was im einzelnen während der „Diktatur Bauer-Kapp" geschehen ist, wird weiter unten von sachkundiger Seite erzählt. Hier sei das Geschehen als Ganzes betrachtet und beurteilt. Nur soviel zum Verständnis: am Freitag berichtet B. Z. am Mittag die Verhaftung von Kapp, Hauptmann Pabst und den Schriftstellern Schnitzler und Grabowski; am Sonnabend früh verlassen die „Führer des deutschen Volks" Bauer, Noske, Müller e tutti quanti ihre Ämter und flüchten zuerst zu ihrem Freunde Gradnauer nach Dresden und dann schnell weiter nach Stuttgart, weil — die Döberitzer Truppen an der Peripherie von Charlottenburg erschienen sind. Berlin ist in den Morgenstunden des Sonnabend

ohne eine Regierung! In das Vakuum springt Generallandschaftsdirektor Kapp ein, unterstützt von den Herren von Jagow, Traub, Dr. med. Schiele; die militärischen Geschäfte führen General von Lüttwitz, Oberst Bauer, Hauptma. Pabst. Die Wilhelmstraße wird militärisch abgesperrt. Damit aber ist die Weisheit der „Regierung der Tat" erschöpft! Der Gewalthaber Kapp unternimmt nichts! Er ist mit seinem Latein fertig, ehe er angefangen hat. Die Reichsbank bleibt unbesetzt, Post, Telegraphenamt, Eisenbahnministerium bleiben frei! Eugen Ernst bleibt unbehelligt Polizeipräsident! Einige Treiber bei dem Putsch verlassen das führerlose Schiff. Generalstreik. Die Straße wird mit Maschinengewehren im Zaum gehalten. Die Bevölkerung kommt zum Bewußtsein, einer ungeheuren frechen Provokation ausgesetzt worden zu sein. Daher der Zwiespalt im Militär. Kapp weiß sich nicht anders zu helfen als durch Verhandlungen. General Märker und Geheimrat von Berger übernehmen die Mission bei der geflüchteten Regierung. Einige Publizisten und Politiker helfen in Berlin, um das ärgste, die Vereinigung erboster Truppenteile mit den Kommunisten zu verhindern. Schiffer, Südekum, Stresemann finden endlich den rechten Weg. Sie haben die große politische Arbeit geleistet, für die ihnen einmal das ganze deutsche Volk wird hoffentlich danken können, denn sie waren es, die die verfahrene Angelegenheit in verfassungsmäßige Bahnen lenkten und somit die Autorität einer Staatsgewalt, der parlamentarischen Staatsgewalt wiederherstellten.

Das vorläufige Ergebnis des Putsches ist heillose Verwirrung im ganzen Reich. Eine Entwicklung, die friedliche Ablösung der gegenwärtigen Verhältnisse durch gesündere versprach, ist unterbrochen. Die Armee, das Offizierskorps sind auf das schwerste kompromittiert und völlig unschuldige Offiziere fallen in vielen Orten der Wut der Menge zum Opfer. Herr Kapp ist geflüchtet, General von Lüttwitz hält sich zur Verfügung der wiedergekehrten Regierung. Herr Däumig und die Kommunisten wittern Morgenluft. Sie, die seit Monaten auf den günstigen Augenblick passen, rüsten zum Kampf ums Ganze, um die Rätediktatur. Das Bürgertum hat den Kopf verloren; es bangt um seinen Besitz. Voll Mißtrauen erfüllt, weiß es nicht, wohin es sich wenden soll; so steht es untätig zur Seite, während die organisierten Arbeiter handeln.

Die Gefahr für die Städte ist in der Tat ungeheuer groß. Gelingt es der Regierung Ebert-Bauer nicht, die Kommunistenaufstände niederzuschlagen, wozu sie die Truppe mit energischen Führern braucht, so werden wenige Wochen genügen, um den Bolschewismus zum herrschenden Prinzip in Deutschland zu erheben. Bolschewismus aber bedeutet: Lahmlegung der Produktions- und Verkehrsmittel zunächst in der Industrie, in einem späteren Entwicklungsstadium auch auf dem Lande, — bedeutet: Preissteigerung und Hunger; gegenwärtig erhält man in Moskau für 10 000 Rubel soviel Lebensmittel, wie man im Jahre 1914 für zwei Rubel und 20 Kopeken erhielt! Der Lebensmittel erzeugende Landwirt wird ebenso wie in Rußland auch in einem bolsche-

wistischen Deutschland das Geld ablehnen und statt seiner erst Industrieerzeugnisse nehmen, solange solche überhaupt zu haben sind, später, wenn die gesamte Industrie verkümmert ist, alles was er vom Städter überhaupt bekommen kann: Bekleidungsgegenstände, Wäsche, Stiefel, Möbel usw., bis der Städter, der nicht inzwischen verhungert ist, nackend umherläuft. Die Emanzipation der Städte von der Bevormundung des Landes, um die seit Jahrzehnten der politische Kampf ganz besonders heiß in Preußen geführt wurde, verwandelt sich in eine Versklavung der Städte durch das Land, wenn der Bolschewismus seinen Weg nach Berlin finden sollte.

Weisen wir der Regierung Ebert-Bauer die Schuld dafür zu, daß es zu dem Putsch der Kapp-Leute kommen konnte, so stehen wir nicht an, das Auftreten dieses Kreises als ein Verbrechen am deutschen Volke zu brandmarken. Dem Putsch fehlen alle Merkmale hochgemuter Opferbereitschaft, Verantwortungsfreudigkeit, idealen Schwunges, Tatkraft bei den Führern. Eine Truppe alarmieren kann schließlich jeder, der auf den Alarmknopf zu drücken versteht; ein gemischtes Detachement mit Kolonnen von Döberitz nach Berlin führen soll jeder Fähnrich nach beendetem Kriegsschulkursus können; selbst eine Stadt wie Berlin militärisch besetzen ist eine Aufgabe, der in heutiger Zeit nach monatelanger Übung jeder Stabsoffizier der Berliner Garnison gewachsen sein dürfte. Aber eine Regierungsgewalt etablieren, dazu gehört mehr, dazu gehört Hingabe, Selbstaufopferung, Kraft! Darum hat auch nicht etwa das Militär versagt, sondern in erster Linie der Vertreter der Zivilgewalt, Herr Kapp, den die Revolutionäre auf ihren Schild gehoben haben. Herrn Kapp, der eine Regierung der Tat proklamierte, fehlte die Tatkraft, die allein befähigt, Schwierigkeiten zu überwinden, Freunde festzuhalten, Laue mitzureißen. Am 13. März früh konnte man in ganz Berlin ein Aufatmen verspüren, als es hieß, Männer des alten Regiments hätten die Macht an sich gerissen und wollten mit dem Bolschewismus aufräumen. Man nahm auch Kapp in Kauf, selbst Jagow, wenn sie nur entschlossen handelten.

Seit dem 9. November 1918 ist dem Andenken des alten Regime von keiner Seite ein so harter Schlag versetzt worden, wie durch Herrn Kapp. Nicht die Demokraten brauchten Kapp zu steinigen, der durch seine Unwissenheit und seinen Mangel an Verantwortungsfreudigkeit die Anhänger am alten System blamiert hat. Wenn Herr Kapp der Mann wäre, als der er weit und breit bewertet wurde, dann hätte er den unvorbereiteten Putsch verhindern müssen und es der Regierung überlassen, ihn in den Anklagezustand zu versetzen. Ein sich daraus ergebender politischer Prozeß von riesigen Ausmaßen hätte Gelegenheit gegeben, eine Propaganda ins Land zu tragen, die nicht ohne Einfluß auf die künftigen Wahlen bleiben konnte. Herr Kapp wäre dann zu einem Nationalhelden geworden und hätte auf die Entwicklung der heimischen Politik einen gewaltigen Einfluß ausgeübt. Jetzt ist er zum Werkzeug einiger Desperados herabgesunken, zu einem Verbrecher an seinem Volke. Als er dann in die Reichs-

kanzlei eingezogen war, kam über ihn der Geist des Bürokraten, wo er doch Politiker, ja Staatsmann sein wollte. Er fand nicht den Mut, sich der Machtmittel des Staates zu bemächtigen und sie als „Mann der Tat" zu nutzen. Dieselbe Halbheit, die er seinem alten Gegner Bethmann-Hollweg zum Vorwurf machte, war sein einziges Regierungsprinzip. Wie konnte einem solchen Manne sich die Beamtenschaft zur Verfügung stellen?!

So hart die Worte klingen mögen, die hier niedergeschrieben werden, sie müssen rückhaltlos gesagt werden, wenn wir eine Aussicht haben sollen, aus dem Hexenkessel herauszukommen! Wir brauchen Wahrheit, Wahrheit gegen unsere Freunde, Wahrheit gegen uns selbst! Keine Beschönigung, keine Rücksichtnahme. Die Kappiade hat uns in einen Abgrund blicken lassen, über den wir ahnungslos hinschritten. Daß uns der Blick dafür geöffnet wurde, ist vielleicht das einzig Gute, schmerzvoll freilich, das der Putsch gebracht hat. Der Abgrund, den wir schaudernd erkennen, ist die tiefe Kluft, die das deutsche Volk gespalten hat. Es ist, als wenn mehrere Lager in fremden, einander unverständlichen Sprachen sprechen. Der Volkskörper wird wie im Fieber geschüttelt und hin und her geworfen und er scheint zu schwach, die Fiebererreger abzustoßen. Die qualvollen Bemühungen um die Kabinettsbildung zeigen ebenso wie das Verhalten der Bevölkerung während des Märzputsches, wie sehr alle Welt nach Ruhe sich sehnt und wie groß die Furcht ist vor rauhen, ja selbst vor tatkräftigen Naturen. Die Furcht vor der Möglichkeit des Wiederaufloderns des Weltkrieges beherrscht alle Kreise. Meine Diagnose vom November 1918 bleibt richtig. Jahre werden notwendig sein, um das Volk von dieser verständlichen Furcht zu heilen. Und erst dann wird das deutsche Volk wieder ebenbürtig neben den andern Völkern stehn und ein wahrer Friedensfaktor sein können. Furcht ist die Keimzelle alles Unheils von jeher gewesen.

Was jetzt in Deutschland vor sich geht, ist nicht eine Folgeerscheinung des Kapp-Abenteuers, sondern eine Parallelerscheinung. Die große Gefahr, in der Deutschland sich befand, war die Möglichkeit, daß beide Erscheinungen sich vereinigten: der Militärputsch und die radikale, zum Bolschewismus drängende Arbeiterbewegung. Diese Vereinigung haben Schiffer, Stresemann und Südekum verhindert, indem es ihnen noch in letzter Stunde glückte, die Militärgewalt wieder in eine Hand zu bringen und der verfassungsmäßigen Regierung zur Verfügung zu stellen. Der Druck des Generalstreiks hatte solches nicht erreicht, wie der Vorwärts behauptet. Dazu gehörte persönliche Einwirkung, Überredung, Verhandlung. Wenn heute das offizielle Organ der Sozialdemokratie gerade wegen dieser Leistung Schiffer aus dem Kabinett entfernt wissen will, so ist das ein Zeichen, daß die Mehrheitssozialisten, die schon ihren Noske, Winnig, Heine preisgaben, sich auf den Standpunkt der Putschisten von links stellen und mit vollen Segeln in den Bolschewismus hinein zu steuern beabsichtigen.

Gegenüber dieser Erscheinung gibt es unseres Erachtens nur ein Mittel: alle Elemente, die den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Wiederaufbau

des deutschen Volkes wirklich ernsthaft wollen, auf dem Boden der einmal vorhandenen Verfassung zu sammeln und der sich anbahnenden Diktatur der Revolutionsgewinnler die Diktatur der Arbeit auf demokratischen Grundlagen entgegen zu stellen. Eine scharfe Linksschwenkung der Parteien in allen Wirtschaftsfragen ist die Forderung des Tages geworden, der niemand mehr ausweichen kann. Die Konsequenzen dieser Forderung für die politischen Parteien liegen klar zutage: Revision ihrer Programme, Revision der Zusammensetzung ihrer Fraktionen in allen deutschen Parlamenten und bewußte Stärkung aller Bestrebungen, die auf eine Kammer der Arbeit hinauslaufen. Daneben hat die Erziehung der Jugend zum Positiven zu gehen und ein Kampf einzusetzen gegen alle jene Elemente, die mit verlogenen Parolen unter Ausbeutung des nationalen Empfindens egoistische Ziele verfolgen und so den nationalen Gedanken, unter dem Deckmantel ihm zu dienen, diskreditieren und zugleich neue Zersplitterung ins Volk tragen. Welche Schamlosigkeiten dabei unterlaufen können, zeigte uns u. a. die Kappiade: während die Juden Trebitsch, Lincoln und Grabowski als Berater und Verbindungsmänner Kapps arbeiteten, glaubten die Soldaten dem Antisemitismus zu dienen und für manchen war dies vielleicht ausschlaggebend für seinen Entschluß, sich der Bewegung anzuschließen. Darum fort mit allen Antiparolen aus unserm politischen Leben! Fort mit dem Antisemitismus, Antibolschewismus, Antiultramontanismus, Antisozialismus, Antipazifismus und her mit den positiven Parolen: sittlicher, geistiger, wirtschaftlicher, sozialer und politischer Aufbau mit Hilfe aller, die bereit sind daran mitzuwirken: Juden, Junker, Katholiken, Sozialisten, Pazifisten. Wer seinem Volke dient, fördert die Gesamtmenschheit, und wer der Gesamtmenschheit dienen will, muß sein Volk fördern!

Das Kappsche Abenteuer

Eindrücke und Feststellungen

Von Prof. Dr. Fritz Kern

Vorbemerkung

Als am Freitag, den 12. März, sich das erste Gerücht eines gegenrevolutionären Putsches in Berlin verbreitete, hielt ich es wie viele andere infolge meiner Unkenntnis der Vorgänge für Schwindel. Am folgenden Tag eines anderen belehrt, benutzte ich die mir durch historische Arbeiten gebotene Gelegenheit, um mir eine möglichst unmittelbare Anschauung der weiteren Ereignisse zu verschaffen. Über die Vorgeschichte der „Weißen Woche" bis zum 13. März früh habe ich mir indes nur durch Aussagen Dritter ein ungefähres Bild machen können, das durch die zu erwartenden Gerichtsverhandlungen wesentlich weiter aufgehellt werden dürfte.

Berlin, den 24. März 1920.

I.

Die „Nationale Vereinigung", im Jahre 1919 aus dem Schmerz über Deutschlands Zusammenbruch und Fremdherrschaft geboren, war ein Bund idealistisch gesinnter, politisch vielleicht noch wenig geschulter Persönlichkeiten, die sich zu hohen vaterländischen Aufgaben berufen fühlten. Sie waren durchdrungen von der Überzeugung, daß Deutschland noch einmal eine schwere bolschewistische Gefahr bevorstünde. Sie wollten die geistigen und materiellen Widerstandskräfte gegen diese Gefahr sammeln und stärken. Der Gedanke eines Putsches stand den meisten von ihnen fern. Ebenso wie die ernsthaften Politiker der Rechtsparteien, hofften die meisten Mitglieder dieser Vereinigung durch die bevorstehenden und von ihnen herbeigesehnten Neuwahlen zur Nationalversammlung zu erhöhtem verfassungsmäßigen Einfluß zu gelangen. Sie beobachteten den wachsenden Zug nach rechts im Volke, den Wiederaufstieg unserer Produktionskraft und Wirtschaftsenergie, das Wiedererstarken des nationalen Gedankens. Diese für sie hoffnunggebende Entwicklung würde, das wußten sie, durch einen unüberlegten Putsch jäh durchschnitten werden. Die Parteien der Rechten würden zusammen mit der Armee die Kosten unbesonnener Streiche zahlen müssen. Die Entwicklung der Massen zur Vernunft, die Stärkung der Staatsautorität würde durch eine solche Unternehmung unabsehbar gehemmt werden.

Nun aber begnügte sich eine engere Gruppe innerhalb der „Nationalen Vereinigung" mit solchen Zielen und Anschauungen nicht. Diese Gruppe, aus welcher die Verschwörung der Kappleute hervorgewachsen ist, hielt sich anscheinend bereit, um nach einem von ihnen im Sommer 1920 erwarteten Putsch der Bolschewisten ihrerseits loszuschlagen. Auch diese Gruppe scheint aber an eine Erhebung im März 1920 nicht gedacht zu haben. Ihr Führer war Hauptmann Pabst, der schon als Kriegsakademiker durch starke Gaben, aber auch schrankenlosen Ehrgeiz aufgefallen und dem im Frieden die Qualifikation als Generalstäbler versagt worden war. Im Kriege holte er durch bedeutende Leistungen die letztere nach und erwarb sich im Frühjahr 1919 bei der Säuberung Berlins vom Spartakismus bleibende Verdienste. Vom Drange beseelt, in erster Reihe zu stehen und alles auf seine eigene Person beziehend, hatte Pabst dann schon im Sommer 1919 die nationale Empörung über den Friedensvertrag zu einer bewaffneten Erhebung benutzen wollen. In seinen Kreis wurde neben anderen verabschiedeten Offizieren Oberst Bauer hereingezogen, der während des Krieges auf wichtigste Posten gestellt, dem damaligen Generalquartiermeister Ludendorff durch scheinbare Sachverständigkeit in politischen und sozialen Fragen imponiert hatte, obwohl er wenig Instinkt für sie besaß.

Im Juli 1919 wollte diese Gruppe die Diktatur ausrufen unter der Parole der Unannehmbarkeit des Friedensvertrages, insbesondere seiner Schmachparagraphen. Das Offizierkorps wäre damals in ganz anderer Einmütigkeit als im März 1920 dem Losungswort zur Schilderhebung gefolgt.

Man beabsichtigte zugleich Noske zum Diktator auszurufen. Schon damals sollten die Linksradikalen zur Regierungsbildung herangezogen werden, ein schöner nationaler Einheitstraum, dessen trübes Gespenst noch in den Märztagen die Kappregierung genarrt hat. Die Diktatur sollte mit der größten Milde gehandhabt werden, um Bürgertum und Arbeitermassen zu versöhnen. Auch diesem Gedanken werden wir in unserm Bericht des Märzputsches wieder begegnen; er erklärt die in der Geschichte der Revolutionen beispiellose undiktatorische Laschheit Kapps, die erfreulicherweise einen weißen Terror ausschloß, freilich von der Öffentlichkeit nur als Schwäche gedeutet worden ist.

Es war im Juni 1919 Noskes energischen Vorstellungen gelungen, den Ausbruch der Erhebung zu verhindern. Nun arbeiteten aber Pabst, der wegen Verbreitung einer Noske feindlichen Schrift entlassen worden war und darauf die „Nationale Vereinigung" leitete, Bauer und ihr Kreis heimlich fort. Sie versuchten Fäden mit allen Formationen der Reichswehr anzuknüpfen. Im August 1919 wurde abermals eine Putschabsicht durch die Abmahnungen der Offiziere des Lüttwitzstabes und des Wehrministeriums vereitelt. Im Kreis der Verschwörer wurde aber weiterhin die Möglichkeit eines Umsturzes besprochen und die Organisation eines solchen ohne einen bestimmten Termin theoretisch und praktisch vorbereitet. Soweit ernsthafte Politiker der Rechten von diesen Strömungen hörten, scheinen sie zu wiederholten Malen vor ihnen gewarnt zu haben. Es bestand bei diesen Politikern die begründete Hoffnung, daß der erwartete Erfolg bei den Neuwahlen zur Nationalversammlung auch die unverantwortlichen Hitzköpfe beruhigen würde.

Nur Generallandschaftsdirektor Kapp, der sich bei bedeutenden und anerkannten Fähigkeiten schon während des Krieges durch die Unmäßigkeit seiner politischen Ziele und die Hemmungslosigkeit seiner Methoden kompromittiert und als Vorsitzender der Vaterlandspartei seinem staatsmännischer denkenden Mitvorsitzenden gelegentlich schwierige Situationen bereitet hatte, bändelte mit den Verschwörern an, die in ihm den starken Mann und das repräsentative Haupt gefunden zu haben glaubten. Auch Kapp wurde, als einiges über seine Umtriebe durchsickerte, wiederholt gewarnt.

Ermutigt wurden die Verschwörer seit Herbst 1919 durch einzelne mehr oder weniger unverantwortliche Mitglieder der Berliner englischen Mission. Über die Triebfedern und Hintergedanken dieser Herren werden verschiedene Vermutungen geäußert. Im ganzen ist klar, daß das in Weltwirtschaft und Übersee niedergebrochene Deutschland sich insoweit der britischen Patronage erfreut, als es an dem Wiederaufbau seiner inneren Ordnung und Leistungsfähigkeit arbeitet; und so mögen einzelne Engländer in den Plänen Kapps eine stärkere Bürgschaft gegen den europäischen Bolschewismus erhofft haben, als die halb sozialistische Regierung Ebert-Bauer sie bot. Auch liegt es im englischen Interesse, daß auf dem europäischen Festland das gestörte Gleichgewicht zwischen Franzosen, Deutschen und Slawen durch Wiedererstarken des

deutschen Staates einigermaßen wieder hergestellt wird. Dagegen fuhr den Franzosen und Polen, wie die Ereignisse der „weißen Woche" gelehrt haben, der Schreck vor der Neuaufrichtung eines militaristischen deutschen Reiches gewaltig in die Glieder. Erleichtert über den raschen Sieg der Demokratie benutzten diese beiden festländischen Nachbarvölker den Dummenjungenstreich des 13. März als erwünschten Beleg für die Gewalttätigkeit und Gefährlichkeit des deutschen „Militarismus".

Wie es bei derartigen Plänen zu geschehen pflegt, wurde den Verschwörern der Zeitpunkt und die Art des Losbrechens durch den Eintritt sie selbst überraschender äußerer Anlässe aus der Hand genommen. Infolge der uns durch den Friedensvertrag auferlegten Verkleinerung des Heeres waren zahlreiche Unklarheiten und Befürchtungen bei den aufzulösenden Formationen und den zu entlassenden Offizieren verbreitet.

Die verfassungswidrige Verzögerung der Neuwahlen durch die Regierung gab den Aktivisten in der „Nationalen Vereinigung" einen bedauerlichen Anlaß, ihre eigenen Pläne zu rechtfertigen. Die von Rußland her für den Sommer erwarteten schweren Ereignisse steigerten ihren Trieb, „bereit zu sein". Bei ihnen hatte sich zur gleichen Zeit, wie fast in der ganzen Bevölkerung, das Ansehen der Regierung stark vermindert, als diese sich trotz der wochenlangen Ärgernisse des Erzberger-Prozesses bis zum 12. März nicht dazu aufraffen konnte, das Kabinett von diesem anrüchig gewordenen Regierungsmitglied zu säubern.

Die Unruhe bei einigen der in der Nähe Berlins einquartierten, außerhalb der Reichswehr stehenden Truppenverbänden wurde durch einen Konflikt zwischen Reichswehrminister Noske und General von Lüttwitz gesteigert. Dieser Konflikt bildet den Anfang des Kappschen Abenteuers; er reifte den Entschluß zum Putsch. Die Marinebrigade Ehrhardt war die Elitetruppe unserer derzeitigen Wehrmacht. Sie bestand zu etwa einem Drittel aus Marineangehörigen, und war zu zwei Dritteln aus Truppenbeständen des Landheeres aufgefüllt. Die Frage ihrer Auflösung hatte schon längere Zeit hindurch die Behörden beschäftigt. Es schien angesichts der vom Ostbolschewismus drohenden Gefahr bedenklich, diese verläßlichste Kerntruppe aufzulösen. Unter dem Druck der Entente aber, welche verlangte, daß die Marinebrigade bis zum 10. März aufgelöst werden müßte, befahl am 28. Februar Wehrminister Noske die Überführung ihres Personals in Reichswehr und Marine. Dieser Befehl erregte bei den Betroffenen Empörung, da ihnen vorher ein Zusammenbleiben bis Ende Mai verheißen worden war. Am 1. März sagte General von Lüttwitz bei einer Parade in Döberitz der Brigade zu, daß sie nicht aufgelöst werden sollte.

Bis zum 10. März erschien die Lage äußerlich harmlos mit Ausnahme dieser ungeklärten Spannung zwischen Noske und Lüttwitz. Zwischen dem 1. und 10. März aber müssen Kapp, Pabst und ihr Kreis den Entschluß zu einem

Gewaltschritt gefaßt haben. Sie nahmen wohl an, daß ihre Absichten für immer versänken, sobald die einzige für ihre Zwecke zuverlässige Truppe der Auflösung verfallen wäre.

Schon am 3. März beunruhigten sich die höheren Offiziere in Lüttwitz' Umgebung über die Möglichkeit, daß dieser sich zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen könnte. Sie bewogen deshalb den General, am 4. März mit den Vorsitzenden der beiden Rechtsparteien, Hergt und Heinze, Rücksprache zu nehmen, in der Hoffnung, es würde den beiden Herren gelingen, Lüttwitz zu beschwichtigen.

Bei dieser Unterredung schilderte Lüttwitz die Gärung in der Truppe. Er beklagte sich über Ungerechtigkeiten der Regierung gegenüber den Truppen und zeigte sich besorgt darüber, daß die Regierung die aus dem Osten drohende Gefahr so leicht nähme. Nicht zu einem „Revanchekrieg", wie dies mißverständlicher- oder tendenziöserweise behauptet worden ist, sondern zum Schutz unserer Ostgrenze glaubte er stärkere Vorkehrungen fordern zu dürfen. Er habe deshalb die Überzeugung gewonnen, daß die Truppe selbst die Initiative ergreifen müsse, und deshalb um Audienz bei der Regierung gebeten.

Hergt und Heinze gewannen aus diesen Darlegungen den Eindruck, daß die Ansichten des Generals ziemlich unklar und seine Ziele unsicher wären. Da sie von dem mitanwesenden General v. Oldershausen wußten, daß er Gegner jedes militärischen Druckes auf die Regierung war, so glaubten sie, daß Lüttwitz mit seiner Erregung ziemlich allein stünde, unterließen es aber nicht, vor dem Wahnsinn eines Konfliktes zwischen Lüttwitz und der Regierung inständig zu warnen. Sie gaben der Hoffnung Ausdruck, daß der unmittelbar bevorstehende Antrag der Rechtsparteien auf baldige Neuwahlen und die Aufstellung Hindenburgs als Präsidentschaftskandidaten die Truppe beruhigen würde.

Am 9. März, als die Nationalversammlung jenen Antrag der Rechten abgelehnt hatte, suchte Lüttwitz den Abgeordneten Hergt unangemeldet auf und fragte ihn, was denn nun geschehen sollte? Hergt betonte, daß die inzwischen von den Döberitzer Beschwerden in Kenntnis gesetzten beiden Rechtsfraktionen einen Druck des Militärs auf die Regierung für schädlich, jeden Gedanken daran für unerträglich hielten. Er bat den General, Zurückhaltung zu üben; die verfassungsmäßigen Bestrebungen der Fraktionen würden mit Entschiedenheit fortgesetzt. Der General erwähnte hierbei von seiner Absicht, die früher besprochene Audienz trotzdem nachzusuchen, nichts, wie er denn auch schon bei der früheren Besprechung seine eigentlichen Pläne verschwieg. Vielleicht haben es Hergt und Heinze an der erforderlichen Energie fehlen lassen, um das Unheil zu beschwören. Jedenfalls aber handelten sie in gutem Glauben, umsomehr als Lüttwitz am 9. März ausdrücklich erklärte, daß ein Vorstoß gegen die Regierung unter den jetzigen Umständen nicht in Betracht käme.

Schon am 4. März hatte Lüttwitz durch Vermittlung des preußischen Staatskommissars für öffentliche Sicherheit, Herrn von Berger, jene Audienz

erbeten. Am 10. März erfuhr der General durch Herrn v. Berger, daß der Reichspräsident ihn empfangen und den Wünschen des Militärs in entgegenkommendster Weise entsprechen wollte.

Es besteht in der Armee die Legende, Noske hätte schon vor dem ersten Drittel des März von der Absicht einer Verschwörung Wind bekommen; anstatt durch rechtzeitige Sicherheitsmaßregeln und geeignete Verhandlungen den Plan im Keim zu ersticken, hätte er die Verschwörung absichtlich von selbst ausreifen lassen, um unter geräuschloser Verhaftung der Rädelsführer das gesammelte Material über die vereitelte Gegenrevolution der Nationalversammlung vorlegen zu können. Diese Annahme ist unrichtig. Erst am Morgen des 12. März hat sich bei Noske der Begriff der Verschwörung ausgebildet. Andernfalls würde er seiner Natur entsprechend viel früher zugegriffen haben. Ein gewisser, aus seinen vielen früheren Erfolgen erklärlicher Optimismus ließ ihn bis zum Freitag die Gefahr unterschätzen.

Erst am 10. erfuhr Noske, daß sich General von Lüttwitz mit einigen anderen Generalen beim Reichspräsidenten Ebert zum Vortrag angemeldet hätte. Um diese Umgehung des Instanzenweges zu durchkreuzen, begab sich Noske selbst zu Ebert, der den General von Lüttwitz ohne Zuziehung von anderen Generalen empfing.

Schon am 9. März hatte der an der Verschwörung unbeteiligte Stabschef des Generals von Lüttwitz, General von Oldershausen, den Chef der Admiralität, Vizeadmiral von Trotha, gebeten, auf den Führer der Marinebrigade, Kapitän Ehrhardt, einzuwirken, da der beunruhigende Eindruck bestünde, als ob die Brigade irgend etwas Geheimes plante. Admiral von Trotha ließ sich daraufhin Ehrhardt kommen, der ihm allerdings dienstlich nicht unterstand und von dem er aus früheren Gesprächen, in welchen er ihn zur Besonnenheit ermahnt hat, wußte, daß er ihm keine Auskunft über etwaige Pläne geben würde. Trotha machte den Kapitän auch jetzt wieder auf die Beunruhigung aufmerksam und entwickelte ihm, weshalb er irgendwelche Gewaltsamkeiten für ein nationales Unglück hielte. Ehrhardt gab nichts zu erkennen, woraufhin seine Verhaftung oder Absetzung möglich gewesen wäre. Am Donnerstag, den 11. März, mittags, waren General Reinhardt und der Chef des Truppenamtes von Seeckt zu der Überzeugung gekommen, daß die Verhältnisse in Döberitz so nicht bleiben könnten und daß man das Befehlsband zwischen Lüttwitz und der Marinebrigade durchschneiden müßte. Sie schlugen Noske vor, die Marinebrigade zwecks Auflösung der Admiralität zu unterstellen, in der Hoffnung, daß Trotha als einziger noch Autorität über die Leute besäße. Noske stimmte zu, obwohl Trotha diesen Befehl für das Unglücklichste erklärte, was man tun könnte, da er nur den vorhandenen Explosivstoff entzünde, Lüttwitz und gleichermaßen die Brigade brüskiere. Noske erklärte, er liebe es in solchen Lagen, den Stier bei den Hörnern zu packen, worauf Trotha entgegnete: „Nur dann, wenn ich gewiß bin, daß ich die Hörner festhalten

kann." Wenn er die Brigade als lebensgefährliches Objekt unterstellt erhielte, so müßte er auch einen militärischen Apparat gegen sie besitzen; in Berlin verfüge er aber nur über Büros. Trotha schlug statt dessen eine beschleunigte unauffällige Auflösung der Brigade vor, indem Heer und Marine ihre Angehörigen einzeln aus der Brigade abfordern sollten.

Der Reichswehrminister hielt trotz dieser Bedenken seinen Befehl aufrecht. Er äußerte zuletzt die Ansicht, daß es schon heute nachmittag zwischen Lüttwitz und Ebert zum Klappen kommen würde.

Lüttwitz zeigte sich beim Reichspräsidenten schwer verletzt über die Wegnahme der Marinebrigade ohne sein Wissen. Unter den politischen Forderungen des Generals befand sich schon damals der Wunsch nach fachmännischer Besetzung der für die Auslegung des Friedensvertrages und die Versorgungsansprüche seiner Untergebenen wichtigsten Reichsministerien. Diese Forderung (Fachministerien), sowie das Verlangen nach verfassungsmäßigen Neuwahlen und verfassungsgemäßer Wahl des Präsidenten durch das Volk zeigte den politischen Untergrund der soldatischen Beschwerden. Sein schwerer Zusammenstoß mit Ebert hatte zur Folge, daß der General sofort seine Entlassung bekam. Mit altgermanischer Ehrlichkeit hatte Lüttwitz der Regierung seinen Absagebrief überreicht und diese so vor der Überrumpelung geschützt und zu Gegenmaßnahmen instand gesetzt.

Am Freitag, den 12. März, brachte Noske den ihm nun klar gewordenen Putschplan an die Öffentlichkeit. Es schien ihm gewiß, daß er bis zum folgenden Tage die Stimmung in ganz Deutschland so gegen die Verschwörer einnehmen könne, daß dann keiner der Döberitzer mehr einen Aufstand wagen würde. Seine einzige Sorge war, daß es schon in den nächsten 24 Stunden zu einem Gewaltschritt käme, gegen den die Regierung ungenügend vorbereitet war. In der Tat aber stieß der bei den Hörnern gepackte, doch nicht festgehaltene Stier nun augenblicklich zu.

Am Freitag nachmittag meldete General von Oldershausen dem Reichswehrminister, Pabst befände sich draußen bei Ehrhardt, und bei dem Geist, der Pabst beseelte, wäre ein Gewaltschritt nicht ausgeschlossen.

Der einzige Vorschlag, der sich erhob, war der, Admiral v. Trotha möchte nach Döberitz fahren, um mit seiner Autorität die Truppen in Ordnung zu bringen. Der Admiral gehorchte, obgleich er wenig Mittel sah, um auf die Leute einzuwirken. Eine solch entschlußfeste Persönlichkeit wie Ehrhardt konnte, wenn sie einmal zum Marschieren entschlossen war, kein Mensch durch Reden umstimmen. Versprechen konnte der Admiral aber den Leuten nichts und eine Macht, sie zu zwingen, hatte er nicht in Händen. Er redete Ehrhardt ins Gewissen. Welche unmögliche Verantwortung übernähme er doch, wenn die Gerüchte wahr wären; wie schwer und gefährlich ein solches Unternehmen wäre, ließe sich nicht ausdenken. Ehrhardt antwortete nur: er habe in den letzten 24 Stunden für manche Personen, die er früher geachtet habe, Verachtung gewonnen.

Zum Reichswehrminister zurückgekehrt, meldete Trotha, er habe die Truppe im vollen Frieden gefunden. Das bewiese aber nicht viel, denn bei einer solchen Truppe genügte, wenn sie um 1 Uhr marschieren wollte, höchstens eine Stunde Vorbereitung. Den Kapitän habe er gedrückt, „verbast" vorgefunden, in einer Stimmung, auf der allerlei Unfug wachsen könnte. Von vielfältiger Seite war in den letzten Stunden auf Ehrhardt eingewirkt worden. Ein Wirbelwind von Ermahnungen und Befehlen hat die Brigade glauben gemacht, daß in Berlin alles in schlotternder Aufregung vor ihr wäre.

Als nachts die Meldung vom Einmarsch der Brigade in Berlin eintraf, fuhren die Generale Oven und Oldershausen ihr entgegen. Sie passierten die Vorhut und kamen ins Gros. Noch nie im Krieg und Frieden hatten die beiden Herren eine Truppe in so feierlicher, fester Stimmung marschieren sehen wie diese zu ihrem törichten Streich in gutem Glauben mit Liedersingen und entrollten großen Fahnen durch die Nacht heranziehenden Krieger. Endlich fanden sie Ehrhardt. Sie überraschten ihn im Schlafe. Er schlief, nachdem er die Truppe in Marsch gesetzt hatte, im Begriff, Deutschland auf den Kopf zu stellen, noch eine Stunde! Ein Mann mit solchen Nerven hat seine Truppe in der Hand. Ehrhardt erklärte den Generalen, daß nur unter gewissen Bedingungen der Vormarsch eingestellt würde. Die „fünf Punkte", die der Offizier, eben erst aufgeweckt, aus dem Handgelenk hinwarf, enthielten in unklarer Form einen Teil des politischen Programms, welches nachher von der Kapp-Regierung aufgestellt worden ist (Fachministerien, baldige Neuwahlen, Präsidentenwahl durch das Volk), sowie die eigenen Forderungen der Brigade. Ehrhardt erklärte, sich nur auf wenige Stunden des Wartens einlassen zu können. Er würde die Antwort morgens um 7 Uhr an der Siegessäule entgegennehmen. Ein längeres Warten wäre schon darum unmöglich, weil die Erhebung gleichzeitig an dreißig Orten in Deutschland stattfände. Hierin hat sich Ehrhardt freilich getäuscht; die Organisation der Verschwörung war auch in diesem Punkt mangelhaft und ein Teil der ins Einverständnis Gezogenen ließ seine Mitverschworenen in der entscheidenden Stunde im Stich. Später soll Ehrhardt die Aufstellung seiner Forderungen und die hierdurch bewirkte Verzögerung des Einmarsches als ungeschickt bedauert haben.

Mit diesem Bescheid jagten die Generale im Auto nach Berlin zurück, und es erhob sich nun bei der Nachtsitzung im Reichswehrministerium die Frage, ob den Aufrührern mit Waffengewalt begegnet werden sollte. Noske neigte seiner Natur entsprechend zur Energie. Er fragte, welcher der Herren mit ihm zu den Berliner Truppen fahren wollte, um sie zum Widerstand aufzumuntern. Als erster erklärte hierauf General von Seeckt, er halte es für ausgeschlossen, daß die Truppe zu bewegen sein würde, auf ihre Schwestertruppe zu schießen.

Es waren auch schon Nachrichten über kameradschaftliche Verbrüderung von Teilen der Sicherheitswehr mit der Marinebrigade eingelaufen. Fast alle

Anwesenden pflichteten Seeckt bei. Nur General Reinhardt wünschte an seinem im Laufe des Tages ergangenen strengen Befehl, daß auf die Aufrührer geschossen werden müsse, festzuhalten. Ihm stimmte der Pressechef in der Reichskanzlei, Ulrich Rauscher, zu. Major v. Gilsa, vom persönlichen Stabe Noskes, meinte zwar auch, daß es zum Kampf nicht kommen könnte. Er empfahl aber, auf alle Fälle das Ultimatum abzulehnen, in der Hoffnung, daß die Schwere der Entscheidung die Verschwörer doch noch zurückschrecken würde. Noske selbst schwankte zwischen widerstreitenden Empfindungen. Er äußerte, heute bräche bei ihm der Respekt zusammen, den er vor dem Offizierskorps gehabt hätte. Zum zweiten Male stürze die Marine Deutschland ins Unglück. Trotha erwiderte: Die Sache wäre den Weg gegangen, den er befürchtet hätte, als jener Befehl gegeben wurde. Noske rief aus: Am liebsten würde er den Revolver gegen sich selber kehren, so fühle er sich in seinem Vertrauen betrogen. Er trat dem Standpunkt Reinhardts und v. Gilsas bei, nicht zu verhandeln; denn das würde einen Vorgang schaffen, der schließlich jedem Brigade-General das Recht verliehe, mit der Regierung auf gleichem Fuß zu verkehren, ähnlich wie das die Gewerkschaften usw. tun oder doch tun möchten. (Die Revolution hatte zwar die Köpfe etwas verwirrt und außerdem allen Deutschen das Koalitionsrecht verliehen; jedoch denen, welche der Staat zu seinem eigenen Schutz mit Waffen ausstattete, waren notwendige Grenzen gezogen.) Es sollte nun über diese Frage in der Reichskanzlei ein Entschluß gefaßt werden. Um $^1/_2$4 Uhr kamen Ebert und der Reichskanzler Bauer mit Noske in der Reichskanzlei zusammen. Ebert erklärte, daß es seinem persönlichen Empfinden widerstrebte, mit Aufrührern zu verhandeln, bemerkte jedoch, daß die Entscheidung nicht seine, sondern Sache des Kabinetts wäre. Die Forderungen der Aufrührer hatten zwar inhaltlich an sich nichts Ungeheuerliches; es sind vielleicht die bescheidensten Forderungen, die Umstürzler jemals gestellt haben.[1]) Aber die Form des bewaffneten Ultimatums trieb den tief beleidigten und in der Nacht aus den Betten gejagten Ministern das Blut in die Schläfe. Das um 4 Uhr nachts zusammengerufene Kabinett entschied sich ohne ernsthafte Meinungsverschiedenheit augenblicklich gegen irgendwelches Verhandeln mit den Aufrührern, und angesichts der Unwahrscheinlichkeit eines erfolgreichen Widerstandes für ein sofortiges Verlassen Berlins. Damit war der Schießerlaß gegenstandslos geworden. Er wurde aufgehoben und die Berliner Militärbehörden angewiesen, keinen Widerstand zu leisten. Man befahl, daß die Truppen sich sämtlich in die Kasernen zurückzögen. Als die Brigade Ehrhardt einmarschierte, waren die Regierungsmitglieder mit Ausnahme von Schiffer, Schlicke und Schmidt schon im Auto auf dem Wege nach Dresden[2]). Dieses

[1]) Das „Berliner Tageblatt" vom 24. März schreibt: „Es ergab sich, daß die Mehrheitsparteien in den politischen Forderungen, die die Putschisten als Vorwand der Revolte ausgegeben hatten, tatsächlich übereinstimmten."

[2]) Koch und Geßler benutzten den Schnellzug.

Entkommen der Regierung verurteilte allein schon bei der zu erwartenden frostigen und feindseligen Haltung der öffentlichen Meinung gegen die Putschisten ihr Unternehmen zum Tode. Die Putschisten selbst, denen dieser Fehler alsbald klar wurde, entschuldigten ihn vor sich selber damit, daß vor Aufhebung des Schießerlasses die Verhaftung der Minister durch Streikkorps Blutvergießen gekostet haben würde. Hiervor schreckten sie zurück. Sie wollten den Umsturz ehrenhaft in deutscher Redlichkeit vollziehen, wie sie schon durch die Warnung Eberts durch Lüttwitz und die Verhandlungspause des Kapitän Ehrhardt bewiesen hatten. Die bei erfolgreichen Verschwörungen niemals fehlende Brutalität liegt unserem Volkscharakter nicht. Mehr noch wie im Kriege sind bei einer Revolution die großen Anfangserfolge der halbe Sieg. De l'audace, toujours de l'audace! empfahl Danton in solcher Lage. Der deutsche Soldat aber entwickelt unwiderstehliche Energie nur gegen ein klar befohlenes Ziel. Indes wäre Kapps Unternehmen auch bei einer rechtzeitigen Mattsetzung der Regierung später gescheitert, nur nicht so rasch zusammengestürzt. Es hätten sich neue Regierungen gebildet und die Masse des Volkes hätte sich von den Kappleuten einfach nicht regieren lassen. Die Revolution vom November 1918 ist geglückt, u. a. weil sie von der Provinz, insbesondere dem Süden, ausging und zugleich die zentrale Kraft der Reichsbehörden durch innere und äußere[3]) Spaltungen geschwächt war. Was von Berlin ausgeht, nimmt der größere Teil der Deutschen an sich mit Mißtrauen auf. Jedenfalls war es im März 1920 für die Gesamtheit ein Glück, daß die alte Regierung erhalten blieb; das allein hat größeres Durcheinander verhütet.

Das Verlassen Berlins brachte allerdings der Regierung zunächst eine gewisse Minderung ihres Ansehens. Aber gerade von militärischer Seite war ihr dieser strategische Rückzug anempfohlen worden. Major v. Gilsa riet dazu, weil dies für den Gegner das Unangenehmste war und weil die Regierung nur außerhalb Berlins den Überblick über das Ganze und den Einfluß auf das Reich erhielt. Als die Regierung in Stuttgart eingetroffen war, erkannte sie die tönernen Füße des Kappschen Unternehmens mit völliger Klarheit. In Berlin bleibend, hätte sie mit den Aufständischen paktieren müssen.

In der Kabinettssitzung war die Frage erörtert worden, ob man gegen den Putsch zum Generalstreik auffordern solle. Ein solcher Beschluß wurde aber nicht gefaßt; das Kabinett glaubte eine so ungeheuerliche Verantwortung nicht auf sich nehmen zu können, obwohl tatsächlich gegen eine gut organisierte Gegenrevolution kaum ein anderes wirksames Mittel zur Verfügung gestanden hätte. Gegen die Kappleute aber gab es vorerst noch andere Mittel. Denn sie waren ja bereit zu unterhandeln und ihre materiellen Forderungen nichts weniger als gegenrevolutionär. Schon am folgenden Tag hätte sich zudem die innere Schwäche der Verschwörung herausgestellt, an der sie fast von selbst zu-

[3]) Entfernung des Großen Hauptquartiers von Berlin.

sammengebrochen ist. Trotzdem lag es nahe, daß die Regierung die Anwendung des Generalstreiks in Erwägung zog. Hätte sie ihn aber beschlossen, so war hier besondere Staatskunst nötig. Sie durfte ihn keinesfalls zu einer Generalhetze gegen Armee und Teile des Bürgertums ausarten lassen, falls sie dazu aufrief. Das Aufputschen der Volksmassen ist eine Waffe, die ihren eigenen Herrn schlägt. Einem untergeordneten Organ der Regierung ist es vorbehalten geblieben, vor der Weltgeschichte die Verantwortung für den Generalstreik zu tragen. Der Pressechef des Reichskanzlers Ulrich Rauscher wagte es, Flugblätter, die zum Generalstreik aufforderten, herauszugeben mit der Unterschrift Eberts und Noskes, die später erklärten, keine Ermächtigung dazu gegeben zu haben. Dies Verbrechen am deutschen Volke dürfte mit der Aufregung des Augenblickes nicht völlig entschuldigt werden können. Sie erschraken selbst vor den Geistern, die ihr Zauberlehrling gerufen hatte.

Neben Pabst und Genossen hat Ulrich Rauscher seinen geschichtlichen Platz als ein Beispiel verirrten Parteigeistes. Sein Schritt hatte unmittelbar die schädlichsten Folgen. Wenn die Regierung selbst einen solchen Schritt für richtig gehalten hätte, so würde sie ihn auf die Absperrung Berlins beschränkt haben. Rauschers dreiste Tat entzündete den Generalstreik an allen Ecken und Enden Deutschlands, sogar am späteren Sitze der alten Regierung in Stuttgart, peitschte die kaum erst gebändigten Leidenschaften und Erwartungen der Massen empor und rief die rote Armee auf den Plan. Brandfackel war gegen Brandfackel geworfen.

Unter den Truppen, die auf Berlin marschierten, befand sich kaum Reichswehr, so wie sich unter den Verschwörern kaum aktive Offiziere befunden hatten.

Nicht in Siegesstimmung, sondern gedrückt und schweren Herzens über das verfrühte und mangelhaft organisierte Unternehmen schlugen Kapp und Lüttwitz los. Ihre Pläne waren über sie selbst hinausgegangen.

II.

Die militärisch glatte Eroberung Berlins war die selbstverständliche Folge des Befehls der entwichenen Regierung, daß kein Widerstand geleistet werden solle. Wie es morgens in der Stadt hieß, fiel in der ganzen Nacht nur ein einziger Schuß, ein Signal, auf welches die Verteidiger Berlins abgeschwenkt sein sollen, um einen Zusammenstoß zu vermeiden.

Die militärische Einführung der Diktatur Kapp-Lüttwitz mußte infolgedessen dem Gefühl der überrumpelten Berliner Bevölkerung zunächst imponieren. Der Bürger, der ahnungslos unter einer neuen Regierung aufgewacht war und der gewohnheitsmäßig die militärische Machtentfaltung als Ausstrahlung der obersten Staatsautorität ansah, konnte nicht wissen, wie dürftig in Wirklich-

keit die Unternehmung vorbereitet war. Wie sollte das Schwarzweißrot, das mit einmal wieder in der strahlenden Märzsonne vom Brandenburger Tor und allen Ministerien grüßte, nicht viele Herzen mit überraschenden Hoffnungen erfüllen? Auf diese Wirkung hatten die Verschwörer gerechnet. Sie wußten, daß aus den Kreisen des Bürgertums, der Akademiker, der ehemaligen Heeresangehörigen ihnen viel Anhang zuströmen müßte, wenn sie das ruhmreiche Banner des alten Deutschen Reiches entfalteten. Nur der Mangel an irgendwelchen aufklärenden Nachrichten lähmte die freudige Bewegung in der bürgerlichen Menge, welche auf die Kunde von dem Umsturz der inneren Stadt zuströmte. Der schärfer Blickende aber sah in dieser Unterlassung sofortiger Proklamation und Aufklärung an das Volk ein untrügliches Zeichen für die Schwäche der tollkühnen Unternehmung.

Es ist erzählt worden, daß Hauptmann Pabst die fertig ausgearbeitete Proklamation, welche sofort nach dem Einmarsch unter die Bevölkerung verteilt werden sollte, zu befördern vergaß, weil er in der entscheidenden Stunde glaubte, seine Frau wegbringen zu müssen. Wie dem sei: schon um die Mittagsstunde nahm man wahr, daß die Verschwörer keine Kabinettsbildung, keine Vorkehrungen gegen einen Generalstreik und kaum eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung vorbereitet hatten. Sie selbst behaupten, ein Programm besessen zu haben, welches wohl geeignet war, den Prätorianerputsch zur Würde einer wirklichen Revolution zu erheben. Ihr Programm war arbeiterfreundlich. Die Männer, die im Schützengraben mit Angehörigen aller Volksschichten in Kameradschaft gelebt hatten, glaubten irrigerweise auch die organisierte, klassenbewußte Arbeiterschaft der Reichshauptstadt fortreißen oder wenigstens neutral halten zu können. Der Gedanke der Aufopferung beseelte viele Mitläufer Pabst's. Sie wollten an Stelle des alten Parteihaders eine starke, durch idealistischen Zusammenhalt wieder aufblühende Volksgemeinschaft. Von der Abneigung der öffentlichen Meinung gegen eine so unsympathische Art, durch Überrumpelung Macht zu erzwingen, in einem Augenblick, wo Deutschland am nötigsten Ruhe und Arbeit brauchte, hatten sie keine Vorstellung. Noch weniger fühlten sie die instinktive Abneigung Süd- und Westdeutschlands gegen jede Unternehmung, die sich äußerlich als ein vergrößertes Köpenick oder Zabern militaristisch einführte. Von den seelischen Krisen, welche die Arbeiterschaft zurzeit durchlebt, besaßen diese Männer nur einen unzulänglichen Begriff. Sie unterschätzten bei weitem die Gewissenskämpfe, worein sie die Angehörigen der Reichswehr stürzten, und die Furcht des demokratischen Bürgertums vor jeder Art von Reaktion. Sie überschätzten abermals, trotz den Erlebnissen des Krieges, den rein militärischen Erfolg. Die Bildung eines Ministeriums strebten sie auf breitester Grundlage an und waren optimistisch genug, selbst auf die Unabhängigen zu hoffen. Kapp scheint seinen Mitverschwörern gegenüber auch die Hoffnung geäußert zu haben, sofort ein Kabinett bilden zu können, welches wenigstens als Grundlage für eine wirklich breite Volksregierung dienen sollte. Ganz fertig konnte das

Kabinett selbstverständlich nicht sein; das liegt im Wesen einer Verschwörung. Aber die Putschisten waren doch am Sonnabend sehr erstaunt, wie sehr sie unter sich blieben. Selbst alle namhafteren Politiker der Rechtsparteien, an welche sie sich wandten, winkten deutlich ab und nun begannen sie zu fühlen, welche Mächte gegen sie standen. Die unglückliche Auswahl der Personen, die am Sonnabend in der Pressekonferenz für die neue Regierung in Erscheinung traten, enthüllte sofort auch der Öffentlichkeit die mangelhafte Vorbereitung. Der Mangel an Selbstvertrauen und die halbe Entschlossenheit der führenden Putschisten konnte nicht allzulange verborgen bleiben. Der Putsch, der im wesentlichen aus persönlichen Notständen der beteiligten Wehrmacht entsprungen war, konnte zu einem mehr oder weniger glücklichen Abschluß nur dann gelangen, wenn das Augenmaß der Putschisten nicht durch den äußeren Anschein der Macht in rein militärischer Kraftentfaltung getrübt wurde. Sie mußten sich sagen, daß ein Erfolg höchstens auf Bluff beruhen konnte, also in kürzester Frist zu realisieren war. Deshalb mußten Kapp und Lüttwitz spätestens binnen 24 Stunden wieder abtreten, ohne daß Kapp sich „Reichskanzler" nannte, und an ihrer Stelle ein aus schleunigst zusammenberufenen Berliner Körperschaften gebildeter Ordnungsausschuß, eine Interimsregierung gebildet werden, welche, gestützt auf den militärischen Ordnungsdienst, sich für Amnestierung, Berücksichtigung der Truppenwünsche, baldige Neuwahlen und anderes dergleichen einsetzte, um durch eine rasche Vereinigung mit der entwichenen Regierung die Gegensätze innerhalb der staatlich fühlenden Schichten zu versöhnen. Warteten Kapp und Lüttwitz hingegen solange, bis die Verblüffung wich und die innere Hohlheit des Handstreiches fühlbar wurde, so war eine Katastrophe für ganz Deutschland unabwendbar, das Mißtrauen grub sich immer tiefer ein und der an sich verdiente Untergang der Putschisten riß ganze Stücke des Staates mit sich.

III.

Am 13. März lebte man in Berlin allgemein des Glaubens, daß die gesamte Reichswehr im Reiche einheitlich hinter Kapp stünde. Unter dieser Voraussetzung bildete sich bei mir, sobald ich von dem Putsch gehört hatte, die Überzeugung, daß es Sache jedes Bürgers wäre, zu seinem Teil folgenden Zielen nachzustreben:

1. müßte die Putschregierung sobald wie möglich verschwinden,
2. müßte der irregeführten Wehrmacht, um ihren Geist und ihre Kraft zu erhalten, eine goldene Rückzugsbrücke gebaut werden,
3. müßte, um den unvermeidlichen Schaden wenigstens einigermaßen durch positive Ergebnisse auszugleichen, ein Programm in den Vordergrund gestellt werden, das einen gewissen politischen Zukunftsgehalt umfaßte, wie z. B. Forderung einer zweiten Kammer, die als berufsständisches Berufsparlament gegliedert wäre. Derartige Forderungen dürften aber, um die

auseinanderklaffenden Volksteile zu versöhnen, nicht von den Putschisten, sondern von einer möglichst breit gebildeten Vermittlergruppe ausgehen.

Schon am Sonnabend mittag entwickelte ich dem Admiral von Trotha, dem ich die Eigenschaften eines Vermittlers zuschrieb, dieses Programm und fand bei ihm volle Zustimmung. Diesen Offizier, der das Herz der Marine war und in einem seltenen Sinne als unersetzlich galt, traf ich aufs tiefste erschüttert über die Vorgänge. Von der Nachtsitzung des Kabinetts ausgeschlossen, stand er ohne Instruktionen einer beispiellosen Sachlage gegenüber. Er war zu dieser Nachtsitzung in die Reichskanzlei geeilt. Aber die Kabinettsmitglieder, die zwischen zwei Sitzungen im Bismarckzimmer zu einer zwanglosen Besprechung beisammen waren, baten den Admiral, als er eintreten wollte, draußen zu warten. Sie wünschten ihn nicht bei der Besprechung des Abreiseplanes usw. zugegen, weil sie ihn bereits im Verdacht hatten, auf der Gegenseite zu stehen. Noske und Trotha kannten einander aus langer und harter Arbeit und wußten daß sie sich über alle Gegensätzlichkeiten des politischen Glaubensbekenntnisses hinweg als Männer aufeinander verlassen konnten, denen das Wohl des Staates über allem stand. Jetzt aber hatte sich schon das vergiftende Mißtrauen erhoben; man hielt sich gegenseitig für ungeschickt; rasch wurde daraus in der Nervosität der Verdacht der Illoyalität und schied Zusammengehöriges auseinander. Die Ausschließung Trothas erwies sich als verhängnisvoll, da er sich von der Regierung, deren wortlose Abreise er als Flucht auffassen mußte, im Stich gelassen und ohne Weisung auf sich selbst gestellt fühlte. Die Herren von der Armeeleitung gingen am Sonnabend zum Teil nach Hause, weil sie zwar nicht offen sich gegen die Berlin beherrschenden Teile der Wehrmacht erklären konnten, aber auch ihr Amt nicht weiter führen brauchten, da der Lüttwitzstab wenigstens notdürftig den behördlichen Organismus im Gange hielt. Der verabschiedete General von Wrisberg übernahm am 13. früh, von Lüttwitz gebeten, die verwaiste Heeresleitung, obwohl er von den Ereignissen überrascht und im Offizierskorps infolge seiner vieljährigen Tätigkeit im Kriegsministerium persönlich wenig bekannt, schweren Herzens in diesen Abgrund sprang. Admiral von Trotha nun befand sich in einer schwierigeren Lage als die Herren der alten Heeresleitung. Er mußte unmittelbare Befehle geben an die ihm unterstellten Truppen in Kiel und Wilhelmshaven, denen kein anderer Befehle geben konnte. Trotha mußte also entweder formell abtreten oder alles auf seine Kappe nehmen, um die Marine zusammenzuhalten. Nach tiefem inneren Kampf- und in voller Klarheit über die persönlichen Folgen einer scheinbaren Unterstützung des ihm aussichtslos erscheinenden Putsches erklärte Admiral von Trotha seine Bereitwilligkeit im Amt zu bleiben, als Lüttwitz ihn darum ersuchte. Er hatte nicht, wie die Beamten der bürgerlichen Ministerien, Stunden ja Tage Zeit, um einen Entschluß zu fassen. Versagte er sich der Aufforderung, so brach die Marine in derselben Stunde zusammen. Schon standen in Kiel Kämpfe mit bewaffneten Arbeitern dicht bevor, schon beherrschte die Marinebrigade Ehrhardt eigenmächtig die Reichs-

hauptstadt. Aus der Notwendigkeit, die öffentliche Ordnung trotz dem Generalstreik aufrecht zu erhalten, aus dem Wunsch seine Untergebenen zu decken, und aus dem Befehl der mit unbekanntem Aufenthalt geflüchteten Regierung, es solle kein Widerstand geleistet werden, schloß Trotha das Notrecht, ja die Pflicht, mit der einzigen derzeit anwesenden Regierungsgewalt äußerlich im Einvernehmen zu handeln. Auf dem Zusammenhalt des militärischen Organismus beruhte jetzt in der ungeheuren Verwirrung einzig die Sicherheit, ja die Existenz der Nation. Für solche Lagen war der formale Eid der alten Regierung gegenüber nicht gedacht. Es mußte auf den eigenen Kopf hin gehandelt werden. Indem Admiral von Trotha die Leitung der Marine behielt, erwarb er sich das Verdienst, ein unabsehbares Chaos zu verhüten. Seine Stellung gegen die Gruppe Kapps aber faßte er dahin auf, seinen ganzen Einfluß dafür einzusetzen, sie rasch zur Vernunft und zum Einlenken zu bringen.

Einen äußeren Fehler beging der Admiral, indem er in seinem Befehl vom 13. März erklärte: „Ich habe mich mit der Marine der neuen Regierung zur Verfügung gestellt und erwarte, daß die Marine, wie bisher, geschlossen meinen Befehlen folgt." Es hätte genügt, und seiner eigenen Meinung besser entsprochen, wenn er ohne Beziehung auf die neue Regierung einfach erklärt hätte, seinen Dienst weiter zu versehen. Indes hatte sich ihm aus dem November 1918 das berühmte „Sich zur Verfügung stellen" auch einer innerlich nicht anerkannten, aber tatsächlich für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung maßgebenden revolutionären Regierungsgewalt gegenüber in Erinnerung gehalten. Der Soldat glaubt sich außerdem verpflichtet, in jeder Lage klar zu sprechen. Wer die Betätigung des Admirals vor und nach Ausbruch des Putsches kennt, ist sich nicht im Zweifel darüber, daß seine Ehre trotz der ungeschickten Formulierung dieses Befehles intakt geblieben ist.

Als Admiral von Trotha um 4 Uhr nachmittags zu Kapp ging, war der Gedanke einer „Kammer der Arbeit" schon am frühen Nachmittag durch gewichtige Kreise der Wirtschaft an Kapp herangebracht worden. Über die Möglichkeit, Kapp und Genossen von der Notwendigkeit ihres raschen Abtretens zu überzeugen, sprach sich der Admiral, nachdem er einen offenbar nicht günstigen persönlichen Eindruck von den Verschwörern erhalten hatte, pessimistisch aus.

Ich hatte mich indessen meinerseits bemüht, in der Eile Politiker und Beamte verschiedener Richtungen zu einer Aktion in dem obenerwähnten Sinne zusammenzubringen. Bei den verschiedenen Aussprachen war nur eine Stimme über die Aussichtslosigkeit und Schädlichkeit des Kappschen Unternehmens, ohne daß sich freilich die Persönlichkeit fand, welche sich einen genügenden Einfluß auf die Dinge zugetraut hätte.

IV.

Am Sonntag, den 14. März, begann sich das Bild der Lage im Reiche zu entschleiern. Es war nicht günstig für Kapp. Nur ein völlig einiges Zusammenwirken der gesamten Militärmacht hätte den Verschwörern wenigstens einen guten Rückzug — mehr freilich auch nicht — verschaffen können.

In dieser Hoffnung auf Einigkeit der Wehrmacht hatten sich die Verschwörer schwer getäuscht. Gerade von Offizieren sind der alten Regierung die für ihr unversöhnliches Durchhalten bis zum Erfolg, der bedingungslosen Kapitulation Lüttwitz', entscheidenden Ratschläge und Ermutigungen gegeben worden. Noskes Persönlichkeit war es geglückt, den weitaus überwiegenden Teil der Reichswehr an die von ihm vertretene Sache zu fesseln. Nur durch ihn ist die Bewegung so rasch zum Ende gekommen; er hatte die leitenden Offiziere aus dem kameradschaftlichen Zusammenhang von Lüttwitz usw. gelöst und dazu gebracht, zur Demokratie zu halten, obwohl diese überlieferungsmäßig dem Offiziersstand geringes Verständnis entgegenbrachte. Damit hatten Pabst und Bauer nicht gerechnet.

An diesem Sonntag hat Kapp Stunden der Schwäche erlebt, als ihm die Unmöglichkeit einer Regierungsbildung und die Feindlichkeit der hohen Beamtenschaft völlig klar wurde. Die Hauptsache freilich, der Überblick über die Lage im Reich, scheint ihm gefehlt zu haben. Die Herren seiner Umgebung waren eifrig bemüht, die Stunde für eine leidliche Liquidation, falls solche noch möglich war, zu versäumen. Am Sonntag vormittag überbrachten die Minister Südekum und Öser Kapp ein Ultimatum der Gewerkschaften:[1]) wenn er nicht bis 3 Uhr nachmittags zurücktrete, werde der Generalstreik offiziell ausgerufen werden, der seine Regierung erledigen würde. Aus dieser ergebnislosen Unterredung zog der Lüttwitzstab das unsinnige Gerücht, mit Öser und den Gewerkschaften würde über ihren Eintritt in die Kappregierung verhandelt. Ähnliche stimmungbelebende Legenden wurden über Verhandlungen mit dem unabhängigen Sozialisten Däumig ausgestreut. Man hatte tatsächlich mit einigen Unabhängigen und Kommunisten unterhandelt, die aber entweder nicht viel Macht repräsentierten oder nicht viel Geneigtheit zu einem Bündnis zeigten.

Jedenfalls waren die einsichtigeren unter den Verschwörern noch innerhalb ihres Kreises zu schwach, um die Folgerungen aus der unhaltbaren Lage zu ziehen. Pabst und Bauer wünschten sich selbst zu belügen, nach dem System optimistisch gefärbter Meldungen. Es bildete sich das Schlagwort, man müsse durch „Nervenbehalten" aus dem einmal Geschehenen soviel wie möglich „herausholen". Die Aufgeblasenheit, die der Deutsche aller Parteirichtungen in der Politik zeigt, während z. B. der Romane doch immer eine leise Skepsis am eigenen Standpunkt behält, spielte diesen schlechten Psychologen einen bösen Streich. Was glaubten sie nicht alles hinter sich zu haben!

Die begeisterte Zustimmung der ganzen Provinz Ostpreußen zur Kappregierung, sowie die Sympathien in Schlesien und Teilen der Mark und Pommerns bildeten den Stimmungsrückhalt für die Desperados, die im Reichskanzlerpalais ihre improvisierte Herrschaft aufgeschlagen hatten. Daß Ostpreußen in dem Glauben, die Kappregierung hätte sich in ganz Deutschland durchgesetzt,

[1]) Anderer Darstellung nach: der Eisenbahner.

ihr begeistert zufiel, nimmt nicht Wunder. Hatte sich doch dies vom Mutterkörper abgetrennte Glied von der alten Regierung zurückgesetzt, ja verlassen gefühlt. Die ganzen Hoffnungen des schwergeprüften Deutschtums im Osten jubelten dem scheinbar neu entstehenden Schwarzweißrot entgegen, und so ist dann später auf den schmählichen Zusammenbruch dieser Hoffnungen eine grenzenlose Erbitterung gefolgt, die sich vereinzelt bis zu Loslösungswünschen verdichtete.

Der Lüttwitzkonzern aber glaubte, mit krampfhaftem Schönfärben der wahren Verhältnisse in der Reichswehr, dem Bürgertum und der Arbeiterschaft, daß er, gestützt auf Ostdeutschland, in einer phantastischen Erinnerung an 1813 die Nation „befreien" könne, nicht allerdings von einer Fremdherrschaft, sondern von den „Schiebern, Parlamentariern" usw. Sie drängten Kapp zum Durchhalten, und es ist ihnen auch gelungen für ein oder zwei Tage den gegenteiligen Einfluß der Herren des Reichswehrministeriums zu lähmen.

In der Pressesitzung, welche am Sonntag vormittag im Pfeilersaal der Reichskanzlei stattfand, war am Verhalten der anwesenden Journalisten ebenso wie an der mangelhaften Regie und den verlegenen, inhaltsleeren Worten des persönlich erschienenen „Reichskanzlers" Kapp deutlich zu spüren, daß der Respekt, den der Anschein einer Militärdiktatur am ersten Tage noch erweckt hatte, rasch im Verbleichen war.

Eine Kabinettsbildung kam überhaupt nicht zustande. Die paar persönlichen Freunde Kapps, die sich wie Dr. Schiele, v. Falkenhausen, Traub, trotzdem sie den Putsch verurteilten, nunmehr opferten, indem sie eine Art Staatsrat bildeten, konnten und wollten nicht als Regierung angesprochen werden. Alle namhafteren Politiker der Rechten, die um Hilfe angegangen wurden, winkten deutlich ab. Auch das Einspringen des energischen Herrn v. Jagow, der sich seinerzeit als Polizeipräsident von Berlin trotz oder gerade wegen seiner Junkernase einer eigentümlichen Volkstümlichkeit erfreut hatte, konnte am jetzigen Tage nichts verbessern. Seit Sonnabend abend war der Streik als eine gewaltige Macht in Erscheinung getreten, heraufbeschworen durch jene Flugblätter, welche die gefälschte Unterschrift von Ebert und Noske trugen. Obwohl in vielen Arbeiterkreisen Streikmüdigkeit herrschte, wurde es ihren Führern leicht, sie mitzureißen, da die bis zur äußersten Rechten aufflammende Entrüstung über Kapps Torenstreich von der Regierung noch angeblasen wurde. Die unheimlich prompte Durchführung des Streiks, der Stillstand der Verkehrsmittel, das Nichterscheinen von Zeitungen in einem so von Gerüchten und Nerven erfüllten Zeitpunkt wirkte stärker auf die Stimmung, als die Stahlhelme und Maschinengewehre. Vergeblich spielten die Militärkapellen in der nicht sonntäglich, sondern trotzig feiernden Stadt; spärlich begrüßt und viel verwünscht zogen die stolzen Bauernjungen der einrückenden Regimenter im strammen alten Tritt der kaiserlichen Zeit, mit Blumen im Knopfloch und auf den Bajonetten, durch die Straßen Berlins. Streikaufrufe der Demokraten und Sozialisten

hatten den Massen das Losungswort gegeben: allgemeiner Volksstreik gegen die Meuterer, „Einigkeit macht stark". Zwei Welten schieden sich wie Feuer und Wasser.

Daß Kapp nicht einmal die Zensur und sonstiges Zubehör eines Belagerungszustandes einzuführen wagte, daß er durch den Setzerstreik daran verhindert werden konnte, seine Proklamation in ausreichender Zahl unter das Volk zu bringen, dazu die Nachrichten aus dem Reich, welche durch den von Kapp nicht behinderten Fernsprecher Meldungen von der Regierungstreue des Südens und Westens in die Berliner Bevölkerung trugen: alles das erklärte die offene Mißachtung, welche die Journalisten dem neuen Machthaber kaum 24 Stunden nach seinem „Regierungsantritt" bewiesen. Als der 60jährige Mann mit seiner doch immerhin persönlich imponierenden Erscheinung den Pfeilersaal betrat, und sich vor den etwa 200 Anwesenden verneigte, erwiderten ihm kaum zehn den Gruß. Und als er dann an Stelle eines Programms nur bestritt, Monarchist oder Militärdiktator zu sein, da hat diese Versammlung, das einzige Stück Volk oder Parlament, vor welchem sich dieser zehnte „Nachfolger" Bismarcks während seiner ganzen Amtszeit öffentlich vorgestellt hat, vollkommen begriffen, daß hier wirklich kein Diktator vor ihr stand, sondern ein armer Mann, der um gut Wetter bat, der das Beste des Vaterlandes, so wie er es verstand, gewollt hatte, aber bereits an seiner Mission irre geworden war und sie innerlich verloren gab.

Man brauchte nur ins Nebenhaus einzutreten, um zu sehen, wie alles gegen Kapp einig war. Das Auswärtige Amt hatte sich unter einer Art von dreiköpfigem Direktorium selbständig gemacht und Unterstaatssekretär v. Haniel erklärte den Abgesandten Kapps, er würde zwar seine Tätigkeit fortsetzen, aber so handeln, als ob die alte Regierung auf Urlaub wäre. Die Beantwortung der Frage, ob er auch solche Anweisungen der alten Regierung entgegennähme, die sich gegen die neue richteten, lehnte Herr v. Haniel ab. Die Reichshauptkasse verweigerte auf Grund einer Weisung des Reichsfinanzministeriums jegliche Zahlung, und sich das Geld einfach zu holen, das ging den Kappleuten gegeu ihr Anstandsgefühl. Auch hier wieder kein ernster Wille, sich durchzusetzen: die erste Revolution ohne Geld.

Aber noch fand Kapp an diesem Sonntag keinen Rückzug aus der Sackgasse. Am Nachmittag versammelte sich das „Kabinett" zu der ersten seiner beiden einzigen Sitzungen. Es wurde beschlossen, trotz dem Generalstreik, welchem die „Regierung" hilflos gegenüberstand, und trotz den bedenklichen Nachrichten aus dem Reich „unbedingt durchzuhalten".

Das was Bauer und Pabst die „militärische Lage" nannten, wurde als günstig hingestellt, die Fiktion des einheitlichen Handelns der Wehrmacht aufrechterhalten. General Ludendorff war durch seinen alten Freund Bauer gebeten worden, der Sitzung als Privatperson beizuwohnen. Er hatte den Putsch als solchen nicht gewünscht. Zu seinen bekannten Wesenszügen gehört aber

eine oft zu weitgehende Treue gegen seine Mitarbeiter. Auf Grund der ihm von Bauer gelieferten Angaben konnte er in jener Sitzung seinem ganzen Temperament nach nichts anderes als das militärische Durchhalten empfehlen. Der Mangel an politischem Augenmaß bei diesem großen Soldaten wurde ihm wiederum verhängnisvoll. Indem er ans Portepee schlug, gab er für den Augenblick den Desperados neue Kraft. Seine Autorität hielt die Wankenden fest. Es war der Mut des Offiziers, der auf verlorenem Posten ausharrt, an Stelle der Zivilcourage, die ein verfehltes Unternehmen möglichst rasch glattstellt. Der militärische Gesichtspunkt verdrängte wieder einmal den politischen. Auf diejenigen wurde nicht gehört, welche gerade im Interesse der Armee das schleunigste Verschwinden der Kappregierung wünschten.

Der frühere Unterstaatssekretär von Falkenhausen aber, der in dieser Sitzung als „Chef der Reichskanzlei" erschien, erklärte: Als er am Sonnabend von dem Einmarsch erfahren habe und von seinem alten Freund Kapp um seine Unterstützung gebeten worden sei, da hätte er geglaubt, das persönliche Opfer nicht verweigern zu dürfen. Er wäre sich aber schon gestern darüber klar gewesen, daß unter den hundert Karten dieses Spieles sich höchstens eine Glückskarte befände. Heute wüßte er, daß auch diese verspielt sei.

Unmittelbar nach der Kabinettssitzung betrat ich mit anderen Privatpersonen die Reichskanzlei in der Hoffnung, einen Anhaltspunkt für den von uns erstrebten Rückzug der Verschwörer zu finden. Dort trafen wir die Herren Kapitän Humann und Hauptmann Karmann von der Nachrichtenstelle des Reichswehrministeriums. Diese Herren haben mit das größte Verdienst daran, Kapp zur Besinnung gebracht zu haben. Daß es ihnen erst einige Tage zu spät gelang, ist nicht ihre Schuld. Anwesend waren bei der Szene, die ich als Augenzeuge miterlebte, von der „Regierung" Offiziere des Lüttwitzstabes, Dr. Schiele, v. Wangenheim und Traub, welch letzterer die ganzen Tage über wie geistesabwesend in stillem Jammer umherging und jedem leid tat. Hauptmann Karmann berichtete nach den im Reichswehrministerium vorliegenden Nachrichten über die Lage im Reich. Er verstand es geschickt, das Hoffnungslose des Kappschen Unternehmens aus zahlreichen Einzelzügen überzeugend zu machen, und wer seinen Bericht vorurteilslos anhörte, den mußte die vaterländische Pflicht, einen raschen Ausweg aus dem Chaos zu suchen, im Innersten ergreifen. Wir anwesenden Privatpersonen wurden noch tiefer erschüttert, als Karmann sich gegenüber den etwas betretenen „Regierungsmitgliedern" beschwerte, daß der Kabinettsbeschluß gefaßt worden wäre, bevor er zum Vortrag zugelassen worden war.

Wir Privatpersonen drängten nun aufs stürmischste, daß Karmann unverzüglich zu Kapp ginge. Schiele und andere suchten ihn verlegen zurückzuhalten. An dem Kabinettsbeschluß ließe sich nun doch nichts mehr ändern. Dr. Schiele betonte, daß doch soeben in der Sitzung von den höchsten militärischen Autoritäten eine wesentlich andere Auffassung der Lage bekundet

wäre, worauf Karmann erwiderte: diese Autoritäten verfügten doch wohl nicht über das amtliche Nachrichtenmaterial. Auf die weiteren Einwände, der „Reichskanzler" wäre zurzeit zu sehr beschäftigt, usw., erinnere ich mich im höchsten Zorn ausgerufen zu haben: Wenn der „Reichskanzler" nicht binnen zwei Minuten die Karmannsche Meldung erhielte, so wäre das ein Verbrechen, und wenn sich niemand fände, den Hauptmann anzumelden, so müsse er eben unangemeldet eintreten. Karmann verlangte sofort dienstliche Anmeldung und entfernte sich dann selbständig in der Richtung auf die Kappschen Gemächer.

Erst einen Tag später habe ich erfahren, daß es dem Erzverschwörer Pabst doch noch gelungen ist, den Hauptmann Karmann an diesem Sonntag abend vom „Reichskanzler" und damit den „Reichskanzler" von der Wahrheit abzusperren. Als Kapp an jenem Sonntag abend einige Zeit nach Karmanns Verschwinden den Saal betrat, in dem wir uns befanden, versuchte ich an Kapp heranzutreten. Dazu ermutigte mich die Bemerkung, die mir Trotha beim Verlassen der „Kabinettssitzung" machte, er hätte in der Sitzung alle Einwände zwar vergeblich vorgebracht, hielte aber Kapp für Vorstellungen nicht für unzugänglich. Indes vertrat mir Schiele den Weg und ermahnte mich, den überlasteten „Reichskanzler" zu schonen. Um mich als Privatperson nicht aufzudrängen, unterließ ich diesen Schritt in der Annahme, daß Kapp durch Karmann ja vollständig aufgeklärt wäre. Jedoch glaubte ich mich verpflichtet, die Offiziere der Sicherheitswehr, welche sich in der Reichskanzlei befanden, sofort davon zu unterrichten, daß die Sache Kapps, zu welcher sie verführt worden wären, eine verlorene wäre. Ich stellte den Herren anheim, dem Chef der Berliner Sicherheitswehr Meldung zu erstatten, damit diese möglichst bald zur alten Regierung zurückkehre. Ich hoffte hierdurch, einen entsprechenden Druck auf die Kappleute auszuüben. Danach suchte ich Fühlung mit den Unterstaatssekretären verschiedener Reichsämter, die sich einige Stunden vorher dahin verständigt hatten, die Kappregierung abzulehnen. Auch von dieser Seite erhoffte ich einen schleunigen Druck auf die Kappregierung. In die Reichskanzlei zurückgekehrt, wurde ich wegen meiner „aufwiegleriſchen" Betätigung unter der Sicherheitswehr zur Rede gestellt, ebenso wie die aufgeregten Herren des derzeitigen Lüttwitzstabes, lauter verabschiedete Offiziere, gegen Hauptmann Karmann die Drohung der Suspendierung und Verhaftung ausstießen. Jedoch blieb es bei bloßen Worten. Ich konnte nicht umhin, die mich verhörenden Herren darauf hinzuweisen, daß eine richtige Revolutionsregierung mich nach dem Vorgefallenen zweifellos an die Wand stellen würde, während ihre dankenswert verbindliche Umgangsform mir zeigte, daß sie zwar sehr nette Menschen, aber keine Regierung wären.

In der Tat war der hervorstechendste Eindruck, den man in der Reichskanzlei empfing, das Vorwalten von Elementen von guter Kinderstube und vornehmer Gesinnung, denen nur ihre ohnehin geringe Kenntnis der wirklichen Verhältnisse noch durch die Verbitterung über vermeintlich erlittenes Unrecht

verdunkelt war. Mancher tapfere Frontoffizier, der sich oft mit zahlreicher Familie im reifen Mannesalter mit kärglichstem Ruhegehalt aufs Pflaster geworfen sah, hoffte von der neuen Regierung eine ähnliche Fürsorge, wie sie nach der Novemberrevolution anderen Volksschichten reichlich zuteil geworden war. Solche Zurückgesetzten drängten sich jetzt heran. Sie sahen in den Generalen von Seeckt, von Loßberg und den übrigen Ebert treu gebliebenen Offizieren nur Verräter, denen das Erhalten der eigenen Stellung über dem kameradschaftlichen Gemeingeist stand. Neben diesen bedauernswerten, nach neuer Verwendung dürstenden „Enterbten" standen andere, welche nur die vaterländische Pflicht, wie sie sie verstanden, an die Seite der Verschwörer riß. Irregeführter Gehorsam und Treue wirkten bei den meisten stärker als eigensüchtige Gründe. Im allgemeinen ist wohl nie eine Revolution ehrenamtlicher und dabei kurzsichtiger mit allen guten aber auch unzulänglichen Eigenschaften des alten Deutschlands unternommen worden. Die militärische Machtentfaltung, obwohl sie sich im ganzen auf die Besetzung der Wilhelmstraße und die Entrollung schwarzweißroter Fahnen beschränkte, berauschte diese Unglücklichen so, daß sie ein neues Heranbrechen des erst vor wenigen Jahren entschwundenen mächtigen Deutschen Reiches erhofften. In Wirklichkeit war es ein letztes Aufflackern, das niemand mehr schaden mußte, als dem Rest des alten Deutschlands selbst. Diese Schwärmer redeten sich aber in solche Selbsttäuschung über die Lage hinein, daß am Sonntag abend die Aussicht auf ein rechtzeitiges Einbiegen der Putschisten erlosch.

Als das günstige Moment zur Entwirrung der Lage sahen Trotha, Humann und Karmann den Umstand an, daß die größten Teile der Reichswehr, darunter ihre eigentlichen Köpfe, der alten Regierung treu geblieben waren und ihr auch, soweit sie in der Provinz standen, viel offenkundiger treu bleiben konnten als die in Berlin befindlichen Herren, welche selbstverständlich einen Bruderkrieg in der Stadt Berlin vermeiden mußten. Da die Reichswehr nicht aufeinander zu schießen gewillt war, so hofften die vernünftigen Elemente in Berlin darauf, daß Loßberg und Seeckt die Anhänger Lüttwitz' bald zu sich herüberziehen würden. Andererseits rechneten die Desperados vom Lüttwitzstab auf die Chancen einer energischen Minderheit. Sie erklärten, wenn es zur Belagerung Berlins käme, so würden sie als die Entschlosseneren zweifellos schießen, die andern nicht, und so würde die Reichswehr trotz der „verräterischen" Haltung vieler Generale zu jener Einigkeit zurückkehren, welche den Erfolg verbürgt. Diese Berechnung und die Ausschaltung aller nicht militärischen Momente der Lage kennzeichnet zur Genüge ihren geistigen Horizont.

V.

Endlich am Montag, den 15. März, vormittags, gelang es Kapitän Humann, Herrn Kapp über den wirklichen Stand der Dinge aufzuklären. Er begab sich mit dem Karmannschen Material zu Kapp, obwohl Pabst auch ihn wiederum

wie am Tage vorher den Hauptmann Karmann dringend fernzuhalten suchte mit der Bemerkung, der „Reichskanzler" wäre so abgenutzt und müde uff. Nun war in die Gipswand, mit welcher die Verschwörer Kapp umgeben hatten, Bresche gestoßen. Am Montag vormittag ließ Kapp durch General Märcker, der sich als Vermittler betätigte, sieben Bedingungen für seinen Rücktritt an die nach Stuttgart geflüchtete Regierung übermitteln. Der Generalstreik, welchen die Verschwörer am eigenen Leibe zu spüren begannen, und dem sie ratlos gegenüberstanden, schuf in ihnen die seelischen Vorbedingungen zur nüchternen Aufnahme der aus dem Reich einlaufenden Hiobsposten. Das schlechte Gewissen, der Katzenjammer kroch überall heran.

Nur die eigentlichen Desperados sahen sich noch nach allerlei phantastischen Möglichkeiten der Rettung um, für den Fall, daß die Stuttgarter Regierung eine Verhandlung ablehnte. Noch am Dienstag nachmittag erklärte Hauptmann Pabst, falls die Stuttgarter Regierung die Kapp'schen Bedingungen nicht restlos annähme, auf eine Diktatur Däumig-Ludendorff zuzustreben. Däumig, der Führer der unabhängigen Sozialisten in Berlin, wurde auf vier Uhr zur Besprechung in die Reichskanzlei gebeten. Er kam selbstverständlich nicht, aber es bezeichnet die Urteilsfähigkeit der unverantwortlichen Putschisten, daß sie von einer Vereinigung der Militärdiktatur und der Generalstreikpartei träumten, dazu noch in einem Augenblick, da die Wut der Arbeitermassen siedend aufkochte.

Aber nicht nur auf Däumig wurde vergeblich gewartet. Auch nach Stuttgart spähten die angstvollen Blicke Stunde um Stunde umsonst. Es war seit Dienstag früh eine Drahtverbindung von der Reichskanzlei nach Stuttgart hergestellt worden. Nun hingen die Verschwörer buchstäblich an diesem Draht. Er entschied über ihr Sein oder Nichtsein. Jedesmal, wenn sich in den langen Stunden etwas in dem Apparat zu regen schien, schlitterten Bauer und Pabst zitternd vor Aufregung durch die Säle in den Telephonraum heran. Und jedesmal kehrten sie enttäuscht wieder um. Herr v. Berger, den sie als Vermittler in Stuttgart wußten, meldete sich nicht. Warum war nur die Verbindung so schlecht? — — — In Wirklichkeit hatte sich die Stuttgarter Regierung kategorisch geweigert, mit Herrn von Berger überhaupt zu verhandeln. Sie hat einzig General Märcker als Vermittler anerkannt, und sein Geschäft erwies sich als undankbar.

Einmal glaubte Oberst Bauer doch im Apparat die Stimme Bergers zu vernehmen. Pochende Frage: „Wie steht es mit unsern sieben Bedingungen?" Antwort: „Sie werden nicht angenommen werden." Frage: „Was dann?" Antwort: „Bedingungslose Unterwerfung gefordert." Bauer: „Dann fällt die Verantwortung für das Blutvergießen auf die Stuttgarter." Oberst Bauer wird erst beim Lesen dieser Zeilen erfahren, daß er dies Gespräch nicht mit Berger, sondern mit dem Chef des Noskestabes geführt hat, mit dem er durch ein Versehen verbunden worden war.

Die Kappleute bildeten sich, ich weiß nicht auf Grund welcher Meldung ein, daß Ebert und Noske in der Furcht, zwischen rechts und links zerrieben

zu werden, Verhandlungen wünschten. In Wirklichkeit beharrten seit jener Freitag nacht die Regierungsmitglieder starr bei der Weigerung, mit den Rebellen zu verhandeln, da darin Anerkennung einer gewissen Gleichberechtigung läge. Sie rechneten auf ein Niederbrechen des Aufstandes; besonders wirkten auch die Demokraten unter Führung des Ministers Koch gegen jedes Verhandeln. Gewiß hätte es im Interesse der Wiederaufrichtung der schwer geschädigten Staatsautorität gelegen, wenn die Stuttgarter Regierung wirklich so stark gewesen wäre, bedingungslose Unterwerfung ohne Verhandlungen zu erzielen. Da sie aber, wie sich bald herausgestellt hat, und wie nach den Vorgängen des Jahres 1919 jedem Unbefangenen klar sein mußte, ohne eigene Kapitulation nach links keinen Unterwerfungsfrieden nach rechts diktieren konnte, so fragt es sich doch angesichts der weiteren Ereignisse, ob diese ihre Unversöhnlichkeit nach rechts politisch klug gewesen ist. Großherzig, überlegen war sie gewiß nicht, wie denn das deutsche Volk jetzt, eben so wie im Kriege, schwer an dem Mangel überragender Charaktere in allgemein anerkannten Stellungen gelitten hat.

Das war auch die bange Sorge aller derer, die in der Reichskanzlei zu Berlin gegen die Unvernunft des Lüttwitz-Stabes ankämpften: würde von Stuttgart aus maßvolle Klarheit Deutschland einen wahren Frieden bescheren, oder würde auch dort, wie hier, kurzsichtiges Trachten nach augenblicklichen Vorteilen die Entschlüsse führen? Eine Regierung, die wie die Stuttgarter selbst durch eine Revolution geschaffen war und die gegen die Propaganda der Tat, wenn sie von links kam, häufig ein Auge zudrücken mußte, durfte wohl den durch Kapp und Lüttwitz Mitgerissenen Brücken bauen, um Werte zu erhalten, die für den Staat auf die Länge unentbehrlicher sind als alles, was die äußerste Linke ihm jemals bieten kann. Ich bin überzeugt, daß die Stuttgarter Regierung durch das verschiedene Maß, mit welchem sie die Verfehlungen der Weißen und der Roten maß, sich selbst mehr geschadet als genützt hat. Es konnte für Deutschland in seiner jetzigen Lage eine Todesgefahr bedeuten, wenn die Regierung der Hetze gegen die Armee durch übertriebene Schroffheit gegen deren verführte Teile allzu starken Vorschub leistete. Die eigentlichen Verschwörer mußten für ihr unsühnbares Verbrechen büßen; das verlangte das Rechtsgefühl. Aber war nun auf einmal die ganze Volksschicht, der sie entstammten, Feind des Staates geworden? Die später noch einmal zu erwähnenden Kappschen sieben Bedingungen waren unbestreitbar inhaltlich maßvoll und annehmbar, ja im Grunde schon angenommen mit Ausnahme der für alle politischen Verbrechen seit dem 9. November 1918 geforderten Amnestie. Sie waren als bloße Verschleierung der Kapitulation gedacht. Aber gerade diese Verschleierung lehnte Stuttgart ab.

Durch unerweichliche Ablehnung jeder Rückzugsbrücke auch für die persönlich Ehrenwertesten unter den Kappleuten taten sich die in Stuttgart versammelten Vertreter der süddeutschen Regierungen hervor. Von Preußen ließen sie sich nichts gefallen. Hier brach alter Partikularismus und leidig sinnwidrige Ab-

neigung gegen Reichshauptstadt und Preußentum hervor, wie an den trübsten Tagen unserer Geschichte. Ich muß es meinen süddeutschen Landsleuten ins Gesicht sagen, daß sie sich wenig mit Ruhm bedeckt haben, als sie in Stuttgart voll dröhnendem Pathos die Furcht vor einer möglichen Trennung des Südens vom Norden bei manchen Zuhörern weckten, für den Fall, daß die Regierung mit Berlin verhandele. Mit solchen Ausblicken würden Kapp und Traub trotz aller ihrer sonstigen Kurzsicht nie gespielt haben. Und wäre ein ähnlicher Gedanke, wenn er wirklich ernst gemeint und ausgeführt werden könnte, weniger Hochverrat als der Döberitzer Streich? Frankreich horchte auf.

Die norddeutschen Minister und Offiziere hinwiederum, die der Putsch plötzlich nach Stuttgart geweht hatte, nahmen dieses Winken mit der Mainlinie viel zu ernst. Großenteils fremd in dieser Umwelt und mit den erforderlichen Abstrichen an unserer kräftigen schwäbischen Redeweise weniger vertraut, waren sie förmlich erschreckt durch Zorn und Haß, der sie selbst, soweit sie Preußen waren, in diesen Ministerreden zu umtosen schien. Sie meinten nun erst recht, schon um die Einheit des Reichs, ja ihren eigenen derzeitigen Standort zu retten, Kapp auch die geringste Rückzugshilfe verweigern zu müssen. Diese Starrheit in Stuttgart wie in Berlin hat dem deutschen Gesamtvolk schon viel gekostet und wird ihm noch mehr kosten an Zerspaltung und Schwächung, schleichenden und offenen Krisen — wo doch ein großmütiger und gewinnender Sieg der Demokratie so nahe lag an Stelle eines solchen Diktatfriedens mit zwei Besiegten.

Noske und sein Stabschef v. Gilsa machten geltend, daß, wenn auch Verhandlungen ausgeschlossen wären, man mit Kapp doch irgendwie sprechen müßte. Es könnte doch nicht endlos Bürgerkrieg geführt werden. Major v. Gilsa, der ebenfalls aufs entschiedenste eigentliche Verhandlungen ablehnte, regte die Aufstellung von Mindestforderungen an, welche von Kapp anzunehmen wären ohne jede Gegenleistung der Regierung, welche dieser aber die Rückkehr nach Berlin ermöglichen sollten.

Noske griff den Gedanken auf und formulierte am Dienstag im Einverständnis mit dem Reichspräsidenten, um die Lösung der Krisis zu beschleunigen und eine Basis für das Weitere zu gewinnen, folgende Mindestforderungen: Rücktritt Kapps und Lüttwitz', Ersetzung des letzteren durch einen regierungstreuen General, etwa Seeckt, Abstoppen der Aufstellung einer Eisernen Division und von Offizierskompagnien, sofortiger Abtransport der Marinebrigade unter anderen Führern zwecks Entwaffnung und Entlassung.

General Märcker, der ebenfalls durch die süddeutschen Drohungen stark erschüttert war, gab diese Forderungen an das Berliner Reichswehrministerium weiter. Auf Veranlassung Bergers rief Gilsa telephonisch auch den Hauptmann Pabst in der Reichskanzlei an, der ein „Unannehmbar" zurückrief. Die jungen Offiziere der Reichskanzlei, die sich in Bismarcks Wintergarten an diesem Abend zur Feldküchensuppe vereinigten, unter ihnen kaum einer ohne Kriegsverletzung,

glaubten den letzten Abend vor dem Kampf gekommen. Auch sie wollten nicht zurück.

Neben diesen Verhandlungen, oder genauer Nichtverhandlungsgesprächen von Stuttgart aus lief indes ein zweiter Besprechungsfaden in Berlin selbst.

Dort wurde die alte Regierung insbesondere durch den Vizekanzler Dr. Schiffer vertreten. Die Sitzungen, welche die Vertreter der Länder mit den Unterstaatssekretären und Ministerialdirektoren der Reichsämter und der preußischen Ministerien täglich zweimal abhielten, um Abwehrmaßregeln gegen Kapp zu beraten, gingen seit Montag im Reichstagsgebäude ruhig weiter und wurden durch die Militärdiktatur nicht behindert. Den Putschisten war glücklicherweise keineswegs klar geworden, daß eine in ihrer Art gegründete Gewalt sich nur halten kann, so lange sie Schrecken um sich verbreitet. Hinter ihrer dröhnenden Macht verbarg sich viel gutmütige Hilflosigkeit, was dieses beispiellose Weiterarbeiten vieler Organe der alten Regierung in Berlin selbst am deutlichsten belegt. Einige Verhaftungen preußischer Minister, die am Sonnabend vorgekommen waren, wurden rasch rückgängig gemacht. Zwar glaubte Pabst Journalisten gegenüber seine unbeugsame Entschlossenheit auch zu etwaigem Blutvergießen aussprechen zu müssen. Aber diesen Worten entsprach in keiner Weise die Praxis der Kapp-Regierung.

Auch Herr Schiffer sprach sich am Dienstag vormittag scharf gegen jedes Verhandeln mit den Kappleuten aus. Indes war gerade hier in der Hauptstadt keine der beiden Regierungen so stark, daß sie die Verantwortung für einen längeren Bürgerkrieg tragen konnte. Überall kroch das Chaos heran, züngelte die Anarchie empor. Pabst, der am Dienstag nachmittag zu Schiffer ging, erfuhr auch von ihm unter Ablehnung der Kappschen sieben Bedingungen die vier Stuttgarter Mindestforderungen. Jedoch fügte Schiffer hinzu, daß allerdings baldige Neuwahlen stattfinden müßten, auch daß die Präsidentenwahl durch das Volk verfassungsmäßig garantiert und die Umbildung des Kabinetts im Gange wäre. Das entsprach so ziemlich dem, was Kapp verlangt hatte, und war harmlos genug. Auch versprach Schiffer, sich persönlich und mit seinem Portefeuille für die Amnestierung der Kappleute einzusetzen. Schiffer schickte dieses Verhandlungsergebnis nach Stuttgart, damit das Kabinett dazu Stellung nehmen könnte. Mit diesen geringen Zugeständnissen hoffte Schiffer den Riß zwischen Bürgertum und Armee überbrücken zu können. Wie aber jeder Vermittler sich zwischen den starrköpfigen Parteien zerrieb, zeigt anschaulich der Bericht des „Vorwärts" über die hier folgenden Vorgänge.

„Am Dienstagabend wurde in der Berliner sozialdemokratischen Funktionärversammlung bekannt, daß Schiffer mit den Putschisten auf der Grundlage verhandelte, daß er sich verpflichten sollte, für vier ihrer Forderungen, darunter ganz besonders die Amnestie, einzutreten. Darauf begab sich eine Kommission, bestehend aus den Genossen Krüger, Lüdemann und Stampfer zu Herrn Schiffer, um ihn vor weiteren Verhandlungen nachdrücklichst zu warnen.

Herr Schiffer antwortete darauf, er sehe keine andere Möglichkeit, die Kapp-Leute aus Berlin herauszubringen. Gegenüber dem Einwand, daß der Generalstreik diese Möglichkeit schaffe, verhielt er sich taub. Er zeigte größte Besorgnis vor dem Bolschewismus und der „roten Armee", die sich gebildet haben sollte. . . .

Um drei Uhr morgens erschien ein Lüttwitz-Offizier im Reichsjustizministerium und erklärte, man habe in der Reichskanzlei noch keinen Entschluß gefaßt, vielmehr diesen auf den nächsten Vormittag verschoben. Herr Schiffer bat darauf die drei Genossen in ein Nebenzimmer und sagte ihnen, jetzt sei Gelegenheit gegeben, die ganzen Verhandlungen abzubrechen — aber er halte ein solches Vorgehen doch nicht für richtig. Herr Schiffer begab sich sodann in das Zimmer zurück, in dem der Offizier wartete, und sagte, wenn in den Entschlüssen der andern Seite eine so bedenkliche Verzögerung entstände, behalte sich auch die Reichsregierung ihre Entschlüsse vor."

Da Oberst Bauer also bis Mittwoch Bedenkzeit erbat, hielt sich Schiffer an sein Versprechen nicht mehr für gebunden und behielt sein Portefeuille, bis es ihm freilich bald als einem durch diesen Verkehr mit Kapp Befleckten von den Linksradikalen abgefordert worden ist. Der Vermittler erntet im heutigen Deutschland keinen Dank; auch die vorliegende geschichtliche Darstellung erwartet keinen Beifall bei Links und bei Rechts, nur das Verständnis eines künftigen Deutschlands, das müde dessen geworden ist, sich selbst zu zerfleischen.

In langen Aussprachen zwischen Berliner Vertretern der Mehrheitsparteien mit der Deutschen Volkspartei kam am Dienstag ferner die Geneigtheit der Mehrheitsparteien zu baldigen Neuwahlen — die ja gerade durch den Putsch sich aus einem Nachteil zu einem großen Vorteil für die Mehrheitsparteien verwandelt hatten — zum Ausdruck. Auch die stärkere Hinzuziehung von Fachministern bildete selbstverständlich keinen Grund zum Bürgerkrieg. Jene Absichten Dr. Schiffers und diese Ansichten der Berliner Mehrheitsparteien gaben nun Kapp einen gewissen notdürftigen Schein, um seine Kapitulation nach außen hin zu bemänteln. Unter den sieben Bedingungen, welche er am Montag gestellt hatte, waren die wesentlichsten baldige Neuwahlen, Einsetzung von Fachministerien, Wahl des Reichspräsidenten durch das Volk, Ergänzung des Parlaments durch eine berufsständisch gegliederte Wirtschaftskammer, sowie Amnestie. Nunmehr erklärte Kapp am Mittwoch früh, daß seine Mission erfüllt wäre, da die alte Regierung von sich aus seine Forderungen im wesentlichen auszuführen beabsichtige. Eine Verschleierung des Zusammenbruchs der Kapp-Regierung war vom allgemeinen Standpunkt aus zunächst geboten mit Rücksicht auf die irregeführten Truppen, welche an den Erfolg geglaubt hatten. Der Lüttwitzstab selbst begann an der ferneren Zuverlässigkeit eines Teils seiner Truppen zu zweifeln. Unter erneuten Bemühungen des Admirals von Trotha gelang es somit, in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch Kapp zum Rücktritt zu bewegen.

Im übrigen bildete für die enttäuschten Truppen nicht dieses sie kaum berührende Hin und Her über Fachminister usw., sondern der Ruf: Einheitsfront gegen den Bolschewismus! die goldene Brücke zu neuer Pflichterfüllung im Dienste der alten Regierung. Mit dem Ruf „gegen die Schieber" waren sie auf der Döberitzer Heerstraße nach Berlin geführt worden. Jetzt traten sie in die seit dem Jahr 1919 ihnen so wohl bekannten Kämpfe gegen Spartakus zurück. Nur die eigentliche Verschwörergruppe, nicht die Masse der Verführten, war sich der erlittenen Niederlage ganz bewußt. Es hat im Laufe des Mittwochs noch erregte Auseinandersetzungen über den Rücktritt Lüttwitz' gegeben, der erst abends gegen Ludendorffs Widerspruch durchgesetzt wurde, nachdem Lüttwitz einen letzten Beweis seiner ehrenhaften soldatischen Gesinnung dadurch gegeben hatte, daß er sich auf die Nachricht von einem Ultimatum der Kommunisten hin der alten Regierung zur Verfügung stellte, ohne damit einem späteren Gerichtsverfahren gegen sich vorzugreifen.

Am wenigsten praktische Bedeutung konnte begreiflicherweise in dem Hexensabbat dieser Tage der theoretische Programmpunkt der „Kammer der Arbeit" gewinnen. Doch verdient festgehalten zu werden, daß in der Pressekonferenz am Montag, als die Kappschen „Bedingungen" verlesen wurden, diese fast durchweg feindselige Versammlung nur bei diesem einzigen Programmpunkt nicht unerhebliche Zustimmung äußerte. Aus dem ganzen Scherbenberg, welchen das Kappsche Unternehmen aufgehäuft hat, wird dereinst noch dieses von Kapp nicht gepflanzte, von ihm auch nur in der Not und dürftig begossene Pflänzchen emporwachsen, weil das hartgeprüfte deutsche Volk bei der raschen Abnützung aller ihm bisher versprochenen Heilmittel notwendig auch die Hoffnung auf ein berufsständisches Parlament in allen ihren Phasen wird durcherleben wollen.

VI.

Am Mittwoch gab es im Reichskanzlerpalais nur noch Kehrichthaufen und Scheuerfrauen. Der traurige Karnevalsspuk war vorüber und in Aschermittwochsstimmung gingen als Zeichen eines zweifelhaften Sieges die schwarzrotgoldenen Fahnen auf den Ministerien der Wilhelmstraße wieder in die Höhe. Die aufgewühlte Arbeiterschaft aber stellte nun ihrerseits der geschwächten Regierung Eberts ihre Bedingungen. Die Unabhängigen und Kommunisten präsentierten die Rechnung. Die Massen hörten nur noch auf ihre Gewerkschaftsführer, statt auf die Staatsautorität. Die weiße Woche verwandelte sich vor ihrem Ende in eine rote. War es ein bewußter Schalk oder ein unabsichtliches Zeichen unserer Zustände, daß auf Eberts Palais das Schwarzrotgold verkehrt gesetzt und auf Halbmast wehte?

Im Jahre 1919 hatte das Machtgefühl der Massen Einbuße erlitten, weil der Generalstreik nie gelungen war. Er kann nur gelingen, wenn er von der öffentlichen Meinung unterstützt wird. Der erfolgreiche Generalstreik im März 1920 brachte die Arbeiter zu einer gefährlichen Überschätzung ihrer Macht und steigerte Wünsche und Begierden ihrer Führer im Gegenschlag gegen das frevelhafte Beginnen der Extremisten von rechts. Die Zeche zahlte das ganze

deutsche Volk, vor allem aber sein immer noch unentbehrlichster Besitz, die Armee. Kaum ein aktiver Offizier war unter den Verschwörern gewesen und trotzdem blieb Haß und Spott, den dieser Putsch verantwortungsloser Elemente hinterließ, am deutschen Offizier hängen. Das Verhalten Admirals von Trotha und vieler anderer aktiver Offiziere in den Tagen der schwersten Krisis zeigt aber, daß unsere Wehrmacht an der Zukunft nicht verzweifeln darf. Diese Männer haben durch ihre selbstlose Hingabe die Ordnung im Lande, soviel an ihnen war, geschützt und aufrecht erhalten. Sie haben gleichzeitig die gemeingefährliche Überhebung der Verschwörer bekämpft.

Reichskanzler Bauer hat auf den Versailler Friedensvertrag als den Hauptschuldigen an dem ganzen Chaos hingewiesen. Dieser Vertrag hat die Stimmung der Verzweiflung in unser Volk gesät; er hat das uns ungewohnte Söldnerheer geschaffen.

Wallensteinertum, wie es einer Söldnertruppe zu allen Zeiten anhaftet, hat das Unheil verursacht. Mögen sich alle folgenden Regierungen bewußt bleiben, daß die Behandlung von Söldnertruppen rücksichtsvoller sein muß als die eines Volksheeres aus allgemeiner Wehrpflicht. Die Regierung Eberts und Noskes hatte geglaubt, den Söldnertruppen, die sie im Jahre 1919 vor dem Untergang im Bolschewismus gerettet hatten, geringere Beachtung ihrer Wünsche und Forderungen schenken zu dürfen, als denen anderer Volksschichten. Wenn die deutsche Regierung die Psychologie von Söldnertruppen erst begriffen haben wird, so ist nicht daran zu zweifeln, daß es dem Reichswehrministerium gelingen wird, ähnliches Unheil für alle Zeiten zu verhüten.

Es hat sich in dieser Woche gezeigt, daß die Truppe unbedingt gehorsam in der Hand ihrer Führer liegt. Sie folgte den Generälen Watter, Möhl, Lohberg, Schöler, die zu Ebert hielten, ebenso tadellos wie Lüttwitz andererseits. Die Disziplin der Reichswehr hat sich bewährt; es kommt nur auf einwandfreie Führer an. Um diese zu haben, muß das demokratische Deutschland begreifen, daß der Offiziersstand, der durch den Krieg und das Kappsche Abenteuer unendlich Schweres erduldet hat, in seinen berechtigten Anliegen Gehör finden muß, da ihm die Waffe des Streiks nicht wie den andern Ständen zu Gebote steht. Eine echte Demokratie ist das Gegenteil von Parteiherrschaft und zieht alle Teile des Volkes an sich heran. Dann gewinnt sie auch die ihr heute noch Widerstrebenden.

Der vom Reichskanzler Bauer unbegreiflicherweise als Mitverschwörer bezeichnete Admiral von Trotha sagte am 22. März nach seiner Entlassung zu den sich von ihm verabschiedenden Offizieren und Beamten: „Wir haben nach dem verlorenen Krieg die Trümmer weggeräumt und angefangen neu zu bauen. Es begann wieder zu grünen. Jetzt ist der Brand darüber hingegangen und alles liegt vernichtet. Von jenem Tage an, als der Unglücksstein ins Rollen kam, habe ich meine ganzen Gedanken und Hoffnungen dahin gerichtet, daß ein Mann käme, der imstande wäre, die Gegensätze zusammenzubiegen, über

den Parteien stehend, zum Heile unseres gemeinsamen Vaterlandes. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber mir scheint, als ob in der Verwirrung, in die wir gestürzt sind, viele wieder in erster Linie an sich selbst denken. Parteiinteressen und Selbstsüchtigkeit aller Art drängen die anderen Kräfte in unserem Volk abermals zurück."

Unschuldige haben mit den Schuldigen gebüßt. Edelste und unersetzliche Güter sind in tragischer Weise mit zugrunde gegangen. Das pflegt in der Geschichte nie anders zu sein. Möchten die Sühnopfer, die gefallen sind, die rasende See des Parteikrieges endlich zur Stille bringen. Es ist hoch an der Zeit, daß die Reste unserer Volkskraft sich zusammenschließen, statt sich weiter zu zerstören. Man möchte die warmen Worte, welche in der Stuttgarter Nationalversammlung am 18. März alle bürgerlichen Parteien für das verfassungstreue Offizierskorps gefunden haben, als ein vorläufiges Unterpfand besserer Verhältnisse annehmen.

Die Parteien und der körperschaftliche Gedanke

Von Max Hildebert Boehm

Das Ergebnis der pseudo-sozialistischen Novemberrevolution war die Eroberung des Staates durch den Mechanismus der Parteien. Das kunstvolle Werk Bismarcks, das gemeindeutsche und preußische Überlieferungen, dynastische Hoheitsrechte und Volkssouveränität, zentralistische und partikularistische Strebungen in ein freilich recht labiles Gleichgewicht gebracht hatte, war dem äußeren Anprall und der inneren Zermürbung nicht gewachsen gewesen. Der Sturz des Monarchismus hatte die selbstsichere Regierungsgewalt ihres festen Orientierungspunktes beraubt, das Stückwerk von Weimar konnte nichts Bestandhaftes schaffen. Die Parteibürokratie, in deren Hände das Ruder des Staates kam, war durch jahrzehntelange Tradition allzusehr in Nörgelei und Zersetzung, allzu wenig in positiver verantwortlicher Leistung geübt. Der Bock, der halb wider Willen zum Gärtner gemacht worden war, konnte in der Hauptsache nur deshalb einen Schein von Leistung erzeugen, weil die erfahrenen Gärtnergesellen von früher, die Geheimräte der vielgeschmähten Bürokratie des zertrümmerten „Obrigkeitsstaates", zunächst noch auf ihren Posten aushielten. Man zehrte praktisch von einem Kapital, das man theoretisch verleugnete, die Stagnation in den Spitzen kam in Krisen über Krisen zum Ausdruck. Streik und Spartakusunruhen lähmten die Wirtschaft, Korruption und Dilettantismus spitzten sich im Erzbergerprozeß zur akuten Krise, auch die hilflose Kappaffäre nährte nur die Zersetzung. Die zum Scheinsieg umgefälschte Niederlage der formalen Demokratie bekundet die innere Ohnmacht, mit der der Parteimechanismus dem fortschwärenden Zersetzungsvorgang des Volkskörpers gegenüber-

steht. Möglich, wenn schon nicht einmal wahrscheinlich, daß Kurpfuscherei an den Symptomen nach bewährtem Rezept noch einige Minutenerfolge erzielen wird. Daß eine durchgreifende Gesundung nur durch sehr radikale Kursänderung erzielt werden kann, ist allen Sehenden längst offenbar.[1])

In einem Kreise jüngerer Politiker, der zusehends an Resonanz im ganzen Reiche gewinnt, ist schon sehr bald nach der Revolution der Gedanke durchgebrochen, daß nur ein radikaler Rückgriff auf wesentlich ältere gemeindeutsche Überlieferungen den unfruchtbaren Gegensatz des monarchistischen Obrigkeitsstaates und des westlerischen Demokratismus überwinden und den Weg für eine innere Erneuerung des deutschen Gemeinwesens freimachen kann. Der Korporativismus, wie er dort vertreten wird, bricht entschlossen mit dem individualistischen Gleichheitsgedanken des Westens, der den Volkswillen durch ein mechanisches Wahl- und Vertretungssystem zu errechnen sucht. Die Forderung einer organischen Leibwerdung der lebendigen Volksgemeinschaft stemmt sich gegen das westlerische Dogma, wonach das Volk als Masse von Urwählern zerpulvert und eingeebnet wird. Der korporative Gedanke sucht die wahre Stimme des Volkes zu lösen, das sich dem unverbildeten Blick als ein hierarchisches Gefüge sozialer Zellen, als ein kunstvoll geschichteter Bau von Körperschaften, Verbänden, Lebens- und Arbeitsgemeinschaften darstellt. Das Vorwalten wirtschaftlicher Nöte schiebt die korporative Erneuerung des Wirtschaftslebens durch organischen Ausbau und Einbau der Arbeitsgemeinschaft in das neue Gemeinwesen in den Vordergrund des allgemeinen Blickfeldes. Nicht weniger fruchtbar erweist sich der körperschaftliche Grundgedanke für die Ausgestaltung kommunaler und ländlicher Selbstverwaltung, für die Überwindung unseres Bildungsdualismus und für die Heeresreorganisation. So bedeutet der Korporativismus einen Versuch, wurzelhafteste Überlieferung und zukünftigste Entwicklung in engsten Einklang zu bringen.

Es ist ganz natürlich und kann an den Ereignissen des letzten Jahres mühelos erhärtet werden, daß die Parteien als solche der Entfaltung des körperschaftlichen Gedankens mit verbissener Feindschaft gegenüberstehen. Der Korporativismus zerstört das simple Schema, mit dem die Parteien arbeiten. Er will freilich nie imstande sein, Parteiung als solche, fruchtbaren Widerstreit der Meinungen und Willensrichtungen aus der Welt zu schaffen. Wohl aber bedroht er die angemaßten Vorrechte jener oligarchischen Machtinstanzen, die Staat, Wirtschaft, Kirche und Kultur von ihrem archimedischen Seitenstoßpunkt her zersetzen und vergewaltigen. Ein System, das auf innere Verantwortlichkeit, vor der Sache gegründet ist, muß allerdings dem herrschenden System todfeind gegenüberstehen, das von Doktrinen und weltanschaulich verkleideten unkontrollierbaren Sonderinteressen her die innere Solidarität des Volksganzen untergräbt. Die Formaldemokratie entrechtet in Wahrheit das Volk und legt alle Macht in die Hand einiger Parteifunktionäre und Parlamentarier. Agitatorisches Geschick, Anpassungsfähigkeit und Massensuggestion verleihen hier ungeheuren Einfluß auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens, die nur durch entsagende Einarbeitung in die Sache und durch darauf gegründete innerlich ver-

[1]) Als sehr beachtliche Stimme verzeichnen wir die Ausführungen des Grafen Reventlow in Nr. 11 der Wochenzeitung „Gewissen", der den Parteien ihre Unfähigkeit zu einer wirklichen Lösung der Krise auf den Kopf zusagt.

antwortliche Führung gemeistert werden können. Es soll nicht geleugnet werden, daß namentlich in Westeuropa auch der Parteimechanismus Führertalente geschult und ausgelesen hat. Trotzdem genügt der eine Aufstiegsschacht nicht, um den politischen Führerbedarf eines großen und vielfältigen Gemeinwesens zu decken, die Vereinseitigung auf dies Auslesеverfahren befördert in erschrecklichem Maße Korruption und Dilettantismus, das innere Gleichgewicht des sozialen Aufbaus geht darüber zugrunde.

Die Tatsache, daß die Parteien als solche den Führerbedarf der Nation nicht decken können, sollte sie zur Einsicht bringen, daß sie aus Gründen der eigenen Selbsterhaltung auf eine Entlastung von allzu drückendem Verantwortungsgewicht selber dringen müßten. Diese Besinnung wächst in der Tat in den Parteien, sie fördert das Bestreben, durch organischen Einbau korporativer Tendenzen in die Gesamtverfassung das radikale Fiasko der Parteiherrschaft zu verhindern. Hier nun zeigt sich, daß die Widerstände bei den einzelnen Parteien verschieden stark sind, im selben Maße nämlich, als sich der körperschaftliche Grundgedanke den Parteiüberzeugungen verwandt oder fremd zeigt.

Die stärksten Hemmungen sind bei der demokratischen Mitte bemerkbar, zu der außer den Demokraten wesentliche Teile des Zentrums und der Mehrheitssozialdemokratie zu zählen sind. Dieser formaldemokratischen Mitte fällt ja ganz besonders die Überspannung des westlerischen Parlamentarismus zur Last, hier begegnet naturgemäß der Verzicht auf das liebgewordene Grunddogma den schwersten inneren Hemmungen. Eine überraschende Annäherung macht sich dagegen auf dem Boden der korporativen Grundidee zwischen dem rechten und linken Flügel des parlamentarischen Parteischemas bemerkbar. Diese bisher ziemlich unterirdische Annäherung von rechts und links, die nur in der jungen Generation schüchtern in das Bewußtsein zu treten beginnt, ist eine der wichtigsten und folgenschwersten Erscheinungen der innerpolitischen Gegenwart. Es wird sich an den unmittelbar drängenden Aufgaben des Tages, an Fragen, wie Räteorganisation, Kammer der Arbeit und Reichswirtschaftsrat, zu erweisen haben, ob diese angebahnte Neugruppierung der politischen Kräfte bereits tragfähig genug ist, um die Zukunft des deutschen Volkes zu unterbauen. Noch überwiegt das Trennende weitaus, auch die jüngsten Ereignisse haben bedauerlicherweise neue Schranken aufgerichtet. Trotzdem bleibt zum mindesten eine sachliche Verständigung der schöpferischen Kräfte von rechts und links das vornehmste Gebot der Stunde. Gelingt sie nicht, so sind Klassendiktatur und Klassenterror mit allen furchtbaren Begleiterscheinungen einer solchen sozialen Verzwängung und Verzerrung unabwendlich, und es ist fraglich, ob das dabei aufgespeicherte Ressentiment der jeweils Unterdrückten überhaupt eine harmonische Auswägung des Volksgefüges in absehbarer Zeit ermöglicht.

Der Rechten ist der Weg zum korporativen Gedanken durch einen starren Traditionalismus verbaut, der sich von veralteten Formen autoritärer Machtauswaltung, konkret gesprochen vom Kultus der Wilhelminischen Epoche und der altpreußischen Überlieferung nicht freimachen kann. Es ist kürzlich der geistreiche Versuch gemacht worden, die innere Verwandtschaft von Preußentum und Sozialismus darzutun. Man weiß in unterrichteten Kreisen, daß die Spenglersche

Schrift[2]) auf sehr maßgebliche Persönlichkeiten der Rechten einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat. Andererseits gibt jedoch die Erscheinung sehr zu denken, daß gewisse neuerliche Sympathien für Lenin, die in der Rechten auftauchen,[3]) sich gerade auf eine angebliche Mauserung des Bolschewismus in der Richtung auf die Despotie hin berufen. Diese Strömungen bekunden die unauslöschliche Hinneigung der Rechten zur Autokratie. Und eben dieser autokratische Geist, der in der Wirtschaft den „Herrn im Hause", in der Verwaltung unnahbare „Obrigkeit" im alten Stile weiter spielt, ist für eine Politik auf Sicht das schwerste Hemmnis, das einer Verwirklichung des körperschaftlichen Gedankens etwa im Sinne des Freiherrn vom Stein auf der Rechten entgegensteht. Auch die taktisch nunmehr auf längere Zeit erledigte monarchistische Propaganda schlug vielfach in dieselbe Kerbe. Dagegen ist es ein Verdienst der Staatspolitischen Arbeitsgemeinschaft innerhalb der Deutschnationalen Volkspartei, dem korporativen Gedanken der Selbstverwaltung die Resonanz in der Rechten zurückerobert zu haben, die er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in viel stärkerem Maße als heute gehabt hat.[4])

Wesentlich stärker sind im Grunde die Hemmungen, die die äußerste Linke dem körperschaftlichen Gedanken entgegenbringt. Bemerkenswerterweise wiederholt sich dort der Gegensatz zwischen autoritärem Despotismus und ständischer Selbstverwaltung im Widerstreit zwischen Kommunisten und Syndikalisten. Die Kommunisten arbeiten auf eine Sozialisierung im Sinne zentralistischer Verstaatlichung der Wirtschaft hin, die „direkte Aktion" der Syndikalisten geht auf eine genossenschaftliche Übernahme der Betriebe durch die einzelnen Belegschaften, nähert sich also wesentlich dem Gedanken einer organischen Dezentralisation. Die innere Überwindung des Marxismus, die heute das große Problem der äußersten Linken bedeutet, ist bei den Syndikalisten einen großen Schritt weitergediehen, als bei den Kommunisten.[5]) An zwei Punkten aber stecken beide noch tief im Marxismus drin, der das schwerste Hindernis für ein Zusammenarbeiten der Flanken darstellt. Die Wiedergewinnung einer leibhaften Volksgemeinschaft ist unmöglich, solange die Linke am Klassenterror und am Internationalismus festhält. Beide sind, ohne daß die mißbrauchte Arbeiterschaft sich dessen bewußt ist, im Grunde ein taktisches Organ der jüdischen Weltdespotie, die ihr Hauptquartier in Moskau aufgeschlagen hat und deren ideeller Imperialismus die bedrohlichste Weltgefahr ist, unter der das Abendland heute steht. Auf die finanziellen Zusammenhänge der Aktion hat Alexander Ringleb an dieser Stelle erst kürzlich (Heft 9 der Grenzboten) die allgemeine Aufmerksamkeit mit gutem Erfolg hingelenkt. Mit allen finanziellen und ideellen Mitteln schürt der jüdische Internationalismus das gemeineuropäische Ressentiment der unterdrückten proletarischen Kaste, um durch deren Diktatur alle organisch gewachsene ständische Stufung und körperschaftliche Gliederung zu ver-

[2]) Preußentum und Sozialismus, vgl. meine Besprechung in Heft 2 der Grenzboten.

[3]) vgl. zum Beispiel den Artikel von Kahrstädt in Nr. 35 der „Eisernen Blätter", der einer stark wachsenden Stimmung namentlich auch im jüngeren Offizierskorps Ausdruck gibt.

[4]) Wertvolle Nachweise aus der Geschichte des Konservativismus und Liberalismus gibt dafür Ernst Krieck, Die deutsche Staatsidee, Jena 1917.

[5]) vgl. den aufschlußreichen Aufsatz von Heinz Fenner „Kommunismus und Syndikalismus" in Nr. 3 der Grenzboten.

nichten. Kapitaliſtiſche und ſozialiſtiſche Entartung arbeiten ſich hier wahrhaft nihiliſtiſch in die Hände. Poſitiver Aufbau iſt auf dem ſo verſeuchten Boden unmöglich, eine Entbindung der bodenſtändigen nationalen Kräfte des deutſchen wie des ruſſiſchen Volkes wird dadurch hoffnungslos untergraben.

Unter welchen Masken der wahnwitzige Gedanke einer proletariſchen Klaſſendiktatur es verſuchen wird, ſich in der fortſchreitenden Verſumpfung, der wir entgegengehen, die deutſche Wirklichkeit zu erobern, das läßt ſich heute ſchwer überſehen. Die taktiſch günſtige Lage des Generalſtreiks hat die Gewerkſchaften zu dem Verſuch ermutigt, unmittelbaren Einfluß auf die Regierungsbildung zu nehmen. Die organiſatoriſche Rückſtändigkeit der oberen Stände gibt den proletariſchen Berufskörperſchaften einen unleugbaren Vorſprung. Nicht etwa der klaſſenkämpferiſche Zuſammenſchluß des geſamten Bürgertums in „Bürgerräten" oder dgl., wohl aber die beſtandhafte Durchgliederung auch der nichtproletariſchen Berufsgruppen und vor allem die Durchdringung der ſtarren Schichtung nach dem Grundſatz der Arbeitsgemeinſchaft zeigt den Weg an, auf dem ſich das Bürgertum auf die nahe oder ferne Stunde rüſten muß, wo die Erſetzung oder doch die Ergänzung des parlamentariſchen durch ein korporatives Syſtem zur unabweisbaren Notwendigkeit werden wird. An dieſer Aufgabe können und müſſen alle diejenigen Kräfte mitarbeiten, die nicht mit der geſunden Mitwirkung, wohl aber mit der verwucherten Allmacht der Parteien aufräumen wollen. Die Klaſſendiktatur des Induſtrieproletariats der Großſtädte wäre ein wahnwitziger Verſuch, der ſchon am natürlichen Widerſtande des Landes ſcheitern müßte, ſelbſt wenn das Bürgertum dem Terror erliegen und die Kraft zum einmütigen Widerſtand nicht aufbringen ſollte. Ueber den Zeitpunkt der Gefahr kann man ſtreiten, die Gefahr als ſolche iſt kaum zu unterſchätzen. Weder von rechts noch von links, ſondern nur von rechts und links iſt ſie zu überwinden. Nicht die Klaſſe, nicht die Partei, nicht der einzelne Stand: das Volk als unzerſtörbare Leibeinheit hat heute oder morgen zu entſcheiden, ob es geſunden und fortbeſtehen oder ob es in Blut und Schrecken untergehen will.

Die türkiſche Frage und Italien

Von Dalmo Carnevali (Rom)

Die Mittelmeerintereſſen Italiens ſind eng verbunden mit dem zukünftigen Geſchick der Türkei, und deshalb werden für uns die Entſcheidungen über dasſelbe von größter Bedeutung ſein, weil von ihnen der Fortſchritt beziehungsweiſe Rückſchritt des wirtſchaftlichen Einfluſſes und der wirtſchaftlichen Aktivität Italiens in der Levante abhängen wird. Es iſt daher nicht möglich, gleichgültig zu bleiben gegenüber den einander entgegengeſetzten Theſen, die inbezug auf Erhaltung oder Zerſtörung des türkiſchen Staates aufgeſtellt worden ſind; denn es gibt keine Mittelmeermacht, die in höherem Maße als Italien das Bedürfnis eines dauerhaften Friedenszuſtandes im Orient empfindet. Aber um die Urſachen neuer, gefährlicherer

Interessenkonflikte auszuschalten, ist es notwendig, daß die übertriebenen Ansprüche der verschiedenen Konkurrenten gemäßigt werden durch die Einsicht in die höhere Notwendigkeit, den Frieden des Orients auf die Erkenntnis der tatsächlichen Bedingungen, unter denen die von Türken bewohnten Gebiete stehen, zu gründen.

Allzu viele phantastische Ideen, die übrigens in hohem Maße kapitalistischen Interessen entsprechen, haben die im gegenwärtigen Augenblick allein mögliche Lösung des osmanischen Problems verhindert: eine Lösung, auf die Italien offen seit Ende Mai 1919 hinarbeitet, und die sich die Erhaltung des türkischen Staates in den Gebieten zur Aufgabe macht, in denen die osmanische Bevölkerung wirklich eine kompakte ethnische Majorität gegenüber anderen Völkerschaften bildet, die seit Jahrhunderten mit ihr zusammen leben. Es ist übrigens notwendig, zu der Überzeugung durchzudringen, daß die politisch-administrativen Einrichtungen der Türkei in sehr viel geringerem Maße reformbedürftig sind, als man gemeinhin annimmt. Es würde genügen, die Neuerungen auf unmittelbare Unterdrückung der im Augenblick ihres Auftretens leicht zu behebenden Mißbräuche und Irrtümer zu beschränken, das Funktionieren der Zollbehörden und die Ordnung des Grundeigentums zu sichern, innere Ordnung und Sicherheit zu verbürgen, das Polizeiwesen umzugestalten, die Verkehrsstraßen instand zu setzen, mit einem Wort: das praktische Funktionieren der Verwaltung zu sichern, die sich die straffe Leitung des gesamten provinzialen und hauptstädtischen Organismus aneignen muß, damit der türkische Staat seinen Aufgaben genügen kann, ohne auf utopische Projekte zu verfallen.

Es ist Zeit, die Wirklichkeit, wie sie sich in diesen Tagen darstellt, ins Auge zu fassen, anstatt Zeit an die phantastische Erneuerung geschichtlicher Epochen, die nicht wiederkehren, zu verlieren. Wir denken an die Rückgabe von Konstantinopel, ferner des kleinasiatischen Küstengebietes und des inneren Thracien, die die Denkschrift von Venizelos der Friedenskonferenz angesonnen hat unter Berufung auf Jahrhunderte alte Ansprüche, die in krassem Widerspruch steht zu der administrativen und politischen Ohnmacht eines so kleinen Staates wie Griechenland, der vollkommen unter der doppelten Schutzherrschaft fremder Finanzen und fremder Politik steht. Die Pariser Konferenz hat sich nicht geäußert, gegenüber den griechischen Forderungen einerseits und den türkischen Forderungen anderseits, die sich die vollständige Erhaltung des Gebietes zum Ziel setzen, das bislang dem osmanischen Reich unterworfen war (das mit anderen Worten in sich nicht nur die bis zum Kriege unter der direkten Oberherrschaft des Sultans stehenden arabischen Provinzen, sondern auch Ägypten schließt). Die Prüfung dieser Fragen ist in den Londoner Verhandlungen zwischen Millerand, Lloyd George und Nitti unter anderen Voraussetzungen wieder aufgenommen worden, als es diejenigen waren, unter denen zuerst die Pariser Konferenz die Grenzen des Problems ins Auge faßte.

Die Griechen haben durch den Vertrag von Neuilly lediglich das Recht erhalten, Garnisonen im westlichen Thracien stehen zu lassen, ohne daß die Frage der Gebietsübertragung zu ihren Gunsten entschieden wäre, während für das östliche Thracien ein Kompromiß getroffen ist, das das territoriale Problem gleichfalls offen läßt. Ein internationales Abkommen hat stattdessen entschieden, daß der Hafen von Dedeagatsch dem freien Handel Bulgariens gelassen wird, welches

die Griechen von jedem irgendwie gearteten Zugang zum Ägäischen Meer ausschließen wollten. Thracien soll wieder mit Konstantinopel verbunden werden, das als Hauptstadt des türkischen Staates Sitz des Kalifen bleiben soll. Und mit Konstantinopel soll auch das ganze Gebiet von Anatolien vereinigt werden, da dort die Masse der türkischen Bevölkerung eine vollkommen überwiegende Stellung einnimmt. Die Durchfahrt durch die Meerengen soll durch eine besondere Instanz geregelt werden, die unter der Kontrolle der Mächte, Rußland natürlich nicht ausgeschlossen, steht.

Was die armenische Frage angeht, so sind hier zwei Tendenzen hervorgetreten. Eine kurdische Abordnung, die in Paris von dem türkischen General Scherif Pascha geführt wurde, geht darauf aus, daß Armenien auf den Bezirk von Eriwan und einen Teil des Bezirks von Wan beschränkt wird und daß es abgesehen von einem Hafen am Kaspischen Meer, von jedem Wege zum Meere ausgeschlossen werden soll. Die Armenier beanspruchen demgegenüber nicht nur ganz Russisch-Armenien, sondern auch die sechs Distrikte von Türkisch-Armenien und Cilicien. Aus dem Widerstreit dieser beiden Tendenzen wird wahrscheinlich ein unabhängiger Staat, der einen Hafen in Trapezunt haben wird, hervorgehen, vorbehaltlich der Lösung der Frage des Besitzes von Mersina, Adana und Alexandrette, der von Frankreich und England bestritten wird. Frankreich wird in seinem Besitz die syrische Zone des Libanon behalten, indem es das Innere vielleicht unter der englisch-arabischen Herrschaft des Emir Faisal beläßt, dessen Herrschaftsbereich auch Aleppo, Homs und Damaskus in sich schließt. In der englischen Machtsphäre wird, so weit man voraussehen kann, Mesopotamien und Palästina bleiben.

Die Lage Italiens ist demgegenüber eine vollständig abweichende von derjenigen geworden, die von den internationalen Abmachungen vorgesehen war. Ungeheuer ist die Bedeutung der von uns in Anatolien vollzogenen Besetzungen gestiegen, bis zu dem Zeitpunkt da Smyrna einerseits, Mersina und Alexandrette anderseits in anderen Händen sein werden. In der Tat weist der weite Küstenstreifen, der sich über mehr als sechshundert Kilometer zwischen Scalanova und Adalia erstreckt, nicht einen einzigen Hafen auf, der diesen Namen verdiente, und überdies ermangelt er jeglicher raschen Verbindung mit dem Hinterlande. Die anatolische Bahn, die der Küste parallel läuft, hat ihre eigentlichen Häfen in Smyrna und Mersina, in denen der Seeverkehr sich konzentriert und sich auf Grund der natürlichen Bedingungen und der vorhandenen Hafenanlagen entwickelt. Selbst wenn Italien die beiden Eisenbahnstränge Scalanova—Agassoluk (20 Kilometer) und Adalia—Burdur (120 Kilometer) erbauen und in Betrieb setzen könnte, so wäre die Hoffnung, den Hauptstrom des Verkehrs ableiten zu können, doch immer noch eitel, da weder Adalia noch Scalanova den Schiffen die Sicherheit der Ankerung bieten, die zur Vornahme des Löschens und Ladungaufnehmens erforderlich ist. Man berücksichtige ferner, daß die Anlage des Hafens von Adalia fast unüberwindliche Schwierigkeiten bietet, während Scalanova praktisch genommen in zu großer Nähe von Smyrna liegt, um jenem Hafen erfolgversprechende Konkurrenz machen zu können, selbst wenn die gegenwärtigen Bedingungen der Ankerung und die Hafenanlagen verbessert würden. Politisch betrachtet hat außerdem die von Italien gegenwärtig besetzte Zone auch von ferne keine politische Eigenart, ein-

gewurzelte Überlieferungen verbinden ſie überdies mit Smyrna, an deſſen politiſchem Geſchick ſie allzuſehr intereſſiert iſt, als daß ſie ſich davon losmachen könnte. Es iſt daher für Italien nicht möglich, dort zu bleiben, wo es jetzt ſteht, ohne ſich eine ſehr ſchwierig zu ſchützende und nur unter großen Koſten aufrechtzuerhaltende Situation zu ſchaffen. Nur bei Rückführung des anatoliſchen Gebietes unter die ſtaatliche Einheit von Konſtantinopel iſt es möglich, das Fortbeſtehen des wirtſchaftlichen Lebens von Smyrna und die Freiheit ſeines Verkehrs zwiſchen dem Hinterland und dem Meere zu gewährleiſten. So lange die Griechen in dieſer Stadt bleiben werden, wird der erbitterte Kampf mit den Türken ſich derart hinziehen, daß er das bis geſtern blühende Leben dieſer überaus reichen Provinz zerſtört, indem er einen Dauerzuſtand von Zuſammenſtößen und Verwicklungen erzeugt. Es liegt demnach im Intereſſe Italiens, die politiſche und wirtſchaftliche Einheit jener Gebiete zu erhalten und zu verhindern, daß aus der Zerſtückelung Anatoliens die türkiſchen Bewohner Kräfte zu einem Rückſtoß ſchöpfen, deſſen Folgen unberechenbar ſein würden.

Der ſtaatliche Lehrmittelverlag

Von Schulrat Dr. Weidemüller

Die Frage der Errichtung eines ſtaatlichen Lehrmittelverlags iſt ſeit der großen Staatsumwälzung vielfach erörtert worden, zuerſt wohl im preußiſchen Miniſterium für Wiſſenſchaft, Kunſt und Volksbildung. Am 28. November vorigen Jahres brachte das „Berliner Tageblatt“, angeblich aus Buchhändlerkreiſen, die kurze Mitteilung, der damalige preußiſche Unterrichtsminiſter Adolf Hoffmann beabſichtige ein Monopol für ſämtliche Schulbücher zu ſchaffen: Schulbücher ſollten in Zukunft unter Ausſchaltung der Privatverleger und Privatbuchhändler von Staats wegen verlegt und gedruckt werden. Begreiflicherweiſe erregte dieſe Nachricht bei den Vertretern der beteiligten Induſtrien und des Buchhandels ſowohl, wie auch bei den Pädagogen und in Elternkreiſen das größte Aufſehen, und bald ſetzte eine lebhafte Ausſprache über dieſen Gegenſtand in Vereinen, in der Preſſe und im Parlament ein. Zunächſt nahmen die verſchiedenen Berufsvereinigungen der Verleger, Buchhändler, Buchdrucker (Arbeitgeber und Arbeitnehmer!) und einige Handelskammern Stellung dagegen. Beſonders bekannt geworden iſt die Denkſchrift, die der Verlagsbuchhändler Dr. Ehlermann in Dresden im Auftrage der Vereinigung der Schulbuchverleger verfaßt hat und die den Stoff ſehr ausführlich behandelt. In der verfaſſunggebenden preußiſchen Landesverſammlung beſprach man am 2. Juni des letzten Jahres eine formelle Anfrage der Deutſchen Volkspartei über das Schulbüchermonopol, bei der Redner aller Parteien zum Worte kamen. Je nach ihrer politiſchen Richtung war auch ihre Stellungnahme in dieſer Frage verſchieden. Einig in der Ablehnung des Planes waren Deutſchnationale, Deutſche Volkspartei, Zentrum und Demokraten. Die mehrheitsſozialiſtiſchen Redner,

besonders der Kultusminister Haenisch, versicherten zwar ihre platonische Liebe zu dem Monopol, erklärten aber seine Einführung zurzeit für unmöglich. Nur der Vertreter der Unabhängigen, der schon genannte ehemalige Kultusminister Hoffmann, trat uneingeschränkt dafür ein.

Wenn man nun auch den Widerspruch der betroffenen Industrie- und Handelskreise auf einen durchaus verständlichen Kampf um ihre Existenz und darum letzten Endes auf einen allerdings gewiß nicht unberechtigten Eigennutz zurückführen könnte, obwohl auch bei ihnen sicherlich ideale Gesichtspunkte mitsprechen, so sind die Einwände von Fachleuten um so beachtlicher. So sprach sich Direktor Dr. Böhlitz in einem Aufsatz des Deutschen Philologenblattes und später auch als Mitglied der preußischen Landesversammlung in der Debatte, bei der überhaupt mehrere Pädagogen dem Plane widersprachen, ganz entschieden dagegen aus. Auch die sächsische Lehrerschaft hat sich dazu geäußert: so der Vorstand des Sächsischen Lehrervereins in einer Eingabe an das Ministerium, der Lehrer Hertzsch im Namen des Lehrmittelausschusses und des Schulmuseums des Sächsischen Lehrervereins in einem Gutachten, das als Flugblatt und durch die sächsische Lehrerpresse verbreitet wurde, und der Literarische Ausschuß des Pädagogischen Vereins zu Chemnitz in einer Denkschrift, die er mir zur Verfügung stellte. Alle diese Auslassungen verneinen rundweg die Frage, ob sich die Errichtung eines staatlichen Lehrmittelverlags empfiehlt.

Die Angelegenheit ist wohl hauptsächlich deshalb jetzt in Fluß gekommen, weil Sozialisierungspläne ganz allgemein in der Luft liegen, und sodann, weil der gegenwärtige Zeitpunkt einer Verstaatlichung des Lehrmittelwesens nicht ungünstig wäre. Die Bestände an Lehrmitteln im Handel sind infolge des Krieges und wegen der Stoffknappheit im Buchgewerbe so ziemlich geräumt, und größere Auflagen konnten bei der Unsicherheit der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse nicht herausgegeben werden. Ferner müssen wegen der veränderten Verhältnisse neue Lehrbücher geschaffen oder schon vorhandene wesentlich umgeändert werden. Außerdem läßt die in Artikel 145 der Reichsverfassung gewährleistete Unentgeltlichkeit der Lehrmittel in den Volksschulen den Gedanken sehr verlockend erscheinen, diese Lehrmittel nun auch gleich von Staats wegen herzustellen und zu vertreiben. Die Lehrmittelfreiheit ist aber ohne Staatsverlag ebensogut durchzuführen wie mit ihm. Beides steht nur in ganz loser Verbindung miteinander, und ich sehe deshalb davon ab, in diesem Zusammenhange auf die Frage der Lehrmittelfreiheit näher einzugehen.

Zunächst wollen wir uns einmal vorzustellen versuchen, in welcher Weise der staatliche Lehrmittelverlag etwa eingerichtet sein und wie er arbeiten würde. Der Staat müßte eine oder mehrere der schon vorhandenen Verlagsanstalten aufkaufen oder neue gründen. Auf jeden Fall würden für den Betrieb eine ziemlich große Zahl von Beamten nötig sein, vielleicht mit einem „Verlagsdirektor" an der Spitze. Diese Beamten würden vermutlich dem Kultusministerium angegliedert werden. Wenigstens äußerte Kultusminister Haenisch in den Kammerverhandlungen, wenn er das Schulbüchermonopol einrichten solle, brauche er mindestens noch ein Dutzend Vortragende Räte.

Mit der Abfassung von Schulbüchern würden dann wahrscheinlich einzelne anerkannt tüchtige Schulmänner oder Ausschüsse von solchen beauftragt oder Welt-

bewerbe ausgeschrieben werden. Die eingereichten Entwürfe wären dann von einer Kommission zu prüfen und zu begutachten. Dieser Ausschuß könnte die Entwürfe entweder ohne weiteres gutheißen — was wohl kaum eintreten dürfte! — oder sie dem Verfasser zur Umarbeitung zurückgeben oder aber selbst die erforderlichen Änderungen vornehmen. Beides würde die Arbeitsfreudigkeit der Verfasser sicherlich nicht erhöhen. In ähnlicher Weise würde dann auch bei der Auswahl des Buchschmuckes verfahren werden können.

Die Herstellung könnte entweder an Privatbuchdruckereien und Buchbindereien auf dem Submissionswege vergeben werden, oder man müßte unter Beiseitelassung der Privatindustrie auch dafür Staatsbetriebe einrichten. Gegen beides sprechen gewichtige Bedenken.

Ebenso stehen für den Vertrieb zwei Wege offen: man nimmt die Hilfe des bestehenden Sortimentsbuchhandels in Anspruch oder man sozialisiert ganz folgerichtig weiter und schaltet auch den Privatbuchhandel aus. Dann braucht man allerdings ein noch größeres Heer von Beamten und Beauftragten des Staates, die über das ganze Land verteilt sein müßten. Denn etwa den Lehrern im Nebenamte den Vertrieb der Schulbücher zu übertragen, dürfte wohl kaum angängig sein. In den Verteilungsstellen würde um Ostern herum eine ganz gewaltige Arbeitslast zu bewältigen sein, dafür aber würden ihre Inhaber wahrscheinlich im übrigen ein ziemlich beschauliches Dasein führen können.

Man sieht, schon die äußere Einrichtung des Staatsverlages ist gar nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick erscheint, und würde dem, der den Verlag organisieren sollte, manche harte Nuß zu knacken geben. Aber es muß zugegeben werden, daß sich die Einrichtung, wenn auch unter Schwierigkeiten, ermöglichen ließe.

Wenden wir uns aber nun den Vorteilen zu, die dabei herausspringen sollen! Die Freunde des Staatsverlages erhoffen von ihm vor allen Dingen Vereinheitlichung, Verbesserung und Verbilligung der Schulbücher. Eine gewisse Vereinheitlichung der Schulbücher wäre an sich zu begrüßen, denn der Schulbüchermarkt leidet ohne Zweifel an Überproduktion und unnötiger Vielgestaltigkeit, und es muß zugegeben werden, daß nicht jede Neuerscheinung wirklich einen nennenswerten Fortschritt bedeutet und nicht jede ihre Entstehung nur dem Drange verdankt, Besseres zu bieten als bisher vorhanden war. Auch der Übelstand ist nicht zu leugnen, daß neue Auflagen mitunter ganz ohne Not so sehr verändert werden, daß der Gebrauch älterer Auflagen daneben unmöglich gemacht ist. Aber es erscheint mir immerhin fraglich, ob der Staatsverlag das einzige und beste Hilfsmittel gegen diese und noch einige andere Übelstände des Schulbuch- und Lehrmittelhandels ist. Wenn die Schulbehörde alle Neuerscheinungen und alle neue Auflagen auf ihre Notwendigkeit und ihre Güte eingehend prüfen ließe und nur solche in ein neu aufzustellendes Verzeichnis der genehmigten Lehrmittel aufnähme oder zum Ankauf zuließe, die wirklich einen Fortschritt bedeuten und für deren Einführung eine Notwendigkeit vorliegt, oder sich, wie in Norwegen, für jeden einzelnen Fall das Genehmigungsrecht vorbehielte, dann wäre vielen der angeführten Übelstände bald zu steuern. Doch kann es nicht meine Aufgabe sein, nach dieser Richtung hin jetzt Vorschläge zu machen.

Es ist aber andrerseits die Befürchtung nicht von der Hand zu weisen, daß durch den Staatsverlag die Vereinheitlichung zu weit getrieben wird — schon um der Wirtschaftlichkeit der Geschäftsführung willen und zur Erzielung recht großer Auflagen. Aber gerade die Mannigfaltigkeit in der Anlage und in dem Aufbau der Lehrmittel ist ein Vorteil. „Hier verrät sich", wie Dr. Böhlitz in dem erwähnten Aufsatz sagt, „die Kraft der Einzelpersönlichkeit, deren wissenschaftliche und methodische Meisterschaft Gelegenheit hat, den nüchternen Anweisungen des Lehrplans Leben einzuhauchen". Wir brauchen die verschiedenartigsten Lehr- und Lernmittel, denn die Bedürfnisse der Großstadtschulen sind anders als die der kleinstädtischen oder ähnlichen Schulen; für Mädchenschulen sind andere Bücher nötig als für Knabenschulen; die verschiedenen zusammengesetzten Lehrkörper und Schülerschaften, das alles bedingt eine große Vielgestaltigkeit der Lehrmittel. Da weiterhin nach § 1 der Ausführungsverordnung zum Übergangsschulgesetz „der Unterricht seiner ganzen Art nach heimat- und volkstümlich sein soll", so müssen auch die Schulbücher diesem Gesichtspunkte Rechnung tragen. Wir werden Heimatbücher schaffen müssen. Dazu aber scheint mir ein zentralisierter, bürokratisch geleiteter Staatsverlag die am wenigsten geeignete Stelle zu sein. Hier muß das freie Spiel bodenständiger Kräfte einsetzen.

Aber noch nach einer anderen Seite hin kann der Staatsverlag eine unerwünschte Vereinheitlichung bringen. Wenn der Staat die Lehrmittel selbst herausgibt, so wird die jeweilige Regierung bestrebt sein, durch sie die Jugend nach der von ihr vertretenen politischen Richtung und Weltanschauung hin zu beeinflussen, eingedenk des Spruches: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Es liegt also die Gefahr nahe — ich behaupte nicht, daß es unbedingt eintreten muß —, daß das Schulbüchermonopol dazu dient, Tendenzschriften zu schaffen und sie unter behördlichem Druck in die Schule einzuführen. Dagegen aber müßten wir als Pädagogen ganz entschieden Einspruch erheben. Politik gehört nicht in die Schule, und die Auswahl der Stoffe für die Lehrbücher und Lehrmittel hat lediglich nach pädagogischen und ästhetischen Gesichtspunkten, nur in Rücksicht auf das Kind und ohne alle Nebenabsichten zu erfolgen. Zwar ist auch früher manchmal gegen diesen Grundsatz verstoßen worden. Aber gerade die Volksschulbuchliteratur der letzten Jahre vor dem Kriege hat sich von diesem Fehler freigemacht. Ich brauche nur auf die verschiedenen neuerschienenen Lesebücher der letzten Jahre hinzuweisen. Auf keinen Fall darf hier wieder ein Rückschritt eintreten. Der staatliche Schulbuchverlag könnte ihn leicht bringen.

Auch nach der pädagogisch-methodischen Seite hin könnte die Einführung des Staatsverlags eine Uniformierung der Schulbücher zur Folge haben. Was man bisher in vielen Fällen mit Recht bemängelte: daß mancher Vorgesetzte der ihm unterstellten Lehrerschaft seine Bücher mit mehr oder weniger sanftem Drucke aufnötigte und damit unter Umständen eine methodische Zwangsjacke schuf, das kann zur Regel werden, wenn die oberste Schulbehörde die Bücher des Staatsverlags den Schulen zuweist, und das in § 10 des Übergangsschulgesetzes gewährleistete Recht der Lehrerversammlung könnte dadurch hinfällig werden. Tews hat meiner Meinung nach nicht unrecht, wenn er sagt: „Monopolisierung der Schulbücher bedeutet den Absolutismus, wenn nicht gar die Despotie im Unterrichtswesen" und „die Schulbücherfreiheit ist ein Teil der Geistesfreiheit, die jedes

Volk auch unter den krassesten Wandlungen in seinen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen sich bewahren muß, wenn es sich nicht selbst aufgeben und in Unfreiheit versinken will."

Dieser Gedankengang führt uns aber schon hinüber zu der Frage: Werden im Staatsverlag die Lehr- und Lernmittel besser werden als bisher? Wer die Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik in Leipzig im Jahre 1914 eingehend studiert, ja, wer sie vielleicht auch nur flüchtig durchpilgert hat, dem drängte sich die Erkenntnis auf, daß das deutsche Schulbuch an Güte und Vielseitigkeit des Inhalts, an wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und methodischer Durcharbeitung, an Gediegenheit und künstlerischem Werte der äußeren Ausstattung die Schulbücher anderer Völker weit überragte. Deshalb sind ja auch so viele unserer Lehrbücher in fremde Sprachen übersetzt und in fremden Ländern eingeführt worden, während wohl kaum ein ausländisches Buch in deutschen Schulen Eingang gefunden hat. Diesen hohen Aufschwung dankt aber unser Lehrbuchwesen in erster Linie dem ungehinderten freien Wettbewerb, dem edlen Wettstreit, das Gute durch immer Besseres zu überbieten. Zwar hat auf diesem Gebiete der Weltkrieg verwüstend gewirkt. Noch aber steht unser Schulbuchverlag auf achtunggebietender Höhe, und er wird die Schäden des Krieges überwinden, wenn ihm dazu freie Hand gelassen wird. Versetzen wir aber dem einst so blühenden Erwerbszweig, der sich eben anschickt, wieder zu gesunden und die Schäden auszubessern, durch Einführung des Staatsverlages den Todesstoß, so stehen wir auch auf diesem Gebiete vor einem Trümmerhaufen.

Kann sich aber nicht vielleicht auch im Staatsverlag das Schulbuch auf seiner stolzen Höhe halten oder wohl gar noch höher aufsteigen? Ich glaube es nicht. Jeder Staatsbetrieb leidet an Schwerfälligkeit. Das liegt im Wesen der Beamtenverwaltung, bei der der Beamte zwar für jeden Fehlschlag verantwortlich gemacht wird, von einem glücklichen Wurf aber keine persönlichen Vorteile hat und darum leicht die frische fröhliche Entschlußkraft verliert. Es liegt ferner auf der Hand, daß die Ergebnisse von Preisausschreiben oder die auf Bestellung der Behörde angefertigten Erzeugnisse erwählter Ausschüsse hinter den aus der freien Entschließung und dem ungehinderten Wettbewerbe einer tüchtigen Lehrerschaft hervorgegangenen Büchern zurückstehen müssen. Auch die äußere Ausstattung wird zurückgehen, weil der Wettstreit fehlt und die Gefahr vorliegt, daß der Wunsch, recht sparsam zu wirtschaften, in erster Linie auf ihre Kosten erfüllt wird. Auch im freien Erwerbsleben kommen Mißgriffe und Fehlschläge vor, aber hier wird das Minderwertige bald von selbst ausgeschieden, da das Bessere immer der Feind des Guten ist. Im Staatsverlag aber wird auch das Mittelmäßige, vielleicht sogar Minderwertige sich halten, weil ein Beamter oder gar eine Kommission ungern zugeben wird, daß ein Fehler begangen worden ist, und weil die behördliche Autorität dahintersteht. Dabei ist immer vorausgesetzt, daß die Beamten, insbesondere der Leiter des Verlags, für ihr Amt hervorragend geeignet und einwandfreie Charaktere sein werden. Wenn aber nun bei der Auswahl dieser Beamten Fehlgriffe unterlaufen? Es kann ziemlich lange dauern, ehe die mangelnde Tüchtigkeit oder das moralische Manko eines Beamten der vorgesetzten Behörde bekannt wird, und noch viel länger, ehe daraus die nötigen Folgerungen gezogen werden können. Oft geschieht das letztere überhaupt nicht. Inzwischen kann aber im Schulbuchwesen viel Schaden angerichtet worden sein.

Alle diese Erwägungen bestärken mich in der Meinung, daß das Schulbuch nach Einrichtung des Staatsverlags zwar wahrscheinlich nur ganz allmählich, aber doch sicher von seiner früheren Höhe herabgleiten würde.

Auch die rege Anteilnahme der Lehrerschaft an den Fortschritten des Lehrmittelwesens, die sich besonders in den Arbeiten der Lehrerversammlungen und der Bezirksvereine wie in den allgemeinen Buch- und Lehrmittelbesprechungen in der pädagogischen Presse kundtut, würde allmählich schwinden. Die Lehrerschaft, der die Bücher zugewiesen werden, von denen ihr sicherlich das eine oder andere nicht behagt, vielleicht gerade deswegen nicht behagt, eben weil es zugewiesen ist, wird das Interesse daran verlieren. Man wird sich schlecht und recht mit dem abfinden, was amtlich vorgeschrieben ist, und an Stelle des frischen fröhlichen Lebens tritt die beschauliche Ruhe, das Ende allen Fortschritts. Vielleicht wird es nicht ganz so schlimm, wie der Japaner Fujisawa auf Grund seiner Erfahrungen mit den vom japanischen Staat herausgegebenen Volksschulbüchern sagt: „Die Staatslehrbücher werden trocken wie Gerichtsakten und so wenig ansprechend wie Speisen ohne Geschmack." Es könnte aber doch einmal die Zeit kommen, wo man den Ausspruch wiederholte, den Dittes über das österreichische Schulbüchermonopol tat: „Ich bin der festen Überzeugung, daß derjenige Minister, der nichts weiter leisten würde, als dieses Institut zu beseitigen, sich für alle Zeiten einen ehrenvollen Namen gesichert haben würde." Dann aber wird es vielleicht schon zu spät sein!

Endlich wäre noch die Frage zu prüfen, ob durch den Staatsverlag die Schulbücher verbilligt werden. Auch das möchte ich bezweifeln. Der Staatsverlag wird dieselben Ausgaben haben wie der Privatverlag. Weder an den Vergütungen für die Verfasser noch an den Löhnen wird er sparen können und wollen, noch wird er das Papier und andere Stoffe wesentlich billiger einkaufen können als der Privatmann. Gewisse Ersparnisse werden vielleicht durch die höheren Auflagen erzielt. Aber auch dieser Vorteil erreicht seine Grenze bei einer Auflage von 50 bis 60 000 Stück. Diese Ersparnis wird aber sicherlich reichlich wettgemacht durch den teureren Verwaltungsaufwand. Denn von der Regel, daß alle Staatsbetriebe teurer arbeiten als Privatunternehmen, wird auch der staatliche Lehrmittelverlag keine Ausnahme bilden. Die Regelung der Preise durch den freien Wettbewerb aber wird dann fehlen.

Man könnte mir entgegenhalten, daß sich meine Ausführungen zu einem großen Teil auf Vermutungen stützen. Aber diese werden durch Erfahrungen bestätigt, die man in den Ländern gemacht hat, wo Schulbüchermonopole bereits bestehen. In der Schweiz, wo sich das Monopol, unterstützt durch besonders günstige Umstände, verhältnismäßig noch am besten bewährt hat, sollen die Bücher nach vielseitigen Urteilen langsam aber stetig teurer und in der äußeren Ausführung schlechter geworden sein. Man hat auch deshalb von einer Erweiterung des Schulbüchermonopols abgesehen, und viele Kantone haben es überhaupt nicht eingeführt, obwohl auch sie die Lehrmittelfreiheit haben. Auf Grund eingehender Berechnungen weist Dr. Ehlermann in der erwähnten Broschüre nach, daß die vom österreichischen Schulbücherverlag herausgegebenen Bücher, trotz bedeutender Vorteile, die dem Verlag eingeräumt sind, fast durchweg ganz erheblich teurer sind als die im Privatverlag erscheinenden. Dr. Ehlermann rechnet Unterschiede

bis zu 130 und 150 Prozent aus. Überhaupt muß das, was wir über den österreichischen Schulbücherverlag, der eine verdeckte Monopolstellung inne hat, hören, recht bedenklich machen. Es wird darüber geklagt, daß die Ausgabe amtlich einzuführender Lehrbücher mit der Stellung der Schulräte nicht zu vereinbaren sei, daß eine üble Vetternwirtschaft herrsche, daß die Bücher von der wissenschaftlichen Höhe herabgesunken, minderwertig und einseitig geworden seien, und was der Klagen mehr sind. In Norwegen beschäftigte sich auf Anregung des Storthings eine vom Kirchen- und Unterrichtsministerium ernannte fünfgliedrige Kommission mit der Verstaatlichung der Schulbücher. Im Dezember 1916 gab dieser Ausschuß ein ausführliches Gutachten heraus, worin er sich gegen die eine Stimme des Antragstellers im Storthing dagegen aussprach. Es wird darin nachgewiesen, daß die norwegischen Schulbücher aus Privatverlag fast durchgängig wesentlich billiger sind als in Ländern mit Monopol. Interessant ist es, daß auch in Norwegen der Lehrerverein Christianias einstimmig, ferner der Fachschriftstellerverein, die Lehrbuchverfasser, der Landesverein der Philologen und Realisten und selbstverständlich auch der Buchhändler- und Verlegerverein sich gegen das Staatsmonopol aussprachen und daß der „Unterrichtsrat" meint, es werde äußerst schwierig sein zu erreichen, daß ein monopolisiertes Staatslehrbuch mit der Zeit und der Entwicklung gleichen Schritt halte. Es werde unwillkürlich im Laufe der Zeit zurückbleiben, sowohl was Ausstattung, als was Inhalt und Methode betrifft. In Nordamerika, wo fast überall die Lehrmittelfreiheit besteht, sollen — wie mir mitgeteilt worden ist — nirgends Staaten oder Gemeinden selbst zur Herstellung der Bücher übergegangen sein, sondern die Bücher von den Verlegern kaufen. Da man den Amerikanern gewiß nicht mangelnden Geschäftssinn vorwerfen kann, deutet auch das darauf hin, daß die Selbstherstellung der Bücher einem Gemeinwesen keinen Vorteil bringt.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die volkswirtschaftliche Seite der Frage. Die Folge der Einführung eines Staatsverlags würde die Vernichtung eines oder mehrerer blühender Zweige unserer Volkswirtschaft sein, ohne daß der Staat dabei einen nennenswerten Vorteil hätte. Denn daß dem Staat in dem Verlag eine reiche Einnahmequelle erwachsen würde, das ist nach dem eben Ausgeführten ausgeschlossen. Die Denkschrift des literarischen Ausschusses des pädagogischen Vereins zu Chemnitz schätzt den Reingewinn aus einem sächsischen Staatsverlag — allerdings in einer ganz rohen Schätzung — auf höchstens eine halbe Million Mark. Dem würde aber nach der Vernichtung des gerade in Sachsen in hoher Blüte stehenden Schulbuchverlags, der sich nicht bloß in den Großstädten zusammengefunden hat, sondern über das ganze Land verteilt ist, ein Ausfall an Steuern gegenüberstehen, der den Reingewinn sicherlich stark schmälern würde. Dabei ist noch gar nicht berücksichtigt, daß doch auch nicht unerhebliche Summen für den Ankauf und die Entschädigung der bestehenden Verlagsgeschäfte erforderlich wären.

Endlich möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß die Einrichtung eines Staatsverlags für Schulbücher auch viele Lehrervereine, die Schulbücher herausgeben, schwer schädigen würde. Große Teile ihres Vereinsvermögens sind in diesen Unternehmungen angelegt, deren Reinertrag bedürftigen Berufsgenossen und besonders den Witwen und Waisen frühverstorbener Lehrer zugute kommt, die auf

ganz geringe Staatsunterstützungen angewiesen sind. Sollte diese Einnahme wegfallen, so würde schwere Not und bittere Sorge in manche Familie einziehen, und der Staat würde wohl oder übel seinerseits wieder helfend eingreifen müssen.

Man mag also die Angelegenheit betrachten, von welcher Seite man will, immer wieder trifft man auf wichtige und ausschlaggebende Gründe, die gegen die Errichtung eines staatlichen Lehrmittelverlags sprechen.

Ich kann deshalb die Frage, ob sich die Errichtung eines staatlichen Lehrmittelverlags empfiehlt, nur mit einem glatten „Nein" beantworten.

Zum Streit um die Musik

Von Hans Heinrich Schaeder

In der öffentlichen Diskussion künstlerischer Probleme, wie sie in den letzten Jahren in Tageszeitungen und Zeitschriften stattfand, traten die musikalischen Fragen hinter denen der bildenden Künste, der Dichtung, des Theaters auffallend zurück. Die Gründe dafür sind einmal im Wesen des Musikalischen zu suchen: wird doch der Anspruch musikalischer Gestaltung, als durchaus in sich geschlossene, nach ihren eigenen Gesetzen sich bewegende und unverwechselbare Eigenwelt zu gelten, viel fragloser hingenommen als der gleiche Anspruch, wenn er auf den übrigen ästhetischen Gebieten erhoben wird. Auf diesen erschien es leichter und klärender — zweifellos war dies nur ein Schein —, heterogene Gesichtspunkte bei der Besprechung des Kunstwerks heranzuziehen, mochten sie nun der weltanschaulichen oder der religiösen, der ethischen oder der soziologischen Sphäre entlehnt sein. Vor allem hielt man es etwa dem Gemälde oder der Dichtung gegenüber für leichter, den Sinn und die besondere ästhetische Bedeutung des Werkes in Worten auszusagen, als gegenüber dem musikalischen Kunstwerk. Freilich war das Verfahren des Musikkritikers und des Musikschriftstellers von den gleichen Motiven nicht frei geblieben. Die Assoziation allgemein weltanschauungsmäßiger Ideen beim Hören des musikalischen Kunstwerks schien seit dem Auftreten der Romantik in der Musik und ihres stärksten Vertreters, Richard Wagner, durch seine — nie realisierte noch realisierbare, dennoch mit Eifer aufgegriffene — Idee des Gesamtkunstwerks, ferner durch die gleichfalls romantisierenden Ambitionen der Programm-Musik, in ihr Recht eingesetzt zu sein. Nur war es schwer, das „Programm" eines musikalischen Werkes so eindeutig herauszustellen, wie es bei Gemälde und Dichtung, die doch irgendwie Inhalte der sichtbaren Welt repräsentierten, möglich war. Man gewöhnte sich daran, einige wenige Schemata zu bilden, die so unbestimmt und mit einander so verwandt waren, wie die Orakel der Kartenlegerin, und mit diesen die verschiedenen Werke, so gut wie es gehen wollte, zu deuten. Beliebt war es vor allem, im Ablauf des musikalischen Kunstwerks heroisches oder erotisches Geschehen, möglichst beides in Idealkonkurrenz, zu entdecken. Diese Schemata (die sich natürlich nur auf die reinen musikalischen Formen beziehen, nicht auf Lied und

Oper) setzten sich bald durch und zogen sich in zäher Einförmigkeit durch die Feuilletons. Bei Lied und Oper beziehungsweise Musikdrama hatte man es erheblich bequemer: Gedicht und Textbuch gaben genug Worte an die Hand, um aus ihnen weitere Worte zu machen und das Musikalische durch einen Hinweis auf „Stimmung", „Farbenwerte", „Akzente" und dergleichen abzutun. Glücklicherweise verzichtete man darauf, auf diesem Grunde eine musikalische Theorie aufzubauen, — und so konnte es nicht ausbleiben, daß, wie gesagt, die Erörterung musikalischer Fragen hinter dem lebhaften und oft fruchtbaren Hin und Her der Meinungen über neue Tendenzen und neue Leistungen in Dichtung und Malerei fast ganz zurücktrat.

Man wird darin anderseits das Zeichen ganz bestimmter positiver Kräfte innerhalb unseres Musiklebens sehen können. Bestimmend ist vor allem die Geschlossenheit, der Reichtum, die Höhe unserer musikalischen Kultur. Für kein anderes Kunstgebiet läßt sich dies auch nur in angenähert gleichem Umfange aussagen. Eine literarische Kultur, wie die französische des neunzehnten Jahrhunderts, die in Frankreich etwa das Erscheinen eines schlecht geschriebenen Romans fast unmöglich macht, besitzen wir nicht. Ebenso zeigt die Entwicklung der französischen Malerei von den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts bis in die Gegenwart eine Höhe und Reife, der wir nur das Werk einzelner großer Meister, nicht die stetige Übernahme und Übergabe einer Erbkultur entgegensetzen können. Gerade diese Kontinuität finden wir aber in Deutschland, und nur hier, in der Musik der letzten dreihundert Jahre. Hier ist in stetiger Arbeit die Rezeption, Durchdringung und Erweiterung der polyphonen Musik mit immer erneuter Energie und in immer erneuter Belebung und Ausfüllung der vererbten Formen geleistet worden. Eine Entwicklung stellt sich hier dar, die, wie das Werk ihres letzten großen Meisters, Max Reger, zeigt, sich keinen neuen Möglichkeiten der Klangbildung und -Verbindung, der rhythmischen Gestaltung, der melodischen Gliederung verschließt und trotzdem ihren Ursprüngen und ihrer großen Tradition treu zu bleiben weiß. Eine Entwicklung, die deshalb vor allem einzigartig ist, weil sie das Erstarken, die Vervollkommnung der Persönlichkeiten, von denen sie getragen wird, gerade in der Hingabe an ihre, der Entwicklung, Gesetze, in der Ausschaltung persönlicher Willkür und der Gestaltung gemäß der objektiven Gesetzlichkeit der musikalischen Form zeigt.

Es ist wohl zu verstehen, daß die Haltung der Musiker und Hörer gegenüber der Fülle reiner Bildungen, die diese Entwicklung herausgestellt hatte, eine wesentlich konservative und zurückschauende, dennoch alle neuartigen Gestaltungen, sofern sie Gestalt gewonnen hatten und nicht im Experiment oder in Formlosigkeit stecken geblieben waren, freudig begrüßende sein konnte. (Natürlich wird hier nur von denjenigen gesprochen, denen es um Musik und musikalisches Erlebnis, nicht um den naiven Genuß oder irgend eine außermusikalische Sensation zu tun ist. Die Konservativität, die hier gemeint ist, hat mit Trägheit oder Bequemlichkeit nicht das mindeste zu tun.) Sie glaubten, daß man mit Aufbietung allen musikalischen Verstehens und Könnens vielleicht dazu instand gesetzt würde, die Werke der großen Meister würdig aufzufassen und wiederzugeben, daß es keine Freude und Erhebung gebe, die man nicht aus ihnen schöpfen könnte. Sie waren dieser Werte so sicher, daß sie darauf verzichten konnten, auf einen großen Erneuerer und

Umwerter zu warten. Sie beurteilten neue Erscheinungen danach, was sie musikalisch, formal zu bedeuten hatten und ließen sich nicht dadurch bestimmen, daß ihnen etwa formlose Schöpfungen als Ausdruck neuen, jugendlicheren Lebensgefühls angepriesen wurden. Vor allem wollten sie nur den Künstler und sein Werk hören, nicht seine Programmschrift oder seinen Impresario. So blieben sie, wenn der Wunsch nach ganz neuer, von den bisherigen Formen grundsätzlich verschiedener musikalischer Gestaltung öffentlich ausgesprochen wurde, recht gleichmütig und waren entschlossen, ohne Erregung auf die etwaigen Erfüllungen dieses Wunsches zu warten und bis dahin mit dem ihnen überkommenen Pfunde zu wuchern. Vielleicht waren sie überdies insgeheim davon überzeugt, daß alle Musik, die je geschrieben wird, wenn sie ihren Namen zu Recht tragen will, eine Bejahung der Musik Johann Sebastian Bachs sein muß, und daß das letzte, was man über ein musikalisches Werk sagen kann, dies ist: es ist schön, oder: es ist nicht schön.

Dennoch blieb es möglich, daß ein großer Künstler, der selber schaffend tätig war, um die Durchsetzung seines Werkes bemüht war und darum für die in der Stille wirkenden, treibenden Motive des gegenwärtigen Musiklebens ein feineres Empfinden hatte, in eben diesem Musikleben zersetzende und unproduktive Kräfte am Werke fand und sich dazu gedrängt fühlte, warnend und belehrend seine Stimme zu erheben. Wir haben es Hans Pfitzner zu danken, daß er sich zweimal entschloß, diesen Ruf ausgehen zu lassen, und wir sind gewiß, daß dieser Ruf Widerhall finden und Gutes stiften wird. Schon kurz vor dem Kriege wandte er sich gegen eine programmatische Aphorismensammlung von Busoni in einer kleinen polemischen Schrift „Futuristengefahr" (in zweiter Auflage 1918, Verlag der Süddeutschen Monatshefte), unlängst, polemisch und selber aufbauend zugleich, gegen einen Musikreferenten, der ein Buch über Beethoven hat erscheinen lassen, in einer Schrift „Die neue Ästhetik der musikalischen Impotenz" (1920, im gleichen Verlage). Man darf sich durch die Bemühungen mancher Journalisten, die beiden Schriften auf ihr Niveau herabzuziehen, indem sie ihnen Geschimpf zur Last legen, nicht abhalten lassen, sie zu lesen. Der ernste, leidend-leidenschaftliche Zorn eines starken Menschen ist von dem dünnen, giftigen Kreischen literarischen Gezänks leicht zu unterscheiden und bleibt vornehm auch da, wo er mit kräftigen Worten angreift und schilt. Man wird in diesen Schriften die Persönlichkeit eines aufrechten, festen Führers erkennen, der um die Wahrung von Kulturgütern, die nicht durch Mode emporgehoben sind, sondern ihre Wahrhaftigkeit in sich tragen, bemüht ist, — ein Erlebnis, das aufzusuchen man in unseren Tagen, wo immer es sich bietet, nicht zögern darf. Dazu kommen noch die hohen literarischen Qualitäten der Schriften: sie sind von einem Manne geschrieben, der wohl ein Recht vor anderen hat, über musikalisches Schaffen zu sprechen, der dabei die Kraft besitzt, seinen Erkenntnissen die zureichenden Worte zu verleihen und der endlich die Scheu davor besitzt, das zu zerreden, was eben nur musikalisch und nicht mehr in Worten aussprechbar ist.

Der Kampf um Busonis kleine Schrift ist vielleicht mit größerem Kraftaufwand geführt, als sie es erforderlich machte. Immerhin erschien sie in einer vortrefflichen und im besten Sinne populären Schriftenreihe und hat darum Beachtung gefunden. Dennoch können die anspruchslos (im Sinne des Verfassers allerdings anspruchsvoll) und zusammenhanglos skizzierten Notizen, die sie ent-

hält, die Doppellast des Titels („Entwurf einer neuen Ästhetik der Tonkunst") und der Widmung (an Rainer Maria Rilke) schwerlich tragen. Es wird darin viel von Außermusikalischem geredet, auch von mechanisch-technischen Dingen, die mit der Musik etwas zu tun haben, aber von der Musik nur wenig und vom Musikalisch-Ästhetischen fast gar nicht. Nur auf den amüsanten Schluß der Schrift sei hingewiesen. Busoni ruft als Eideshelfer wider die veraltete Harmonie und Skalenordnung den Dr. Thaddeus Cahill aus Amerika an. Ich kann es mir nicht versagen, den Untertitel des Aufsatzes, nach dem Busoni zitiert, herzusetzen: „an extraordinary electrical invention for producing scientifically perfect music". „Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst," von dem Shakespeare sprach, hat es jetzt, gestützt auf die electrical invention, nicht mehr schwer. Gleich darauf schließt Busoni seine Betrachtungen in dem Gefühl, daß er zu dem Volke der Dichter und Denker redet, damit, daß er Nietzsche, Tolstoi und natürlich auch den Buddhismus für sich reklamiert. — Pfitzner geht die Hauptgedanken dieser Schrift durch und zeigt, wie wenig begründet ihr Unternehmen ist, die Formgesetze der Musik der letzten Jahrhunderte kurzerhand als äußerlichen Regelzwang abzutun, — zumal da Busoni an ihre Stelle nicht neue, fruchtbare Motive, sondern nur Träume zu setzen weiß. Eine bemerkenswerte Einzelheit ist Pfitzners Abwehr gegen die Unterschätzung Robert Schumanns und die gleichzeitige Überschätzung etwa von Liszt.

Die zweite jüngst erschienene Schrift wendet sich in ihren polemischen Ausführungen gegen den skurrilen Versuch eines Beethoven-Biographen, Beethoven überhaupt nicht unter musikalischen, sondern vielmehr unter dichterisch-philosophischen Gesichtspunkten aufzufassen. Pfitzner erkennt als die Urzelle des musikalischen Organismus den „musikalischen Einfall", der dann als Thema, Motiv, Melodiestück sich entfaltet, um sich dann zum Ganzen der musikalischen Form auszuwachsen. Nun wird vielleicht mancher geneigt sein, gerade in dem Werke Beethovens ein Hineinwirken außermusikalischer Motive zu finden, etwa in der drängenden Leidenschaftlichkeit vieler Werke, die oft nicht völlig musikalisch gelöst, nicht in die über alle menschliche Lust und Trauer erhabene Seligkeit, die nur die Musik auszusprechen vermag, eingegangen erscheint. Ferner wird man manchmal bei demselben Meister eine Auflösung des Linear-einheitlichen in isolierte, aphoristische Teilchen wahrnehmen, die es zweifelhaft erscheinen läßt, ob mit der Statuierung der musikalischen Einzelidee als letzter musikalischer Einheit wirklich ein letztes Wort gesagt ist. Vielleicht wird eine Theorie des Melodischen, als einheitlicher, vom ersten bis zum letzten Takte einer Komposition sich erstreckender Form, noch weiter führen. Anderseits ist natürlich die Pfitznersche Forderung, die Musik Beethovens eben als Musik zu begreifen, nicht als Transformation dichterischer Konzeption in musikalisches Material (die doch in aller Welt nicht erklärt werden könnte), durch Werke schon der mittleren Periode, wie die Waldsteinsonate, die Rasoumoffsky-Quartette, die vierte Symphonie, die reine Musik um der Musik willen sind, in ihrem Rechte erwiesen.

Zwischen das erste und zweite Kapitel einerseits und das vierte anderseits, die wesentlich kämpferisch sind, ist als drittes, weitaus umfangreichstes Kapitel die Erörterung der eigenen musikästhetischen Grundanschauungen des Verfassers eingeschaltet. Es fehlt hier an Raum, sie gebührend zu charakterisieren; um so

dringender sei um ihre Lektüre gebeten. Besonders wichtig ist der ausführlich gegebene Hinweis auf die besondere Stellung, die die Entwicklung der Musik gegenüber allen andern Künsten dadurch hat, daß ihr in den Gesetzen der Tonalität, der Harmonie, des Kontrapunktes erst in einem verhältnismäßig späten Stadium die entscheidenden Formbestimmtheiten erschlossen wurden. Wer dürfte glauben, daß die Möglichkeiten, die hier erschlossen wurden, heute erschöpft wären! Die Argumente, die Pfitzner für den bestimmenden Einfluß dieser gegebenen Formen auf unser ganzes musikalisches Denken und Empfinden anführt, erscheinen ungleich beachtenswerter als die Rufe nach „Neuorientierung der Musik", die von andern Seiten laut werden. Es ist unmöglich, daß durch vorgefaßte Theorien und Programme das musikalische schöpferische Gestalten in neue Bahnen gelenkt wird: die musikalische Theorie kann nur die Feststellung und Formulierung von Gesetzen sein, die der musikalische Genius unbewußt schöpferisch bereits realisiert hat.

Von hier aus wird man auch grundsätzliche Bedenken gegen das Programm einer neuen Musikzeitschrift hegen müssen, die, auf hervorragende Mitarbeiter gestützt, soeben zu erscheinen beginnt. („Melos", Halbmonatsschrift für Musik, Herausgegeben von Hermann Scherchen, Verlagsgesellschaft Neuendorff u. Moll, Berlin-Weißensee). Es enthält vier Punkte:

1. Das Problem der Tonalitätsdurchbrechung (atonale, wie vortonale Erscheinungen).
2. Das Verhältnis von Ton und Wort (mit seinem problematischsten Ausdruck: der Oper).
3. Die Berührung mit anderen Künsten.
4. Der soziologische Unterbau der Musik.

Man wird gestehen müssen, daß von den hier aufgeführten Problemgruppen, deren Bedeutsamkeit gewiß nicht in Abrede gestellt werden soll, (wenn man von den unangenehm modischen Charakter des letzten absieht, — gibt es etwa schon eine soziologische Theorie, die eine Fundierung der speziell musik-soziologischen Probleme gestattete?) nur die erste einen spezifisch musikalischen Gegenstand hat. Und auch diesen nur in betont gegensätzlicher, nicht an einer neuen, stärkeren Position orientierter Haltung, — man mag darin Tragik oder Leichtsinn sehen. So will es denn auch fast allen Aufsätzen der beiden bisher vorliegenden Hefte nicht gelingen, sachlich bestimmte, förderliche Gedanken auszusprechen. Von den rhapsodischen Stimmungsberichten über das, was einmal sein könnte, wird man nur allzu gern zu Pfitzners sachlichen und viel lebendigeren Darlegungen über das, was ist, zurückkehren. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß im zweiten Hefte der genannten Zeitschrift in einem vorzüglich belehrenden und gehaltvollen Aufsatz über „Die Quellen des Neuen in der Musik" von Dr. Hugo Leichtentritt auf die Bedeutung der im geschichtlichen Werden nicht künstlich erdachten, sondern organisch gewachsenen musikalischen Formenwelt und auf die Fragwürdigkeit dessen, was noch nicht ist, mit Nachdruck hingewiesen wird.

Sicherlich werden sich dem tiefer eindringenden Verstehen der Entwicklung der musikalischen Formen bis in unsere Tage überall im Überkommenen und scheinbar Festgewordenen die Keime neuer, fruchtbarer Bildungen zeigen. Es dürfte sich dann zeigen, daß der Doktrinarismus denen zur Last fällt, die das Klassische verdammen, ohne es zu verstehen, um nun ziellos und vielleicht auch ohne eignes

Schöpfertum das Neue zu fordern, nicht aber denen, die das Klassische lieben und sich die Freude daran nicht nehmen lassen. Ehrfurcht und Hingabe, die alle große Musik von denen fordert, die ihr Geheimnis erleben wollen, werden diesen letzteren leichter und natürlicher sein als jenen. Und besinnen wir uns zuletzt darauf, daß über allem Streit um die Musik diese selber ungetrübt und sich selbst genug verharrt, und daß aller Widerstreit der Meinungen nicht an diese ihre geheime, zwiefache Macht heranreicht, die wir vielleicht mit den Goetheschen Versen ausdrücken dürfen:

Wie sie das Feste läßt zu Geist zerrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre.

Weltspiegel

Indien. Am 23. Dezember sprach sich Clemenceau in seiner großen Kammerrede in schärfsten Ausdrücken gegen jedes Verhandeln mit der russischen Sowjetregierung aus, nachdem im Anschluß an verschiedene Londoner Konferenzen Lloyd George am 16. Dezember im Unterhaus die Einigkeit der Alliierten hinsichtlich ihrer Stellungnahme zu Sowjetrußland betont hatte. Aber die schon Anfang Februar erfolgte Ankündigung der englischen Regierung, daß England Polen nicht mehr gegen die Bolschewisten unterstützen könne, die dann am 17. Februar vom Obersten Alliiertenrat als für alle Alliierten bindend erklärt und am 25. Februar erneut bestätigt wurde, macht den inzwischen erfolgten entschiedenen Umschwung der englischen Weltpolitik deutlich.

Hätte man in England schon vorher die Absicht gehabt einzulenken, so hätte man es unstreitig zu verhindern gewußt, daß Clemenceau, der bis zu einem gewissen Grade ja im Namen der Entente sprach, sich unrettbar festlegte (und es kann aus vielerlei Gründen nicht Englands Absicht gewesen sein, Clemenceau bloßzustellen). Mit welcher Gewalt der Umschwung erfolgt ist, läßt sich daraus entnehmen, daß er von einer Reihe schwerwiegender Maßnahmen begleitet wurde. So wurde der Admiral Jellicoe am 21. Januar telegraphisch von einer Südamerika-Reise zurückberufen, Churchill und Walter Long zu dringenden Besprechungen beordert, alle verfügbaren britischen Kriegsschiffe ins Mittelmeer gesandt. Zwischen dem 23. Dezember und dem 17. Januar müssen also der englischen Regierung Nachrichten und Erwägungen von ganz besonderem Gewicht zugekommen sein, und da wir wissen, daß der Vizekönig von Indien im Januar lange und äußerst wichtige Depeschen nach England gesandt hat und seit etwa zwei Monaten englische Zeitungen, die sich sonst nur mit indischen Reformfragen zu beschäftigen pflegen, mit einemmal über Unruhen und Grenzkämpfe gesprächiger geworden sind und von unverkennbarem Ernst der Lage reden, so darf man, zumal die Engländer im ersten Augenblick offensichtlich versucht haben, eine militärische Stellung im Kaukasus zu beziehen, annehmen, daß diese Nachrichten, die so folgenschwere Entschlüsse auslösten, sich im wesentlichen auf die Gefahr der Ausbreitung des Bolschewismus nach Indien bezogen haben.

Von Unruhen in Indien hört der deutsche Leser im allgemeinen nicht mehr gern. Er ist während des Krieges so oft mit indischen Aufständen und drohender indischer Revolution vertröstet worden, daß er nicht mehr geneigt ist, Angaben über solche Möglichkeiten Glauben zu schenken. Aber so richtig es auch ist, daß die Bedeutung vereinzelter bekannt werdender Vorkommnisse von der deutschen

Presse maßlos überschätzt worden ist, da Überfälle auf Polizisten und Ladenplünderungen in Indien natürlich auch in Friedenszeiten vorgekommen sind, so wenig ist doch, wie wir jetzt festzustellen in der Lage sind, zu bezweifeln, daß nicht nur während des Krieges eine bedeutende und ständig anwachsende Gärung bestanden hat, sondern daß auch gegenwärtig die englische Macht in Indien sich ernster Bedrohung ausgesetzt sieht. Es ist kein Grund vorhanden, bereits Indiens Sieg zu prophezeien und von der Erschütterung des britischen Weltreiches zu sprechen, aber die Lage ist immerhin so ernst, daß man allen Grund hat, anzunehmen, daß England während der nächsten drei Jahre in Indien alle Hände voll zu tun haben wird.

Vier Faktoren sind es, die England Anlaß zu Besorgnissen in Indien geben: die Folgen des Weltkrieges, Indiens Verlangen nach Selbstbestimmung, die Grenzkriege nebst den Verwicklungen mit Afghanistan und der Bolschewismus. Die Wirkungen all dieser Faktoren sind nicht von einander zu trennen, sondern stehen miteinander in engstem Zusammenhang und verstärken sich gegenseitig. Eine gewisse Gärung hat in Indien von jeher bestanden, und das Verlangen der Inder nach Selbstregierung ist schon vor dem Kriege in gewissen englisch-indischen und auch englischen Kreisen gebilligt worden. Der Krieg aber hat die Gärung verstärkt und das indische Selbstbewußtsein gehoben. Man darf nicht vergessen, daß die Versendung indischer Truppen außer Landes im Grunde ungesetzlich war, und daß es selbstverständlich vor der Abfahrt der indischen Truppen zu einer beträchtlichen Anzahl von Desertionen gekommen ist. Jeder Deserteur aber mußte sich, schon aus Selbsterhaltungstrieb, naturgemäß in einen Agitator verwandeln. Dazu kam, daß die großen militärischen Schwierigkeiten Englands in Frankreich, die anfänglichen Niederlagen auf Gallipoli und besonders in Mesopotamien nicht gerade zur Erhöhung des englischen Prestiges beigetragen haben, und wenn auch der endgültige englische Sieg auf nationalistisch-indische Hoffnungen dämpfend gewirkt hat, so hat doch andererseits das Gefühl, zu diesem Siege beigetragen zu haben und zu einer gewissen Zeit der englischen Macht unentbehrlich gewesen zu sein, das indische Selbstbewußtsein um ein erkleckliches gehoben. Um so stärker mußte dann aber der englische Homerule-Entwurf, der praktisch nur wenig am Bestehenden änderte, enttäuschen.

In die Zeit dieser Enttäuschung fällt dann der Ende Februar mit der Ermordung des englischen Schützlings auf dem Thron von Kabul einsetzende Krieg mit Afghanistan, über dessen Verlauf im einzelnen wir bis jetzt lediglich aus englischen Quellen und nur unvollkommen unterrichtet sind, der aber ein vorläufiges Ende fand mit dem tatsächlichen Verzicht englischerseits, die afghanische Außenpolitik weiterhin zu kontrollieren. Den Anstoß zu diesen afghanischen Selbstständigkeitsregungen scheinen Intrigen einer Hofpartei gegeben zu haben, Verbreitung aber hat die Bewegung unzweifelhaft durch die wachsende, auch nach Indien hinwirkende Unruhe in mohammedanischen Kreisen über die bevorstehende Vertreibung des Sultans aus Stambul gefunden. Der afghanische Grenzkrieg hat aber zugleich die ganze Nordwestgrenze Indiens, die stets Anlaß zu Besorgnissen geboten hat, in dauernde Unruhe versetzt.

Hinzukommt endlich die durch die Bedürfnisse des Krieges hervorgerufene weitgehende Industrialisierung einer Reihe großer indischer Städte und die damit verbundene bedeutende Bildung von Arbeiterproletariat. Da der Herbst 1918 eine Mißernte brachte, nach dem Waffenstillstand auch in Indien alle Preise außerordentlich stark anzogen, und Grippe und Cholera das Land verheeren, ferner die entlassenen Soldaten ihre Enttäuschung und Unzufriedenheit laut werden lassen, so kann man sich vorstellen, in welchem Maße Aufregung und Unruhe im Lande herrschen. Wie weit die Japaner etwa dabei sind, die allgemeine Mißstimmung zu schüren, soll mangels bestimmter Nachrichten noch nicht einmal in Rechnung gestellt werden, welch großes Interesse sie daran haben, braucht nicht erläutert zu werden,

Bis zum Ende des Weltkrieges war das Verlangen der indischen Politiker nach weitgehender Selbstbestimmung so stark gewesen, daß die Partei der Ge-

mäßigten den im Dezember 1918 in Delhi tagenden Nationalkongreß, um nicht völlig von den Radikalen mitgerissen zu werden, garnicht mehr beschickte. Der Kongreß, unter dem Vorsitz des überaus angesehenen Sozialreformers Gandhi, des mutigen Vorkämpfers seiner unterdrückten Landsleute in Südafrika, beschloß, sich an den Siegesfeierlichkeiten nicht zu beteiligen, forderte die Hindus auf, sich der muselmanischen Bewegung zur Erhaltung des Kalifats in Stambul anzuschließen, die extremistische Bewegung für weitgehendes Homerule zu unterstützen und drohte, falls der Friede mit der Türkei schlecht ausfallen sollte, mit Boykott englischer Waren. Aber die Größe des Sieges und die Ernennung des Vertreters der Gemäßigten, des ersten indischen Peers, Lord Sinha, zum Staatssekretär gaben der Partei der Gemäßigten wieder für eine Weile die Oberhand. Immerhin waren die Zustände so, daß man auf Grund der berühmten Rowlatt-Berichte englischerseits die Aufrechterhaltung des Belagerungszustandes erwog und eine Reihe entsprechender Gesetze, die weitgehende Maßregeln gegen Agitatoren und zur Unterdrückung von Unruhen vorsahen, einbrachte. Das Bekanntwerden dieser Gesetze erregte, auch bei den Gemäßigten, einen Sturm der Entrüstung. Im März kam es in Delhi zum ersten Ausbruch. Hier hatten die Extremisten als Kundgebung gegen die Rowlatt-Gesetze die Schließung sämtlicher Läden angeordnet und da einzelne wandelnde Händler den Verkauf auf dem Bahnsteig nicht einstellen wollten, kam es am Bahnhof zu Unruhen, in deren Verlauf englische Truppen von den Waffen Gebrauch machten und mehrere Eingeborene erschossen wurden. Der Umstand, daß sich unter den Getöteten auch Mohammedaner befanden, diente Gandhi, der allenthalben mit Hilfe einer weitverzweigten Organisation, Sabyagraha Sabha, passiven Widerstand, in Indien eine weit gefährlichere und wirksamere Waffe als in Europa, predigen ließ, und der bekannten Dichterin Naidu zu weiteren Appellen an die Mohammedaner, wobei auch die damaligen Vorgänge in Ägypten (siehe Grenzboten 1918 Heft 41) ausgenutzt wurden. Als dann Gandhi nicht gerade verhaftet, aber durch geeignete Polizeimaßnahmen in seiner weiteren Tätigkeit lahmgelegt wurde, wurde es noch schlimmer. In Lahore und Kalkutta kam es zu Unruhen, in Viramyam, Ahmedabad und Amritsar, im ganzen Pendschab zu Aufständen; Telegraphenämter, Banken und Bahnhöfe wurden gestürmt, Polizisten und Beamte getötet, auf der Linie Katur-Amritsar wurde ein Militärzug zum Entgleisen gebracht und in Amritsar wurden zur Unterdrückung weiterer Unruhen Maßregeln von solcher Grausamkeit nötig, daß Rabindranath Tagore sich veranlaßt sah, seine englischen Ehrentitel niederzulegen, und daß man sogar in England anfing sich zu entrüsten. Das wirklich Bedenkliche aber waren weniger diese Aufstände an sich als vielmehr die gleichzeitige Zerstörung von Eisenbahn- und Telegraphenlinien an weit von einander entfernten Stellen, die auf eine weit verzweigte und planmäßig arbeitende Geheimorganisation hinwies. Immerhin war Ende April die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt. Aber die Engländer wurden ihrer kaum froh, da jetzt die Grenzkämpfe mit verstärkter Gewalt einsetzten. Bereits im Juli mußte Reuter den Verlust zweier Geschütze bei einem Scharmützel zugeben, im Dezember brachten die kriegerischen Mahsuds den Engländern eine schwere Schlappe bei, in der diese 280 Tote und Verwundete, darunter zehn englische Offiziere verloren, es wird sogar berichtet, daß in diesen Kämpfen ein englisches Flugzeug abgeschossen worden ist, was auf Übertreibung oder Zufall, aber auch auf ausgezeichnete Ausrüstung der Natives mit Schußwaffen zurückgeführt werden kann. Die Ende Dezember angekündigte Unterwerfung der Mahsud-Waziris hat sich als eine Finte erwiesen, auch die Afridi-Stämme sind unruhig, sogar die „Times" (3. Februar) räumten ein, daß „gelegentlich errungene Teilerfolge gegen unsere Truppen" die Eingeborenen zu weiterer Widersetzlichkeit ermutigt hätten, und selbst die „Times of India" konnten nicht länger in Abrede stellen, daß von einem Ende zum andern die ganze Grenze unruhig sei. Sie verlangten eine große Truppenmacht, während tatsächlich fast nie zuvor eine größere bestanden hatte und allein an der Grenze

gegen Afghanistan nicht weniger als sechs mobilisierte Brigaden eingesetzt waren. Daß diese Grenzkämpfe jetzt auf einmal so große Schwierigkeiten machen, wird englischerseits darauf zurückgeführt, daß den jetzigen Truppen die nötige Erfahrung abgeht. Die alte bewährte indische Armee, und das gilt besonders auch von den Offizieren, ist teils im Weltkrieg aufgerieben, teils, durch allerlei Zurücksetzung und Enttäuschung erbittert, aus dem Dienst geschieden, und die während des Weltkrieges gemachten Erfahrungen lassen sich in einem ausgesprochenen Gebirgsguerillakrieg kaum verwerten. Dazu kommt der auch in Indien fühlbar gewordene Mangel an Transportmitteln, ferner daß man fast ausschließlich auf rein indische Regimenter angewiesen ist und sich von Anfang an gar zu sehr auf Hilfsmittel europäischer Technik, Bomben und Flugzeuge, verlassen hat, die gegen in Felshöhlen sich bergende Gruppenkämpfer nur wenig wirksam sind. Genug, die Engländer müssen sich schon jetzt mit Besorgnis fragen, woher sie bei weiterer Ausbreitung des Aufstandes Truppen nehmen sollen, besonders da auch Mesopotamien und vor allem Aegypten starke Bewachung erfordern, in Europa aber allgemeine Kriegsmüdigkeit herrscht. Dabei wird das Wirtschaftsleben des Landes fortwährend durch Streiks erschüttert, in Bombay allein waren es im Januar 200 000 Mann, mit denen die Verständigung mangels fester Organisation der Arbeiter erschwert war, und natürlich ist die landläufige Bürokratie, durch allerlei Schieberwesen verseucht, auch hier der außerordentlichen Lage nicht gewachsen. Was unter solchen Umständen das beträchtliche Eindringen bolschewistischer Agitation oder auch nur die Möglichkeit eines solchen, gar noch unterstützt durch Waffenschmuggel, zu dem in Tibet von jeher Möglichkeiten bestanden haben, bedeutet, kann sich jeder ausmalen. Bereits im Mai bestanden Anzeichen bolschewistischer Umtriebe, die später (Round Table) abgeleugnet wurden, im einzelnen aber ist (nach „Iswestija") die Verbindung zwischen Indien und der Sowjetregierung, vermutlich über Afghanistan, hergestellt, und wie dünn und unsicher diese Verbindung auch sein mag, nach allem Ausgeführten ist es verständlich, daß auch nur die Möglichkeit einer Verbreiterung und Festigung die Engländer so erschreckt, daß sie zu aller Art von Konzessionen bereit sind und lieber Polen preisgeben, als Indien gefährden.

Deutschland ist leider so herunter gekommen, daß es sich auch über eine dauernde Festlegung Englands in Indien kaum zu freuen Ursache haben würde, denn je schwächer England wird, desto energischer und annexionistischer könnte und würde Frankreich, im Orient verstärkte Stellung gewinnend, am Rhein auftreten, und je mehr sich für England die Kriegs- und Nachkriegskosten erhöhen, desto weniger hätten die Forderungen einer Revision des Versailler Vertrages Aussichten auf Erfüllung. Aber eine Lehre könnte man auch in Deutschland aus dem Studium der indischen Verhältnisse ziehen. Es fehlte — es ist traurig, das einräumen zu müssen — im vorigen Sommer bei uns nicht an Stimmen, die sagten: wenn's zum Schlimmsten kommt, geben wir eben unsere staatliche Selbstständigkeit auf und lassen uns zu einer englischen Kolonie machen, die haben's doch ganz gut. Unter Kolonie verstanden diese Schlauberger Dominions und meinten in ihrer Ahnungslosigkeit, das sei dasselbe. Deutschland aber würde von den Engländern nun und nimmer zu einem Dominion wie Kanada oder Australien gemacht, sondern höchstens zur Kolonie, und wie gut die's haben, sieht, wer's noch nicht aus dem Schicksal der ältesten englischen Kolonie, Irlands, entnommen hat, eben an Indien. Und glaube nur ja niemand, daß der Engländer zwischen dem orientalisch indolenten Inder und dem Deutschen, der seine nationale Selbstständigkeit um materieller Vorteile willen freiwillig aufzugeben entschlossen ist, einen Unterschied machen würde. Da hilft kein Wedeln mit der Kulturpalme, wer weiß nicht, daß die Kultur der Inder der unseren in nichts nachgestanden hat? Wenn's um sein Land geht, schert sich der Engländer den Teufel um fremde Kulturen, er hat seine eigene, und Deutsche oder Inder würden ein identischer Begriff für ihn sein: natives. Menenius

Drinnen und draußen

Frankreich und der Putsch. Die Furcht Frankreichs vor einer militärischen Gegenrevolution und seine Wachsamkeit gegen jedes Erstarken Deutschlands hat sich während der Krisis so deutlich ausgesprochen, daß es verlohnt, einige Zeugnisse aus diesen Tagen festzuhalten. Wir geben die Meldungen nach der „Frankf. Ztg." Nr. 205 wieder.

In einem überaus heftigen Artikel stellt der „Temps" fest, daß die alliierten Regierungen 24 Stunden nach dem Ausbruch der Gegenrevolution in Berlin noch nichts getan und noch nichts gesagt haben.

Sie schienen sogar zu glauben, fährt er fort, daß sie sich um die Regierung, die Deutschland sich geben wolle, nicht zu kümmern hätten. Das Blatt beschwört die alliierten Regierungen, an die äußerste Schwere der gegenwärtigen Krisis zu denken und an den unberechenbaren Wert eines jeden Augenblicks, der verstreiche. Gegenüber den Verantwortlichkeiten, die die alliierten Regierungen heute hätten, seien diejenigen, die Napoleon III. 1866 gehabt habe, leicht gewesen. Auf was warte man noch nach den Erfahrungen, die von Jena nach Leipzig, von Olmütz nach Sedan geführt hätten, nach den Erfahrungen des letzten Krieges? Brauche man da etwa noch Enqueten oder Erläuterungen, um zu begreifen, was die Herrschaft des Militärs in Berlin bedeute? Das Blatt sagt, man behaupte, die in Berlin herrschten, seien nur Komparsen. Aber glaube man, daß sie allein gehandelt hätten? Die Reichswehr und die Sicherheitswehr, die die reguläre Regierung hätten verteidigen sollen, hätten sich ohne einen Flintenschuß en bloc dem neuen Regime angeschlossen. Hätte eine Handvoll Komparsen dieses Ergebnis erzielen können? In ganz Deutschland bis zur Saar sei die Gegenrevolution zu gleicher Zeit ausgebrochen. Nach den Nachrichten von heute nacht und heute morgen hätten sie sofort in Hamburg, Hannover, Kassel, ja sogar in München triumphiert. Das Blatt glaubt nicht, daß untergeordnete Personen das hätten erreichen können. Es erkennt daran die Methode des preußischen Großen Generalstabes. Sei es Zufall, daß General Hoffmann nach Berlin zurückgekehrt sei, daß General von Lettow-Vorbeck einen Vortrag vor der patriotischen Jugend in Nürnberg gehalten habe? Man habe die gegenwärtigen Ereignisse mit der Rückkehr von der Insel Elba verglichen. Wer glaubt sich groß genug, Waterloo verhindern zu können, wenn nicht General Ludendorff? Das Blatt erinnert daran, daß man auch 1862 die Größe Bismarcks nicht erkannt habe. Das Blatt erinnert daran, daß man auch 1862 die Größe Bismarcks nicht erkannt habe. Das Blatt erinnert an die Rede Graf Posadowskys für die Auflösung der Nationalversammlung und verwahrt sich dagegen, daß selbst französische Sozialisten auf das deutsche Proletariat verweisen, wie Ende Juli 1914. Wenn jemals die deutsche Gegenrevolution den Krieg wieder entfache und die französischen Soldaten zwinge, sich töten zu lassen, dann werde man hoffentlich Rechenschaft von den seltsamen Leuten verlangen, die in dem Augenblick, in dem die Militärdiktatur in Berlin aufgerichtet werde, nichts Eiligeres zu tun hätten, als gegen angebliche imperialistische Pläne der Alliierten zu protestieren. Wenn man das tue, was die Leute wollten, dann wolle man sich auf die bolschewistische Bewegung stützen. Das sei eine schöne Hoffnung; wenn die militärischen Chefs über diese Bewegung siegten, dann erschienen sie wie die Verteidiger der sozialen Ordnung, und wenn sie unterliegen würden, dann sei der Bolschewismus als Nachbar Deutschlands etabliert. Werde er etwa die Wiedergutmachungen, die Deutschland Frankreich schulde, bezahlen? Vor der Schlacht von Sadowa habe Thiers in der Kammer gesagt, *der größte Grundsatz der europäischen Politik sei, daß Deutschland aus unabhängigen Staaten zusammengesetzt sei, die unter sich föderativ verbunden wären.* Der „Temps" schließt, indem er darauf hinweist, daß die neue Regierung in Berlin sage, die deutsche Armee könne nicht

unter 250 000 Mann herabgesetzt werden. Deshalb müsse man unverzüglich handeln. Man müsse den Deutschen beweisen, daß man der Stärkere sei.

Auguste Gaubain betrachtet im „Journal des Debats" die Lage etwas ruhiger:

Bevor man Pläne aufstelle, müsse man Tatsachen in Betracht ziehen. Für den Augenblick wolle man auf dem Beobachtungsposten bleiben, bereit, auch zu Handlungen überzugehen, wenn es notwendig wäre. Vielleicht werde der Staatsstreich von Kapp interessante Folgen nach sich ziehen, die die Reaktionäre nicht vorausgesehen hätten. Vielleicht würden sich die anderen Staaten des Reiches gegen Preußen erheben. Vielleicht würde die antiberlinische Bewegung, die sich nach dem Waffenstillstand gezeigt habe, wieder erstehen. Vielleicht auch würde sich die Spaltung, die gewisse Franzosen Deutschland hätten aufzwingen wollen, ganz natürlich vollziehen. Man dürfe deshalb die Kaltblütigkeit nicht verlieren und müsse wachsam bleiben.

Der „Intransigeant" sagt, das alte Deutschland habe sich weder gebessert, noch sei es entwaffnet. Die französische Garantie am Rhein, limitiert auf 15 Jahre, beunruhige die Zukunft, denn die Gegenwart zeige sich sehr unsicher. Die Lasten dieser Wacht am Rhein lämen fast ausschließlich Frankreich zu. Deutschland zeige wieder seinen unverbesserlichen Eroberungsgeist. Man spricht dort fortgesetzt vom Revanchekrieg, den man aus Prahlerei für ein nahes Datum festsetzt. Die Entente dürfe nicht still bleiben. Man müsse die Gelegenheit ergreifen, um Deutschland auf der Basis, die der Kriegsminister André Lefèbre vorsehen habe, zu entwaffnen.

Der Genfer Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" telegraphiert unter dem 14. März:

Die französische Presse scheint eine Art Genugtuung über die Vorgänge zu empfinden. Das Gefühl der Erleichterung ist um so deutlicher, als in der letzten Zeit alle Nachrichten aus Berlin von einer unverkennbaren wirtschaftlichen und nationalen Wiedererstarkung Deutschlands sprachen und man diese Wiedergeburt durch die jetzigen Ereignisse gehemmt sieht. Die nationalistische Presse wiederholt die alte Forderung, daß die Entente das einheitliche Reich nicht mehr anerkenne, sondern nur mit den einzelnen Staaten verhandeln dürfe.

Zweierlei Maß — Verfassungsbruch von rechts und von links. Wie erbarmungslos die Regierung, gehetzt von „Vorwärts" und „Frankfurter Zeitung", die Urheber des Döberitzer Frevels, mit ihnen aber auch viele Unschuldige verfolgt und wie sie dabei ihre eigene einzige Stütze, die Armee, untergräbt, ist bekannt. Sie verhandelte nicht mit Kapp und gab alle Vermittler preis, so loyal auch diese wirkten; sie erfüllte nicht einmal deren verfassungsmäßige Anregungen. Es wird nun interessant zu erleben, worauf sie sich nach der Niederbeugung der Armee stützen wird, um Hochverrat, Verfassungsbrüche und bewaffnete Ultimatums von links ebenso unbeugsam niederzuschlagen. Danach erst wird man ermessen können, ob ihre Stärke gegen rechts nicht in Wahrheit schon nervöse Schwäche war. Vorläufig ist es nötig, einmal die Sprache festzuhalten, mit welcher die Linke, durch Kapps Wahnsinnstat aufgeputscht und durch die Regierung ermutigt, zur Regierung redet.

In der Brauerei Bötzow zu Berlin traten am 26. März nachmittag etwa tausend Betriebsräte der U. S. P. D. und K. P. D. zu einer Generalversammlung zusammen, um zu der gegenwärtigen Lage und zu der Einberufung eines Reichs-Rätekongresses Stellung zu nehmen.

Der Vorsitzende der U. S. P. D. Däumig berichtete über die gegenwärtige politische Lage. „Die bürgerliche Koalition", so führte der Redner aus, „ist durch den letzten Stoß, den ihr die organisierte Arbeiterschaft versetzte, so erschüttert, daß sie nicht mehr das moralisch-politische Übergewicht besitzt und sich lediglich auf die Verfassung stützen kann. Die Ministerernennungen überstürzen sich. Eben ist Bauer zurückgetreten, und Hermann Müller, der die Kabinettsbilduug übernehmen soll, wird schwerlich dieser Aufgabe Herr werden. Angesichts dieser verworrenen Lage

fehlt im Augenblick noch der proletarische Gegendruck.

Es wäre verkehrt, anzunehmen, daß es nur des Willens der Arbeiterschaft bedarf, um die Regierung in die Hand zu nehmen. Denn die militärischen Machtverhältnisse sind nicht zu unterschätzen. In Mitteldeutschland hat die Arbeiterschaft es nicht verstanden, ihre Anfangserfolge auszunutzen und die „Strafaktion" gegen Suhl und Solingen ist jeden Augenblick zu erwarten. Auch im Ruhrrevier haben die Arbeiter leider nicht die Mittel gehabt, ihren Anfangserfolg durchzuführen. Für das Ruhrrevier wird die Lage von Stunde zu Stunde ernster. Bayerische und württembergische Truppen stehen kampfbereit, und aus Schlesien sind gestern dreizehn Truppenzüge nach dem Westen abgegangen. (Zuruf: „Wo sind die Eisenbahner?") Es steht zu befürchten, daß der Bielefelder Waffenstillstand keinen langen Bestand haben wird und daß sich Kämpfe entwickeln werden, die für ganz Deutschland schwerste Folgen haben müssen.

Wir haben heute nachmittag mit dem Deutschen Gewerkschaftsbund, mit der Arbeitsgemeinschaft Freier Angestelltenverbände und den Gewerkschaften verhandelt. Wir waren der Ansicht, daß an das gesamte deutsche Volk erneut der Kampfruf zur Beseitigung der militärischen Macht ergehen müsse. Leider haben sich bei unseren heutigen Besprechungen die Gewerkschaften nicht sofort für den Generalstreik entscheiden können, obwohl sie den Ernst der Lage nicht verkennen. Von den Gewerkschaftszentralen konnten wir jedoch lediglich erreichen, daß dem Reichspräsidenten ein kurzfristiges Ultimatum gestellt wird. Wir dürfen unsere Brüder im Ruhrrevier nicht überrumpeln lassen. Wir verlangen vom Reichspräsidenten, daß alle in Rheinland-Westfalen stehenden Truppen und auch die auf dem Marsch befindlichen Formationen in die Garnisonen zurückgebracht werden, daß die Arbeiterschaft ihre Waffen behält. Es ist früher eine Kommission für Berlin gebildet worden, welche in zwei bis drei Tagen den Eintritt der Arbeiter in die Sicherheitspolizei und die Bildung von bewaffneten Arbeiterwehren durchsetzen soll. Werden die Forderungen nicht bewilligt, so antworten wir mit dem Generalstreik. Wir dürfen uns freilich nicht einbilden, daß die Entwaffnung des Militärs, der Einwohnerwehren und der Polizei eine leichte Sache sein wird; denn diese Söldner kämpfen um ihre Existenz. Wir müssen uns klar sein, daß wir auch bei diesem Kampf nicht das letzte Ziel, die Räteregierung, erreichen werden, daß wir aber auf dem Wege zu dem Endziel die schwierigste Etappe dann überwunden haben."

Nach einer längeren Aussprache, in welcher schleunige Einberufung eines Reichs-Rätekongresses nach Berlin beschlossen wurde, nahm die Versammlung folgende Resolution an:

„Der vorzeitige Abbruch des Generalstreiks vor Erreichung der notwendigen Garantien für die werktätige Bevölkerung hat die von der Zentralstreikleitung vorausgesagte Wirkung gehabt, daß die konterrevolutionären Kräfte sich wieder sammeln und stärken. Die Atempause, die der Konterrevolution durch die Unterbrechung des Generalstreiks geworden ist, wird dazu benützt, um die siegreiche Arbeiterschaft besonders in Rheinland-Westfalen durch die Soldateska niederzumetzeln. Die Vollversammlung der Berliner Betriebsräte ruft angesichts dieser ungeheuerlichen Prellerei der gesamten Arbeiterklasse Deutschlands, angesichts der neuen drohenden Gefahren das Proletariat auf, sich für eine neue Kraftanstrengung bereitzumachen.

Die Vollversammlung beauftragt den Aktionsausschuß, sofort alle Maßnahmen für einen neuen Generalstreik zu treffen. Der Generalstreik muß geführt werden, bis die Durchführung folgender Forderungen gelungen ist. 1. Sofortige Entwaffnung und Auflösung der konterrevolutionären Truppen, d. h. der Truppen, die gegen die Arbeiter gekämpft haben. 2. Verhaftung der Offiziere und ihre Aburteilung durch ein Arbeitergericht. Sofortige Beschlagnahme aller Waffen der Bourgeoisie und Übergabe der Waffen an die Arbeiterräte. 4. Betriebsweise Ausgabe von Waffen an organisierte Arbeiter, Angestellte und

Beamte. 5. Bildung von Arbeiterwehren unter zentraler Leitung der Arbeiterräte. 6. Schleunige Einberufung eines Reichs-Rätekongresses. Vervollständigung der Wahlen der revolutionären Betriebsräte.

Bücherschau

Laotse, Tao Te King. Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Diederichs, Jena 1919. Br. M. 5.—, geb. M. 8.—.

Das Wiedererscheinen dieses Buches, das mehrere Jahre im Buchhandel fehlte, wird dankbar begrüßt werden. Es bildet einen integrierenden Teil des von R. Wilhelm im Diederichsschen Verlage herausgegebenen, auf zehn Bände angelegten Werkes „Die Religion und Philosophie Chinas, aus den Originalurkunden übersetzt." Die übrigen Teile dieses Werkes sollen, soweit sie erschienen sind, an dieser Stelle noch gewürdigt werden.

Die Bedeutung des Laotse, dessen Ideen in China von dem staatlich sanktionierten, ethisch-politischen System des Konfuzius verdrängt wurden und dann in der Trübung von Aberglauben und Sektentum wohl ein starkes, wucherndes Leben und breite Wirkung empfingen, aber ihrer ursprünglichen Reinheit verlustig gingen, wird für das abendländische Denken eine stetig steigende werden. Die verschiedensten Antriebe modernen Denkens finden ihre Erfüllung in dem geistigen Kosmos, den dieser einzigartige Denker geschaffen hat: die Abwendung von romantisch-stimmungshafter Weltanschauung und rationalistischer Metaphysik, die Bemühung um einen gereinigten Begriff der Humanität, um ein System autonomer Werte sowohl in der individuellen als auch in der gesellschaftlichen und politischen Sphäre. Dem begegnen bei Laotse die in Wesensreinheit gesehenen und mit unvergleichlicher Energie der Sprache erschlossenen Konzeptionen (seien sie nun ursprünglich oder erneuert) des Rechten Menschen (Wilhelm übersetzt „der Berufene", andere „der Heilige" oder „der „Vollkommene") und des Tao. Eine Definition dieses Begriffes zu geben, scheint unmöglich, wenn man die von den verschiedenen Übersetzern gegebenen Deutungen nebeneinander hält. Aber darin offenbart sich seine begriffliche Prägnanz und zugleich seine unverkennbare Beziehung auf Forderungen, die erst die moderne Logik präzisiert hat: daß seine Bedeutung aus seiner funktionalen Beziehung, aus seiner Stellung in einzelnen und zusammenhängenden Satzaussagen eindeutig hervorgeht. Darum würde man sich in lauter Widersprüche verwickeln, wollte man das Tao mit den Oberbegriffen einer unkritischen Metaphysik interpretieren: es hat weder die kosmologische Bedeutung des Weltengrundes, wie bei den Vorsokratikern, noch die psychologische des Seelengrundes, wie in der christlichen Mystik, noch auch die theologische des göttlichen Urgrundes wie im Neuplatonismus. Anderseits steht fest, daß in seiner Struktur die religiösen Komponenten nicht minder wirksam sind als die ethischen, soziologischen usf. Wie der Begriff des Tao es unternimmt, die Einstimmigkeit, die Gleichgerichtetheit himmlischen, irdischen und menschlichen Geschehens auszusprechen, so bezieht sich seine Valenz gleichmäßig auf diese drei Reiche. Es fehlt vielleicht an den zureichenden Worten, um die Eigenart dieses kosmischen, zugleich naturalistischen und individuellen Prinzips, das mit ähnlichen Prinzipien im brahmanischen und buddhistischen Indien geistig eng verwandt ist und den Ausdruck eines Weltbildes darstellt, das man vielleicht als allgemein-orientalisch bezeichnen darf, derart herauszustellen, daß seine Beziehung zum Geiste moderner Wissenschaft und unlöslich die Möglichkeit seiner Rechtfertigung vor demselben genügend scharf hervortritt.

Auf die übrigen Kardinalbegriffe Laotses, vor allem auf die des Rechten Menschen und des Nichthandelns (welch letzterer geradezu ein praktisch-ethisches Gegenstück des Nichtwissens bei Sokrates und Nikolaus von Cues darstellt) kann hier nicht mehr eingegangen werden. — Die Übersetzung empfiehlt sich, inmitten der zahlreichen, durch ihre Abweichungen voneinander den Laien vollkommen verwirrenden Übertragungen des Werkes, durch ihre Schlichtheit und ihren Verzicht auf falsche Modernität, sowie durch gut orientierende Einleitungen und zahlreiche Anmerkungen.

Emil Sinclair, Demian. Die Geschichte einer Jugend. S. Fischer Verlag, Berlin.

Die Besprechung dieses Buches kann ungezwungen an die vorhergehende anschließen. Denn die Besinnung, das Nicht-widerstreben, die Hingabe an das starke Gesetz des Himmels und der Erde, wie Laotse sie forderte, bestimmen unausgesprochen das Leben des jungen Sinclair, soweit es in diesem Buche gegeben wird. Wie groß ist der Abstand, der es von den Jugendbüchern der Vorkriegszeit scheidet, wie viel weiter ist Sinclair gekommen, weit hinaus auch über das schönste jener früheren Werke, Friedrich Huchs Mao, und über das klügste, Robert Musils Verwirrungen des Zöglings Törleß. An die Stelle des Sich-Verströmens, der Selbstaufgabe an die bunte, flutende Erscheinung ist die Rückkehr, das Horchen auf die innersten Bildekräfte des eigenen Selbst und ihre unbedingte Bejahung getreten, — eine Bejahung, die allein Wachstum und Reife dieses Selbst herbeiführen kann. Es lohnt nicht zu wiederholen, welche Stationen Sinclair durchläuft: sie werden innerhalb des Kunstwerks zu Motiven, die mit großer Zartheit aufgenommen, zusammengefügt und erneuert werden. Wichtig sind vor allem die ins Mythische erhobenen Gestalten des Freundes, dessen Namen das Buch trägt, und seiner Mutter sowie die mit beiden aufs engste verbundenen religiösen Intuitionen, deren Sinn es ist, über die Gegensätzlichkeit des Guten und Bösen, des Reinen und Unreinen, des Lichten und Dunklen hinauszugehen und die Gegensätze in der übergreifenden Einheit Gottes zusammenzufassen. Hält man neben ein Wort, das zu Sinclair gesagt wird: „Heim kommt man nie"

Pädagogium Waren
in Mecklenburg am Müritzsee

Vorbereitung auf alle Klassen der verschiedenen Schulsysteme (Umschulung). Insbesonders Vorbereitung auf die Einjährigen-, Prima- und Reifeprüfung.

Dr. Michaelis

jene Frage und Antwort bei Novalis: „Wohin gehen wir denn?“ — „Immer nach Hause“, — so findet man in beiden, die jedes für sich gleich wahr, gleich sinnhaft und geltend sind, die Dialektik menschlicher Lebensbewegung überhaupt. — Das Buch faßt sein Gedankliches in der bildhaften und musikalischen Einheit echter Dichtung zusammen. Seine Sprache ist unaufdringlich und unaufgeblasen, daher von großer Bestimmtheit und Sachgerechtigkeit. Wir fassen die Leistung des Buches und die Eigenart des Lebens, das sich darin vollzieht, wiederum mit den Worten Laotses: „Zurückgewandt sein zur Wurzel: das ist Stille. Stille: das ist Rückkehr zur Bestimmung. Rückkehr zur Bestimmung: das ist Ewigkeit. Die Ewigkeit erkennen: das ist Weisheit.“

Hans Heinrich Schaeder.

Verantwortlich: Dr. Max Hildebert Boehm in Berlin-Friedenau.
Schriftleitung und Verlag: Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a. Fernruf: Lützow 6510.
Verlag: K. F. Koehler, Abteilung Grenzboten, Berlin.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.
Rücksendung von Manuskripten erfolgt nur gegen beigefügtes Rückporto.
Nachdruck sämtlicher Aufsätze ist nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlages gestattet.

Wissenschaftliche und sittliche Ziele des künftigen Deutschtums

Von Prof. **Max Semper**, Aachen

Preis geh. M. 7.—, geb. M. 10.—

Wie einst Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation ruft hier Semper das deutsche Volk zur sittlichen Erneuerung und zur Vertiefung unserer wissenschaftlichen Arbeit auf.

Politik

Eine Einführung in Gegenwartsfragen

Von Prof. Dr.

A. Frhr. v. Freytagh-Loringhoven

Preis geh. M. 7.20, geb. M. 10.80

In diesem Werk, das ein wahres Lehrbuch der Politik ist, zeigt der Verfasser, daß nur der nationale Gedanke uns erretten kann! Wer seinen Standpunkt bei den Wahlkämpfen vertreten will, muß dieses Buch lesen.

Der Betrug am deutschen Volk

Von Prof. Dr.

Hans Freiherrn v. Liebig

Preis geh. M. 8.40, geb. M. 12.—

In seinem Werk über die Politik v. Bethmann Hollweg richtete der Verfasser unsere äußere Politik während des Krieges. Der „Betrug“ ist eine Anklageschrift gegen die inneren Schädlinge des Reiches; er zeigt, woran wir zugrunde gingen.

Auf diese Preise kommt der derzeitige Sortiments-Zuschlag

J. F. Lehmanns Verlag, München SW 2

Europa am Abgrunde

Die wichtigsten Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages
in ihren Wirkungen erläutert von **Professor Dr. Paul Rühlmann**
Mit einer farbigen Karte: Die Zerstückelung Deutschlands
2. Auflage — Preis geheftet 3,50 M.

Die entscheidenden Bestimmungen des Versailler Friedensvertrages sind im amtlichen Wortlaut abgedruckt und einzeln nach Sinn und Tragweite erläutert an Hand der besten amtlichen und privaten Unterlagen. Wer ohne großen Zeitverlust sich objektiv entwickeln will, der findet hier alles wichtige vereinigt.

K. F. Koehler, Verlag, Leipzig

Valuta — Auslandsmark

Von Eberhard Haendcke

as Schlagwort Valuta ist heute in aller Munde und muß als Erklärungsgrund für alle und jede Nöte herhalten. Fast alle Behandlungen dieser Frage sind aber leider nur retrospektiv und eine Besserung wird damit als unmöglich bezeichnet, daß man erklärt, finanztechnisch wäre dieser aus wirtschaftlichen Gründen entstandene Schaden gar nicht heilbar. Gewiß, finanztechnisch allein ohne Unterstützung des wirtschaftlichen Lebens würde eine solche Konstruktion stets nur ein künstliches Gebilde sein, aber mit einer solchen Unterbauung kann eine Valutaregelung den Anstoß zur allgemeinen Gesundung unserer Wirtschaft geben, die kein innerdeutsches oder auch nur innereuropäisches: die heute ein Weltproblem darstellt.

Werfen wir, um zum Verständnis dieser verwickelten Frage durchzudringen, einen ersten Blick auf die Verschiebung des Kapitals und der Bevölkerung vom Lande nach der Stadt hin und ihren ursächlichen Zusammenhang. Man muß sich auch ferner klar sein, daß sich so revolutionierende, grundlegende kaufmännische Begriffsverschiebungen durch die Kriegswirtschaft ergeben haben, daß diese nicht innerhalb weniger Monate, besonders wo sie der Handelswelt vom Gewinnstandpunkt aus so sehr nutzbringend waren, verändert werden können, und daß durch den Krieg die Welt an ganz andere Wort- und Zahlenbegriffe gewöhnt worden ist. Wir müssen uns außerdem daran erinnern, daß nicht nur wir in Deutschland, sondern die ganze Welt ohne Ausnahme, jedes Land in seiner Art, einen großen Warenhunger hat, der jetzt nach dem Kriege zu Herstellungsbedingungen erfüllt werden soll, die seinerzeit während des Krieges durch den Krieg entschuldigt waren, heute aber „scheinbar" ihre innere Berechtigung verloren haben, — scheinbar deswegen, weil in Wirklichkeit anstatt des militärischen Krieges jetzt der soziale Krieg eingetreten ist, unterstützt von dem aus nationalistischen Gründen entstandenen Handelskrieg, der offiziell mit dem Kampf um die wirtschaftliche Existenz der alten und der neuen Staaten entschuldigt und begründet wird, was aber an dem tatsächlichen Bestehen dieses Krieges nichts ändert und die aus einem jeden solchen Kriege notwendigen unheilvollen Folgen nicht aus der Welt schafft. Es hat auch keinen Zweck für Deutschland, etwa seinerseits mit einem Gewaltakt, wie ihn die plötzliche Erklärung eines Staatsbankrottes darstellen würde, ihm begegnen zu wollen, denn durch eine solche Erklärung würde Deutschlands wirtschaftliche Existenz vernichtet werden, weil von diesem Augenblick an die Entente, fußend auf ihren fortbestehenden Ansprüchen Zahlungen auf Kriegsentschädigung, das moralische Recht hätte, eine noch wesentlich schärfere Kontrolle der deutschen Arbeit in Form von Festlegung der Arbeitsbedingungen, Zeit und Preisen, Handel und Wandel nach ihrem eigenen Gutdünken auszuüben.

Die beabsichtigte internationale Valutakonferenz zum Zwecke einer Hebung des Wechselkurses wird wohl wahrscheinlich zustande kommen, aber Deutschland wird, infolge seiner wirtschaftlichen als auch politischen Lage, nur in beschränkten Maße davon profitieren können. Außerdem stellt die Herausgabe internationaler Obligationen eben nur wieder eine neue internationale Verpflichtung dar, sodaß wir über diese Schuldverschreibungen nicht alleiniger Herr sind. Trotzdem wäre

selbstverständlich aus vielen Gründen eine solche Konferenz und ihr hoffentlich gutes Resultat in deutschem Interesse nur zu begrüßen.

Auch die schon viel besprochenen und erhofften amerikanischen Kredite sind mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten. Es sind von privater Seite bereits sehr große Summen Deutschlands Handel und Industrie angeboten worden, aber die Bedingungen sind derart hart, daß die deutsche Industrie in ihrem eigensten Interesse vor ihrer Annahme zurückschrecken mußte. Die Amerikaner nehmen plötzlich an, daß Deutschland als wirtschaftlich geschlagenes Volk gern bereit sei, jeden Kredit zu akzeptieren und halten die Abweisungen eines schließlich auch über den Ausgang des Krieges verbitterten Volkes nur für Arroganz. Schlechte Psychologie! Man hilft einem Geschlagenen vorsichtig wieder auf, wenn man Dank erwartet, Auftrumpfen des Siegers weckt mit Naturnotwendigkeit die entgegengesetzten Affekte.

Bleibt also doch nur eine Hilfe aus eigener Kraft. Dabei sind zwei Momente als Hebelpunkte besonders zu beachten, das soziale und das finanztechnische. Das soziale ist vielleicht gar nicht so schwer lösbar, wenn man bedenkt, daß der Deutsche, ganz allgemein gesprochen, ein Arbeitsfanatiker ist. Nur dadurch, daß die Auslandsdeutschen mehr als der Durchschnitt gewohnt waren, Arbeit zu leisten, erreichten sie den Wohlstand, der den deutschen Namen draußen groß gemacht hat. Heute hört man schon allgemein, daß die Industriellen viel weniger ein noch weiteres Streiken ihrer Arbeiter befürchten, als den Mangel an Rohstoffen (etwa ein Drittel der Industriearbeiter arbeiten schon aus freien Stücken wieder im Akkord, und besonders in Süddeutschland wird der Achtstundentag bereits vielfach freiwillig wieder überschritten). Häufig erklärt jetzt der Arbeiter, er würde lieber den früheren kleinen Lohn wie vor dem Kriege verdienen und entsprechend sich Lebensmittel dafür kaufen können, als den augenblicklich scheinbar hohen und doch den wirtschaftlichen Ansprüchen nicht genügenden zu erhalten. Man muß und kann darum den Arbeitern begreiflich machen, daß sie ihre selbstbeschäftigenden Werkstätten durch unüberlegtes Anfordern von erhöhten Löhnen schließlich selbst auffessen. Man muß aber auch bedenken, daß sie vier Jahre lang mehr oder weniger stark gehungert und gelitten haben, und man muß das in Rechnung ziehen, wenn man Mittel sucht, ihren Arbeitswillen zu fördern. Dies kann man aber nur, indem man ihnen die Möglichkeit bietet, sich Lebensmittel, Kleider und Schuhe zu Preisen zu verschaffen, die im richtigen Verhältnis zu ihrem Einkommen stehen. Das wirtschaftliche Problem heißt nun: erst unbezahlten Lebensunterhalt ins Land einzuführen und dann noch unbezahlte Rohstoffe heranzuschaffen. Dann erst kann langsam mit der Rückzahlung begonnen werden. Um dies zu erreichen, muß vor allem aller Welt klar gemacht werden, daß sie nicht nach dem allgemein sonst üblichen kaufmännischen Prinzip, daß man am ärmsten Manne gewöhnlich am meisten verdienen kann, weil er dahinsiechend von der Hand in den Mund lebend gewöhnlich alles annehmen muß, gegen Deutschland vorgehen kann, sondern daß man dadurch, daß man einem momentan hilfsbedürftigen, aber an sich tüchtigen und arbeitsfähigen Kunden durch wirtschaftliche Hilfe auf den Weg wieder hilft, mit ihm als späteren Käufer und Verkäufer ein viel größeres und sichereres Geschäft macht.

Unser Privatkredit im Auslande ist aber schon erheblich in Anspruch genommen und trotzdem ist unsere Valuta eine der schlechtesten in der Welt. Der

Einkauf von fremdländischen Rohstoffen ist daher nach deutschen Wertbegriffen durch den hierdurch entstandenen Preisunterschied fast ganz unmöglich und den Kurs der Mark kann man nicht von heute zu morgen willkürlich ändern. Deshalb muß man nach einem neuen Bezahlungsmittel suchen, welches sich entsprechend dem Goldstandard im nominalen und inneren Wert deckt. Mit anderen Worten: es ist neben der Inlandsmark eine Auslandsmark zu schaffen! Als Inlandsmark soll die heutige Mark gelten, als Auslandsmark wird ein neuer Schein gedruckt, dessen Nominalwert durch Verpfändung von gekauften Rohstoffen, durch außerdeutsche Forderungen und durch Verpfändung von in ihrem Wert nicht leicht herabsinkenden Immobilien (Wälder, Bergwerke) gesichert ist. Die vielen heut im wirtschaftlichen Leben notwendigen Ausfuhrlizenzen ermöglichen es, eine gewisse Planwirtschaft, die im Interesse des allgemeinen deutschen Handels für einige Zeit wohl noch notwendig ist, durchzuführen. Hier kann man einen Schritt weiter gehen, indem man, — durch diese Kontrolle bereits in einem gewissen Grade ermöglicht — jede Industrie veranlaßt, einen bestimmten Rohstoffvorrat als eine Art eiserne Reserve sich hinzulegen. Dieser Rohstoffvorrat wird bis zu 75 Prozent seines Wertes beliehen und daraufhin in entsprechendem Umfange Auslandsmark ausgegeben. Es wird also zu 75 Prozent mit Auslandsmark bezahlt und zu 25 Prozent durch andere Wertobjekte sichergestellt. Das heißt, die Bezahlung als solche erfolgt zu 100 Prozent durch Auslandsmark, nur mit der Einschränkung, daß für die Sicherheitsmarge von 25 Prozent noch andere Werte verpfändet sind. Diese Auslandsmark bedeutet aber einen neuen Wert, ein neues Geldstück, das voll und ganz gesichert ist. Man wird vielleicht einwerfen, daß die Auslandsmark nichts anderes wäre, als eine neue Form von Schuldverschreibungen. Dieser Einwurf ist unberechtigt, weil die Auslandsmark ein neues, dem Goldwert entsprechendes vollwertiges und gesichertes Zahlungsmittel ist, das von jetzt ab, wie zum Beispiel die neugeschaffene tschechisch-slowakische Krone, eine neue Währungseinheit darstellt. Eine Sicherheit müßte zwar seitens der Entente bezw. des Völkerbundes gegeben werden, nämlich, daß diese größtenteils erst neuentstehenden Werte nicht in irgend einer Form zur Bezahlung von Kriegsschulden herangezogen werden. Da die neutralen ausländischen Industrien und Staaten auch an einer Stabilisierung der deutschen Valuta ebenfalls das allergrößte Interesse haben, so darf man von ihnen wohl Hilfsaktionen in Form von Garantieübernahmen erwarten, die sie ja weiter keine positiven Kapitalsauslagen kosten, zur Erhöhung des Ansehens der deutschen Auslandsmark jedoch wertvoll sind, und die zusammen mit den in greifbaren Werten und so weiter verpfändeten Objekten sogar eine Deckung der Auslandsmark von über 100 Prozent ergeben können. Als Sicherstellung dienen also erstens die gekauften Rohstoffe, zweitens die einer deutschen Zentrale verpfändeten deutschen Immobilien, drittens die Avalwechsel neutraler Staaten und Industrien und viertens schließlich indirekt durch den Re-Export die ganze deutsche Arbeit. Durch die Interessierung Neutraler wird die Gefahr eines, trotz seitens der Entente gegebenen Versprechens möglichen Eingriffes der Entente bedeutend vermindert. Gleichzeitig werden dann die neutralen Unternehmungen die allgemeine Annahme der Auslandsmark als neues Zahlmittel und ihre Einführung auf dem internationalen Geldmarkt zu erleichtern suchen und Deutschland es so ermöglicht, ohne Aufnahme von weiteren Schulden allmählich seinen Rohstoffhunger zu befriedigen. Ein Teil

dieser Rohstoffwerte, sagen wir bis zu zwei Drittel, wird von der inländischen Industrie voll bezahlt und verarbeitet, der Rest bleibt als eiserner Bestand, sowohl im Interesse der deutschen Wirtschaft als solcher, als auch im Interesse des Ansehens der Auslandsmark, bestehen. Dann kommt das Plus an deutscher Arbeitskraft allein dem deutschen Handel, ohne Abzug fremdländischer Beteiligungen und ohne Zahlung von Bankprovisionen und so weiter, zugute. Für diesen Mehrerlös kann der deutsche Kaufmann sich wieder vollgültige deutsche Auslandsmark kaufen, so seinen Rohstoffbedarf wieder ergänzen und die deutsche Auslandsmarkwährung langsam in ihrem Umlauf vergrößern, unter gleichzeitiger allmählicher Verbesserung des wirtschaftlichen Status im Auslande. Damit kann dann auch eine Kurserhöhung der Inlandsmark erwirkt werden. Weiterhin hat diese Regelung den Vorteil, daß ohne Druck von einer Zentrale gemeinsam die Kontrolle der Rohstoffbestände und der allgemeinen deutschen Wirtschaft und ihr gegenseitiges Verhältnis zueinander bewirkt wird. Die zu diesem Zwecke zu schaffende Stelle (eventuell der Reichsverband der deutschen Industrie) könnte so die Industrie auf viele Jahre hinaus durch gemeinsame Transaktionen, wo notwendig staatssozial beeinflussen und ganz allgemein ein engeres Zusammenarbeiten der deutschen Industrie gegenüber den vielen gegnerischen Auslandsverbänden aus eigenstem Interesse heraus erleichtern, resp. ermöglichen.

Die Hauptbefürchtung gegenüber diesem Plan ist wohl, daß Teile des deutschen Handels eigenbrödlerisch die Waren zum Beispiel in fremder Valuta selbst einkaufen und sie nicht der Zentralstelle zur Verfügung stellen. Sie mögen es tun, aber billiger können sie mit fremdländischer Währung auch nicht einkaufen, da die Auslandsmark im Gegensatz zu dem, häufigen Schwankungen ausgesetzten Wechsel einen stationären Kurs (den Paritätskurs von Pfund Sterling 1 Gold) hat, weil die zu ihrer Sicherstellung verwendeten Werte sich, als Ganzes zusammengefaßt, nicht ändern. Die inländischen Großindustrien sind aber schon durch die erste Transaktion so eng mit dieser Einrichtung verbunden, daß sie im Interesse der Erhaltung des Ansehens der Auslandsmark und auch aus kaufmännischen Gründen (vereint lassen sich große Quantitäten oft billiger einkaufen und finanzieren) veranlaßt werden, diesen Einkaufs- und Bezahlungsweg immer wieder zu beschreiten. Daher wird auch ein großer Teil des deutschen Handels ganz von selbst diese Stelle gern mitbenutzen. Damit nützt er nicht nur dem Ansehen der deutschen Auslandsmark als solcher, sondern er wird infolge der großen Rohstoffeinkäufe durch die Ziehung von Auslandsmarkwechseln bewirken, daß ein Teil des internationalen Geldmarktes wieder seinen Angelpunkt in Deutschland findet. Deutschland wird dann nicht mehr wie bisher völlig auf Gnade oder Ungnade ausländischen Devisen überantwortet sein, sondern es kann im Lande selbst mit vollwertiger Valuta die Finanzierung seiner eigenen Im- und Exporte vornehmen. Wahrlich, dieses Ziel zu erreichen ist wohl einige kleine technische Mühen wert, die mit einer solchen Zentralisierung verbunden sein mögen, welche durch ihre zusammenschweißende Existenz weittragende wirtschaftliche und politische Vorteile mit sich bringen kann.

Es ließe sich noch mancherlei über die sich hieraus ergebenden günstigen internationalen wirtschaftlichen und finanziellen Möglichkeiten sagen, die sich mit der Schaffung einer solche neuen, stabilen, deutschen Währungseinheit öffnen. Heute soll lediglich die Idee als solche der öffentlichen Erörterung unterbreitet werden.

Druck „Der Neue Tag", Berlin SW 11.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below,
or on the date to which renewed. Renewals only:
Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

UCLA
INTERLIBRARY LOAN
THREE WEEKS
NON-RENEWABLE
6315

JUN 16 1989

LD21A-10m-8,'73
(R1902s10)476—A-31

General Library
University of California
Berkeley

YD 11455

C006097653

U.C. BERKELEY LIBRARIES

AP30
G7
v.79:1
Greensboro

485430

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY, CALIFORNIA